

scm hänsler

Wird aus Helmut Eberspächer ein SS-Terrorist?
Hitlerjugend und SS-Geheimagentenausbildung
scheinen diesen Weg vorzuzeichnen.

Doch als er KZ-Häftlinge umbringen soll,
verweigert er den Befehl. Gott greift ein!
Kurz vor seiner Vereidigung bei der Waffen-SS
wird er bei einem Luftangriff durch eine
englische Fliegerbombe schwer verletzt.

Im Kriegslazarett findet er durch das Lesen
der Bibel zu Jesus Christus. Dies verändert
sein Leben. Auch die Nachkriegszeit und
das Berufsleben werden zum ungewöhnlich
spannenden Abenteuer.

ISBN 978-3-7751-4569-5

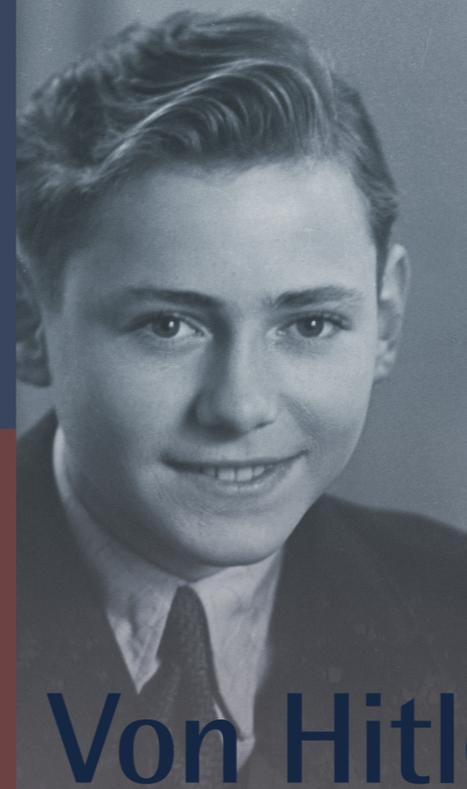


9 783775 145695

scm hänsler

Von Hitler zu Jesus

Eberspächer



Dr. Helmut Eberspächer



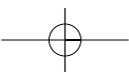
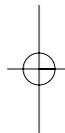
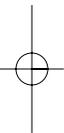
Von Hitler zu Jesus

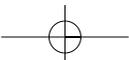
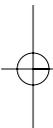
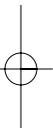
Leben zwischen Zeitgeist und Gott

hänssler



Von Hitler zu Jesus Leben zwischen Zeitgeist und Gott





Dr. Helmut Eberspächer

Von Hitler zu Jesus

Leben zwischen Zeitgeist und Gott

hänssler

Hänssler-Hardcover
Bestell-Nr. 394.569
ISBN: 978-3-7751-4569-5

Hänssler-Paperback
ISBN: 978-3-7751-4686-9

Internet: www.haenssler.de
E-Mail: info@haenssler.de

Copyright 2006 by Dr. Helmut Eberspächer, Sindelfingen
Satz: BuchHaus Robert Gigler, München
Umschlaggestaltung: Ingo Riecker, Neuffen
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Eine Biografie: SS-Geheimagent, Patient, Auszubildender, Student, Doktorand, Verbandsprüfer, Prokurist, Familienvater, Steuerberater, Treuhänder, Reeder, Hausbesitzer, Angeklagter, Landwirt, als Verbrecher verdächtigt, von Interpol überwacht, Missionar, Metallindustrieller, Rentner ...

Zufall? ... Von Gott geführt!

Vorwort

Viele Jahre hindurch kamen immer wieder jüngere und ältere Menschen auf mich zu und fragten nach dem Leben im Dritten Reich, dem Zweiten Weltkrieg und der Zeit danach. Lange bemühte ich mich, alles zu verdrängen und schwieg einfach. Öfters musste ich hören: „Du bist ein wichtiger Zeitzeuge und solltest ein Buch schreiben über Eure interessanten Erfahrungen.“

Als ich zaghaft meine Lebensberichte zu diktieren begann, begegnete mir Herr Ortwin Blum, der Mitarbeiter einer christlichen Zeitschrift. Nach dem Kennenlernen bat er spontan um ein kurzes schriftliches Glaubenszeugnis. Doch hatte ich Hemmungen, so viele erschreckende Erlebnisse während des Dritten Reiches und später im Wirtschaftswunderland zu veröffentlichen. Aber er ließ nicht locker.

Es ergab sich in den folgenden Monaten, dass meine Frau und ich den Lebensrückblick mit seiner Unterstützung in vorliegender Form fertig stellen konnten. Ihm sei herzlich gedankt. Eigentlich wollte ich nur für unsere Kinder aufschreiben, was wir mit Gott und Menschen erlebt hatten. Freunde bestürmten uns, es müsse veröffentlicht werden. Beim Diktieren wurde ich an viele Details erinnert und kann nur staunen und danken, denn Gott hat gnädig über uns gewacht. Immer wieder hat er aus hoffnungslos scheinenden Situationen herausgeholfen.

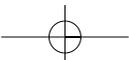
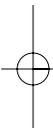
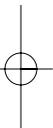
Besonders danke ich zwei Menschen: Zuerst meiner lieben Frau, die über fünfzig Jahre an meiner Seite alles hautnah miterlebte und bei gründlicher Durchsicht des Manuskriptes wertvolle Hinweise gab. Dann Friedrich Hänssler für seinen Freundschaftsdienst, den Entwurf kritisch durchzusehen.

Dieses Buch ist besonders unseren Kindern Reinhart, Christa und Daniela sowie unseren Schwiegerkindern und Enkeln gewidmet. Es wurde von mir selbst geschrieben und von meiner Frau lektoriert. Sollten sich Fehler eingeschlichen haben, bitten wir um Nachsicht.

Möge es allen Lesern zum Segen werden!

Sindelfingen, im Juni 2006

Dr. Helmut Eberspächer



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6
Teil 1 – Meine Jugend im Dritten Reich	10
Teil 2 – Nachkriegszeit, Studium, Familie, Beruf.....	209
Teil 3 – Mein Leben bleibt abenteuerlich	370
Teil 4 – Berufserfahrungen, Verfolgungen und Wunder	481
Rückschau und Vorschau	643
Kontaktadressen für suchende Menschen	645

Teil 1:

Meine Jugend im Dritten Reich

Meine Vorfahren	12
Großväter und Großmütter	15
Die Eltern	25
Frühe Kindheit und erste Streiche	31
Volksschulzeit mit Lehrer Hertlein	40
Die ersten Ferien bei Oma Katharina	42
Der erste Jugendfreund	44
Vor der Machtergreifung Hitlers – die Wahl des Volkes	48
Die Anfänge im Dritten Reich	53
Umzug der Familie in eine „vornehme“ Wohnung	60
Lausbubenstreiche in Mercedes-Stadt	63
Mein Schulfreund Edgar	67
Vom Jungvolk zur Hitler-Jugend	71
Spannende Aufnahmeprüfung	75
Geheimnisvolle Ereignisse in der Oberschule	77
Die Jugend arbeitet mit Begeisterung	82
Von Wehrpsychologen beobachtet und entdeckt	85
SS-Spezial-Ausbildung auf dem Michelsberg	87
Auf Leben und Tod - die zweite Ausbildungsperiode	94
Die geheime SS-Akte	103
Harter Umgang in der Hitler-Jugend	112
Die Konfirmation und ein trauriges Abendmahl	115
Vom HJ-Streifendienst zur Reiter-HJ	120
Hotel Sommer, Geheime Staatspolizei und die Christen	123
SS-Vortrag über „wahres Evangelium“	131
Weitere SS-Ausbildung, Eskalation bis vors Kriegsgericht	135
Luftangriffe, Todesängste – Verschollene SS-Ausbildungs-Akte	146
Der Rüstungsbetrieb – „Heimat“ meines Vaters	156
Einsatz als Flakhelfer	163
Lebendes Übungsmaterial – Geplanter Mord	168

Stellungsbefehle mit Überraschungen	171
Luftmine, Luftwaffenlazarett, Robert-Bosch-Krankenhaus	175
Meine Bekehrung zu Jesus; erschütternde Begegnungen	178
Schreckliches Kriegsende mit Franzosen und Amerikanern	187
Aus dem Krankenhaus – endlich „nach Hause“	194
Nachkriegs-Festmahl zwischen Kisten	197
„Normalbürger“ im Dritten Reich	201

Meine Vorfahren

Spätestens als Schuljunge hatte ich mich ab 1933 für meine Vorfahren zu interessieren. Denn nach der Machtergreifung Adolf Hitlers wurde dem Volk eingeschärft, dass nur „arische“ Menschen zu der überlegenen deutschen Herrenrasse gehörten. Nur sie hätten Platz im Deutschen Reich bzw. überhaupt eine Lebensberechtigung. Da offenbar nur arische Menschen gute Berufschancen hatten, suchten die meisten Volksgenossen nach schriftlichen Belegen, woher sie kamen und wer genau die vorausgegangenen Generationen waren. Es wurde zukunftsnotwendig, zu beweisen, dass man arischer Abstammung war – für Millionen sogar überlebenswichtig. Alle wurden angeregt, größtenteils sogar gezwungen, nach ihren Wurzeln zu forschen und diese mit offiziellen Dokumenten zu belegen.

So war es selbstverständlich, dass auch mein Vater für seine Familie eine Ahnentafel erstellte. Man konnte die Daten in standesamtlichen Aufzeichnungen und alten Kirchenbüchern finden. Er hatte es leicht, denn seine Nachforschungen ergaben, dass alle unsere Vorfahren in drei kleinen Dörfern nördlich von Esslingen gelebt hatten. Die etwa 200 Einwohner dort kannten sich alle und heirateten untereinander. Die Ortschaften hießen Wäldenbronn, Liebersbronn und Sankt-Bernhardt. Alle drei sind heute der Stadt Esslingen eingemeindet und wurden später durch ihre schöne Berglage zu sehr beliebten Wohngebieten.

Mein Vater konnte unsere Vorfahren über mindestens 200 Jahre zurück verfolgen. Sie gingen am Sonntag in die Kirche Sankt-Bernhardt und wurden auf dem Friedhof hinter dem Gotteshaus beerdigt. Da die Liegezeit in der Regel aus Platzgründen nur 30 Jahre betrug, wurden die Skelette danach ausgegraben und lagen im Beinhaus unterhalb der Kirche. Dieses durfte ich einmal nach langem Bitten als zehnjähriger Junge mit Vater besichtigen.

Von großem Interesse waren für mich die verschieden großen Bauernhäuser der früheren Generationen. Sie hatten alle einen ähnlichen

Bauplan. Unter dem Haus befand sich ein möglichst geräumiger, gewölbter Keller aus riesigen Quadersteinen, für Apfelmöste, Kartoffeln und sonstige Vorräte. Den Kellerboden bildete gestampfter Lehm. Auch das Erdgeschoss war aus Quadersteinen. Im Obergeschoss, das aus Holzfachwerk errichtet war, befanden sich über den Stallungen die Schlafräume für Eltern und Kinder. Man brauchte in diesen Räumen keinen Ofen, da die Tiere im Stall genügend Wärme nach oben abgaben. Die Küche rechts im Obergeschoss, über der Wasch- und Futterküche, wärmte in der Regel ein großer Küchenherd, der sich an der Wand zum Wohnzimmer befand und mit Holz geheizt wurde. Das Wohnzimmer konnte man durch Öffnen von Luftklappen gleichzeitig mit der Küche heizen. Über der Wohnung befand sich das Dach, das mehr oder weniger mit Kinderzimmern ausgebaut war. Ganz oben über den Kinderzimmern, auf dem Dachboden lagerte man im Herbst nach der Ernte das Brotgetreide und das Hühnerfutter.

Ein weiterer Grund für mein Interesse an unseren Vorfahren kam aus den Fragen meiner Eltern und Verwandten. Nachdem ich oft durch anscheinend unübliches Verhalten aufgefallen war, hörte ich immer wieder: „Von wem hat er wohl diese Eigenschaft geerbt?“ Solche Unterhaltungen bewirkten außerdem, dass ich immer mehr versuchte, nur ja nicht aufzufallen. Dies gelang mir auch mit zunehmender Perfektion.

Oft durfte ich dabei sein, wenn mein Vater in diesen Dörfern unsere weitläufige Verwandtschaft besuchte. Ich lernte auf diese Weise die vielen Onkels und Tanten mütterlicher- und väterlicherseits kennen. Es war für mich sehr spannend, zu erfahren, wie diese Menschen dort früher lebten, nämlich sehr bescheiden in kleinbäuerlichen Verhältnissen. Sie konnten keine großen Reichtümer erwerben. Sie produzierten gerade so viele Nahrungsmittel, wie sie zum Leben brauchten. Der Garten brachte Gemüse und Obst und man war mit viel Arbeit glücklicher Selbstversorger.

Ich meinte damals nachdenklich zu meinem Vater, dass unsere Vorfahren ja das ganze Jahr ungeheuer schwer arbeiten mussten, um zu überleben. Auch das Vieh wollte sonntags und feiertags gefüttert werden. Er antwortete darauf: „Der Mensch lebt auf dieser Welt, um zu beten und zu arbeiten und das haben unsere Vorfahren getan.“ Er erzählte mir noch, dass alle am Sonntag in die Kirche gingen und viele auch unter der Woche an Bibelstunden oder Singkreisen teilnahmen. Das blieb auch zeitlebens sein Bestreben. Als er später unter dem Hitlerregime in hohe

Verantwortung für die Rüstungsproduktion gestellt wurde, nahm er diese schweren Herausforderungen als von der durch Gott gegebenen Obrigkeit an.

Als ich einmal in der Schule einen Lebenslauf schreiben musste, erzählte ich mit gutem Gewissen und voller Überzeugung: „Ich entstamme einem alten, ehrwürdigen Bauern- und Arbeitergeschlecht aus dem Kreis Esslingen am Neckar.“ Rückschauend wurde mir klar, dass es über viele Jahrhunderte kaum technischen Fortschritt gegeben hatte. Alles bestand durch Handarbeit. Der Sohn hatte vom Vater seine Fertigkeiten erlernt und so wie der Großvater es machte, so arbeitete auch der Enkel. Man betrieb eine Art Urlandwirtschaft, fast wie vor tausend Jahren, die erst ab 1850 langsam vom technischen Zeitalter eingeholt wurde. Auch nach dem Jahre 1950 beschleunigte sich diese Entwicklung zunächst langsam, dann aber um so rasanter mit dem Wirtschaftswunder in Deutschland.

Esslinger Einwohner, die in meiner Kindheit zur Sankt-Bernhardt-Gemeinde gehörten, lebten wie eine große Familie. Mein Vater war auf seine Vorfahren sehr stolz. Er kannte den größten Teil der Verwandtschaft persönlich. Auf der väterlichen Seite, den Eberspächers, gab es einen Ur-Ur-Großvater, der 11 Söhne hatte. Alle heirateten in Esslingen. Dadurch war dieser Name einer der häufigsten im alten Städtchen und ist es dort auch heute noch.

Einer dieser Söhne war Flaschner, der mit einigen Mitarbeitern Bleche verarbeitete. Er spielte eine bedeutende Rolle als in Esslingen die Großproduktion von Wolle begann. Man benötigte nämlich für die aus England stammenden Maschinen große Mengen von Blechspindeln. Auf diese wurde die Wolle aufgespult und dann verkauft. Die mit der Zeit daraus entstehende Massenproduktion war der Beginn einer Großfirma, die später auch durch den Bau von Glasdächern berühmt wurde. Schon zu meiner Studentenzeit nach dem 2. Weltkrieg waren dort über 3000 Mitarbeiter beschäftigt. Seit Jahrzehnten produziert Eberspächer für die Autoindustrie Auspuffanlagen und benzinbetriebene Standheizungen. Diese Firma wurde in neuerer Zeit weltbekannt durch ihre Abgaskondensatoren.

Von meinen Vorfahren lernte ich vor allem Arbeitsfreude, Familiensinn und mich in bestehende Ordnungen einzufügen, aber auch das persönliche Einstehen für eigene Überzeugungen.

Großväter und Großmütter

In ihrer Jugend arbeiteten meine beiden Großväter selbstverständlich auf der kleinen Landwirtschaft ihrer Eltern. Bald nach Aufbau der großen Maschinenfabrik Esslingen gingen beide aber täglich dorthin zur Arbeit, zu Fuß natürlich. Sie zogen in aller Frühe von der Höhe hinab ins Neckartal nach Esslingen-Mettingen und kamen erst spät am Abend wieder nach Hause. Ihre Lebenslosung hieß: „Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebten Tage sollst du ruhen“. Sie arbeiteten klaglos an 6 Tagen und hatten eine 72-Stundenwoche. Am Sonntagfrüh besuchten sie die Kirche. Die kleine Landwirtschaft zu Hause hatten tagsüber die tüchtigen Ehefrauen mit den Kindern zu besorgen.

In der Maschinenfabrik Esslingen wurden von Anfang an Großmaschinen gebaut, vor allem Dampfmaschinen. Die Erste, an der sie arbeiteten, war ein Dampfhammer mit ca. 10 PS. Aber die Entwicklung ging sehr schnell vorwärts und die Hauptprodukte waren bald Dampflokomotiven, die als Schienenfahrzeuge konstruiert wurden. Beide Großväter erhielten in der Maschinenfabrik Esslingen eine Zusatzausbildung und wurden fast gleichzeitig Lokomotivführer. Dies war noch lange der Traumberuf aller Jungen. Mit einer fauchenden Lokomotive durch die Lande fahren zu können, das bedeutete für einen jungen Mann etwas ganz Besonderes. Später zogen sie aus beruflichen Gründen zeitgleich mit ihren Familien von Esslingen nach Stuttgart-Nord und wohnten Haus an Haus in der Nähe des Nordbahnhofs. Sie mussten als Lokführer vom Hauptbahnhof Stuttgart aus ihren Dienst antreten. Die Züge wurden dort zusammengestellt und fuhren in Richtung Ulm und zurück. Die andere Richtung war Karlsruhe und retour.

Der „Prächtle“, Vater meines Vaters

Vom Vater meines Vaters weiß ich, dass er sehr gut rechnen und mit Geld umgehen konnte. Er war in mehreren Vereinen ehrenamtlich als Kassier

tätig und verwaltete das Vereinsvermögen. Er schien etwas verschlossen und war ein Einzelgänger. An Wochenenden aber ging er meistens in die Synagoge. Sein Freundeskreis bestand im wesentlichen aus Esslinger Juden, alles tüchtige Geschäftsleute. Eine Folge dieser Beziehungen war, dass wenn irgendjemand etwas Ausgefallenes haben wollte, er dies über jene Freunde besorgen konnte. Die Juden, meistens Händler, pflegten zu befreundeten Juden in anderen Städten und auch im Ausland enge Verbindungen. Mein Großvater hatte einen berühmten Spitznamen: „Der Prächtle“. Ich musste mich eine Weile durchfragen, bis ich begriff, wie dieser Name entstanden war. Er hatte die Eigenschaft, manches Mal mit etwas anzugeben und sich groß zu tun. Im Esslinger Raum gibt es für „angeben“ ein eigenes Wort, nämlich „prachtieren“, also prächtig tun. Und wer es tut, wird halt auf Schwäbisch ein „Prächtle“ genannt.

Die frühesten Erinnerungen an diesen Großvater beginnen, als ich etwa vier bis fünf Jahre alt war. Er wurde von mir immer etwas gefürchtet. Ich empfand ihn einfach größer und stärker als andere Menschen. Wenn er mich kleinen Buben mit seinem ernsten Gesicht und seinen wasserblauen Augen ansah, hatte ich das Gefühl, dass er durch mich hindurchblicken konnte, bis an meine großen Zehen. Automatisch entstand da in mir so eine Art Schuldbewusstsein.

Überraschendes erlebte ich an einem Samstagmorgen. Nachdem er seinen besten Anzug angezogen hatte, nahm er mich, den etwa Fünfjährigen bei der Hand, und wir gingen zu Fuß nach Esslingen in ein großes Gebäude. In dem Raum, den wir betraten, waren nur Männer in schwarzen Anzügen. Alle redeten ziemlich laut durcheinander. Heute weiß ich, dass wir Gäste in der Synagoge waren und dass die Anwesenden laut aus dem Alten Testament lasen. Großvater wurde von verschiedenen Anwesenden freudig begrüßt, offensichtlich galt er als angesehener Gast unter Freunden. Dann wurde es ganz ruhig und einer der Männer hielt am Podium, das für mich recht fremdartig verziert war, eine Rede. Plötzlich ging ein Riesenstreit los. Die Juden gestikulierten mit ihren Händen und beschimpften sich gegenseitig. Ich verstand nicht um was es ging und war überrascht, dass in dieser vornehmen Umgebung unter diesen ehrwürdigen Menschen solch ein heftiger Streit entstehen konnte. Auch mein Großvater schimpfte und verließ mit mir aufgebracht die Synagoge. In meiner Erinnerung blieb nur ein Satz aus dem Streit hängen, nämlich: „Die Juden werden nie nach Israel zurück kommen!“ Mein Groß-

vater war so erregt, dass ich nicht wagte, noch irgendetwas zu fragen. Aber immer wieder bewegte mich die Frage: „Wer sind die Juden, was ist Israel?“

Ein andermal durfte ich mit in Großvaters Garten nach Altbach bei Esslingen. Ich saß in einem Handwagen, den er zog. Dort angekommen nahm er seinen Karst, das war eine hufeisenförmige Hacke und grub Kartoffeln aus einer Reihe heraus. Wir sammelten diese in zwei Säcke, verstaute sie im Handwagen und zogen wieder nach Esslingen. Noch lebhaft sehe ich meine Großmutter vor mir, wie sie sich riesig über die Ernte freute, die wir dann im Keller lagerten.

Die wichtigste Erinnerung an meinen Großvater ereignete sich ein paar Monate später, als wir mit den Eltern dort wieder zu Besuch waren. Er war sonst eher still und ich kann mich nicht an irgendwelche Zornausbrüche erinnern. Aber an diesem Tage war er sehr ärgerlich. Er musste nämlich zwölf Mark Steuern nachbezahlen. Ganz neugierig fragte ich, was sind denn Steuern? Großvater schaute mich nur groß an. Mutter wusste keine Antwort und mein Vater sagte: „Du bist noch zu klein, das verstehst du nicht!“ So erhielt ich keinerlei Erklärung auf diese Frage, aber sie blieb in meinem Gedächtnis fest haften. Später erkundigte ich mich in der Volksschule bei dem Lehrer. Als ich dort keine verständliche Aufklärung bekam, forschte ich schließlich in der Oberschule weiter, was sind Steuern?

(Da ich an diesem Thema anhaltend starkes Interesse hatte, wählte ich später neben dem Studium der Landwirtschaft noch Betriebswirtschaft als Studienfach. Meine Diplomarbeit schrieb ich über Steuerrecht und auch meine Doktorarbeit handelte über Steuergesetze. Später wurde ich dann Steuerberater in Sindelfingen.)

An eine Begebenheit beim Tod meines Großvaters erinnere ich mich noch ganz deutlich. Ich war etwa sechs Jahre alt. Im Hause herrschte große Aufregung: Wo war das Geld des verstorbenen ehrenamtlichen Kassierers und Vermögensverwalters der vielen Vereine?! In dem Kassenschrank, der im Untergeschoss seines Hauses stand, fanden sich zwar alle Verträge und schriftlichen Unterlagen, nicht aber das Bargeld. Auch meine Großmutter wusste nicht Bescheid.

Vater wurde alarmiert und ich durfte nach Esslingen mitfahren. Er ging sofort in das Schlafzimmer, denn er wusste, dass dort ein großer Kanonenofen mit Ofenrohr und allem Zubehör stand. Er wusste aber

auch, dass an dieser Stelle im Haus kein Kamin vorhanden war. Sämtliche Öffnungen an dem Ofen waren verschlossen und ließen sich mit den vorhandenen Werkzeugen nicht öffnen. Die sogenannten Kanonenöfen waren damals sehr gebräuchlich. Sie hatten ihren Namen daher, weil sie wie ein senkrecht stehendes Kanonenrohr aus dickem Gusseisen dastanden. Sie hatten oben eine Klappe zum Einfüllen der Kohle und unten eine Türe zum Lufteingang und zum Leeren des Aschekastens. Trotz aller Mühe konnten diese Öffnungen nicht bewegt werden. Da einige Männer anwesend waren, ließ mein Vater den ganzen Ofen in den Garten schaffen. Mit schweren Eisenhämmern gelang es das dicke Gussrohr zu zerschlagen. In den Trümmern fand man endlich das gesuchte Geld. Wie staunten wir über die raffinierte Verschlusseinrichtung, die durch ein winziges Loch an der Rückseite des Ofens leicht hätte bedient werden können. Dies war nur eine der ausgeklügelten Erfindungen von Großvater.

Die Mutter meines Vaters war eine sehr stille Frau. Von ihr weiß ich nur wenig. Sie hatte zwei Söhne und eine Tochter. Mein Vater war der älteste Sohn, die Tochter die Jüngste. Von den weitläufigen Verwandten erfuhr ich, dass sich die Großmutter nach der kirchlichen Trauung versteckte und fliehen wollte. Die Urgroßeltern hatten wie früher üblich, die Hochzeit beschlossen und die Braut wurde offensichtlich mehr oder weniger in die Kirche zur Trauung gezwungen. Man hat später in der Ehe meiner Großeltern von einer Disharmonie aber nie etwas gemerkt. Angeblich war Oma kränklich, weshalb mein Vater als ältester Sohn öfters kochen musste und auch im Alter noch mit Begeisterung kochte.

Diese Großmutter wurde von allen Großeltern am ältesten. Ich erinnere mich noch, wie sie auf einem Besuch bei uns gefragt wurde, ob sie glücklich verheiratet gewesen sei. Ich als Zehnjähriger beobachtete genau, wie sie eine Weile überlegte und dann sagte: „Ich war sehr glücklich verheiratet, denn wir hatten immer genügend Kartoffeln zu essen.“ Zu jener Zeit war es keineswegs selbstverständlich immer satt essen zu können. Mein Großvater hatte also vorbildlich dafür gesorgt, dass nichts fehlte. Meine Oma wurde dann noch gefragt, ob sie auch einmal verreiselt gewesen sei und sie antwortete: „Wir machten unsere Hochzeitsreise nach Karlsruhe, wo mein Mann seinen Wehrdienst bei der Königlichen Artillerie abgeleistet hatte. Wir erlebten eine ganze Woche dort und besuchten alle seine Bekannten aus der früheren Zeit.“ Die Hochzeit fand

wohl kurz nach der Ableistung des Wehrdienstes statt und die Hochzeitsreise von Stuttgart nach Karlsruhe schien die einzige Reise, die sie in ihrem Leben machen durfte.

Die Großeltern meiner Mutter begegnen dem König.

Der Großvater mütterlicherseits und Vater meiner Mutter starb schon zwei Jahre vor meiner Geburt. Es wurde recht viel Positives in meiner Anwesenheit über ihn erzählt. Er war ein frommer Mann, der regelmäßig in der Bibel las. Auch er wurde als besonders gutmütig und freigebig beschrieben. Menschen, die in Not waren, oder irgendwie Mangel litten hat er reich beschenkt. Auch er war begeisterter Lokomotivführer.

Wenn er in Esslingen oder Stuttgart in seinem guten Anzug spazieren ging, wurde er von den Leuten besonders geehrt. Meistens beruhte das auf Verwechslung, weil er das Auftreten und das Aussehen eines höheren Beamten oder eines der Großen dieser Welt hatte. Eines Sonntags machte die ganze Familie ihren Spaziergang über die Stuttgarter Königsstraße zum Schlossplatz und in die benachbarten Straßen. Dabei waren meine Großmutter Katharina, der Großvater, die zwei schon großen Söhne, meine Mutter und ihre zwei Schwestern. Alle Mädchen steckten in ihren knöchellangen Sonntagskleidern und benahmen sich wie richtige Damen. In diesem Aufzug begegneten sie auf dem Schlossplatz dem spazierenden württembergischen König Wilhelm. Er führte immer zwei Spitze (kleine weiße Hunde) an der Leine mit sich.

Das waren noch goldene Zeiten, denn der König konnte allein mit seinen kleinen Hunden und ganz ohne Leibwächter in der Großstadt spazieren gehen. Er kannte meine Mutter. Sie war nämlich als Schneiderin in der Königsstraße angestellt und war oft im Schloss bei der Königin, um ihr die neuen Kleider anzuprobieren. So wurde die ganze Familie mit Handschlag vom König begrüßt und etwa eine Stunde lang ging er mit meinen Großeltern und ihren Kindern auf dem Schlossplatz und in der Umgebung spazieren. Dieses königliche Ereignis wurde gerne weiter erzählt.

Die Welt befand sich damals noch in Ordnung. In Württemberg gab es kaum politische Feinde oder Streitigkeiten zwischen Parteien. Man achtete die Obrigkeit und die Autorität des Königs und hatte ein klares und einfältiges Verhältnis zu den Regierenden. Sie wurden geehrt und man sah sie selbstverständlich als die von Gott gegebene Ordnungs-

macht an. Dies war eben die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, etwa um das Jahr 1900. Die Menschen lebten gottesfürchtig, fleißig und verantwortungsbewusst. Alles lief nach Regeln und Verhaltensweisen, die uns heute weitgehend fremd geworden sind.

Eindrucksvolle Großmutter

Meine Großmutter mütterlicherseits, bereits Witwe, als ich zur Welt kam, hatte für mich in meiner frühen Kindheit und Jugendzeit die größte Bedeutung. Sehr oft besuchte sie meine Eltern und ich durfte in den Schulferien meistens mehrere Wochen bei ihr zubringen. Sie hieß Katharina Fischle. Ihren Namen hatte sie nach der berühmten Königin Katharina, die für Stuttgart viel getan hat. Gerne erzählte sie, wie sie als Kind öfter mit ihrer Mutter auf den Stuttgarter Markt gehen durfte, um dort Eier zu verkaufen. Ihre Mutter, meine Urgroßmutter, marschierte mit dem Mädchen von Liebersbronn zu Fuß nach Stuttgart. Es waren ca. 20 km. Sie ging mit zwei schweren Eierkörben und ihrer kleinen Tochter an der Hand, die gerade sieben Jahre alt war.

Manches Mal trug sie einen schweren Korb auch auf dem Kopf. Vermutlich hat sie auf dem Heimweg auch ihr Töchterchen noch getragen, denn der Markt war am Vormittag und sie mussten schon in der Nacht, einige Stunden nach Mitternacht losgehen, um rechtzeitig dorthin zu kommen. Der Rückweg wurde dann in der Regel nach 12:00 Uhr am Nachmittag angetreten. Es war für Mutter und Kind eine gewaltige Anstrengung und ich staunte, als ich ihre Einnahmen nachrechnete. Ein Ei wurde um 3 Pfennige verkauft. Sie hatte vielleicht 200 bis 300 Eier dabei. Ihr Erlös, den sie nach Hause brachte, war somit 6 bis 9 Mark. Meine Großmutter erzählte mit Begeisterung von dem damaligen Stuttgart und wie sie öfters auch einkaufte. Ich wunderte mich, dass sie nie die schweren Anstrengungen dieses weiten Weges erwähnte.

Katharina war das einzige überlebende Kind meiner Urgroßmutter. Diese starb, als das Mädchen erst acht Jahre alt war. Mit Tränen in den Augen erzählte sie mir einmal alles genau. Ihre geliebte Mutter starb bei der Geburt eines Brüderchens. Es war ihre siebte Geburt. Zum Abschied durfte Katharina noch einmal in das Schlafzimmer. Dort lag ihre Mutter tot im Bett, darunter eine große Blutlache. Sie hatte das verstorbene Baby im Arm.

Großmutter Katharina verlor auch ihren Mann schon sehr früh. Mit ihm hatte sie sechs Kinder. Zuerst zwei Buben, dann drei Mädchen, und der Jüngste war auch ein Junge. Dieser starb als Erster durch einen Unfall. Während er bei einem Hausbau zuschaute, fiel eine große Wanne, in der man damals noch von Hand den Beton mischen musste, auf ihn herab und er wurde erschlagen. Die jüngste Tochter starb sehr früh. Sie war schon verheiratet. Ein Zahnarzt behandelte sie mit einem nicht einwandfrei sterilisierten Instrument. Sie starb nach langem Kampf an Blutvergiftung. Ihre kleine Tochter wuchs bei meiner Großmutter auf, da ihr Vater, mein Onkel, als Handelsvertreter ständig unterwegs war und keinen eigenen Haushalt führen konnte. Er besuchte seine Tochter aber regelmäßig und wir freuten uns alle über die vielen Geschenke, die er immer mitbrachte. Der älteste Sohn meiner Großmutter kam aus dem ersten Weltkrieg mit einer schweren Malaria zurück. Ich erlebte einige Anfälle, die für ihn und die ganze Umgebung furchtbar waren. Aus lauter Verzweiflung beging er Selbstmord. Dies blieb für die ganze Familie ein schlimmes Erleben.

Der Schwarze Fischle

Aber die bedeutungsvollste Erscheinung, von der ich in meiner Jugend immer wieder hörte, war eben mein Urgroßvater und Vater meiner Großmutter Katharina, der „Schwarze Fischle“. Er lebte zu jener Zeit, als in der Kirche Sankt-Bernhardt der bei vielen Gläubigen heute noch bekannte Pfarrer Blumhardt aus Möttlingen predigte. Der „Schwarze Fischle“ wohnte mit seiner Frau und Tochter in Liebersbronn und lebte von seiner Landwirtschaft. Er war sehr auffällig durch sein schwarzes, gelocktes Haar, seinen schwarzen Bart, die dicken schwarzen Augenbrauen und die fröhlichen hellblauen Augen. Er hatte außerdem eine athletische Gestalt und war stets hellwach. Seine Hochzeitsbibel war das Buch, aus dem er lebte. Man berichtete immer wieder, dass wenn er jemand eindringlich anschaute, dieser am ganzen Körper vor Angst zu zittern anfing. Deshalb nannte man ihn ehrfurchtsvoll den „SCHWARZEN FISCHLE“.

Eines Samstagnachts hörte er das lustige Treiben in der Gastwirtschaft in Liebersbronn und als er am Sonntag sehr früh aufwachte, ließ es ihm keine Ruhe und er musste nachsehen. Vor der Wirtschaft fand er drei weinende Frauen, die verzweifelt klagten, dass ihre Männer das

Geld, das sie bei der Stadt Esslingen eine Woche lang verdient hatten, in der Wirtschaft an diesem einen Abend für Alkohol ausgegeben hatten. Die Übeltäter schnarchten in der Gaststube, bewusstlos im Vollrausch. Mein Urgroßvater fand auch den Gastwirt schlafend in seinem Bett. Diesen packte er wie er war, trug ihn vor die Kirche in Sankt-Bernhardt und band ihn dort an einen großen Baum. Der Wirt wurde sozusagen als abschreckendes Beispiel an den Pranger gefesselt.

Dann ging er zurück zur Gaststätte und schleppte die bewusstlosen Säufer, einen nach dem anderen in die Kirche und bettete sie vor den Altar zum Ausschlafen. Ich fragte meine Großmutter, was wohl der Pfarrer, im folgenden Gottesdienst für eine Predigt gehalten haben mag? Auf Empfehlung des Pfarrers und aus Angst vor dem „SCHWARZEN FISCHLE“ hat jedenfalls der Gastwirt in der Folge nach 10.00 Uhr abends keinen Alkohol mehr ausgeschenkt. Die Frauen drohten ihren Männern, wenn sie am Samstag nicht rechtzeitig nach Hause kämen, dass sie den „Schwarzen Fischle“, zu Hilfe holen würden. Das passierte auch hin und wieder. Diese Geschichten wurden weithin bekannt.

Es war jene Zeit, als die Esslinger Werkstätten sich zu größeren Industriebetrieben mauserten. Die Arbeiter hatten ihre 72 Stunden in der Woche abzuleisten. Und nach all dem Stress gingen viele nicht zu ihrer Familie, wo Frau und Kinder auf das verdiente Geld warteten, sondern sie trafen sich samstagsabends erst einmal im Wirtshaus. Wie oben beschrieben ging das Gelage oft lange und in manchen Familien herrschten deshalb bittere Not und Armut.

Wieder einmal wurde der „SCHWARZE FISCHLE“ Samstagnachts auf den Marktplatz nach Esslingen gerufen. Noch heute sieht man dort sehr schöne Fachwerkhäuser. Gegenüber der Stadtkirche steht ein besonders altes, großes Gebäude, in dem sich die berühmte Gaststätte befand. Als dort ein großes Saufgelage stattfand, kamen Frauen aus Esslingen nach Liebersbronn zu meinem Urgroßvater und baten ihn um rasche Hilfe. Er ging mit ihnen, betrat den Raum und packte einen der Tische, nahm ihn auf die Schulter und trug ihn mitten auf den Marktplatz. Seine Rechnung ging auf. Der Gastwirt wollte sich nicht den Tisch stehlen lassen und rannte hinter ihm drein. Aber was tat mein Urgroßvater? Er packte ihn, riss ihm die Hosen herunter, legte ihn auf den Tisch und schlug ihn mit der mitgebrachten Rute. Der Wirt bekam solch eine Tracht Prügel auf sein nacktes Hinterteil, dass er nur noch vor Schmerzen brüll-

te. Die Frauen und andere herzugelaufene Mitbürger schleppten zwischenzeitlich die Säufer aus der Wirtschaft.

Als die herbeigerufene Polizei eingreifen wollte, hatte sie keine Chance, denn die aufgebrauchte Menschenmenge war in der Überzahl und die Polizisten zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Der Gastwirt war der Betrogene, denn er konnte die Zeche nicht mehr kassieren. Er stellte Strafanzeige, wurde aber von dem Stadtgericht abgewiesen und die Sache kam vor die Esslinger Ortsobrigkeit. Der Gemeinderat musste sich in einer Sondersitzung mit den nächtlichen Problemen von Esslingen beschäftigen. Die Stadtväter erkannten ihre Chance und beschlossen, dass sämtliche Gaststätten ab 22.00 Uhr keinen Alkohol mehr ausschenken durften. Die Frauen durften ab 22.00 Uhr den Polizeiposten rufen, der dann den betreffenden Bösewicht aus dem Wirtshaus heraus holte. Da der Polizist von dieser Aufgabe aber nicht sehr begeistert war und entsprechend rasch die Säufer den Frauen übergab, geschah es regelmäßig, dass die Gastwirte nach 22.00 Uhr um ihre Zeche betrogen wurden. Der Erfolg war, dass in Esslingen die nächtlichen Alkoholgelage drastisch zurückgingen.

Wenn ein Mann zu seiner Frau nicht anständig war, oder ein Kind nicht folgen wollte, so kam von der Frau die Drohung: „Ich hole den SCHWARZEN FISCHLE“. Lange Zeit später hörte ich in Esslingen eine ältere, verärgerte Frau ausrufen: „Ich sag’s dem SCHWARZEN FISCHLE!“ Als ich dort meine Doktorarbeit schrieb, hatte ich Gelegenheit verschiedene Unterlagen im Stadtarchiv einzusehen. Der Archivar freute sich, als er mir, dem Blutsverwandten, die alten Berichte vom „Schwarzen Fischle“ zeigen konnte.

Im Nachlass meiner Großmutter fand ich die alte Hochzeitsbibel des „Schwarzen Fischle“. Sie war sehr zerlesen und vieles unterstrichen. Am meisten aber überraschten mich die letzten Seiten. Früher gab es im Anhang der Bibel leere Blätter mit entsprechenden Überschriften, die dazu bestimmt waren, Familien- Nachrichten aufzunehmen. Mit sauberer, gut lesbarer Handschrift standen etliche Verse aus den Psalmen angeführt, mit denen er die Freude über seine Hochzeit und die Freude an seiner Frau zum Ausdruck brachte. In der Rubrik „Kinder“, hieß es mit Datum versehen: „Heute hat mir meine Frau ein Kindlein gezeigt“. Es folgte wieder eine Tagesangabe. Dabei stand: „Es wurde heute getauft auf den Namen ...“ Beim nächsten Datum hieß es: „Der Herr hat’s gege-

ben, der Herr hat's genommen! Es wurde heute beerdigt auf dem Friedhof in Sankt-Bernhardt.“ Und so ging es weiter. Fünf Kinder sind geboren worden und alle wurden kurz darauf beerdigt. Jedes Mal stand ein Spruch aus der Bibel bei der Nachricht. Das 6. Kind war dann meine Großmutter „Katharina“. Sie überlebte, wurde groß und stark, so dass sie sogar mit ihrer Mutter auf den Stuttgarter Markt, die weite Strecke zu Fuß gehen konnte.

Die letzte Eintragung meines Urgroßvaters in der Bibel war der Tod und die Beerdigung seiner geliebten Frau mit dem 7. Kind. Die Schrift war nicht mehr so klar und ich sah daran, wie es ihn tief geschmerzt haben muss. Meine Großmutter hatte mir erzählt, dass er nach dem Tod seiner Frau innerhalb kürzester Zeit ganz graue Haare bekommen habe. Man nannte ihn nur noch den „Grauen Fischle“. Er soll ab diesem Erleben ein gebrochener Mann gewesen und nirgends mehr hingegangen sein, außer am Sonntag in die Kirche.

All dies faszinierte, aber befremdete mich auch – wie wohl mein Leben verlaufen würde?

Die Eltern

Vater wurde in Esslingen im Jahre 1887 als der älteste Sohn meiner Großeltern geboren. Er hatte noch einen jüngeren Bruder und eine Schwester. Der jüngere Sohn war groß und schlank und glich seinem Vater sehr. Er zeigte auch viele ähnliche Begabungen, während mein Vater kleiner gewachsen war und seiner Mutter ähnelte. Mein Vater war der Liebling seiner Mutter; der zweite Sohn war der Augenstein seines Vaters. Großvater war der Überzeugung, dass der zweite Sohn das Zeug hätte, zu studieren und er wollte ihn in allen möglichen Dingen durch Ausbildung fördern. Mein Onkel allerdings wollte einfach nicht lernen und sich so anstrengen. Er war viel mit seinen Kameraden unterwegs und interessierte sich von frühester Jugend an für Autos und Motorräder. Als er nach der Lehrzeit sein erstes Geld verdiente, kaufte er sich sofort ein Motorrad. Schließlich lernte er Kfz-Mechaniker und wurde später Meister in einem Großbetrieb.

Mein Vater hatte eine ausgeprägte technische Begabung und er wollte unbedingt Maschinenbauingenieur werden. Von seinem Vater wurde ihm erklärt, dass er das nicht einsehe und sein Sohn kein „Großkopfeter“ werden solle. Er selbst habe im Übrigen mit den Ingenieuren in seinem Berufsleben immer Schwierigkeiten gehabt, da diese sich einbildeten, sie wüssten alles besser. Er war nicht bereit, für die Ausbildung seines ältesten Sohnes auch nur einen Pfennig zu opfern.

Schwerer Werdegang

Nach Abschluss der Schule war die Lehre als Schlosser oder Mechaniker Voraussetzung für ein Studium. Mein Vater wählte eine Schlosserlehre in Esslingen. Er war überzeugt, dass man in einem kleinen Betrieb am besten und am vielseitigsten ausgebildet wird. Der Meister und Inhaber war jedoch sehr jähzornig und wenn er nicht zufrieden war, erhielten die Lehrlinge reichlich Prügel. In damaliger Zeit hatten die Auszubildenden

keinerlei Rechte. Als mein Vater in der Anfangszeit ein Werkstück verarbeitete, schlug der Lehrherr so auf ihn ein, dass er liegen blieb und mit einer Bahre nach Hause getragen werden musste. Mein Großvater hat sich darüber mächtig aufgeregt und am Abend diesen Lehrherrn in seiner Wohnung so verprügelt, dass er eine Woche nicht arbeiten konnte. Der Lehrvertrag wurde sofort aufgelöst.

Daraufhin fand mein Vater die Firma Aufzug-Zaiser in Stuttgart. Dort machte er eine Lehre als Maschinenschlosser. An den Abenden belegte er zusätzlich Kurse an der Technischen Hochschule. Er war mit Leib und Seele bei seiner Ausbildung zum Ingenieur und noch im hohen Alter erzählte er mit Begeisterung von dieser Zeit. Die Professoren waren mit meinem Vater sehr zufrieden und oft durfte er für sie als Nebenverdienst Zeichnungen anfertigen. Durch diese Zusatzarbeiten lernte er sehr vieles, wozu er sonst keine Gelegenheit gehabt hätte.

Er vergaß aber nie die Schwierigkeiten, die er mit seinem Vater hatte. Dieser sah nicht ein, dass die Erdöllampe bis in die Nacht brannte, damit mein Vater Licht hatte, um am Reißbrett Zeichnungen für das Studium zu fertigen. Als er einmal in der Nacht arbeitete und seinen Vater von der Arbeit kommen hörte, löschte er schnell die Erdöllampe und ging zu Bett. Der Ärger war anschließend groß, denn als Großvater die Lampe anzünden wollte, war diese heiß und er verbrannte sich schwer.

Die Maschinenfabrik Zaiser befand sich gegenüber dem Pragfriedhof an der Straße vom Hauptbahnhof in Richtung Feuerbach. Bekannt wurde sie durch die ersten Aufzüge, die sie in den größeren Fabriken installierte. Vater erzählte vieles über die damalige technische Einrichtung der Fabrik und über den Antrieb mit Transmissionen. An der Decke der Arbeitsräume war eine lange Welle (auch Achse genannt) angebracht. Diese hatte viele Räder, welche über Riemen die einzelnen Maschinen bewegten. Die Welle selbst wurde durch eine Dampfmaschine angetrieben, die im Nebengebäude stand. Er erzählte auch, dass er zum Abschluss seiner Lehre einen Aufzug konstruieren musste. Die Zeichnungen seiner Planung wurden einer Prüfungskommission vorgelegt. Er erhielt dafür eine Belobigung.

Gegenüber seiner Lehrfirma befand sich auch ein Steinmetzbetrieb, der Grabsteine für den daneben liegenden Friedhof herstellte. Dort begegnete mein Vater einem französischen Steinhauer. Dieser stammte aus der Nähe von Paris. Vater staunte immer wieder über die großen Fähigkeiten

dieses Franzosen. Mit Hammer und Meißel verstand er in die Steine Buchstaben und Namen, ja selbst Bilder und Figuren einzuhauen. Es gab damals noch keine elektrischen Maschinen und alles musste von Hand sehr mühsam ausgeführt werden. In der Mittagspause ging der Lehrling öfter in den Steinmetzbetrieb und sehr gerne unterhielt er sich mit dem jungen Steinmetzen. Diese Freundschaft endete im Ersten Weltkrieg tragisch und bedeutete für meinen Vater eine lebenslange Not. (Näheres im Kapitel „Auf Leben und Tod – die zweite Ausbildungsperiode“.)

Nach Abschluss der Lehre verdiente Vater sein benötigtes Studiengeld bei einem Professor der Universität Stuttgart. Für dessen Veröffentlichungen aus der aktuellen Forschung fertigte er Zeichnungen und wurde dafür sehr gut bezahlt. Nach seiner Prüfung als Diplomingenieur bekam er den Stellungsbefehl zum Wehrdienst, den ja jeder junge Mann ableisten musste. Als technisch ausgebildeter Mensch kam er zur Nachrichtentruppe. Jede Division brauchte eine solche Abteilung. Deren Aufgabe war es, durch telefonische Verbindungen die Befehle der Heeresleitung an die einzelnen Stellungen zu vermitteln. Das hieß ganz praktisch Telefonleitungen legen, damit die Offiziere ihre Aktionen miteinander abstimmen konnten.

Sicherlich war seine Vorstellung danach in seinem Beruf Geld zu verdienen und zu heiraten. Die einjährige Wehrmuchszeit wurde aber durch den Ersten Weltkrieg von 1914–1918 um vier Jahre verlängert und dadurch sämtliche Heiratspläne vereitelt. Vier Jahre war der junge Ingenieur an der Front. Alle Kriegsschauplätze, Frankreich, Russland, Serbien und auch Italien zählten zu seinen Einsatzgebieten. Er bekam zwar keine äußeren Verletzungen, aber einmal wurde er verschüttet und hatte eine Gehirnerschütterung. Jahrelang litt er auch an den Folgen einer Senfgasvergiftung. Eine schwere Gelbsucht, die ihn an der Front erwischte, machte ihm lange Zeit zu schaffen.

Für „Tapferkeit vor dem Feind“ wurde mein Vater mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er erzählte dieses Erleben mit tiefer Bewegung. Seine Aufgabe war, zu einer weit vorne liegenden Kampfseinheit eine Telefonleitung zu legen. Dazu musste er bei strahlender Sommersonne an einem Berghang entlang, zwischen den Fronten, sein Kabel ziehen. Die Franzosen hatten ihn in dem offenen Gelände entdeckt. Da die Entfernung für Handfeuerwaffen zu groß war, eröffneten sie das Feuer in direktem Beschuss mit Artillerie. Eine Granate schlug nur einen Meter

von ihm entfernt ein. Der Luftdruck riss ihn um und er landete unsanft mit seiner Kabeltrommel auf dem Rücken, am Boden. Mühsam stand er auf und rannte, sein Kabel abrollend weiter. Die Telefonverbindung war für den weiteren Ablauf der Kampfhandlungen ganz entscheidend. Die Granate neben ihm war Gott sei Dank ein Blindgänger gewesen, der nicht explodierte. Uns Kindern sagte er: „Wenn diese Granate explodiert wäre, hätte ich den Tod gefunden. Ihr wäret nie auf die Welt gekommen.“ Mein Bruder und ich waren tief beeindruckt und sehr dankbar für diese wunderbare Bewahrung unseres Vaters.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges brachte einen riesigen Einschnitt in die seit Generationen bestehende Weltordnung. Wenn ich von dieser Zeit erzählen hörte, hatte ich immer den Eindruck, man eilte mit Begeisterung zu den Fahnen, um angeblich das Vaterland zu verteidigen. Niemand hatte aber von den Feinden, den Franzosen und den Engländern ein richtiges Bild. In jener Zeit gab es kaum Möglichkeiten, Auslandsbeziehungen zu knüpfen. Als treuer Untertan der Obrigkeit zog man in den Krieg, um seine Vaterlandspflicht zu erfüllen.

Einmal fragte ich meinen Vater, ob er mit Großvater ein gutes Verhältnis hatte. Er sagte: „Wir waren eine ganz normale Familie und hatten, wie damals selbstverständlich, das Oberhaupt der Familie zu akzeptieren. Er allein bestimmte, wie es laufen musste“. Schmerzlich hatte er erlebt, wie sein Vater den jüngeren Bruder bevorzugte. Er besann sich und sagte dann: „Einmal aber zeigte er mir, dass er mich doch sehr schätzte und liebte. Als mich mein erster Lehrherr zusammenschlug, hielt er ganz zu mir. Nach bestandener Diplomprüfung erhielt ich die schriftliche Urkunde und mein Vater stand vor der Türe und hat mir als Erster gratuliert.“

Die dritte Begebenheit war nach Kriegsende 1918. Als der ausgemusterte Soldat, mit dem Zug in Stuttgart ankam, hatte sein Vater auf dem Bahnhof gestanden und ihn mit Tränen in den Augen in die Arme geschlossen. Er war überglücklich, dass sein Sohn äußerlich gesund aus dem Krieg nach Hause gekommen war.

Schwere Zeiten für die Brautleute

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war Deutschland durch den Versailler Vertrag wegen übergroßer Reparationszahlungen anhaltend in

wirtschaftlicher Not. Mein Vater konnte mit seiner Braut erst ans Heiraten denken, nachdem er eine feste Anstellung bei der Eisenbahngesellschaft bekommen hatte. Meine Eltern heirateten 1920. Vaters erstes Tätigkeitsfeld war in einer großen Reparaturwerkstatt der Eisenbahn in Freudenstadt im Schwarzwald. Der Gütertransport dort war besonders wichtig für die Holzabfuhr in Richtung der Großstädte Stuttgart, Karlsruhe und Ulm. Mein Vater konnte sich bald einen Namen machen. Er entwickelte sich aufgrund seiner Sonderausbildungen als Aufzugs- und Hebezeugspezialist zum Fachmann für Auf- und Abladegeräte von schweren Lasten. Dies war für das Verladen der Baumstämme auf die Eisenbahnwagen von großer Bedeutung.

Mutter und Vater kannten sich schon von früher Jugend an. In Stuttgart wohnten beide Elternpaare in der gleichen Straße. Was ich von früheren Zeiten erzählt bekam, zeigte mir, wie andersartig unsere Vorfahren ihre Jugendzeit verbrachten. Die jungen Männer waren beim CVJM (Christlicher Verein junger Männer) und die Mädchen gehörten zu entsprechenden weiblichen Jugendgruppen. Es war normal, dass jeder ein strebsames, arbeitsames Leben führte. Nachtleben im heutigen Sinne gab es nicht. Alkohol war verpönt. Je nach Begabung gehörten manche noch zu einem Sportverein oder waren mit den Pfadfindern unterwegs. Das Leben verlief in soliden Bahnen. Freie Tage hatten nicht die große Bedeutung wie heute. Es gab weder Fernseher noch Radio. Man hatte auch kein Auto. Meine Eltern besaßen nicht einmal ein Fahrrad. Es gab damals nirgends elektrische Beleuchtung, weder in der Wohnung, noch auf der Straße. Man konnte am Abend nur mit der Erdöllampe unterwegs sein oder daheim zusammensitzen.

Ich hörte einmal, wie meine Mutter im Alter einer Freundin mitteilte, dass sie beide als sie heirateten, nicht sexuell aufgeklärt waren. All das, was man in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als Jugendaufklärung propagierte, hatte sie und ihr Mann als verheiratetes Ehepaar noch nicht gewusst.

Meine Mutter erzählte mir, dass mein Vater erst nach bestandener Diplomprüfung und nachdem er seine einjährige Militärzeit hinter sich hatte, auf sie zukam und ihr sagte, sie sei die Richtige. Ein Verlobungstermin wurde aber zurückgestellt, da Vater an die Front musste. Er wollte nicht, dass wenn er im Krieg fallen sollte, er eine Braut zurückließe. Ich erfuhr, dass sie sich jede Woche einen Brief schrieben. Diese seien

aber oft erst nach vier Wochen angekommen. Obwohl sie durch den Krieg schon vier Jahre Zeit verloren hatten, dauerte es bis zur Hochzeit nochmals Jahre. Die Not war in Deutschland nach dem verlorenen Krieg so groß, dass sie so lange warten mussten, um einen Hausstand gründen zu können.

Mutter zeigte schon als Kind große Fähigkeiten zum Nähen. Selbstverständlich durfte sie eine Schneiderlehre beginnen und wurde später Schneiderin. Ihr Lehrbetrieb lag in der Königsstraße und offensichtlich war meine Mutter sehr geschickt, begabt und zuverlässig, sodass sie am wichtigsten Auftrag ihrer Firma mitarbeiten durfte. Sie wurde nämlich verantwortlich für die Kleider der württembergischen Königin. Deshalb durfte sie immer wieder ins Schloss zur königlichen Kleideranprobe. Sie arbeitete als Schneiderin bis zu ihrer Hochzeit.

Meine Eltern lebten in großer Hochachtung miteinander und waren sehr glücklich verheiratet. Obwohl Vater einen so langen Ausbildungsweg hatte und beide auf ihre gemeinsame Zeit warten mussten, trugen sie diese Last, ohne zu klagen. Als sie heirateten, war meine Mutter über dreißig Jahre alt. Mein Bruder kam zwei Jahre nach der Hochzeit zur Welt. Ich wurde vier Jahre nach ihm geboren. Auch heute noch denke ich dankbar an meine Eltern zurück.

Frühe Kindheit und erste Streiche

Sehr früh fiel es meinen Verwandten auf, dass ich mich bei manchen Anlässen unerwartet anders verhielt, als kleine Kinder dies sonst tun. Eine Tante war mir nach Jahren noch böse, weil ich ihr als Baby ihre Brille zerschlagen hatte, nur weil sie mich aus der Nähe anschauen wollte. Immer wenn irgendjemand sich über mein Kinderbett neigte und mir zu nahe kam, schlug ich zu. Allein Mutter und auch Vater durften mich lieb haben.

Schon als Kleinkind hatte ich dabei die Strenge meiner Großmutter Katharina erlebt. Sie ließ sich meine heftige Abwehr nicht gefallen und man erzählte mir, dass ich schon als Baby von ihr, wegen meiner gewalttätigen Gegenwehr die ersten kräftigen Schläge auf das nackte Hinterteil bekommen hätte. Meine Mutter erwähnte dabei immer, wie erschrocken sie darüber war. Danach wäre ich aber selig und zufrieden eingeschlafen.

Mit vier Jahren brachte mich Mutter in den Kindergarten. Ich hörte, wie sie die Tante Mathilde vor meinen besonderen Eigenschaften warnte. Die Kindertante aber verstand es mit mir und hatte mich von Anfang an sehr gerne, so war ich dort ein recht ruhiges Kind.

Meine drei Eigenarten konnte sie offensichtlich gut annehmen:

- Ich wollte immer allein spielen, nicht in der Gruppe.
- Ich ließ mich von niemand umarmen. Jeder Versuch führte zur heftigen Gegenwehr.
- Ich durfte auf keinen Fall gelobt werden.

Noch heute kann ich mich erinnern, wie meine Mutter warnend sagte: „Wenn Sie ihn loben, nimmt er einen Stein und wirft eine Fensterscheibe ein, oder macht sonst etwas kaputt. Er will lieber geschimpft, als gelobt werden.“ Mein Vater schloss vorsorglich eine Haftpflichtversicherung ab, die dann auch öfters von mir angerichtete Schäden regulieren musste. Häufig aber blieb der „Täter unbekannt“ und auch meine Eltern erfuhren nichts von dem Vorgefallenen.

Vater arbeitete damals im Eisenbahnausbesserungswerk in Stuttgart-Bad Cannstatt. Dort wurden Personenwagen und Güterwagen gebaut und auch alte repariert. Er konnte für die Eisenbahn verschiedene Patente entwickeln, speziell über die künstliche Holz Trocknung. Vorher wurde das Holz jahrelang zum Trocknen gelagert, bevor es für die Inneneinrichtung von Personenwagen verarbeitet werden konnte. In den von ihm entwickelten Spezialanlagen wurde das Holz durch entsprechende Wärmebehandlung, bei gleichzeitiger Umlufttrocknung so behandelt, dass es schon nach 14 Tagen zum Weiterverarbeiten brauchbar war.

Das Ausbesserungswerk beschäftigte etwa 3000 Menschen. Diese kamen aus einem Umkreis von 20 Kilometern. Alle fuhren aus verschiedenen Richtungen mit der Eisenbahn. Sie mussten im Bahnhof Bad Cannstatt in einen langen Personenzug umsteigen, der direkt in das Werk hineinfuhr. Der Arbeitsweg meines Vaters ging zu Fuß morgens auf den Bahnhof in Stuttgart-Untertürkheim. Dann mit dem Zug eine Station nach Bad Cannstatt. Dort musste er in den Spezialzug einsteigen, der dann direkt vor seinem Arbeitsplatz, dem Bürogebäude der Firmenleitung ankam. Als Abteilungsdirektor war er für ein Drittel der Beschäftigten verantwortlich, d. h. für rund 1000 Arbeiter. Wenn er bei gutem Wetter nicht mit der Bahn fahren wollte, erreichte er von unserer Wohnung in Untertürkheim aus seinen Arbeitsplatz in derselben Zeit zu Fuß.

Es war für uns Kinder oft ein herrlicher Ausflug, wenn wir mit Mutter am späten Nachmittag einen Spaziergang machten, um Vater von der Arbeit abzuholen. Dieser Weg gehört zu einer meiner schönsten Kindheitserinnerungen. Immer am Samstagnachmittag, dem letzten Arbeitstag in der Woche, marschierte unsere Mutter mit ihren beiden Buben zum Ortseingang unserer Nachbarstadt Bad Cannstatt. Dort gab es ein öffentliches Wannenbad. Frisch gewaschen holte die Mutter mit ihren zwei Kindern unseren Vater vom Geschäft ab. Das Waschen zu Hause fand normalerweise in unserer Küche statt, denn dort war der einzige Wasserhahn. Ein eigenes Bad oder eine Dusche gab es damals für die meisten Menschen noch nicht.

Als junger Ingenieur und Abteilungsdirektor verdiente mein Vater monatlich 250 Reichsmark (RM) und ich weiß, wie er sich freute, als sein Gehalt aufgrund seiner Verdienste um die Holz Trocknung auf 280 RM im Monat erhöht wurde. Für die damaligen Verhältnisse war dies ein abso-

lutes Spitzengehalt. Einfache Arbeiter hatten meistens einen Stundenlohn von 0,40 RM bis 0,50 RM pro Stunde. D. h., bei einem zwölfstündigen Arbeitstag und einer Sechstageswoche, also 72 Stunden, erhielt ein guter Mann einen Wochenlohn von 30 bis 40 RM.

Die Lebenshaltungskosten waren entsprechend niedrig. Ich erinnere mich noch, dass eine Brezel 3 Pfennige, 100 Gramm Käse 12 Pfennige, 100 Gramm Wurst zwischen 8 und 15 Pfennige, eine Tafel Schokolade, je nach Qualität 20 bis 30 Pfennige kostete. Am begehrtesten war bei uns Kindern die billige Schokolade. Der Bäcker hatte sie unverpackt in Kartons und wickelte sie dann beim Verkauf in ein dünnes Papier. Sehr begehrt war auch ein so genannter Peitschenstecken oder Landjäger genannt. Diese Wurst wurde paarweise um 20 Pfennige verkauft. Wir Kinder bekamen manchmal ein Einzelstück um 10 Pfennige.

Die Drei-Zimmerwohnung, in der ich meine früheste Kindheit verbrachte, kostete monatlich nur 30 RM Miete. Sie stellte eine besondere Vergünstigung der Eisenbahn dar und lag im zweiten Stock eines Mehrfamilienhauses. Die 12 Wohnungen wurden alle von Eisenbahnbeschäftigten bewohnt. Die Heizung bestand aus einem sogenannten Kanonenofen, der im Wohnzimmer stand. Das Ofenrohr war genauso wichtig wie der Ofen selbst. Wenn es richtig glühte, gab es sehr viel Wärme ab. Eine weitere Wärmequelle war der Herd in der Küche, der auch mit Holz und Kohle beheizt wurde. Wenn es in den anderen Zimmern zu kalt war, ließ man eben die Türen offen.

Jede Familie besaß einen Garten hinter dem Haus. Dazwischen ein geschotterter Hof, für uns Kinder ein idealer Spielplatz. Der Garten war in der frühen Kindheit meine Welt. Er hatte eine Breite von ca. 300 Metern und erstreckte sich etwa 300 Meter weit bis zur nächsten Straße. Hinter dieser Straße kam eine Arbeitersiedlung. Auf der anderen Seite des Hauses befand sich der riesige Güterbahnhof, auf dem die Züge in alle Richtungen zusammengestellt wurden. Von unserem Wohnzimmerfenster aus konnte ich stundenlang dem Rangierbetrieb zusehen.

Eine willkommene Vergünstigung für die ganze Familie waren die 10 sogenannten Freifahrtscheine pro Jahr. Mit ihnen konnten wir innerhalb Deutschlands kostenlos jede Entfernung hin und zurückfahren. Mein Vater besuchte öfters verschiedene Kriegskameraden und schon als kleines Kind durfte ich ihn dorthin begleiten. Ganz besonders gut erinne-

re ich mich noch an Hamburg, besonders an die Stadt- und Hafenrundfahrt. Bewegende Erlebnisse bedeuteten für mich die Gespräche mit den Kriegskameraden über ihre Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg. Ich hörte mit und war so ergriffen, dass ich die persönlichen Tatsachenberichte nie vergessen habe. Später fuhren wir mit der ganzen Familie in Urlaub auf die Insel Sylt und an die Ostsee und auch zweimal nach Kärnten zum Rojachhof bei Spittal, Kreis Klagenfurt.

Wunderbarer Schutzengel

Das erste Wunder, das ich bewusst als Bewahrung erlebte, geschah in meinem fünften Lebensjahr. Mit meinen Eltern besuchten wir ein Schloss. Ich sehe noch sehr deutlich vor mir, dass viele Menschen um uns waren, als ich über eine riesige Treppe hinunterstürzte. Mehrfach hatte ich mich überschlagen und lag dann bewegungslos unten. Alle erschraken sehr. Aber zu ihrem Erstaunen bin ich nach kurzer Zeit wieder aufgestanden und habe gelacht. Mir wurden die Kleider ausgezogen, um meinen Körper zu untersuchen. Ich hatte keinen Knochenbruch, keine Schramme, gar nichts!

Meine Großmutter Katharina rief erregt aus: „Er hat einen riesengroßen Schutzengel!“ Das hat mich schon damals tief beeindruckt. Vor allen Dingen merkte ich, dass meine Großmutter seit diesem Unfall ganz besonders auf mich Acht gab. Sie hat mich immer unauffällig beobachtet. Ich bildete mir ein, dass nur sie hinter mir, oder neben mir meinen großen Schutzengel sehen konnte. Von dieser Zeit an habe ich oft an diesen Schutzengel gedacht und versucht, ihn zu entdecken. Öfters bin ich losgerannt, plötzlich stehen geblieben und habe mich blitzschnell umgedreht. „Wo ist der Schutzengel?“ Ich wollte ihn unbedingt sehen. Manchmal bin ich an einer Wand gestanden, damit er sich nicht vor mir verstecken könnte. Er musste doch irgendwo zu sehen sein. Aber vergeblich! Ich bin dann durch das hohe Gras gerannt, und suchte seine Fußspuren. Ich fand nichts! Stets hatte ich das Bewusstsein, er ist da, er ist dabei, er ist immer bei mir! Meine Großmutter stellte einmal gegenüber meiner Mutter fest, dass ich im Unterschied zu ihren anderen zehn Enkeln keinerlei Angst zeigte. Sie beobachtete auch, dass mich alles interessierte und ich immer alles wissen wollte und scharf beobachten würde. Auf direkte Fragen aber bekam sie von mir stets ausweichende Antworten.

Einmal ärgerte ich eine Gruppe von größeren Jungen. Sie wollten mich deshalb schlagen. Nachdem ich die Flucht ergriff und davon rannte, blieb ich plötzlich stehen. Aus Sorge, dass mein Schutzengel nicht so schnell laufen könnte, drehte ich mich um. Alle meine Verfolger blieben überrascht auch stehen und lachten. Wieder und wieder habe ich über dieses Phänomen nachgedacht. Heute bin ich überzeugt, dass mir meine Großmutter mit ihrer Bemerkung über den Schutzengel die durchaus richtige Brille aufgesetzt hat. Als Kind lauerte ich ständig auf ihn. Aber erst bei meiner späteren Agenten- und Terroristenausbildung in der SS sollte ich ihm leibhaftig begegnen. Der kindliche Glaube an meinen Schutzengel bewirkte in mir sicherlich die Vorstufe des später geschenkten Glaubens an Jesus Christus.

Nun – Jahrzehnte später hörte ich den Vortrag eines namhaften Physikers. Dieser sprach über die besonderen Eigenschaften des Lichtes, welches von Gott geschaffen wurde. Dieses sei von Wissenschaftlern als Materie oder als eine Wellenbewegung definiert. Je nach dem, mit welcher Methode man es untersuche, gebe es auf die Frage des Experimentators Antwort. So sei es auch mit Gottes Antworten auf unser Fragen und Handeln. In der Bibel steht in Jakobus 4,8: „Naht euch zu Gott, so naht er sich zu euch.“ D. h., in welcher Art wir Gott nahen, lässt er sich von uns erkennen. Wir können ihn mit der Brille der Wissenschaft untersuchen und eine entsprechende wissenschaftliche Erklärung bekommen. Wir können ihn aber auch mit der Herzensbrille des Glaubens suchen und dabei dem Gott der Bibel wirklich begegnen.

Angriffe aus dem Hinterhalt

Sehr früh schon übte ich mich mit dem zielgenauen Werfen von Steinen. Zuerst auf einen Baumstamm, dann auf Katzen und Hunde aber auch auf kleine Kellerfenster. Hinter dem Wohnblock und den sogenannten Schrebergärten befand sich ein Stadtteil, die berüchtigte Arbeitersiedlung „Walmer“, in dem zirka 500 Familien wohnten. Dieser Bezirk war als Kommunistenviertel verrufen und kein Normalbürger wagte dorthin zu gehen. Auch die Polizisten in ihren grünen Uniformen kamen nur zu viert, wenn sie dort etwas zu erledigen hatten. Für uns Kinder aus der Eisenbahnersiedlung galt das strenge Verbot der Eltern, nie mit jemand

von dort Kontakt aufzunehmen, denn man hörte ständig von gewaltsamen Übergriffen.

Von dort schlichen immer wieder Diebe am hellen Tage heimlich in die Gemüsebeete hinter dem Haus, um zu stehlen. Die Familienoberhäupter befanden sich tagsüber auswärts bei der Arbeit und die Frauen im Hause fürchteten sich vor den Eindringlingen. Meine Eltern hatten ein großes Beet mit Salat angepflanzt. Mit Mühe und Geduld hatten sie gepflanzt, gehackt und gegossen und mein Vater freute sich schon auf die großen Schüsseln voll Salat. Ich war Augenzeuge, wie ein Dieb alle Salatköpfe einpackte und dann noch beim Nachbarn die Kartoffeln ausriss und einen weiteren Sack füllte.

Meine Mutter war über diesen dreisten Diebstahl sehr traurig. Der Garten bedeutete für mich das geheime Paradies. Das Verbot, nicht in das angrenzende Kommunistenviertel zu gehen, weckte erst recht meine Neugier und reizte mich am Straßenrand zu lauern und zu beobachten, was dort Aufregendes geschah. Die Beerenbüsche, die Tomatenpflanzungen und die Bohnenreihen dienten mir als strategisch wichtige Deckungspunkte. Für den Angriffsfall plante ich meine Fluchtwege im Voraus. Als eventuelle Verteidigungswaffe sammelte ich taubeneiergroße Steine an gewissen Punkten zusammen. Diese waren meine Munitionsdepots.

Ich hatte nun ein lohnendes Ziel für die von mir im Hof gesammelten runden Steine. Mit diesen Wurfgeschossen verhielt ich mich sehr vorsichtig, damit niemand mich erwischte. Ich warf immer nur einen einzigen Stein aus demselben Versteck heraus. Meistens gab es einen Volltreffer. Nachdem ich zwei Gartendiebe mit Steinen schmerzhaft und blutig verletzt hatte, wurde in den Schrebergärten nichts mehr gestohlen. Zum Glück wussten die Diebe nicht, wer der „Feldschütz“ war. Feldschützen hießen damals Polizisten, die nur die Aufgabe hatten, Gärten und Felder vor Nahrungsdieben zu schützen. Die Wohnungsnachbarn hatten mich aber bemerkt. Dankbar schenkten sie meinen Eltern von ihren Erträgen aus dem Garten. Bei meiner Mutter spürte ich eine gewisse Sorge, denn sie hatte Angst um mich. Lange redeten meine Eltern über diese wirkungsvollen Steinwürfe, aber mein Vater staunte und schwieg mir gegenüber.

Jetzt beobachtete Vater mich genau so spürbar, wie früher Oma. Er erzählte meiner Mutter von dem Bericht eines Nachbarn. Dieser beobachtete, wie ich meine Fluchtwege vorher immer sorgfältig vorbereitete.

Ehe ich einen Stein warf, zog ich eine braune, gestrickte Zipfelmütze über die Stirn und ein dunkler Schal bedeckte den unteren Teil meines Gesichts. Nach dem Wurf verharrte ich bewegungslos in meiner Deckung, sodass der Dieb, auch wenn er die Richtung des Steines erkannte, mich nicht erspähen konnte.

Als ich einmal bemerkte, dass in der Siedlung ein Einzug stattfand, besorgte ich mir heimlich eine alte Hose und ein zerrissenes Hemd. So verkleidet und „getarnt“ mit zerzausten Haaren bin ich, etwas wild aussehend, in die verrufene Siedlung geschlichen. Die dortigen Kinder glaubten mir, dass ein Junge gerade neu eingezogen sei und ich ihn besuchen wolle. Diese Erklärung verschaffte mir die ausgezeichnete Möglichkeit, solch verbotene Besuche öfters zu wiederholen. Am Tag darauf habe ich meine neuen „Freunde“ überredet, mit mir im Hof der Eisenbahnersiedlung Lieder zu singen. Der Erfolg war, dass die Frauen ihre Einpfennig- oder zwei Pfennig Stücke, einmal sogar ein fünf Pfennig Stück zu den Fenstern heraus warfen. Ich erreichte es, dass wir 20 Pfennige zusammenbrachten und uns dafür eine Tafel Schokolade kauften und miteinander voll Stolz verzehrten.

Als mein Vater davon erfuhr, wurde er äußerst wütend und legte mich übers Knie. Er zerschlug einige Rührlöffel auf meinem Po! Zum ersten Mal hörte ich ihn sagen, dass nun bald Adolf Hitler die Regierung übernehmen würde, und dass damit auch dieser Bettelunfug aufhören würde. Er schärfte mir streng ein: „Adolf Hitler lässt alle Bettler einsperren. Ein deutscher Junge bettelt nicht, sondern arbeitet fleißig und verdient sein Geld ehrlich.“

Die Beziehungen zu den Buben aus der Siedlung hielt ich ab diesem Moment streng geheim. Ich verriet mich aber, als ich unbedingt zum sechsten Geburtstag auch ein Taschenmesser haben wollte, wie es jeder Junge meines Alters in der Siedlung hatte. Oft schlich ich allein dorthin und habe ungeheuer viel von deren Alltagsleben beobachtet. Überall, wo es Streit gab, saß ich irgendwo auf der Straße still dabei und hörte zu. Nicht nur Schlägereien und Messerstechereien gehörten zur Tagesordnung. Einmal verprügelte eine Frau ihren Mann. Oft war es aber umgekehrt. Nach einem Mord beobachtete ich mäuschenstill den Einsatz der Polizei. Ich saß neben einem Mülleimer und schaute aus nächster Nähe zu.



1934: Helmut mit „Fox“.

Auch beobachtete ich alle Erwachsenen in meiner Umgebung scharf. Der Kohlenhändler zum Beispiel der uns Heizmaterial anlieferte, hatte einen Knecht, der die Kohlen in Säcke verpackte, dann mit einem Pferdefuhrwerk ausfuhr und bei den Leuten in den Keller trug. Ich beobachtete, wie er, wenn er allein war, längere Pausen einlegte. Bei den Auftraggebern jammerte er oft über seine schwere Arbeit, um mehr Trinkgeld zu bekommen. Maßlos ärgerte er sich, als er bemerkte, dass ich die ausgelieferten Kohlensäcke nachzählte. Dadurch wurde ich zum Mitwisser seiner Betrügerei. Später rächte er sich an mir. Als er hoch auf dem Wagen sitzend die Peitsche schwang, um seine Pferde anzutreiben, holte er so weit aus, dass er mich gezielt und sehr schmerzhaft traf.

Ich ließ mich aber nicht im geringsten einschüchtern, sondern schlich mich heimlich in das Kohlenlager. Als er den Wagen ganz voll aufgeladen hatte, kroch ich heran und zog unbemerkt an einem Hinterrad den Splint heraus. Mitten auf der Kreuzung verlor er dieses Rad und sämtli-

che Kohlen rollten über die Straße. Die Polizei wurde alarmiert, denn es entstand ein langer Verkehrsstau. Viele Stunden dauerte, es, bis alles wieder beieinander und aufgeladen war. Zum Schluss musste noch die Feuerwehr kommen und mit Wasser die Straße reinigen.

Wenn ich heute daran zurückdenke, begreife ich, warum unsere Jugend Gewaltgeschehen so gerne im Fernsehen sieht. Ich musste manches in früher Kindheit sozusagen „live“ miterleben.

Volksschulzeit bei Lehrer Hertlein

Mit fünfeinhalb Jahren kam ich in die Volksschule Stuttgart-Untertürkheim, einem Vorort neckaraufwärts von Bad Cannstatt gelegen. Die Autofabrik Daimler-Benz und andere Industriebetriebe hatten sich dort angesiedelt.

Man lebte nach dem Ersten Weltkrieg und der Inflation unter sehr einfachen Verhältnissen. Das Schulgebäude, in das mich meine Mutter brachte, war ein jahrhundertealter Fachwerkbau inmitten uralter Häuser. Anstelle von Mauersteinen waren zwischen den Balken der Wände Rohrgrasmatten befestigt und diese mit Lehm verschmiert. Als Wandfarbe diente weißer Kalk. In trockenem Zustand ist der Kalk hart und sehr schön weiß. Er wurde damals zu Pulver gebrannt, mit Wasser angerührt und dann auf die Wände aufgetragen. Wenn man zu nahe vorbeistrich, wurden die Hände und die Kleider dabei weiß. Der Fußboden bestand aus eingeölten Holzdielen. Am Boden sitzend wurde man hoffnungslos dreckig und ölverschmiert. Mir als kleinem Jungen haben sich diese Details deshalb so stark eingepägt, weil ich unliebsame Erfahrungen mit Wänden und Böden machte, wie nachher geschildert wird.

Der Lehrer hieß Hertlein, er unterrichtete uns vier Jahre lang in allen Fächern. Ich war der Jüngste in der Klasse und Linkshänder. Eine Schiefertafel und ein Griffel zum Schreiben bildeten meinen ganzen Besitz. Immer wenn ich den Griffel in die linke Hand nahm, bekam ich vom Lehrer mit seinem langen Meerrohrstock einen ordentlichen Schlag über den Handrücken gezogen. Oft folgte der Züchtigung eine tagelang geschwollene Hand. Ich habe mich darüber nicht weiter aufgeregt und meine Eltern sagten, wie damals üblich, dass ein normaler Mensch eben mit der rechten Hand schreiben müsse.

Wir alle liebten aber unseren Herrn Lehrer sehr. Wenn er mit uns zufrieden war, erzählte er vom Weltkrieg 1914 bis 1918 und aus der französischen Kriegsgefangenschaft. Dort musste er in einem Steinbruch in Südfrankreich arbeiten. Von den vielen Stockschlägen, die er bekam,

zeugten bleibende Narben auf seinem Rücken, die er uns einmal vorführte. Wir Kinder waren alle tief beeindruckt von den Striemen, die nach Jahren noch so gut sichtbar waren. Einen Satz wiederholte er dabei immer: „Wir Deutschen wollen nie mehr, dass andere über uns herrschen!“

Deutschland musste nach dem verlorenen Weltkrieg durch den Friedensvertrag von Versailles Entschädigungen in gewaltiger Höhe an Frankreich bezahlen. Endlose Reihen von Waggons, voll mit kostenlosen Kohlelieferungen aus dem Ruhrgebiet, und das erstklassige Bauholz aus unserer Region, sahen wir auf dem Güterbahnhof in Stuttgart-Untertürkheim, bereit zur Abfahrt in Richtung Frankreich.

In der Klasse war ich zweifellos der Frechste. Lehrer Hertlein gingen oft die Nerven durch. Wenn ich vor seinen Stockschlägen an der Wand entlang floh, wurde ich weiß von dem Kalkputz, wenn ich aber unter der Schulbank wegkroch, wurden meine Hände und Kleider von dem schwarzen, geölten Bretterboden total verschmutzt. In diesem erbärmlichen Zustand vor ihm stehend, bereute er regelmäßig seinen Zorn und musste schnell eine Beruhigungstablette nehmen. Die schwere Zeit, die er in der französischen Gefangenschaft verbrachte, hatte ihn nervlich sehr geschädigt. Oft bereute ich nachher meine Frechheit, aber nicht bloß wegen dem Lehrer. Mehr zerknirschte mich die Aussicht auf zusätzliche Schläge von meinen Eltern, denn ich konnte die deutlich sichtbaren Spuren an mir nicht so schnell beseitigen. Zuhause halfen meine Ausreden nicht sehr viel.

Rückblickend muss ich feststellen: Die Kindererziehung damals war ziemlich entgegengesetzt von dem, was wir heute als fortschrittlich, modern oder freiheitlich erleben. Ich habe dabei immer wieder den Eindruck, dass die frühere Erziehung mit den für uns klaren, wenn auch schmerzhaften Regeln weitaus nachhaltiger war, als manche wohlgemeinte Großzügigkeit heute, welche die Kinder mit ihren Problemen oft alleine lässt.

Die ersten Ferien bei Oma Katharina

Ein besonderes Erlebnis hatte ich mit meiner Großmutter mütterlicherseits, als ich während der ersten Schulferien bei ihr war und sie mich zum Einkaufen mitnahm. In der Metzgerei hatte sie mehrere Dinge besorgt. Als wir dann Zuhause auspackten, fehlten 100 Gramm Schinkenwurst. Wir gingen miteinander wieder zurück in den Laden und da sie als ehrliche Frau bekannt war, bekam sie eben noch einmal diese 100 Gramm Wurst. Man nahm an, dass diese versehentlich für jemand anderes eingepackt worden waren.

Wieder Zuhause entdeckte meine Großmutter, dass ich einen Arm etwas steifer hielt und zu ihrem Entsetzen kam aus meinem Ärmel eine lange Schinkenwurst zum Vorschein. Beim Metzger hatte ich un bemerkt, „geschützt“ durch die Diskussion um die fehlenden 100 Gramm, die lange Wurst in meinem Ärmel versteckt. Sie wurde bleich vor Schrecken und begriff augenblicklich, dass ich es auch war, der die fehlenden 100 Gramm Schinkenwurst auf dem Nachhauseweg still und heimlich aufgegessen hatte. Sie war nämlich unterwegs so eifrig in ein Gespräch mit der Nachbarin vertieft gewesen und bemerkte deshalb nichts.

Tagelang war sie sehr traurig und wortkarg und ich bemühte mich, ganz brav zu sein. Obwohl ich darum rang, ein lieber Junge zu sein und ihren strengen Augen nicht aufzufallen, gab es immer wieder irgendein Ereignis, das meine Großmutter dann in Panik versetzte.

Jeden Abend saß sie unter der großen Stehlampe in einem wuchtigen Lehnstuhl. Auf ihrem Schoß hatte sie die große Familienbibel, in der sie las. Im Raum wurde es ganz still, und ich saß vor ihr und staunte, wie ihr Gesicht so friedlich wurde. In meiner kindlichen Phantasie bekam sie dann einen richtigen Heiligenschein. Wenn ich so brav vor ihr saß, kam es auch vor, dass sie mir etwas aus ihrer Bibel laut vorlas. Irgendetwas war für mich in diesen Stunden anders und mein Staunen war jedes Mal groß. Mir war es sehr interessant, was sie zu erzählen wusste. Die

Schwierigkeit war nur, dass sie völlig anders dachte und urteilte als ich kleiner Knirps. Rückschauend meine ich, dass hier schon, unbewusst, ein Generationenproblem auftrat, über das ich mir in solch jungen Jahren noch keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Mit sechs Jahren konnte ich lesen und so kann ich mich an ein Ereignis erinnern, das die Verschiedenheiten zwischen mir und Großmutter Katharina deutlich zeigt. Eines Abends durfte ich aus ihrer Bibel vorlesen. Noah, eine beliebte Geschichte. Ich las aus 1. Mose Kapitel 8, Vers 21, als Noah aus der Arche herauskam und Gott sagte: „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf!“ Ich erklärte meiner Oma: „Siehst du, hier wird ganz klar, dass Gott den Menschen böse geschaffen hat. Deshalb bin ich böse und werde immer böse sein.“ Heute noch, in meinen alten Tagen, sehe ich die entsetzten Augen meiner Großmutter vor mir und es tut mir leid, dass ich ihr so viel Kummer bereitete. Solange sie lebte, flehte meine Großmutter für diesen offenbar missratenen Enkel ganz besonders inbrünstig zu Gott!

Einige Tage später hatte ich wieder ein erstaunliches Erlebnis mit ihr. Am Nachmittag beobachtete ich, wie ein Nachbar in seinem Garten Pfirsiche geerntet hatte. Mehrere Körbe davon standen am späten Abend noch auf dem Rasen. Deshalb stieg ich in der Nacht leise durchs Fenster, um mich zu bedienen. Ich sah, dass das Licht noch im Schlafzimmer meiner Oma brannte und ich hörte, dass sie laut redete. „Was ist da nur los?“ fragte ich mich. Vor dem Fenster standen ein Tisch und ein Stuhl, den ich lautlos obendrauf stellen konnte. Dann kletterte ich hoch und konnte gerade noch durchs Schlafzimmerfenster sehen.

Meine Großmutter Katharina kniete an ihrem Bett und in diesem Augenblick betete sie laut, fast schreiend: „Lieber Gott, du hast mir 11 Enkel geschenkt, aber einer ist ein perfekter Verbrecher.“ Beschämt und unbemerkt stieg ich wieder herab. Mein Vorsatz war gefasst – sie soll mich nie wieder irgendwo erwischen. Sie betete, solange sie noch lebte, dreimal am Tag für mich, denn sie erkannte als Erste meine „besonderen Begabungen“ und ich weiß, dass daraufhin auch meine Eltern treu für mich beteten.

In meinem ganzen Leben durfte ich erstaunlicherweise, trotz meiner negativen Grundsubstanz, eine Kette von Durchgetragenen-Werden und großen Wundern erfahren.

Gott liebt mich – trotz allem!

Der erste Jugendfreund

Die ersehnten Ferien kamen und ich durfte wieder nach Esslingen zu meiner Großmutter. Man muss sich vorstellen, damals gab es kaum Autos. Die Menschen transportierten ihre Waren auf ihren selbst gezogenen Handwagen. Bei größeren Transporten fuhren Pferdefuhrwerke. Ich höre noch heute, wie Oma, wenn ich zum Spielen abzog, mir immer besorgt einschärfte: „Pass auf, dass du unter kein Fuhrwerk kommst.“ Offensichtlich war es leicht möglich, dass ein spielendes Kind von einem solchen überfahren wurde. In meiner Erinnerung ist die Innenstadt von Esslingen jedoch ein Riesenspielplatz mit unendlich vielen interessanten Gebäuden. Es war dort wunderschön und ich hatte unvergessliche Erlebnisse.

In diesen Ferien bekamen die Sorgen meiner Oma von mir erstmals keine neue Nahrung. Ich begegnete nämlich auf der Straße einem Jungen, der nur einige Monate älter war als ich. Gleich bei der ersten Begegnung verstanden wir uns und wurden unzertrennliche Freunde. Morgens konnten wir es nicht erwarten, uns wieder zu sehen und abends war es schwer, sich zu trennen. Er hatte einen für mich komischen Vornamen und wir nannten uns beide eben mit den Nachnamen. Ich war der Eberspächer und er der Oppenheimer. Er nahm mich sogar in die Wohnung seiner Eltern mit. Sein Vater war Reisender, vermutlich Handelsvertreter und überwiegend außer Haus. Die Mutter wirkte sehr ängstlich. Die Wohnungseinrichtung und auch das Benehmen der Frau waren für mich fremdartig. Auf meine Fragen erklärte er: „Die Deutschen mögen uns nicht, denn wir sind Israelis, auch meine Großeltern und alle Vorfahren sind Juden.“ Er erzählte mir von Israel und aus der so interessanten Geschichte dieses Volkes. Ich bekam erste Einblicke in eine mir bislang ganz fremde, verborgene Welt.

Prägende Erinnerungen habe ich an meinen Freund Oppenheimer. Einmal saßen wir an dem Brunnen gegenüber der Metzgerei, in der ich ein Jahr zuvor noch meiner Oma so viel Not bereitet hatte. Eine ältere

Frau kam mit ihrem Handwagen zum Einkaufen. Wir sahen, dass sie größere Mengen an Päckchen und Tüten bewältigen musste. Spontan sprangen wir beide hinzu und halfen eifrig mit. Es machte uns richtig Spaß, die verschiedenen Pakete auf dem Wagen zu verstauen. Auch der Metzger freute sich an den zwei fleißigen Buben. Jeder von uns bekam ein ordentliches Stück Wurst, das wir mit Freuden sofort verzehrten. Wir zogen der Käuferin den Handwagen bis zum Haus und trugen auch noch alles in ihre Küche. Jeder von uns erhielt zehn Pfennige und wir verabschiedeten uns hochzufrieden.

Aus dieser Erfahrung begaben wir uns wie selbstverständlich in die Hauptgeschäftstraße Esslingens, die „Malje“, um Ausschau zu halten nach der nächsten Dienstmöglichkeit. Wir entdeckten eine vornehm wirkende Frau, mit viel Schmuck behangen und mit mehreren Paketen von ihrem Einkauf kommend. Mit Freuden war sie sofort bereit, unsere Dienste in Anspruch zu nehmen und wir marschierten mit ihr fast einen Kilometer bergauf, wo ihr vornehmes Haus stand. Jeder von uns bekam 20 Pfennige. Den ganzen Tag über erhielten wir kleinere und größere Dienstaufträge. Die Wartezeiten füllten wir mit Betrachtungen über die vorbeieilenden Passanten.

Als ich abends nach Hause kam und das selbstverdiente Geld in meinem Nachtkästchen verstaute, war meine Großmutter zunächst entsetzt. Sie vermutete, dass das Geld gestohlen sei. Alle meine Erklärungen halfen nichts. Sie nahm sofort Kontakt auf mit der Mutter meines Freundes, Frau Oppenheimer. Noch am gleichen Abend war sie dort, um Klarheit über den unerwarteten Geldzufluss zu bekommen. Am folgenden Tag verabschiedete sie mich auf dem Spielplatz und ich musste versprechen, unter keinen Umständen je zu betteln. Gegen unseren „Dienstleistungsbetrieb“ hatte sie offensichtlich nichts einzuwenden.

Wir arbeiteten überall dort, wo es eine Gelegenheit gab und hatten großen Spaß dabei. Das Geld kam nebenher und wir hatten natürlich immer gute Verwendung dafür. Öfter bekamen wir Schokolade oder Wurst oder eine Brezel geschenkt. So wurden unsere Erfahrungen und Einsatzmöglichkeiten immer größer und selbstverständlich auch unsere Abenteuerlust.

An einer Straßenbahnhaltestelle entdeckten wir eine Frau mit vielen Gepäckstücken. Spontan halfen wir wieder, diese in der Straßenbahn zu

verstaunen und fuhren mit, von Esslingen aus in den übernächsten Nachbarort, nämlich Stuttgart-Obertürkheim. Auch diesen Ort machten wir unsicher. Kindern war es damals gestattet, kostenlos in Begleitung eines Erwachsenen die Straßenbahn zu benutzen. Auf der Hinfahrt begleitete uns ja jene Frau, der wir geholfen hatten. Auf dem Rückweg aber fanden wir keine passende Dienstleistungsgelegenheit, stiegen einfach in die Straßenbahn ein und fuhren ohne Fahrkarte in Richtung Heimat. Der Schaffner bemerkte die Schwarzfahrer. Da wir keinen Erwachsenen bei uns hatten, ließ er mitten auf der Strecke anhalten und wir mussten aussteigen, um zu Fuß heimzulaufen.

Gemeinsames Leid ist halbes Leid. Wir nahmen die Sache nicht zu ernst und lachten, obwohl es doch fast sieben Kilometer waren, die wir nach Hause zu laufen hatten. Vielleicht wäre jeder für sich ängstlich gewesen, aber zu zweit war es einfach eine Freude. Lachend marschierten wir miteinander. Nach kurzer Wanderung kam ein Bauer mit seinem Fuhrwerk, setzte uns hoch auf seinen Wagen und nahm uns bis zum Marktplatz in Esslingen mit. So durften wir nicht bloß Straßenbahn, sondern auch noch Pferdekutsche fahren. Mit dem Bauern machten wir schnell einen Termin aus für den nächsten Tag, um bei ihm auf dem Acker Kartoffeln zusammenzulesen. Auch er war dankbar und entlohnte uns großzügig.

Bei unseren Hilfsdiensten gebrauchte mein Freund immer wieder denselben logischen Satz, den er von seinem Vater übernommen hatte und der mich mein weiteres Leben lang begleitete: „Geld kann man nur wirklich verdienen, wenn man anderen Leuten Nutzen bietet.“ Als die Ferien zu Ende waren, verabschiedeten wir uns voneinander mit großer Trauer und dem Versprechen, uns bald wieder zu sehen. Aber alles kam ganz, ganz anders.

In den nächsten Ferien war ich wieder bei Großmutter und mein erster Weg ging zur Wohnung Oppenheimer. Nur – die Familie war einfach nicht mehr da. Auf mein Nachfragen bemerkte ich verlegene Blicke. Keine vernünftige Antwort war zu bekommen. Meine Tante erklärte mir zögernd, dass die Familie Oppenheimer nach England ausgewandert sei. Man schrieb inzwischen das Jahr 1934. Adolf Hitler war gerade ein Jahr an der Macht und es begann die öffentliche Judenhetze. Offenbar hatte

der Vater meines Freundes die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannt und so entkam er mit seiner Familie einem KZ-Aufenthalt.

Meine Großmutter starb bald darauf und ich verbrachte die Schulferien in Stuttgart-Untertürkheim bei meinen Eltern. Ohne Freund Oppenheimer fiel ich wieder in mein früheres Lausbubendasein zurück.

Vor der Machtergreifung Hitlers – die Wahl des Volkes

Ein Jahr vor der Machtergreifung durch Hitlers Nationalsozialisten herrschte in Deutschland eine deprimierende Arbeitslosigkeit und viel Not. Ich war gerade in die Schule gekommen. Man schrieb das Jahr 1932 und es wimmelte nur so von Bettlern, Räubern und Dieben in Stadt und Land. Die Frauen unseres Wohnblocks gingen immer gemeinsam zum Einkaufen, denn allein hatten sie zu große Angst. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich mich in einem Bäckerladen am Rockzipfel meiner Mutter festkrallte, während plötzlich ein Mann zur Türe herein stürzte, aus dem Regal zwei Brotläibe stahl und davonrannte.

Ein ähnliches Erlebnis hatte ich später einmal auf dem Heimweg vom Bäckerladen. In der Innenstadt von Untertürkheim riss ein Mann meiner Mutter die Tasche aus der Hand. Blitzschnell packte er den Brotlaib, der darin steckte und verschwand. Man war gegen Bettler und Räuber ziemlich hilflos. Viele stahlen nicht, um sich zu bereichern, sondern einfach aus Not, um ihren Hunger zu stillen. Einmal wurde meine Mutter von einem Straßenräuber so geschlagen, dass sie sich vom Arzt verbinden lassen musste. Dieser Mann hatte ihr den Geldbeutel, das Armband und die Halskette sowie alle eingekauften Lebensmittel weggerissen.

Nicht einmal in unserer Wohnung waren wir sicher. Die Bettler kamen immer wieder in den Hof hinter dem Haus. Sie sangen Lieder, bis die Anwohner Geld hinunterwarfen. Die Münzen wurden in ein Stück Zeitungspapier gewickelt, weil man es sonst in dem Schotter des Hofes nicht hätte finden können. Einmal, während sie unten sangen, kam ein Mann die Treppe herauf und klingelte an unserer Wohnung. Ich stand vor der Türe des Schlafzimmers, als meine Mutter öffnete. Mit einem Faustschlag schlug er sie nieder und eilte in die Küche. In seine große Tasche packte er alles Essbare, das er finden konnte, und rannte wieder die Treppe hinunter. Weil meine Mutter um Hilfe schrie, lief die ganze Hausgemeinschaft zusammen und stand ratlos da.

Auf den uns umgebenden Straßen zogen öfters Gruppen von Männern in weißen Hemden. Sie trugen weiße Fahnen, auf denen drei schwarze Pfeile zu sehen waren. Es gab auch Gruppen, die oft sehr abgerissen daher kamen. Sie trugen ein rotes Tuch als Fahne, auf dem ein Hammer und eine Sichel aufgemalt waren. Dies waren die Kommunisten. Auch Männer in braunen Uniformen marschierten, in Dreierreihen geordnet durch die Straßen. Sie hatten rote Fahnen mit einem weißen runden Feld in der Mitte, darauf ein schwarzes Hakenkreuz. Oft trugen sie Transparente, deren Inhalt ich schon lesen konnte. Es hieß darauf: „Keiner soll hungern und frieren, wählt Adolf Hitler!“ Offensichtlich gab es im Winter von 1932 auf 1933 viele Menschen die hungerten und froren.

Ein besonders aufregendes Erlebnis hatte ich an einem Nachmittag im Spätherbst 1932. Wie schon des öfteren versteckte ich mich hinter einem Baum mit reichlich Unterholz. Von dort konnte ich in Ruhe alles was sich bewegte übersehen. Wie ich so da lag, bemerkte ich eine zunehmende Nervosität auf der Straße. Einige Omas sammelten ihre Enkel ein und die ganze Situation schien anders als sonst: Es wurde total menschenleer. Dann erschienen einige Männer in schwarzen Hemden. Andere sehr abgerissene Männer kamen dazu. Sie schwangen eine rote Fahne und sangen ihr Kampflied. Etwa 40 Mann liefen in einem ungeordneten Haufen an mir vorbei in Richtung Bäckerei am Ende der Straße. Das Singen verwandelte sich in ein wildes Geschrei, als sie einmütig den Bäckerladen stürmten. Jeder hatte mehrere Brote unterm Arm, als sie wieder herauseilten.

Am Ende der Straße erschienen plötzlich Braunhemden mit ihrer Hakenkreuzfahne, die singend in geordneter Dreierkolonne anmarschierten. Als sie die Kommunisten gewahr wurden, rannten sie im Laufschrift mit Hurrageschrei auf diese los und vor meinen Augen gab es eine ungeheure Schlägerei. Mann gegen Mann. Ich sah, wie einer mit einem Prügel dem anderen auf den Kopf schlug und dieser dann liegen blieb. Ein anderer stach einem Jugendlichen sein Messer in den Leib. Der Kampf tobte sehr lange, bis dann aus der Innenstadt von Untertürkheim Polizisten in grünen Uniformen zu Pferde anritten und mit Schlagstöcken auf alles einschlugen, was noch stehen konnte.

Kurz darauf kamen auf Motorrädern weitere grün Uniformierte zur Verstärkung. Wer nicht verwundet am Boden lag, wurde gefesselt.

Zuletzt erschienen noch einige Pferdewagen. Ein Einspanner (eine kleine Kutsche mit Pferd davor) kam auch angefahren. In diesem saßen ein Arzt im weißen Mantel und eine Krankenschwester mit einem Häubchen auf dem Kopf. Sie leisteten erste Hilfe und verbanden die Verwundeten, die dann auf den Pferdewagen in Richtung Innenstadt abtransportiert wurden. Die Gefesselten wurden abgeführt. Der letzte der Verwundeten war der Bäckermeister. Er trug einen großen Verband um den Kopf und seine Frau trug den Arm in einer Schlinge. Als alles vorbei war, lagen auf der Straße zertretene Brotlaibe, zerrissene Kleider und viel Blut.

Zum grausigen Entsetzen meiner Eltern berichtete ich am Abend aufgeregt, dass der Mensch zweierlei Blut hat. Wenn man auf ihn einschlägt, platzt die Haut und es kommt dunkles Blut und wenn man mit dem Messer hineinsticht, dann kommt helles Blut. Ich erinnere mich noch an die weit aufgerissenen Augen meiner Mutter, als ich über die einzelnen Szenen im Detail berichtete. Vater saß da und redete überhaupt nichts.

Er erzählte den Vorfall einem seiner Bekannten mit der entsetzten Frage, wie es möglich sei, dass ein Sechsjähriger mitten in diesem Getümmel einfach liegen bleibt und beobachtet. Dieser Nachbar wollte mich anschließend weiter ausfragen. Ich erzählte ihm aber bloß, zuerst kamen die schwarzen Hemden, dann die braunen Hemden und am Schluss schafften die Grünen wieder Ordnung. Über Details wollte ich mich nicht weiter ausfragen lassen.

Die Wahl des Volkes!

Schon Tage zuvor gingen in unserer Hausgemeinschaft große Diskussionen hin und her. Alle teilten die Ansicht, dass man die Nationalsozialisten mit Adolf Hitler wählen müsse. Sie waren überzeugt, dass nur unter diesem wieder Ruhe und Ordnung in Deutschland einkehren könnten.

Ich erinnere mich genau, wie meine Eltern am Tag vor der Wahl sich lange über einen Mann aus ihrer Bekanntschaft erregten, der eine gegenteilige Meinung hatte. Er gehörte einem christlichen Kreis an und erklärte, dass er nicht zur Wahl gehe, denn er als Christ könne nur Jesus Christus wählen und der stehe nicht auf der Liste. Solch eine sture Haltung galt bei ihnen als überspannt und unreal. Vater vertrat die Meinung, dass wir als Christen auf dieser Welt unsre Pflicht tun müssten und in jedem Falle wählen müssen. Außer den Nationalsozialisten standen die Kom-

munisten und viele kleinere Parteien auf der Wählerliste. Aber von keiner anderen Partei konnte man erhoffen, dass sie in der Lage wäre, die Verhältnisse in Zukunft zu ändern.

Am Sonntag darauf durfte ich mit zur Wahl gehen. Überall standen Männer in brauner Uniform. Ich hatte den Eindruck, dass mein Vater, den sie als Werkdirektor kannten, bei diesen nicht besonders angesehen war. Er erklärte mir nachher, dass Chefs bei der neuen Bewegung nicht hoch im Kurs stünden.

Es war ein großer Sieg für die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei). Sie wurde bei starker Wahlbeteiligung in Untertürkheim mit 90 Prozent der Stimmen gewählt. Meine Familie bezweifelte, dass dieses Wahlergebnis stimme. In einer Arbeiterstadt hätte das Ergebnis wegen der vielen Kommunisten höchstens bei der Hälfte liegen können. Wir waren aber trotzdem mit der Wahl zufrieden, denn wir hofften, dass nun alles besser werden würde.

Die Machtergreifung Adolf Hitlers bedeutete besonders für unseren Lehrer Hertlein eine riesige Freude. Ich erinnere mich noch sehr genau, wie er nicht müde wurde, uns aufzuzählen, was der Führer alles schon geleistet hat und noch leisten würde. „Jetzt wird alles besser!“ rief er oft aus und er hängte mit Freuden ein großes Führerbild im Klassenzimmer auf. So oft ich etwas Gutes vollbachte, bekam ich ein großes Lob von meinem Lehrer. Es lautete nun regelmäßig: „Da freut sich aber der Führer, wenn er hört, wie gut du bist.“ Mit der Zeit strengte ich mich tatsächlich sehr an, um dem Führer Freude zu bereiten. Er wurde so für mich und für viele andere zu einer gottähnlichen Gestalt. In unserem Unterbewusstsein war er stets anwesend.

In einer Ecke des kleinen, geschotterten Schulhofes stand ein halb offenes Häuschen. Es hatte eine geteerte Wand und darunter eine schwarze Rinne, die hinüber führte zum Nachbarn und dort unter dessen Misthaufen endete. Diese diente als das Pissoir der Jungenschule. In der gegenüberliegenden Ecke war ein Brett mit einem Loch befestigt. Darunter ein dickes Rohr, das auch beim Nachbarn endete. Es ist sicher sehr gut zu verstehen, dass sich jeder Schüler bemühte, diese „luxuriöse“ Toilette möglichst nicht benützen zu müssen.

Wie aber jubilierte unser Schulmeister über den Führer, als wir ein neues WC mit Wasserspülung bekamen. Es war das erste Zeichen, dass

nun alles besser werden würde. Auch der Hof mit seinen spitzigen Steinen wurde befestigt und bekam einen glatten Teerbelag. Wir alle waren glücklich und bemühten uns dankbar, noch bessere und tüchtigere Schüler zu sein.

Die Beendigung allgemeiner Wirrnisse und Notlagen begriffen wir als lohnende Ziele, ohne uns weitere Gedanken über die Hintergründe machen zu können.

Die Anfänge im Dritten Reich

Die neue Regierung hatte den ernstesten Vorsatz, Moral und Ordnung in Deutschland wieder herzustellen. Und tatsächlich wurde in Kürze alles besser. Eine andere Zeit war angebrochen. Adolf Hitler und seine „nationalsozialistische Bewegung“ hatten „die Macht ergriffen“. Meine Mutter konnte endlich ohne Angst vor einem Überfall einkaufen. Es gab keine räuberischen Bettler mehr auf der Straße, keine Landstreicher, keine verahrlosten Leute, die herumlungerten, keine bedrückten Gesichter.

Es war der Aufbruch eines ganzen Volkes. Auch ich als Kind bemerkte diese umfassende Veränderung. Man redete plötzlich von Volksgemeinschaft und Sprüche wie: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ standen nicht nur auf aufgestellten Plakaten, sondern waren in aller Munde. Es sollte keine Standesunterschiede mehr geben. Bald konnte ich ohne Verkleidung in die Arbeitersiedlung gehen und mit den dortigen Jungen spielen. Die positive Begeisterung für einen erwarteten Fortschritt schwang in der Luft.

Wenn ich morgens mit meiner Mutter in die Bäckerei kam, die damals ausgeraubt wurde, gab es keinen Gruß wie seither mit „Guten Morgen“ oder „Grüß Gott“, sondern der Bäckermeister begrüßte die Käufer freudig mit „Heil Hitler“. Dies war der neue Gruß, der ab sofort durch alle Lande ging und überzeugte Hitler-Anhänger achteten streng darauf, dass das Gegenüber in der gleichen Weise mit „Heil Hitler“ antwortete. Ich erinnere mich deutlich, wie ich plötzlich im Garten mit Eifer half, was ich früher gar nicht so gerne tat. Im Herzen dachte ich, wie Adolf Hitler sich freuen würde, wenn er mich so arbeiten sehen könnte.

Eine Art Massenpsychose entstand, die zu gravierenden „Fortschritten“ führte. Ein imaginärer, scheinbar allgegenwärtiger Adolf Hitler wurde in den Gedanken der meisten Menschen zu einer Art Gottheit erhoben, für die man möglichst viel Gutes leisten wollte. Klar war damit auch, dass die, die auf diesem Zug nicht mitfahren wollten, als missliebige Störenfriede auffielen. Als Kind bemerkte ich bald, wo es Men-

schen gab, die diesen Trend nicht mitmachten und automatisch betrachtete ich diese als böse und schlecht.

Vieles erschien für mich unbegreiflich und ich spitzte nach Möglichkeit meine Ohren, wenn die Erwachsenen miteinander diskutierten. Ein Freund unseres Hauses, ein „Stundenmann“, der gerne und oft die Bibel las, behauptete: „Adolf Hitler ist ein Antichrist“. Da setzte es heftige Auseinandersetzungen und mein Vater nannte ihn einen „frommen Spinner“. Diese Diskussion war entbrannt, weil mein Vater ein kleines Hitlerbild gekauft hatte und im Wohnzimmer aufhängte. Ich fragte mich, ob es Vorschrift war für Menschen in führender Position, auch in der Wohnung ein Führerbild anzubringen? Als Werksdirektor war er ab 1935 passives Mitglied der NSDAP (in der er nie viel galt) und erhielt wiederholt privaten Besuch von Arbeitskollegen und Geschäftspartnern. Diese äußerten sich wie viele andere froh über den Neuaufbruch und die positiven Veränderungen im Volk. Wahrscheinlich sahen meine Eltern schon sehr früh auch die weniger erfreulichen Seiten der neuen Entwicklung. Vielleicht war deshalb das Bild so klein ausgefallen. – Ausgerechnet dieses Hitlerbild wurde Jahre später, als meine Eltern in Esslingen ausgebombt waren und alles verloren hatten, aus dem Schutt „gerettet“. Deutlich steht mir vor Augen, wie mein Vater es damals, lange vor Kriegsende, zusammenschlug und betonte: „Das brauchen wir wirklich nicht mehr“.

Von frommen Menschen wurde Hitler zu Recht schon in der Anfangszeit als Antichrist bezeichnet, aber mehr insgeheim. Die Kirchen, insbesondere auch die katholische, wollten es mehrheitlich mit den Machthabern der NSDAP lieber nicht verderben.

Zwiespältiger „Segen“ der Arbeitsfront

Für mich war mein Onkel, der für seine Firma mit einem Lieferwagen immer wichtige Dinge zu besorgen hatte und weit herumkam, eine wichtige Informationsquelle. Wenn er spät abends an unserer Wohnung vorbeifuhr, machte er einen kurzen Halt und wusste recht viel zu berichten. Aus den abendlichen Gesprächen erfuhr ich nach und nach, wie Hitler das Problem der Arbeitslosen und Landstreicher löste.

Per öffentlichem Aufruf wurde im ganzen Land ein Führerbefehl bekannt gegeben, dass alle Bettler und Landstreicher in die „Arbeitsfront“ eingegliedert werden. Ihre Berufsbezeichnung lautete: „Soldaten

der Arbeit“. Ab sofort mussten Drückeberger Fahnenflüchtigen gleichgestellt werden. Jedermann war in vaterländischer Pflichterfüllung aufgefordert, solche Leute auf den Parteibüros der NSDAP zu melden. Landstreicher, die auffielen, wurden von der Polizei aufgegriffen und verhaftet. Ihre Personalien standen dann in einer Landstreicherkartei. Man brachte sie an eine Sammelstelle. Wer sich von dort nicht freiwillig an einer Arbeit beteiligte, kam ins Arbeitslager.

Vater hatte als Abteilungsdirektor im Eisenbahnausbesserungswerk in Stuttgart-Bad Cannstatt etwa 1000 Beschäftigte unter sich. Als zusätzliche Aufgabe bekam er nun 300 Landstreicher zugeteilt, mit dem Befehl, diese in den Arbeitsprozess einzugliedern. Ein mehrstöckiges Lagerhaus wurde als Schlafbau mit großer Küche eingerichtet. Kostenlos erhielten die Leute vorübergehend Wohnung und täglich drei Mahlzeiten. In den neu entstandenen Wohnräumen befanden sich jeweils sechs Betten. Daneben gab es Schulungsräume, in denen sie politisch und auch sonst gedrillt wurden. Die zum Arbeitseinsatz Verpflichteten konnten sich in ihrer Freizeit frei bewegen. Alkohol war aber grundsätzlich verboten.

Nach dem „Führerprinzip“ wurde der Stubenälteste besonders geschult und verantwortlich gemacht, für die fünf Kameraden, die mit ihm zusammenwohnten. In jedem der vielen Schlafräume wurde ein solcher „Führer“ gewählt, der wiederum seinem Gruppenführer unterstellt war. Die Soldaten der Arbeit wurden zu „freiwilligen Dienstleistungen“ verpflichtet. Sechs Arbeitstage in der Woche, je zehn Stunden waren sie im Einsatz. Sobald sie sich bewährt hatten, bekamen sie normale Bezahlung und eine Wohnung außerhalb des Werksgeländes in der Stadt zugewiesen.

Mein Vater gab sich wirklich alle Mühe mit diesen Leuten. Besonders wichtig war ihm, dass sie gut versorgt wurden und auch entsprechende Kleidung bekamen. Da er anfangs mit dem Essen nicht zufrieden war, holte er von meiner Mutter Kochrezepte und organisierte persönlich den Lebensmitteleinkauf und auch die Zimmerausstattung. Er brachte viel Zeit damit zu, den Ausbildungs- und Fähigkeitsstand der Einzelnen festzustellen und er wollte sie unbedingt in die Produktion eingliedern oder sie so weiterbilden, dass sie weiter vermittelt werden konnten.

Sein Ziel war, diese zum Teil gestrandeten Menschen in ein normalbürgerliches Leben zurückzuführen. Bei freier Kost und Wohnung erhielten sie von ihrem festgesetzten Lohn ein Drittel als Taschengeld ausbe-

zahlt. Der weitere Lohn wurde einbehalten und ihnen ganz übergeben, wenn sie ein normales Arbeitsverhältnis abschließen konnten. Bis zu diesem Zeitpunkt waren sie verpflichtet, im Gemeinschaftsgebäude zu leben und wurden von Parteibeauftragten laufend kontrolliert.

Vater erzählte uns oft begeistert, wenn er wieder einige dieser Leute als vollwertige Arbeitskräfte in der Firma einsetzen konnte. Er freute sich riesig, wenn er bei jemandem gar besondere technische oder sonstige Begabungen entdeckte. Manche konnte er aufgrund ihrer Fähigkeiten und ihres Einsatzwillens an Handwerksbetriebe in der Umgebung weitervermitteln.

Oft besuchte ich Vater an seinem Arbeitsplatz. Ich durfte dann in der Ecke des Büros sitzen und erlebte manche sehr eindringlichen Gespräche mit Leuten, die sich nicht einordnen wollten. Immer wieder betonte er das Ziel des „freiwilligen“ Arbeitslagers. Es sei die erste Stufe eines Weges, der in ein freies Leben führe. Ich weiß noch, wie er als Chef litt, wenn es sture „Volksgenossen“ gab. Sie kamen nach dem Wochenende nicht wieder und wurden von der Polizei als Landstreicher aufgegriffen und bestraft.

An einem Abend brachte er einen unverbesserlichen, schweren Fall mit nach Hause zum Nachtessen. Völlig unbemerkt konnte ich das Gespräch mitverfolgen und erfuhr, dass dieser Mann schon zweimal geflohen und zwangsweise wieder zurückgebracht worden war. Geduldig wurde ihm erklärt, er dürfe sich in der ganzen Fabrik umsehen und seinen Arbeitsplatz selbst aussuchen. Auf keinen Fall könne er noch einmal fliehen. Dies hätte furchtbare Folgen.

Hergerichtet oder hingerichtet

Jeder Flüchtige wurde nämlich von der SS dreimal verwarnt. Nach dem dritten Mal wurde er „hergerichtet“, wie es damals hieß. Er kam in ein Arbeitslager meist im Steinbruch. Dort wurde übernachtet und gefrühstückt. Wer ein Mittagessen wollte, musste zuerst einen besonderen Raum betreten. Er musste sich nackt ausziehen, um vor dem Essen drei Peitschenhiebe zu erhalten. Die gleiche Prozedur wurde beim Abendbrot vorgenommen. Nach einer Woche kamen die Leute vom Straflager noch dünner zurück, als sie schon vorher waren. Die Entlassung fand immer samstags statt, sodass sie am Sonntag noch Zeit hatten, sich bis zum

weiteren Arbeitseinsatz zu erholen. Mein Vater berichtete uns, dass er schon einige so genannte „Hergerichtete“ wieder eingestellt habe. Wenn ein solcher noch einmal versuchte zu fliehen, wurde er als „lebensunwertes Leben“ bezeichnet und von der SS „beseitigt“. Was dies genau bedeutete, begriff ich erst viel später.

Zum ersten Mal hörte ich damals den Begriff „lebensunwertes Leben“. Nun verstand ich etwas besser, warum mein Vater sich so sehr um diese Menschen bemühte. Es waren viele Einzelschicksale, die er oft mit Mutter besprach. Von meinem Onkel, der weiterhin spät abends vorbeikam, erfuhr ich, dass der Weg dieser mehrfach Entflohenen unweigerlich nach unten führte. Aus diesen negativen Erfahrungen hatte auch die ganze Bevölkerung rasch gelernt und es gab für die Flüchtigen in ganz Deutschland kein Versteck. Die Polizei verfolgte alle Arbeits- und Wohnsitzlosen. Diese kamen sofort vor ein „Ehrengericht“. Die Richter waren keine Juristen, sondern freiwillige Bürger, also „Parteigenossen“. Je nach Schwere des Falles wurden jene in ein Zwangsarbeitslager überstellt, wo sie harte Arbeit zu leisten hatten.

Über diese Strafmaßnahmen wurde im Allgemeinen nicht viel geredet. Jedermann fühlte sich nur erleichtert, dass die Landstreicherei und Bettelerei ein Ende hatte. Man war froh, seiner Arbeit in Ruhe nachgehen zu können und aus der Armut und der Mangelwirtschaft heraus zu kommen. Sicher gab es auch schwere Vergehen der Nazis, von denen die Bevölkerung nichts erfuhr. Mein Vater stellte nur fest, dass bösartige und hoffnungslose Fälle für immer verschwanden.

Mein Onkel wusste mehr. Menschen, die auch im Zwangsarbeitslager aufsässig waren oder wegen ihres offenkundigen Arbeitsunwillens ihren Wert als „Volksgenossen“ verspielt hatten, durften einfach nicht mehr von den normalen Menschen mitversorgt und getragen werden. Mein Onkel berichtete, dass viele „hoffnungslose“ Fälle als Matrosen auf Schiffen nach Übersee verfrachtet wurden mit dem Ziel, sie dort auszusetzen. Er erzählte auch, dass Einzelne, insbesondere wenn kriminelle Veranlagungen im Spiel waren, wirklich getötet wurden. Hitlers SS würde diese Leute einfach erschießen und begraben. Ich weiß noch, wie Mutter zu meinem Onkel ungläubig sagte, dass wir doch in einem christlichen Land leben und dass dies nicht wahr sein könne.

Es gab Dinge im Dritten Reich, von denen man normalerweise nichts erfuhr. Einmal belauschte ich ein paar ältere Kameraden, die etwas Besonderes bemerkt hatten. Ich hörte das Wort homosexuell und Erschießung und verstand den Zusammenhang nicht. Als sie zum Friedhof gingen, zog ich mit ihnen dorthin. An der Mauer außerhalb des Friedhofes sah ich eine große Blutspur und zwei Einschusslöcher. Hinter der Mauer hob der Totengräber eine Grube aus. Er tobte fürchterlich, als er uns bemerkte, denn neben ihm lag ein Toter, nur mit etwas Reisig zugedeckt. Wütend brüllte er: „Zuerst darf ich dem Hitler seine Leichen kostenlos begraben und dann wollen Leute von mir Auskunft und jetzt kommen auch noch naseweise Kinder auf den Friedhof.“ In der Nachbarschaft erfuhr ich, dass der Homosexuelle auf einem Lieferwagen angeliefert wurde. Vor der Friedhofsmauer hätten einige Männer ihn erschossen und dann einfach über die Mauer geworfen.

Ein andermal, auf dem Schulweg, gut 50 Meter von mir entfernt, rief eine Frau plötzlich: „Hilfe, Hilfe!“ Bei ihr stand ein Mann und es war nicht ersichtlich, was passiert war. Wir beobachteten, dass ein Polizist, der dort immer seine Patrouille ging, rasch auf diese zwei Personen zulief. Da wir naseweis waren, bewegten wir uns auch dorthin und hörten, wie der Polizist auf diese beiden Leute warnend einredete. Plötzlich krachte ein Schuss und der grün Uniformierte ging langsam zu Boden. Danach sprang aus der gerade vorbeifahrenden Straßenbahn ein Mann in brauner Uniform. Aus seiner Vespertasche riss er eine kurze Eisenstange, die er dem Schützen auf den Kopf schlug. Der Polizist lag auf dem Rücken und war tot. Aus der linken Brust drang ein dicker Strahl Blut. Der Schuss traf ihn direkt ins Herz. Die Eisenstange des SA-Mannes hatte dem Zivilisten den Schädel eingeschlagen und das Gehirn quoll aus seinem Kopf. Auch er lag tot daneben. Die Frau stand da und weinte. Aus der Straßenbahn kamen noch mehr braun Uniformierte. Am meisten fesselte mich die Pistole, die auf dem Boden neben dem Polizisten lag. Sie war sehr zierlich. Wie ich später in meiner SS-Ausbildung erfuhr, handelte es sich um eine so genannte Damenpistole. Sie hatte nur ein Kaliber von 3,5 mm und galt als Seltenheit.

Das Dritte Reich schaffte im Rahmen der nationalsozialistischen „Gleichschaltung“ mit rücksichtsloser Gewalt Ordnung. Kaum jemand konnte oder mochte sich dem entziehen. Und in meiner Umgebung zeig-

ten sich alle für die ersten Jahre der Aufwärtsentwicklung dankbar. Hitlers bössartige Weltmachtansprüche, ausländerfeindliche und antisemitische Drohungen wurden bis 1938 meist verdrängt und nur von ganz Wenigen ernst genommen. Aber aus welchem Geist heraus kommen heute noch immer so viele Hitler-Anhänger weltweit?

Umzug der Familie in eine „vornehme“ Wohnung

Inzwischen war ich acht Jahre alt geworden. Mein Vater bekam wieder eine Gehaltserhöhung auf jetzt 350 Mark im Monat. Alle freuten sich, dass wir nun am Kappelberg eine „vornehme“ Neubauwohnung beziehen konnten. Sie bestand aus vier Zimmern, mit Bad und einer großen Küche. Dazu gehörten im Untergeschoss ein Kohlenkeller und ein Vorratsraum. Die Miete betrug monatlich hundert Reichsmark. Wir alle waren überglücklich. Unsere Besucher staunten immer über die großartige Aussicht. Man blickte weit über Untertürkheim und die Firma Daimler-Benz hinaus ins Land.

Im Frühjahr darauf bestellten meine Eltern über eine Versandfirma tausend Eier, die von uns mit Kalk in großen Kübeln eingelegt und im Keller aufbewahrt wurden. Im Sommer kauften sie viele Krautköpfe. Diese wurden gehobelt, in einen großen Behälter gestampft, gesalzen und eingelagert. Dazu kamen im Herbst noch sechs Zentner Kartoffeln, Äpfel und sonstige Vorräte. Meine Mutter hat reihenweise Gläser mit allen möglichen Früchten und Gemüsen eingedünstet. Im Herbst war es dann ein Freudenfest bei der ganzen Familie, wenn alles sauber in Regalen stand und wir mit diesen Vorräten hoffen konnten, den Winter ohne Mangel zu überleben. Dazu gehörte auch, dass genügend Kohlen und Brennholz bereit lagen, damit wir mit Sicherheit nicht frieren mussten. Im Winter waren diese Dinge unbezahlbar oder überhaupt nicht käuflich.

Meine Eltern bildeten eine Not- und Freudengemeinschaft. Im Spätherbst wurde Kassensturz gemacht, eine sehr wichtiges Ereignis. Sie rechneten sich aus, dass das Geld auch noch für einen Urlaub und die Weihnachtsgeschenke reichte. Vielleicht reichte es sogar zu einer kleinen Rücklage. Die Buchführung meines Vaters war für mich die Anregung, mein eigenes Geld, auch Pfennige zu zählen und konsequent zu sparen. Ich wusste schon damals jederzeit, wie viel ich besaß und was ich mir dafür kaufen konnte.

Einmal im Monat fand ein für meine Eltern besonders schwerer Tag statt, der „Waschtag“. Schon morgens um 4 Uhr hörten wir, wie Vater in der Waschküche den Kessel anfeuerte. Bevor er zur Arbeit ging, schaffte er zusammen mit meiner Mutter alle schmutzige Wäsche in die Waschküche. Mutter arbeitete dort den ganzen Tag. Unsere fortschrittliche Waschmaschine bestand aus einem großen Kessel, in dem ein Drehkreuz die Wäsche in heißer Waschlauge hin und her bewegen konnte. Vater kam schon am frühen Nachmittag zu Hilfe und brachte regelmäßig einen Blumenstrauß mit. Die Wäsche war besiegt! Ich empfand dies jedes Mal als ein Familienfest.

Die neue Wohnung bot viele Vorteile. Wir konnten Geschäftsfreunde einladen. Sie kamen gerne, auch weil meine Mutter eine gute Köchin war und immer etwas besonders Leckeres auf dem Tisch stand. Am Interessantesten waren für mich die Unterhaltungen meines Vaters mit Ingenieuren aus Amerika, die ihn aufsuchten, weil er verschiedene technische Verfahren neu entwickelt hatte. In diesen Gesprächen ging es immer um entsprechende Fragen. Diese amerikanischen Staatsbürger waren Nachkommen deutscher Auswanderer und sprachen perfekt deutsch. Die Eltern hatten ihre Heimat in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg verlassen. Von dem veränderten Vaterland waren unsere Besucher sichtbar begeistert. Es kam immer wieder zum Ausdruck, wie das Land unter der Führung Adolf Hitlers einen Aufschwung genommen habe. Nicht nur, dass es keine Arbeitslosen und Landstreicher mehr gebe, sondern auch der Eifer, mit dem jeder seine Pflicht tat und sich für die Volksgemeinschaft und den technischen Fortschritt einsetzte, waren lobenswert. Die Sauberkeit, die Ordnung und die Feststellung keiner sichtbaren Kriminalität, brachte sie zu dem Ausspruch: „Der Führer sollte auch unser Amerika aufräumen.“

Zum Geburtstag meiner Mutter gab es ein großes Fest. Sie hatte viele gleichaltrige Freundinnen, die gerne kamen. Unsere Wohnung mit modernster Einrichtung galt für sie als eine Sensation. Viele alte Geschichten wurden aufgetischt. Wenn sie aber von ihren gefallen Brüdern und männlichen Bekannten sprachen, stand tiefer Schmerz in ihren Gesichtszügen zu lesen. Die Männer, von denen sie redeten, waren alle im Ersten Weltkrieg gefallen. Meine Mutter war die Einzige, die einen Mann und Kinder hatte. Manches Mal bedrückte mich das Gehörte tagelang.

Als ich wieder einmal Vater in seinem Büro besuchte, hatte er zwei weitere Männer in seine Arbeitsgruppe eingestellt. Es waren Schwerkriegsversehrte. Einer saß im Rollstuhl, konnte aber einwandfrei stenografieren und Maschine schreiben. Der Andere mit entstelltem Gesicht, nur einem Auge und einer Hand, übernahm die Aufgabe, alle Termine im technischen Büro zu überwachen. Man spürte eine herzliche Kameradschaft, die diese kriegserfahrenen Männer miteinander verband. Mein Vater freute sich an einsatzbereiten, verantwortungsbewussten Mitarbeitern – diese freuten sich an ihren wichtigen Aufgaben. Alles lief bestens!

Lausbubenstreiche in Mercedes-Stadt

Durch die neue Wohnung befand sich ab sofort mein Reich im Zentrum von Stuttgart-Untertürkheim, der Mercedes-Stadt. Schnell begann ich, die Umgebung zu erforschen. Die nahe gelegene Polizeistation interessierte mich besonders. Ich beobachtete genauestens wer und was dort ein- und ausging.

Einen Polizisten traf ich öfters mit dem Fahrrad unterwegs. Ich folgte ihm unauffällig, denn ich wollte ihm einen Streich spielen. Als er in einem Haus verschwand, schlich ich mich leise an sein Rad heran und ließ die Luft aus beiden Reifen heraus. Da er keine Fahrradpumpe dabei hatte, musste er sein Fahrzeug zurück zur Wache schieben. Nachdem ich dies mehrmals getan hatte, fuhren immer zwei Beamte los. Während der eine seinen Hausbesuch machte, musste der andere die Fahrräder bewachen. Eines Tages lehnten beide Räder an einem Buschwerk. Der Aufpasser verwickelte sich in ein intensives Gespräch mit einer Nachbarin. In diesem unbewachten Augenblick konnte ich von hinten an die Büsche schleichen und nun an beiden Fahrrädern die Luft herauslassen. Diebisch freute ich mich über meinen gelungenen Streich. Noch heute wundere ich mich über meine Dreistigkeit und bekomme ein schlechtes Gewissen.

Die nächste Unternehmung war weniger harmlos. Oft fuhr ich in der Straßenbahn und bewunderte den Schaffner auf dem Führerstand. Ich beobachtete genau, wie er seine Hebel bediente. Natürlich kam der Wunsch in mir hoch, auch einmal an den Schalthebeln zu kurbeln. Immer wieder beobachtete ich an der Endstation, wie die beiden Schaffner eine Pause einlegten und ihr Vesper einnahmen. Dies geschah in einem kleinen Gartenhäuschen, das etwa dreißig Meter von der Haltestelle entfernt war. Sie setzten sich gemütlich hin und hatten offensichtlich etwas Ernstes zu besprechen. Sofort stieg ich unbemerkt in den Motorwagen. Ganz vorsichtig löste ich die Bremse und die Straßenbahn fuhr mit mir bergab.

Dabei kam ich voll in den Verkehr nach Stuttgart-Wangen hinein. Dort habe ich den Wagen abgebremst. Schon unterwegs hatte ich alle vier Türen geöffnet, damit ich den günstigsten Fluchtweg auswählen konnte. Vorsichtig, nach allen Seiten mich umsehend, stieg ich aus und stand kurz danach unter den Zuschauern, um festzustellen, wie es nun weiterginge. Natürlich gab es einen Riesenauflauf. Die Polizei kam und auch der technische Hilfsdienst. Alles schien unerklärlich, einfach eine Sensation. Ich hatte die Bremsen nach meiner Fahrt wieder angezogen und festgestellt. Man kam zu dem Ergebnis, dass die Straßenbahn mit angezogener Bremse, selbstständig den Berg hinab gefahren war. Ein technisches Phänomen! Niemand hatte eine verdächtige Person gesehen. Ich kleiner Knirps mischte mich ganz unauffällig unter das Volk. Ich war es ja sowieso gewohnt, mich harmlos zu benehmen.

Gestärkt aus diesem Erleben, schritt ich zum nächsten Streich. In unserer Nachbarschaft lebte ein Direktor der Daimler-Benz AG. Dieser Mann fuhr ein teures Auto. Seine Frau trat sehr mondän auf. Naseweis, wie ich war, schlich ich immer wieder um das Haus. Einfach alles interessierte mich. So hörte ich, wie dieser Herr zu seinem Nachbarn sagte: „Morgen muss ich zu meiner Schwiegermutter fahren, sie hat Geburtstag. Wir sind drei Tage nicht da.“ „Drei Tage nicht da!“ Das bedeutete für mich drei Tage Narrenfreiheit. Heimlich stieg ich über den Zaun. Ein Kellerfenster war gekippt. Ich griff in das halboffene Fenster, öffnete es ganz und konnte nun in das Untergeschoss steigen. Drei Tage lang hintereinander war ich so in aller Ruhe beschäftigt, um das ganze Haus gründlichst zu untersuchen. Als ich mir ausrechnete, dass sie jetzt bald zurückkommen würden, zog ich das Fenster zu, sodass der Riegel oben einhängte. Alles war in Ordnung – für mich jedenfalls, und ich verschwand.

Als das Ehepaar zurückkam, alarmierten sie sofort die Polizei. Am Abend berichtete Vater meiner Mutter ziemlich aufgeregt: „Stell dir vor, bei dem Direktor waren Räuber oder besser gesagt, Einbrecher im Haus. Sie haben die ganze Wohnung durchwühlt. Sie haben den Schlüssel zum Kassen-schrank gefunden und diesen geöffnet. In den Geldscheinen und in den Verträgen wurde herumgewühlt. Aber es fehlt rein gar nichts. Alles Geld ist noch da. Es sind verschiedene Tausendmarkscheine, die der Einbrecher in der Hand hatte. Auch die Schmuckkassette der Frau stand offen.“

Den Schlüssel hat der Einbrecher gefunden und im Schmuck herumgestöbert. Es fehlte aber auch darin nichts. In der Küche, überall fand man Spuren. Das Tollste aber, den Schreibtisch des Mannes hat der Einbrecher auch durchwühlt und dort förderte er eine Pistole zutage, die hat er auseinandergebaut und dann die Einzelteile einfach liegen lassen.“ – Natürlich hörte ich besonders aufmerksam zu, sagte aber kein Wörtlein.

Das für mich Interessanteste kam zum Schluss. Er berichtete Mutter weiter: „Nach dem Polizeibericht muss der Einbrecher eine sehr junge Frau gewesen sein. Das ganze Haus ist voll von Fingerabdrücken, ganze Hände sind abgebildet. Weil es aber eine sehr kleine Hand war, kann nur eine Frau der Einbrecher gewesen sein. Und das Schlimmste dabei ist, dass man nicht einmal findet, wo sie eingestiegen ist. Sie muss infolge dessen über einen Hausschlüssel verfügt haben.“ Es gibt noch etliche solcher Geschichten, aber diese sind keineswegs nachahmenswert. Und heute empfinde ich Scham und Reue, weil ich immer wieder mutwillig Menschen in Not gebracht hatte.

Einige Jahre später in der Oberschule begegneten mir noch andere Lausbuben. Ein Junge aus der oberen Klasse leistete sich einen besonders makabren Streich. Unser Mathematiklehrer hatte nicht wie die anderen Lehrer beim Unterricht einen weißen Arbeitsmantel an. Er stand immer in seinem schwarzen Anzug vor uns, weshalb wir ihm den Spitznamen „der Professor“ gaben. Sein Unterricht fiel schon über zwei Wochen aus, da er an einer schweren Grippe erkrankte. Es war für uns alle ein Schock, als in der Untertürkheimer Zeitung eine große Todesanzeige erschien und für drei Tage später seine Beerdigung auf dem Friedhof angekündigt wurde. Wir trauerten echt um ihn, denn er war sehr beliebt. Schnell musste die ganze Schule ein Lied einüben, das wir bei der Trauerfeier gemeinsam singen sollten. Am Tag der Beerdigung hatten wir vormittags schulfrei. Alle Schüler und Lehrer trafen sich pünktlich zu der Feierlichkeit auf dem Friedhof. Wir waren klassenweise in Reih und Glied angetreten, als bei unserem Rektor und den Lehrern plötzlich eine große Aufregung sichtbar wurde. Kurzerhand schickten sie uns heim und begründeten dies damit, dass die Beerdigung doch nicht stattfinden würde. Die Aufklärung bekamen wir nur zögernd am andern Tag, nach einer längeren Untersuchung der Polizei.

Gegenüber unserer Schule befand sich die Geschäftsstelle der Zeitung und es war üblich, dass man Anzeigen schriftlich verfasste und dort in den

Briefkasten warf. Diese wurden dann auftragsgemäß im Untertürkheimer Blatt abgedruckt und die Rechnung dem Auftraggeber zugeschickt. Es gab damals noch kein Telefon und offensichtlich hatten die Lehrer auch keinen Krankenbesuch gemacht. Unser erkrankter „Professor“ aber wohnte in Esslingen, las die dortige Zeitung und wusste daher nicht, was im Untertürkheimer Blatt stand. Die Polizei konnte nur den handschriftlichen Auftrag für die Todesanzeige beschlagnahmen. Ein Schriftvergleich führte jedoch nicht zu dem Täter, denn dieser hatte das Schreiben zwar verfasst, aber wohl von einer anderen Person schreiben lassen. Es war unserem lieben „Professor“ etwas peinlich, als er einige Zeit später wieder „auferstanden“ vor der Schulklasse unterrichtete. Ich freute mich riesig, denn ich konnte mir den Mathematikunterricht ohne ihn nicht vorstellen.

Bald darauf begann für alle 14-jährigen die Zeit in der Hitler-Jugend. Unsere Gedanken wurden nun von ganz anderen Dingen gefesselt, doch mehr darüber später!

Mein Schulfreund Edgar

Mit sieben Jahren verlor ich 1934 meinen ersten Freund, den Juden Oppenheimer, weil die Familie nach England auswanderte. Es war für mich eine trostlose Zeit. Endlich fand ich in der Klasse wieder einen neuen Freund, dessen Eltern in der Parallelstraße wohnten. Zwischen der Wohnung meiner Eltern und dem Reihenhaus des Kameraden lag ein sehr großer Garten. Dieser diente als Spielplatz, der sich bis in die nahen Weinberge erstreckte. Für uns war es hochinteressant, gemeinsam die Gegend zu erforschen. Interessante Menschen und Tiere gab es dort zu beobachten. Dieser neue Freund hieß Edgar und wurde selbstverständlich mein Nebensitzer. Wir beide gingen nun doppelt so gerne zur Schule als vorher.

Wegen mir bekam er einmal vom Lehrer heftige Schläge. Dies ging so zu: Mein Vater hatte sich mit einem Mann befreundet, der eine Drogerie und ein Fotogeschäft betrieb. Dort wurden technische Bilder entwickelt, die Vater an seinem Arbeitsplatz für wichtige Gutachten brauchte. Ich durfte manches Mal dabei sein, wenn in der Dunkelkammer Bilder entwickelt oder auch einzelne Vergrößerungen hergestellt wurden. Im Laden wollte ein Junge Pulver zum Zähneputzen kaufen, bekam es aber nicht, weil er zu jung war.

Natürlich wurde ich hellwach und höchst interessiert und merkte mir den Namen des Pulvers. Ich versuchte es in einer anderen Drogerie zu kaufen und bekam es nicht. Dasselbe passierte mir auch in der Apotheke. Es fiel dabei die Bemerkung, dass es zwar sehr gut zum Zähneputzen verwendbar sei, aber man könne daraus auch Schwarzpulver mischen. Deshalb dürfe es nicht an Jugendliche verkauft werden.

Aus dem Bücherschrank meines Vaters holte ich mir ein Lexikon. Aus diesem stellte ich die Bestandteile von Schwarzpulver fest und kaufte dann um 10 Pfennig Schwefelpulver. Ein Stück Holzkohle nahm ich bei einem Handwerker mit, und zerrieb es zu Pulver. Ich erstand dann beim Drogisten meines Vaters dieses verbotene Pulver, es hieß Kaliumnitrat.

Vorsichtig mischte ich eine kleine Menge und legte es auf eine eiserne Platte. Als ich mit dem Hammer darauf schlug, gab es eine kleine Explosion. Nach diesem Erfolg mischte ich eine größere Menge, die ich in kleine Päckchen verpackte. Diese legte ich in einem Abstand von etwa 10 Metern einzeln auf die Straßenbahnschiene. Die regelmäßigen Explosionen bedeuteten einen Riesenspaß für mich. Nicht aber für den Führer der Straßenbahn. Er bremste stark und fuhr ängstlich im Schneckentempo von einer Explosion zu anderen und konnte sich die Ursache nicht erklären. Er stieg aus und untersuchte alles, fand aber nicht sofort den Grund der Knallerei heraus.

Zu meinem Unglück trug ich bei dieser Unternehmung ein rotes Hemd und dies wurde mein Verhängnis. Es hatte eine wunderschöne leuchtende Farbe, die sonst niemand trug, und war von meiner Mutter selbst angefertigt. Am andern Tag saß ich wieder im Unterricht, als es plötzlich an der Türe klopfte und zwei Straßenbahnschaffner in ihren dunkelblauen Uniformen mit goldenen Knöpfen, würdig in das Klassenzimmer schritten und Lehrer Hertlein meinen neuesten Streich berichteten. Der Fall war eindeutig, denn das rote Hemd, das ich auch an diesem Tag trug, verrät mich. Die Straßenbahnschaffner verließen wieder das Klassenzimmer.

Mit hochrotem Kopf wollte Hertlein mit mir eine Art Gerichtsverhandlung abhalten. Ich hielt es aber für besser, in meiner Bank zu bleiben und nicht wie er befahl, nach vorne zu kommen. Diese Befehlsverweigerung brachte ihn zur Weißglut. Mit seinem Rohrstock schlug er vom Gang aus wild auf mich ein. Mein Freund, der neben mir stand, gab mir spontan Deckung, so dass ich unter der Schulbank wegekriechen konnte. Der selbstlose Beschützer kassierte dafür einige heftige Schläge und war grün und blau. Der Lehrer verfolgte mich zwischen den Schulbänken weiter, immer wild auf mich einschlagend, bis ich nach einem kräftigen Fußtritt in einer Ecke liegen blieb. Er eilte zurück zum Pult, nahm seine Arznei und war so erschöpft, dass der Unterricht nicht mehr fortgesetzt werden konnte.

Edgar nahm mich mit nach Hause zu seiner Mutter. Von den Kalkwänden war das Hemd mit großen weißen Flecken beschmutzt. Die Hose war zerrissen und der schwarz geölte Boden hatte meine Kleider total verschmiert. Die Mutter meines Freundes versuchte, die Kleider zu putzen und nähte auch meine Hose notdürftig zusammen. Sie machte mir

und meinem Freund kühlende Umschläge auf die blauen Flecken und Schwellungen. Erst Stunden später kam ich nach Hause und Mutter war entsetzt, als sie mich sah.

Den ganzen Sachverhalt haben die Eltern nie erfahren. Ich bekam auch keine Schläge, aber ich erinnere mich noch, wie mein Vater abends lange mit mir redete. Eindringlich sagte er, dass wir auf der Welt seien um zu beten und zu arbeiten und nicht um Unfug zu machen und andere Leute zu ärgern. Den Menschen Nutzen bieten und ihnen helfen, dazu seien wir berufen. Interessanterweise trug er ähnlich wie Lehrer Hertlein vor, dass wir Deutschen die Aufgabe hätten, ein Vorbild für die ganze Welt zu sein. – Vielleicht habe ich durch diese Erfahrung noch gründlicher gelernt, mich möglichst unauffällig zu bewegen und zu agieren.

Etwa 14 Tage danach wurde eine relativ steile Straße in unserem Wohnort mit Teer belegt. Dies war eine einzigartige Neuigkeit, denn vorher gab es keinerlei geteerte Straßen. Mein Freund hatte ein neues Kinderfahrrad. Mit diesem fuhren wir in großem Tempo die Straße hinunter. Ich saß hinten auf dem Gepäckträger. Man konnte das damals riskieren, denn es fuhren ja selten Autos. Im besten Fall begegnete uns ein Fuhrwerk oder irgendein Handwagen. Es machte uns Riesenspaß, immer wieder dasselbe prickelnde Erlebnis zu wiederholen. Plötzlich aber wurde die Schraube an der Achse des Vorderrades locker und das Rad flog in hohem Bogen weg. Wir überschlugen uns beide. Mit Schwung rollte ich wie eine Kugel über die Teerstraße und hatte fast keine Verletzungen. Mein Freund aber rutschte über den rauen Teer und hatte an Armen und Beinen schwerste Schürfwunden.

Er musste von einem Arzt behandelt werden und im Bett bleiben. Als ich ihn am Tag darauf an seinem Krankenbett besuchte, hatte er hohes Fieber und zwei Tage später kam er in das Städtische Krankenhaus nach Bad Cannstatt wegen einer schweren Blutvergiftung. Nach zwei weiteren Tagen wollte ich ihn dort besuchen, konnte ihn aber nicht mehr sehen, denn er lag in einer geschlossenen Abteilung und hatte Diphtherie. Die Stationsschwester sagte mir, dass es ihm sehr schlecht ginge, denn er sei viel zu spät ins Krankenhaus eingeliefert und vorher falsch behandelt worden. Nach einer Woche voller Sorgen kam die Nachricht, er sei gestorben. So verlor ich meinen zweiten Jugendfreund. Ich war untröstlich über diesen neuen Verlust. Mit meinem Lehrer Hertlein stand ich am

offenen Sarg. Er führte mich wie seinen eigenen Sohn an der Hand. Von dieser Stunde an habe ich ihn nie mehr geärgert und er war mir zum väterlichen Freund geworden.

Dass der geliebte Lehrer bei meinen „harmlosen“ Streichen derart ausrastete, verstand ich erst viel später. Einer seiner Lieblingsaussprüche lautete nämlich: „Am deutschen Wesen muss die Welt genesen!“ Für ihn war ich mit meinen Streichen wie ein verabscheuungswürdiger Volksschädling. Er hatte (damals politisch) hohe Ideale und wollte seine Schüler unbedingt zu seiner vermeintlich „edlen Gesinnung“ erziehen. Alles was uns im Dritten Reich gelehrt und was man damals gemeinhin als die deutsche Weltanschauung bezeichnete, zielte auf eine muster-gültige Verhaltensweise im Sinne nationalsozialistischer Gleichschaltung. Andersdenkende wurden nur geduldet, soweit sie den „von oben“ vorgegebenen Regeln und Anweisungen bedingungslos folgten. Im Grunde wurden hier erste wichtige Voraussetzungen für den späteren „Totalen Krieg“ gelegt.

Einen Freund wie Edgar habe ich nie mehr gefunden. Endgültig wurde ich zum Einzelgänger, der nicht bereit war, sich irgendwo anzuschließen. Mit dem mir lieb gewordenen Lehrer war ich noch fast ein dreiviertel Jahr zusammen. Dann kam die Aufnahmeprüfung in die Oberschule und damit der endgültige Abschied. Von den 40 Jungen meiner Klasse wollten nur 10 in die Oberschule. Die meisten hatten den Wunsch einmal bei Daimler-Benz zu arbeiten. Von den zehn Oberschulanwärtern bestanden sieben die Aufnahmeprüfung.

Vom Jungvolk zur Hitler-Jugend

In den letzten Schulwochen der Volksschule gab unser Lehrer Hertlein wie selbstverständlich bekannt, dass wir uns nun alle um die Aufnahme in das sogenannte „Jungvolk“ bemühen müssten, da wir 10 Jahre alt seien. Er erklärte, dies sollten wir selbst tun. Es sei nicht mehr die Aufgabe unserer Eltern allein sich um unsere Zukunft zu sorgen. Wir wurden im Büro der NSDAP erwartet. Dort mussten wir ein Aufnahmeformular ausfüllen und eigenhändig unterschreiben. Darunter kam ein großer roter Stempel mit dem Hakenkreuz. Unser zukünftiger Fähnleinführer unterschrieb auch. Er war der Führer für alle Jungen desselben Alters in unserem Wohnort. Wir bekamen einen Durchschlag unserer Anmeldung, den wir stolz unseren Eltern zeigten und ihnen erklärten, dass sie nicht zu unterschreiben hätten, da wir nun selbst groß seien. Etwas traurig hatte Lehrer Hertlein festgestellt, dass zwei aus unserer Klasse sich nicht gemeldet hatten. Ihre Eltern gehörten früher zu den Kommunisten. Er bemühte sich tagelang, bis auch diese schließlich ihren Aufnahmeschein unterschrieben.

Alle Eltern kauften in einem Spezialgeschäft für ihre Jungs zu sehr günstigen Preisen ein braunes Hemd und eine schwarze Hose. Dazu einen Gürtel, den man bei den Soldaten als Koppel bezeichnete. Auf diesem Verschluss war ein Hakenkreuz. Dazu gehörten noch ein Schulterriemen und eine Krawatte mit Lederknoten. So standen wir beim ersten Dienstabend alle einheitlich gekleidet vor unserem Fähnleinführer. Er erklärte uns, dass wir nun beim Jungvolk der Hitler-Jugend als „Pimpfe“ aufgenommen seien. Wir würden nach vier Jahren, wenn wir uns bewährt hätten, von der Hitlerjugend übernommen. Er fuhr fort: „Ihr seid die Jugend des größten Führers aller Zeiten. Unsere Ehre erfordert den vollen Einsatz. Für Adolf Hitler bedeutet es eine schwere Beleidigung, wenn man einem Hitlerjungen etwas Negatives nachsagen kann. Denkt immer daran, wir Hitlerjungen tragen den Namen unseres Führers Adolf Hitler.“ Als wichtigsten Vers mussten wir sofort auswendig lernen:

*Hitlerjungen sind hart, schweigsam und treu.
Hitlerjungen sind Kameraden.
Der Hitlerjungen Höchstes ist die Ehre.*

Mädchen kamen zuerst zu den Jungmädeln und später in den BDM, den Bund deutscher Mädchen. Auch dort gab es markige Sprüche:
Deutsche Mädchen haben Zöpfe, nur Affen tragen Bubiköpfe.

Für größere Mädchen:

*Die deutsche Frau raucht nicht und schminkt sich nicht.
Die deutsche Frau wiegt 5/4 Zentner (62,5 kg).
Die deutsche Frau ist ein gesunder, sportlicher Milch-Mast-Typ.
Die deutsche Frau ist gebärfreudig und sie erhält nach dem vierten Kind als Auszeichnung das Mutterkreuz, einen Orden, den sie an einer Kette um den Hals trägt.*

Die Nationalsozialisten verstanden es, rasch das ganze Volk zu begeistern. Viele markante Sätze wurden in mein junges Gehirn eingepägt. Ein Kernsatz des Jungvolkes hieß:
Reif werden und rein bleiben!

Wie ich Jahrzehnte später erfuhr, stammte dieser Leitspruch aus dem CVJM und wurde von den Nazis mit gleichem Wortlaut verwendet.

Hier ein Beispiel für die neue Gesinnung. Ein mir bekannter Handwerker hatte im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren und dadurch ein Anrecht auf so genannte Kriegsrente. Voll Stolz erklärte er: „Ich verdiene so viel wie ein Gesunder. Auf die Rente habe ich zugunsten der Volksgemeinschaft für immer freiwillig verzichtet.“ Unser Führer sagt ja: „Einer für alle, alle für einen.“ Der neue Lebensgrundsatz war kompromisslos: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz!“ Auch wurde uns Kindern in der Landeshauptstadt stets eingepägt: „Stuttgart muss noch schöner werden!“ Und jeder achtete darauf, dass nichts auf der Straße oder am Gehweg liegen blieb.

Für mich war gravierend, dass ich neben der Schule von der Jugendbewegung so eingespannt wurde, dass überhaupt nicht mehr daran zu denken war, irgendwelche Streiche auszuführen. Eigentlich wollte ich ja keineswegs brav sein. Aber der Grundsatz „Jugend muss durch Jugend

erzogen werden“ wirkte zunächst positiv – vor lauter Pflichterfüllung und Begeisterung für meinen Fähnleinführer hatte ich keine Zeit mehr für Unfug.

Zu unserem Fähnlein in Stuttgart-Untertürkheim zählten etwa 40 Mann. Die meisten waren von meiner Schulklasse. Der Fähnleinführer hieß Martin. Er war der Sohn des evangelischen Pfarrers aus einem Nachbarort. Eines Abends klingelte es an der Wohnung meiner Eltern und er kam persönlich. Er schrie mich sofort an: „Du bist ein gottverdammter Schlamper.“ – Ich hatte vergessen, einen Auftrag, den er mir gab, weiterzuleiten. Und ich musste, in Anwesenheit meiner ganzen Familie strammstehen und laut wiederholen: „Ich bin ein gottverdammter Schlamper!“ Zum Abschied sagte der Fähnleinführer: „Wenn das noch einmal passiert, werde ich alle 40 Mann antreten lassen. Dann musst du vortreten und vor allen laut sagen: „Ich bin ein gottverdammter Schlamper!“ Notgedrungen habe ich mich anschließend sehr angestrengt und wurde für ein Weile jedenfalls ordentlicher und zuverlässiger.

Meine Eltern freuten sich an jeder positiven Entwicklung. Sie sagten sich: „Jetzt wird er endlich erzogen. Jetzt kommt er endlich in Ordnung und wird pflichtbewusst, wie es sich für einen guten deutschen Mann gehört.“ Mein Vater war lange der Überzeugung, dass der militärische Schliff für seine Söhne in Zukunft nur vorteilhaft sein könne. Die gesamte deutsche Jugend wurde durch den nationalsozialistischen Geist nicht bloß zur Kameradschaft angehalten, sondern soldatisch geübt, Befehle auszuführen, Verantwortung zu tragen und „ihren Mann zu stehen“. Ich gab mir sehr viel Mühe und dies half zunächst, gewisse negative Veranlagungen zu überwinden.

Wir trugen unsere Uniform nicht bloß im Dienst, sondern auch in der Schule. Die Hose war im Sommer kurz und für den Winter gab es eine lange schwarze Skihose. Das Hemd hatte zwei große Brusttaschen und die Hose insgesamt fünf Taschen, was für einen Jungen sehr wichtig war. Alle Eltern waren mit dieser Lösung gerne einverstanden, denn diese Kleidung konnte jederzeit ergänzt werden. Sie war jugendgemäß, sehr stabil und zudem noch billig. Ab sofort gab es mit der Jugendbekleidung keinerlei Schwierigkeiten mehr. Mittwochnachmittag war schulfrei, denn wir hatten Dienst beim Jungvolk, oft bis spät in den Abend hinein. Meistens wurde auch der Samstag vom Jungvolk belegt. Da am Sonntag

frei war, konnte man diesen Dienst bis spät in die Nacht ausdehnen. Ich erinnere mich noch an verschiedene Nachtwanderungen, die wir mit großer Begeisterung unternahmen. Alles schien im Aufwärtstrend und immer besser zu werden.



1937: Der 10jährige Helmut beim Jungvolk.

Spannende Aufnahmeprüfung

Unser geliebter Volksschullehrer Hertlein hatte sich alle Mühe gegeben, uns bestens auf die Aufnahmeprüfung in die Oberschule vorzubereiten. In verschiedener Hinsicht aber bin ich doch sehr „aus dem Rahmen“ gefallen.

Zuerst das Positive: Von allen Schülern war ich der Einzige, der alle Rechenaufgaben richtig gelöst hatte. Besonders aber ist mein Aufsatz aufgefallen. Wir bekamen mehrere Themen zur Auswahl und ich war der Einzige der wählte: „Wie ich einmal geflogen bin!“ Natürlich war ich noch nie in einem Flugzeug gesessen. Aber mit der ausgedachten Beschreibung meines Fluges erregte ich das Aufsehen aller Lehrer. Zufällig hatte ich vorher im Bücherschrank meines Vaters ein technisches Buch durchstudiert, in dem die damaligen Flugmaschinen genau beschrieben wurden. Dort bekam ich auch die technischen Daten, die notwendig waren, um eine solche Maschine in die Luft zu heben. Die Lehrer erhielten von mir Zehnjährigem eine Information, die sie wahrscheinlich so genau noch gar nicht kannten.

Nun aber das Negative: Mein Aufsatz war übersät mit Schreibfehlern und in dieser Hinsicht erst recht eine Sensation. Insgesamt hatte ich die Aufnahmeprüfung schon bestanden. Aber auf Anordnung des Führers mussten alle Prüflinge auch in die mündliche Prüfung. Es wurde von der Partei verlangt, dass Kinder, die eine höhere Ausbildung bekämen, auf ihre allgemeine Erscheinung geprüft und besonders ihr Auftreten und Verhalten in einer Stresssituation getestet werden mussten. Auf keinen Fall sollten behinderte „Zeitgenossen“ auf Kosten der Volksgemeinschaft gefördert werden.

Die mündliche Prüfung war morgens um 9.00 Uhr angesetzt. Meine Mutter hat mich wie immer bei solch wichtigen Anlässen tipptopp angezogen. Aber ich kam nicht nur zu spät, sondern ich war von oben bis unten dreckig, weil ich vor Schulbeginn noch einmal in unserem Garten unterwegs war. Als ich endlich den Raum betrat, saßen alle Prüflinge

schon an ihren Plätzen. Vorne stand der Rektor der Schule, feierlich im schwarzen Anzug und neben ihm unsere zukünftige Klassenlehrerin. Ich grüßte höflich mit einem „Guten Morgen“. Der Schulleiter brüllte mich an: „Der Deutsche Gruß heißt: Heil Hitler! Und außerdem ist unsere Schule nicht da für dreckige Landstreicher, die zu spät kommen!“

Etwas hilflos und anscheinend bemitleidenswert stand ich an der Türe. Die Lehrerin betrachtete mich und fragte: „Deine Eltern haben sicher einen großen Garten?“ Darauf antwortete ich: „Unser Garten ist riesengroß und liegt neben den Weinbergen. Da hat es sehr viele Tiere!“ Sie fragte zurück: „Was für Tiere gibt es denn dort?“ Gerade als noch zwei weitere Lehrer das Zimmer betraten, gab ich zur Antwort: „In unserem Garten hat es nicht nur Katzen und Hunde, sondern auch Hasen und sogar Füchse. Auch zwei Igel kommen öfter auf Besuch. Es gibt dort noch alle möglichen Käfer und Schnecken. Wir haben auch Ameisen und Spinnen und im Boden Würmer und Engerlinge. Besonders in Acht nehmen muss man sich vor den Wespen und Hornissen.“ Die Lehrer staunten über diese ausführliche Aufzählung. Überraschend gab der Rektor ein Zeichen, dass ich mich ganz vorne direkt vor ihn setzen sollte.

Er begann, erst einmal das kleine und große Einmaleins abzufragen. Schnell hatte ich die Antworten. Damit gab es eine Art Zwiegespräch zwischen mir und dem Rektor. Die Pause benützte die Lehrerin, um mich zu fragen, warum ich so dreckig sei. Ich erzählte, dass in unserem Garten ein großer Schäferhund einen Hasen verfolgt habe. „Der Hund hat keine Möglichkeit, den Hasen zu fangen, da er vier gleich große Beine hat. Der Hase aber besitzt hinten doppelt solange Beine wie vorne und wenn ihm der Hund zu nahe kommt, schleudert er seine Beine ganz vor, aber nicht in der Mitte, sondern seitlich, sodass er einen Haken schlägt und seitlich weiter springt.“ Alle Lehrer waren über meine Art zu beschreiben noch mehr erstaunt und der Rektor sagte: „Du hast die Prüfung bestanden, du kannst jetzt gleich nach Hause gehen. Sag deinen Eltern viele Grüße von mir.“ Als ich so dreckig wie ich war, bereits nach einer Stunde bei meiner Mutter auftauchte, wurde sie bleich vor Schreck. Ich bestellte ihr aber die Grüße von meinem neuen Rektor – und nachdem ich ausführlich alles erzählt hatte, war sie sehr erleichtert.

So erlebte ich die erste aufregende Begegnung mit der neuen, strengen Ordnung in der Oberschule.

Geheimnisvolle Ereignisse in der Oberschule

Als Anfang September 1939 der Zweite Weltkrieg begann und alle jüngeren Lehrer aus unserer Schule zur Wehrmacht einrücken mussten, war ich gerade 12 Jahre alt. Den Sportlehrer hatte ich besonders ins Herz geschlossen. Die ganze Schule war begeistert, als er uns in seiner schmucken Uniform besuchte. Diese wies ihn als hohen Offizier aus und alle Leute, die ihn sahen, versanken vor lauter Hochachtung schier im Boden.

Auf Empfehlung des Musiklehrers kaufte mir mein Vater eine Violine. Der Geigenlehrer wohnte am Schulweg. Ich hatte gerade ein halbes Jahr Unterricht und konnte die ersten Liedchen spielen, als auch er seinen Stellungsbefehl erhielt und in den Krieg musste. Er ist nicht mehr nach Hause gekommen.

Ein äußerst negatives Erlebnis gab es mit dem neuen Englischlehrer. Wie er uns selbst sagte, war er nicht wehrtauglich und hatte für uns, außer seiner extrem starken Brille, auch noch einen sonstigen „Defekt“. Ganz begeistert erzählte er von England. Dort war er früher in einer Schule als Deutschlehrer angestellt. Bei Kriegsbeginn verbrachte er gerade seinen Urlaub in Deutschland. Deshalb konnte er nicht mehr in sein geliebtes England zurück. Offen bekannte er, wie sehr das Heimweh nach England ihn plagte, und dass dort eben alles besser sei als hier.

Im Gegensatz zu meinem früheren Lehrer Hertlein merkte man deutlich, dass er die nationalsozialistische Bewegung gar nicht liebte. Als er einmal besonders gute Laune hatte, sagte er, dass er uns jetzt einen Propagandaredner des deutschen Arbeiter-Bauern-Staates vorführen würde. Er drehte den Kittel seines Anzugs herum, sodass das zerrissene Futter nach außen kam, stellte seinen Stuhl vor die Tafel und stand darauf. Er brüllte einige Sprüche vom nationalsozialistischen Übermenschen, der die ganze Welt beglücken wolle. Teilweise hatte er die uns bekannten Sprüche etwas abgeändert. Wir lachten zunächst laut vor Begeisterung.

Als aber plötzlich der Rektor mit strenger Miene in der Türe stand, herrschte Totenstille. Ich begriff sofort, dass sich dieser Lehrer in seinem

Frust über die preußische Ordnung beim Rektor und sicher auch bei anderen Lehrern nun verdächtig und sehr unbeliebt gemacht hatte. Anlässlich eines Schulfestes beobachtete ich manch bösen, strafenden Blick seiner Kollegen für ihn.

In einer seiner Unterrichtsstunden empfand ich, als ob dieser Lehrer seltsamerweise nicht mehr zu den 42 Schülern der Klasse, sondern nur noch zu mir allein reden würde. Daraufhin schaute ich ihn nicht mehr an und als es mir gar zu dumm wurde, meldete ich mich ab und ging auf die Toilette. Zurückkommend setzte ich mich nicht mehr auf meinen Platz in der dritten Reihe, sondern auf einen freien Platz in der ersten Reihe. Der Beifall meiner Kameraden übertönte fast das Klingelzeichen, welches den Schluss der letzten Stunde anzeigte. Ich wunderte mich zwar über den Beifall, begriff aber nichts und fragte auch nicht weiter nach. Die Ursache wurde aber später aufgedeckt.

Am anderen Tag hatte ich vergessen, dass die erste Stunde für meine Klasse frei war. Ich kam zu früh und saß allein im Klassenzimmer. Plötzlich kam mir die Idee, doch in die Klasse nebenan zu gehen. Diese Schüler waren ja nur ein Jahr älter. Ich hörte von außen den Englischlehrer reden. Ein Sturm der Begeisterung brach los, als ich mich auf einen leeren Platz in der ersten Reihe setzte. Wieder stand ich vor einem geheimnisvollen Rätsel. Es wiederholten sich solche Ereignisse am laufenden Band. Alle staunten und keiner redete darüber mit mir. Waren es Zufälle, oder was lief hier eigentlich ab?

Alle Lehrer beobachteten mich daraufhin und der Rektor ließ meinen Vater zu sich kommen. Vater erklärte mir nur, dass der Englischlehrer die Klasse beim ersten Mal, als ich mich zum WC abmeldete, aufgefordert hatte, alle ihre Gedankenkräfte darauf zu richten, dass ich nicht mehr auf meinen alten Platz sitzen werde, sondern auf einen freien Platz in der ersten Reihe. Weil ich das dann wirklich tat, war der Jubel groß. Am anderen Morgen hatte er die ältere Klasse aufgefordert, ihre Gedanken darauf zu richten, dass ich zu früh zur Schule kommen und dann in der 1. Reihe der Parallelklasse Platz nehmen solle. Er hatte diese Gedanken-Übertragungs-Systeme immer stärker ausgebaut und ich habe ohne Ausnahme empfänglich reagiert und unbewusst seine Wünsche ausgeführt. Im Lehrerzimmer berichtete er dann zum Schrecken des Kollegiums aus-

fürlich, was er mit mir alles für Absichten habe, denn ich sei das beste Medium, das ihm je begegnet war.

Wieder rief der Rektor meinen Vater zu sich und berichtete ihm die neuesten Begebenheiten. Insbesondere fragte er, ob in unserer Familie oder Verwandtschaft irgendjemand okkult belastet sei? Unter den Vorfahren konnten wir uns aber an niemanden erinnern, der okkulte Beziehungen (d. h. zu dämonischen Mächten) gepflegt hätte. Vater erzählte dem Rektor daraufhin, dass ich mich schon als kleines Kind und im Kindergarten anders verhalten hatte, als die übrigen Kinder.

Aber als meine Tante zu Besuch kam, wurde die ganze Angelegenheit noch einmal mit mir durchgesprochen. Sie überlegten, ob, wann und wo in unserer Familie irgendetwas Unerklärbares aufgetreten sei. Die wichtigste Begebenheit erzählten sie von meinem Großvater Fischle, dem Vater meiner Mutter. Er war unterwegs als Lokomotivführer zwischen Stuttgart und Karlsruhe. Bei voller Fahrt stieg plötzlich ein Mann zu ihnen in den Maschinenraum. Dort war Großvater allein mit dem Heizer, als jener kam und um Hilfe bat. Er forderte meinen Großvater auf, am folgenden Tag um Mitternacht ihn auf dem Friedhof in Sankt-Bernhardt zu treffen. Nur er könne ihm helfen - dieser Mann hatte jedoch einige Tage vorher Selbstmord begangen! Großvater ging nicht zum Friedhof. Einige Tage später erschien die Gestalt wieder um Mitternacht auf der Lokomotive mit derselben Bitte. Mein Großvater besprach sich mit seinem Pfarrer und die ganze Gemeinde betete für diese Sache. Der Selbstmörder tauchte noch einmal auf und erklärte, dass er wegen der Gebete nun nicht mehr kommen und ihm deshalb nun auch nicht mehr geholfen werden könne.

Die Eltern erzählten mir von einer anderen geheimnisvollen Begebenheit. Eines Nachts um ein Uhr seien sie durch einen heftigen Lärm aus dem Schlaf aufgeschreckt. Als sie das Wohnzimmer betraten, lag die Wanduhr auf dem Boden. Unbeschädigt konnte mein Vater sie wieder aufhängen. Am anderen Tag erfuhren sie, dass die Schwester meiner Mutter, die diese Uhr meinen Eltern zur Hochzeit geschenkt hatte, genau zum Zeitpunkt des nächtlichen Lärmes an Blutvergiftung verstorben war.

Aus dem 1. Weltkrieg berichtete mir mein Vater noch ein erstaunliches Phänomen. Einer seiner Kriegskameraden bestätigte dieses Erlebnis später. Er lag mit seinen Kameraden in Frankreich im Schützengraben,

als er deutlich die Totenglocken von Esslingen hörte. Zur selben Zeit wurde seine Schwester dort beerdigt. Die Todesnachricht erhielt er erst 14 Tage später mit der Feldpost.

An einem Nachmittag musste ich dann allein zu meinem Rektor kommen. Ich bekam eine lange, persönliche Unterrichtsstunde über den Okkultismus. Er erzählte mir alle möglichen Erlebnisse, die er in seinem Leben mit okkulten Menschen hatte. Ich staunte über das, was ich zu hören bekam und versprach ihm, mich niemals von solchen Mächten der Finsternis einfangen zu lassen. Deutlich erinnere ich mich an sein zweifelndes Gesicht.

Auf der Hut war ich ab sofort vor meinem Englischlehrer. Fest überwachte ich nach Kräften alle meine Gedanken und Gefühlsregungen. Oft kam es mir in den Sinn etwas zu tun, was nach reiflicher Überlegung recht unsinnig schien. So erreichte ich, dass alle weiteren geplanten Experimente mit mir nicht mehr funktionierten. Einmal, als ich gerade auf das Herren-WC wollte, hatte ich ein seltsames Gefühl. Da sonst niemand um den Weg war, suchte ich einige Schritte weiter das Damen-WC auf. Als ich äußerst vorsichtig zur Türe heraus kam, wartete der Englischlehrer mit einem Prügel vor der Herrentoilette und ich konnte ihm gerade noch entkommen.

In der großen Pause war ich mit allen Schülern wie üblich im Pausenhof. Die Doppeltüre zum Schulhaus, durch die wir alle gehen mussten, war nur halb geöffnet. Ich empfand plötzlich, dass ich nicht durch die dortige Türe hineingehen sollte und stieg durch ein offenes Fenster ins Haus. Als der Englischlehrer nach langer Zeit endlich die Klasse betrat, saß ich ordnungsgemäß auf meinem Platz. Er wurde bleich vor Zorn, als er mich sah und war entsetzt, denn er hatte mich im Hof gesehen und mit seinem Prügel hinter der Haustüre gewartet. Er konnte sich den neuen Fehlschlag nicht erklären.

Da ich mich auf ein offenes Fenster nicht verlassen konnte, besorgte ich mir einen Dietrich, das heißt einen Speziälschlüssel, mit dem ich durch eine Kellertüre ab sofort heimlich in die Schule kommen konnte. So entging ich seinen weiteren Nachstellungen. Wir beobachteten uns beide scharf. Immer, wenn mein Unterbewusstsein mir sagte, dass ich etwas tun sollte, tat ich das Gegenteil. Er fing an, im Lehrerzimmer herumzutoben und sein Verhalten wurde immer verrückter und unerträglich. Die anderen Lehrer beobachteten, dass er mich fassen wollte. Aber

immer entwischte ich ihm. Einmal jagte er mich sogar durchs Lehrerzimmer. Er bekam endlich vom Rektor Hausverbot und wurde versetzt. Ich hörte nie mehr etwas von ihm.

Im Ergebnis bin ich sehr dankbar für diese unheimlichen Erfahrungen, wurde doch durch die wiederholten Bedrohungen mein Geist hellwach geschult und stets abwehrbereit gegen körperliche, psychologische und geistige Angriffsversuche.

Heute glaube und weiß ich, dass Gott auch da seine schützende Hand über mich hielt. Allein mit eigener Kraft wäre ich den dunklen Mächten rettungslos ausgeliefert gewesen. Zusammen mit späteren Erlebnissen begreife ich, was ich nach Jahren in der Bibel las: Epheserbrief, Kapitel 6, Vers 12: „Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“

Die Jugend arbeitet mit Begeisterung

Als der Polen-Feldzug begann, wurden überall junge Männer zur Wehrmacht eingezogen. Auf dem Postamt in Stuttgart-Untertürkheim fehlten damit wichtige Mitarbeiter. Der Oberpostmeister, den wir alle gut kannten, denn er erschien immer in einer schönen Uniform, kam in Bedrängnis. Mit der Bitte um einige willige Schüler kam er zu unserem Direktor. Da ich gut rechnen konnte, wählte man auch mich unter die neuen Postmitarbeiter, obwohl ich gerade erst zwölf Jahre alt war.

Briefe und kleinere Päckchen wurden in großen Postsäcken vom Hauptpostamt Stuttgart angeliefert. Meine Aufgabe war es, da ich die Straßennamen kannte, diese Post nach den einzelnen Stadtbezirken zu sortieren. Damals waren Schreibmaschinen noch selten und fast alle Briefe waren von Hand geschrieben. Die für mich oft unlesbaren Anschriften wurden von einem alten Rentner, der früher Briefträger war, entziffert. Der ganze Posteingang musste bis zum späten Nachmittag sortiert sein und konnte am folgenden Tag zugestellt werden.

Man war mit meinen Leistungen zufrieden und ich bekam deshalb einen Lohn von 11 Pfennigen in der Stunde. An sechs Tagen hatte ich je drei Stunden zu arbeiten, also ergab jeder Tag 33 Pfennige. Bei der Auszahlung am Samstagnachmittag erhielt ich damit einen Wochenlohn von jeweils 1,98 Reichsmark. Manches Mal wurde aufgerundet und ich erhielt dann sogar zwei Reichsmark. Voll Stolz kam ich nach Hause und das Geld wanderte in die Sparbüchse. Mein Vater eröffnete bei der Kreissparkasse für mich ein eigenes Sparbuch. Ich habe noch genau vor Augen, wie wir nach einigen Wochen miteinander zur Kasse gingen und einen größeren Geldbetrag auf mein Sparbuch gutschreiben ließen. Meine Tätigkeit bei der Post ging über mehrere Monate. Leider wurde bald eine Frau gefunden, die meine Aufgabe übernehmen konnte.

Etwa 300 Meter von unserer Wohnung entfernt war ein kleiner Lebensmittelladen. Ein sogenannter „Tante-Emma-Laden“. Schon gleich nach unserem Einzug durfte ich bei Frau Großmann, so hieß die Inhabe-

rin, selbst einkaufen. Für diese Frau empfand ich von der ersten Begegnung an eine große Sympathie. Das Vielerlei in ihrem Laden erschien für mich höchst interessant und auch die Fertigkeit, mit der sie den Wünschen ihrer Kunden gerecht wurde, beeindruckte mich.

Als Frau Großmann hörte, dass ich bei der Post arbeitete, bot sie für meine Mithilfe sofort 15 Pfennige pro Stunde an. So war ich anschließend bei ihr beschäftigt. Freitagnachmittag und Samstagnachmittag, zweimal vier Stunden ergaben am Samstagabend eine Auszahlung von 1,20 Reichsmark. Die umfangreichen Bestellungen mancher Leute zusammen zu richten, war für mich richtig spannend. Zu meinen Aufgaben gehörte außerdem, alles Herumliegende wieder an den richtigen Platz zu bringen.

Sie lebte ganz allein in einer kleinen Wohnung über dem Laden. Im Wohnzimmer fiel mir eine Kommode auf, mit einem Blumenstrauß. Daneben stand ein großes Bild eines strammen Marinesoldaten. Sie erzählte mir, ihr Sohn sei Matrose auf einem großen deutschen Schlachtschiff, der „Bismarck“. Sie erwähnte dies nicht mit Stolz, sondern fast leise. Ich spürte ihre Angst um den einzigen Sohn.

An einem Wochenende, als ich mich wieder zur Arbeit bei Frau Großmann einfinden sollte, stand ich vor dem geschlossenen Laden. Auch die Fensterläden in der Wohnung blieben, trotz meinem Klingeln, zu. Die „Bismarck“ war von den Engländern versenkt worden. Laut Zeitungsbericht waren die Matrosen und Offiziere mit ihrem Schlachtschiff heldenhaft untergegangen. Nur wenige wurden gerettet! Meine geliebte Frau Großmann habe ich nie mehr gesehen. Man sagte mir, sie sei schwer erkrankt, nachdem sie mit dem Sohn ihre letzte Freude verloren hatte. Immer wenn ich auf meinem Schulweg am geschlossenen Laden vorbeikam, dachte ich schweren Herzens an sie.

Erst Jahre später in der „Kriegsteilnehmerklasse“ erfuhr ich von einem der früheren Marinesoldaten Näheres über die damalige Katastrophe der „Bismarck“. Nördlich von Helgoland traf das deutsche Schlachtschiff, als ein starker Nebel sich plötzlich auflöste, in Sichtweite auf einen Verband englischer Kriegsschiffe und seinen Begleitschiffen. Eine mehrtägige Seeschlacht begann. Durch den Volltreffer einer Granate an Steuerruder und Hauptantriebswelle wurde die „Bismarck“ manövrierunfähig und die Engländer konnten das Schlachtschiff ungestört und zielsicher beschießen. Nachdem die gesamten Aufbauten durch Granat-

treffer zerstört waren, schwamm es vollends wehrlos dahin. Der deutsche Kommandant gab am dritten Tag den Befehl, das Schiff zu versenken. Von den über 3000 Mann Besatzung wurden die noch lebenden Verwundeten und die überlebenden Marinesoldaten in die Rettungsboote befohlen. Als die Engländer die Selbstversenkung des Schiffes bemerkten, fuhren sie näher heran und schossen auch auf die Rettungsboote.

Zumindest ein Verwundeter überlebte, nachdem er von einem dänischen Fischerboot allein auf hoher See mit einem Wrackteil treibend gesichtet und gerettet wurde. Mein Schulkamerad hatte mit diesem Geretteten in Dänemark längere Zeit im Lazarett gelegen. Von ihm erfuhr er die traurigen Umstände, welche zum Untergang der „Bismarck“, dem einstigen Stolz der deutschen Kriegsflotte, geführt hatten.

Unerwartet begegnete ich der „Bismarck“ bei einem unvergesslichen Besuch wieder. Viel später, als Steuerberater, sollte ich einen Gebäudeschaden besichtigen und helfen, die Kosten der Instandsetzung zu überschlagen. Eine alleinstehende Frau führte mich durch ihre Wohnung. Plötzlich stand ich vor dem Bild des früher so bekannten Kriegsschiffes. Daneben bestaunte ich das Gruppenbild eines würdigen Admirals mit drei seiner Marineoffiziere. Mit erstickter Stimme sagte die Dame: „Dies ist mein Ehemann mit unseren drei Söhnen. Sie alle starben beim Untergang der „Bismarck“.

Von Wehrpsychologen beobachtet und entdeckt

Sehr gerne besuchte ich die Oberschule und am liebsten war mir der Unterricht unseres Mathematiklehrers. Er hatte immer einen schwarzen Anzug an. Manchmal vergaß er sich in seiner Begeisterung und lehnte an die schwarze Tafel, auf der mit weißer Kreide eine Formel geschrieben stand. Das Ergebnis sahen wir dann auf seinem Rücken in Spiegelschrift. Oft war er so in seine Themen vertieft, dass er nicht begriff, warum wir zwischendurch so lachen mussten.

Alle anderen Lehrer trugen im Unterricht weiße Arbeitsmäntel. Manchmal kamen auch jüngere Personen, die noch in Ausbildung waren, um dem Unterricht zuzuhören. Für uns war es zunächst nichts Besonderes, als verschiedene Herren wochenlang in weißen Mänteln an allen Unterrichtsstunden teilnahmen. Die Besucher saßen schweigend und beobachtend im Klassenzimmer in der hintersten Reihe. Erst viel später, als sie längst wieder fort waren, wurde uns berichtet, dass dies die Wehrpsychologen Adolf Hitlers gewesen seien. Sie hatten die Aufgabe, das "verfügbare Menschenmaterial" zu beobachten und an eine höhere Stelle Bericht zu erstatten. Wir bemerkten, dass im Lehrerzimmer öfters fremde Herren zu Besprechungen erschienen. Ein exzellenter Schüler aus der Parallelklasse kam von unserer Schule und von seinen Eltern weg in ein Internat, die „Nationalpolitische Erziehungsanstalt (Napo)". Unser Rektor erklärte, dass dieser nun auf Grund seiner überdurchschnittlichen Begabung dort zu einer Führerpersönlichkeit ausgebildet werde. Ich empfand zwar, dass er darüber nicht sehr glücklich war. Trotzdem beneidete ich insgeheim diesen Primus-Schüler um seine Leistungen und um seine großen Möglichkeiten.

Für mich hatte diese psychologische Prüfung ganz andere, aber schwerwiegende Folgen. Was diese Herren feststellten, hatte meine Großmutter schon viel früher erkannt, als ich mit sieben Jahren meine Schulferien bei ihr verbringen durfte. Sie hatte keine psychologische Ausbildung, aber umso mehr praktische Erfahrungen mit ihrem Enkel. Diese

veranlassten meine Oma ja damals, intensiv für mich zu beten. Ich war auch im Kindergarten aufgefallen, weil ich mich anders verhalten habe als die „normalen“ Kinder. In der Oberschule kann ich mich an keine besondere Untersuchung erinnern und wundere mich noch heute, wie man bei einem Zwölfjährigen durch bloße Beobachtung zu einem zutreffenden Ergebnis kommen kann. Die Psychologen hatten etwas festgestellt, was passend für die Ausbildung zum Geheimagenten schien.

Ohne vorher mit den Lehrern zu sprechen, wie bei dem Napo-Mitschüler, kamen eines Abends zwei SS-Offiziere in ihren schwarzen Uniformen zu meinem Vater. Es entstand eine heftige Diskussion. Sie verlangten von ihm als meinem Erziehungsberechtigten das sofortige schriftliche Einverständnis, dass ich von der SS ganz speziell ausgebildet werden solle. Meinem Vater wurde unmissverständlich klar gemacht, dass er bei Weigerung vor ein Ehrengericht oder sogar Kriegsgericht gestellt würde. Er würde eingesperrt und die Erziehungsberechtigung für seinen Sohn würde ihm vom Staat abgesprochen. Ein Satz fiel an diesem Abend öfters und sehr laut: „Die deutsche Jugend gehört unserem Führer Adolf Hitler.“ Mein Vater unterschrieb, wenn auch sehr widerwillig. Es schien ja keinen anderen Ausweg zu geben. Bei einer Weigerung hätte man ihn sofort wegen „Wehrkraftzersetzung“ hinter Schloss und Riegel gebracht, wenn nicht Schlimmeres ...

Einige Jahre später hielt ich dieses für mich so bedeutsame Gutachten der Wehrpsychologen Hitlers in Händen und konnte nur staunen, was diese „Fachleute“ an mir alles festgestellt hatten. In der zweiten Klasse der Oberschule, ich war gerade 12^{1/2} Jahre alt, begann meine Spezialausbildung bei der SS. Doch darüber mehr im folgenden Kapitel.

SS-Spezialausbildung auf dem Michelsberg

Immer wieder fragte man mich nach dem 2. Weltkrieg, ob ich nicht erzählen könnte, was ich in meinen Jugendjahren bei der Spezialausbildung auf dem Michelsberg (Schwäbische Alb) erlebte. Viele Jahrzehnte habe ich beharrlich geschwiegen, weil es mir, wie so vielen meiner Altersgenossen, äußerst schwer fiel, über die Jugenderlebnisse im Dritten Reich zu berichten. Die daraus erwachsene innere Unruhe ist bei mir erst im Alter einer gewissen Gelassenheit gewichen. Jetzt ist es mir möglich darüber zu reden und zu schreiben, ohne Gefahr zu laufen, eine schlaflose Nacht zu bekommen, oder unter körperlichem Unwohlsein zu leiden.

Eine Schwester des Aidlinger Diakonissenmutterhauses meinte kürzlich: „Das richtige Thema fürs Buch sind nicht nur deine schweren Erfahrungen im SS-Ausbildungslager und danach, sondern: „Die Treue Gottes in den Wirren und dem Chaos des Dritten Reiches.“ Tatsächlich ist es Gottes Gnade, auch in Form meines Schutzengels, zu verdanken, dass ich dies alles ohne Schaden überlebte.

Der Drill zum Spezialagenten mit Partisanen- und Terroristenfähigkeiten begann auf dem Michelsberg bei Oberböhringen. Ich zwölfjähriger Bub musste mich in Stuttgart beim Büro der SS melden. Dort erhielt ich meinen Trainingsplan. Er sah vor, dass ich im Frühjahr und im Herbst jeweils drei Wochen im SS-Lager und in den großen Schulferien sechs Wochen in „Wehrtüchtigung“ ausgebildet werden sollte. Meine Schulung verlief somit anders als in der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt. Jene Schüler lebten ganzjährig im Internat mit normalem, aber sehr intensivem Schulunterricht und späterem Abiturabschluss. Sie wurden von Jugend an zu besonderen „Führerpersönlichkeiten“ ausgebildet.

Mein regulärer Schulbesuch wurde durch die jeweiligen Lehrgänge unterbrochen. Außer der SS-Zusatzausbildung von insgesamt zwölf Wochen im Jahr wurde ich zwischendurch immer wieder zu Sonderdiensten eingesetzt, meist am Mittwoch. Oft kam ich erst am Sonntagabend

zurück – trotzdem sollte ich mit dem Lehrstoff meiner Schulklasse Schritt halten. Das war unmöglich, aber ich erlebte dabei eine erstaunliche Bevorzugung. War eine schlechte Note in meinem Zeugnisheft, so musste nämlich nicht ich, sondern mein Lehrer auf der SS-Zentrale erscheinen. Er wurde dort aufgefordert, über sein pädagogisches Können Rechenschaft abzulegen. Die Folgen empfand ich sehr erfreulich. Bald bekam ich in keinem Fach mehr eine mangelhafte Zensur. Sogar Vater staunte hochbeglückt, als sich in der Folgezeit meine Schulzeugnisse wesentlich verbesserten.

Außer der braunen Uniform des Jungvolks, die ich damals mit zwölfteinhalb Jahren noch zu tragen hatte, bekam ich eine schwarze Uniform, nämlich die des HJ-Streifendienstes. Sie sah ähnlich aus wie die der Waffen-SS, diese hatte allerdings am linken Arm den Reichsadler mit Hakenkreuz. Wir stattdessen trugen die rote Armbinde der Hitlerjugend mit dem schwarzen Hakenkreuz auf weißem Grund. Dazu noch Schulterstücke der Hitlerjugend, aus denen man den Dienstgrad ablesen konnte. Im SS-Ausbildungslager ersetzte man die Hakenkreuzbinde durch das SS-Abzeichen mit dem Reichsadler. Wir sahen damit aus wie richtige SS-Soldaten. Wenn ich zu Hause bei meinen Eltern lebte, tat ich meinen Dienst beim Jungvolk. In der braunen Uniform bin ich auch zur Schule gegangen, bis wir dann mit 14 Jahren alle in die Hitlerjugend aufgenommen wurden. Nach Abschluss meiner zweijährigen Grundausbildung auf dem Michelsberg trug ich nur noch die schwarze Uniform des Hitlerjugend-Streifendienstes.

Der Michelsberg diente als Wehrtüchtigungslager, mit dem Ziel, ausgesuchte deutsche Jungen zu tüchtigen Soldaten auszubilden. Es waren einfache Holzbaracken mit Teerpappe auf den Dächern, die in einer weiten Hufeisenform um einen großen Exerzierplatz mit Fahnenstange angeordnet standen. Hier wurde morgens in aller Frühe die Hakenkreuzfahne feierlich gehisst und am späten Abend wieder eingeholt. Die gesamte Besatzung des Lagers musste bei diesem Appell pünktlich anwesend sein. Dann wurde ein markanter Leitspruch vorgelesen und die Angetretenen schmetterten eines der Hitler-Jugend-Lieder. Die Ausbildungsmannschaft zählte in der Regel 200 bis 300 Schüler.

Bei keinem dieser großen Morgenappelle musste ich mitmachen, da ich einem Sonderkommando angehörte, das nur in kleinen Gruppen von 10 bis 15 Mann dieser Spezialausbildung unterzogen wurde. Wir hatten

kein fließendes Wasser in den Baracken. In jedem Raum befanden sich 12 bis 20 Holzpritschen mit einem Strohsack als Matratze. Außerdem gab es einen Kanonenofen, den man mit Holz und Kohle heizen konnte. Wichtig war natürlich die Essbaracke, mit Küche und verschiedenen Vorratsräumen. Ein eigenständiges Gebäude, das ein bisschen besser aussah, diente als Unterkunft für Offiziere und Ausbilder. Ein spezieller Bau, der stets scharf bewacht wurde, fungierte als Munitionsdepot.

Abhärtung wird groß geschrieben

Die Besonderheit dieser Anlage war der „Zwölfzylinder“. Wenn heute jemand das Wort Zwölfzylinder hört, denkt er sofort an ein Superauto, zum Beispiel den Maybach. Jener Zwölfzylinder aber bestand aus einer langen Holzkiste, die oben in einer Reihe 12 große runde Löcher hatte. Vier dicke Holzpfosten, in die Erde gerammt, trugen ein einfaches Dach. So konnte man auch bei Regenwetter die Anlage benutzen. Der erhebliche Gestank ließ keinen Zweifel über den Zweck dieser Kiste aufkommen. Man saß da nebeneinander und es zeigte sich offensichtlich, dass die Benutzung jedem recht peinlich war. Aber das Weglassen der Zwischenwände hatte den Vorteil, dass man immer einen frischen, angenehmen Luftzug bekam und sich niemand dort verstecken konnte. Der höhere Sinn dieser primitiven Anlage wurde uns im theoretischen Unterricht so erklärt: „Die deutsche Jugend muss abgehärtet werden und sich alle unnötigen Schamgefühle abgewöhnen.“ Weibliche Personen hatten zu den Ausbildungslagern keinen Zutritt. Vermutlich nicht nur aus sexuellen Gründen, sondern um „Weichlichkeit“ und jeglichem Mitleid vorzubeugen.

In einem Verhaltensbuch namens „Knigge“ las ich später, dass man das Niveau einer Familie an der Sauberkeit und Art und Weise der Toilette feststellen könne. Aber peinliche und unangenehme Situationen gehörten zu unserem Alltag und der Stress, in den man uns hineinzwang, ließ keinen Raum, darüber nachzudenken. (An der Stelle des „Zwölfzylinders“ steht heute das geräumige, wunderschöne „Waldhaus“. Es ist ein großes Versammlungsgebäude, in dem seit Jahrzehnten Bibelsestunden, Gottesdienste und Konferenzen der Aidlinger Diakonissen abgehalten werden. Der frühere Exerzierplatz wurde großzügig als Park angelegt.)

In den ersten beiden Jahren erhielt ich überwiegend Einzelausbildung. Diese erlebte ich als hochinteressant und war stolz dabei zu sein. Es war die schönste Zeit in meiner Jugend. Die Härte und Strenge der Ausbildung wurde überdeckt durch die ansteckende Begeisterung und Kameradschaft meines ersten Ausbilders. Ich vermute, dass er sich im zivilen Beruf vorher als Lehrer betätigt hatte. Er stellte sich voll auf mich ein und es war eine Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten, sowohl im Gelände als auch im Unterricht über Handfeuerwaffen. Er war mir von Anfang an echt sympathisch, mit seiner väterlichen Art. Vermutlich stammte auch er aus einem christlichen Elternhaus. Jetzt auf die nationalsozialistische Ideologie eingeschworen, imponierte er mir als großes Vorbild. Natürlich freute er sich auch an meinen Leistungen und ließ mich das deutlich spüren. Allerdings hatten wir immer nur sachliche Gespräche. Es gab keinerlei persönliche Annäherung. Trotzdem brachte er es fertig, dass ich mich bei ihm einfach aufgehoben fühlte. Insgeheim erinnerte er mich seltsamerweise immer wieder an meine betende Großmutter.

11. und 12. Gebot

Als einziger SS-Offizier redete er von Gott und von Satan. Allerdings erklärte er mir im Unterricht, dass die Zehn Gebote der Bibel für mich überhaupt nicht gelten würden. Für mich gälten nur „das elfte und das zwölfte Gebot“. Das elfte sei: „Du sollst dich nicht erwischen lassen.“ Das zwölfte sei: „Wenn man dich doch erwischt, sollst du die Klappe halten. Das heißt: Du weißt grundsätzlich gar nichts. Du spielst den Doofen oder anders gesagt den toten Mann. Du bist einfach total ahnungslos.“ Er brachte mir bei, dass wir alle Übermenschen seien und aufgrund dessen gleichberechtigt mit Gott und Satan. Niemand außer dem Führer Adolf Hitler habe uns etwas zu befehlen. Zudem wurde gelehrt: „Wenn wir schwören, erheben wir die rechte Hand zu Gott. Normalerweise legt man dazu die linke Hand auf die Bibel. Niemals aber werden wir dabei die linke Hand auf eine Bibel legen, sondern halten diese nach unten und schwören mit ihr bei Satan. Es gilt nur unser eigener Wille. Niemand hat uns etwas zu sagen. Wir sind Übermenschen!“

Einmal unter vier Augen sagte er zu mir ganz ehrlich und väterlich: „Wir müssen keine Kriegshelden sein! Merke dir, lieber fünf Minuten fei-

ge, als ein Leben lang tot. Es nützt niemand etwas, wenn wir sterben. Wir nützen dem deutschen Volk und Adolf Hitler nur, solange wir leben. Ein toter Soldat ist kein wirklich guter Soldat. Du bist ein Partisan, der im Hintergrund auf seine Gelegenheit wartet. Du stürmst niemals nach vorne, sondern du wartest, bis die Türe von selbst für dich aufgeht. Du bist grundsätzlich unauffällig und verhältst dich immer ganz ruhig!“

Ja, ich war begeistert und ganz auf der Wellenlinie meines Lieblingsausbilders. Gab es doch so viele meiner Jugendstrieche, die in dieses Muster voll hineinpassten. Dadurch ist es auch nachträglich für mich leichter verständlich, dass ich für diesen Mann Feuer und Flamme war. Ein 13-jähriger Lausub in SS-Spezialausbildung! Welch ein Vorrecht in dieser neuen Zeit! So vieles gab es zu entdecken und zu beherrschen. Unter seiner Begleitung bin ich damals zum ersten Mal auf den Feldwegen und im Gelände Auto gefahren. Da ich noch zu klein war, hatte man auf die Pedale des Kübelwagens Holzstücke geschraubt. Früh wurde ich gelehrt, mit einem richtigen Maschinengewehr zu schießen. Ich habe dort meine erste scharfe Handgranate ins Ziel geworfen. Es war ein eindrucksvolles Erlebnis. Von diesem Lehrer wurde ich an allen damals bekannten Handfeuerwaffen ausgebildet. Zudem lernte ich alle möglichen Sprengladungen und Zündsysteme kennen und zünden.

Ein andermal wurde ich mit einem aggressiven Kampfhund konfrontiert. Mir wurde beigebracht, diesen ruhig und überlegt kalt zu stellen. Auch wurde ich gelehrt, was ich zu tun hatte, wenn ein Feind plötzlich das Messer zieht, wenn ich von einem Einzelnen oder von mehreren überraschend angegriffen werde. Ich betrachtete es als eine geniale sportliche Leistung, mich bei einem Überfall erfolgreich gegen die Angreifer zu wehren. Neben der theoretischen und technischen Waffen-ausbildung gab es so vieles, was im wahrsten Sinne des Wortes wahnsinnig interessant war. Begierig sog ich alles Wissenswerte auf.

Offenbar war ich in diesen Dingen begabt, denn ich bestand bei den praktischen Übungen immer mit „Sehr Gut“. Unter der Anleitung meines von mir so verehrten Ausbilders wollte ich „ein ganzer Kerl“ werden. Für die Kameraden, die auch dabei waren, hatte ich keinerlei Zeit und keine Aufmerksamkeit. Das hatte man bewusst so eingerichtet, denn wir befanden uns dauernd im Intensivtraining und unter Beobachtung. Wir schossen grundsätzlich scharf. Die ersten Schießübungen machte ich mit dem Karabiner 98, den jeder Frontsoldat besaß. Wir schossen im freien Gelän-

de an eine Felswand. Mein Ausbilder lehrte mich: „Das Gewehr ist die Braut des Soldaten. Du musst es immer bei dir haben.“ Sogar beim Exerzieren, und im Gelände war es mein Begleiter, obwohl es sehr schwer und hinderlich war. Wenn man sich zur Deckung auf die Erde warf, musste man sehr aufpassen, damit es nicht verdreckt wurde. Vor allem das Zielfernrohr durfte nicht angeschlagen werden. Auch wenn das Gewehr, die „Braut des Soldaten“, sehr unhandlich und lang war, mussten wir lernen, damit bestens umzugehen und es tadellos zu pflegen.

Ich bemerkte, dass die SS-Ausbilder Angst hatten, als ich meine erste Handgranate warf, ob ich richtig abziehen und rechtzeitig werfen würde. Ich setzte die Handgranate mit einer Selbstverständlichkeit ins Ziel, als hätte ich dies schon jahrelang geübt. Ohne viel Aufhebens davon zu machen, gelangen mir diese Dinge mustergültig. Erst viel später entdeckte ich in der für mich angelegten Akte, warum man mir so viele Freiräume ließ, auch wenn meine soldatische Haltung und Disziplin nicht der Norm entsprach. Es war den SS-Ausbildern erstaunlich egal, wenn ich manches Mal auffiel, durch unsoldatisches Verhalten und durch keinerlei stramme Haltung. Ich brachte ja meine Leistungen und das war die Hauptsache. Öfters gab es auch wegen meines lämmelhaften Benehmens Spott und Gelächter, was mich zur Überraschung der Ausbilder überhaupt nicht bewegte. Ich stand nicht stramm und machte mir auch nicht viel aus dem deutschen Gruß. Man hatte akzeptiert, dass ich als Zivilist auftrat, der nicht die Hacken zusammenknallte. Ich war der geborene Partisan, den man leicht übersah und dem man keine weitere Aufmerksamkeit schenkte. Die SS-Ausbilder nahmen nie Anstoß daran, wenn ich im Hintergrund zwar hellwach alles mitmachte, aber doch immer unauffällig blieb.

Überraschung brachte das Ergebnis einer besonders schweren Übung im Gelände. Der Weg durch den Wald war an verschiedenen Punkten mit Sägemehl gekennzeichnet. Die Aufgabe hieß, in voller Ausrüstung – der Tornister wog 15 Kilogramm – mit dem Gewehr und mit scharfer Munition abzumarschieren, um ein bestimmtes Ziel in kürzester Zeit zu erreichen. Man schlich und sprang vorsichtig, stets Deckung suchend durch das „Feindesland“ immer auf Gegner vorbereitet. Irgendwo im Wald krachte plötzlich ein Schuss, meistens hörte man die Kugel pfeifen oder sie in nächster Nähe in einen Baum einschlagen. Man musste sich sofort in volle Deckung auf den Boden werfen und um sich spähen, um den

„Feind“ zu entdecken. Meist lag in der Richtung, aus der der Schuss knallte, ein leerer Stahlhelm. Man musste versuchen diesen möglichst schnell mit einem einzigen Schuss wegzuknallen. Dann „Sprung auf, Marsch-Marsch“ und schnell weiter zum Ziel. Gewonnen hatte, wer in kürzester Zeit alle Hindernisse weggeschossen und nirgends zweimal anlegen musste, und sich am schnellsten am Ausgangspunkt melden konnte.

Meine Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit im Gelände war für alle ein Phänomen, eine Begabung, für die ich eigentlich gar nichts konnte. Ich trieb wohl Sport, hatte aber keinen Ehrgeiz. Dies war bekannt und deshalb wurde ich auch nie vor den anderen besonders gelobt, was mir sehr recht war. Als ich später einmal meine Wehrmachtsakte studieren konnte, begriff ich erst, dass mir ein übernormales Seh- und Farbumterscheidungsvermögen angeboren war. Dadurch konnte ich blitzartig jedes Ziel erkennen und wegschießen. Noch heute sind meine für den Kampf jahrelang durchtrainierten Reiz-/Reaktionsmechanismen verfügbar. Sie tauchen bisweilen in Gefahrensituationen auf. Gottes Hand bewahrte mich dabei stets vor schuldhaften Übergriffen.

Auf Leben und Tod – die zweite Ausbildungsperiode

Es war im dritten Jahr meiner SS-Schulung. Den Ausbilder, mit dem ich mich so gut verstand, habe ich nie mehr gesehen. Vielleicht wurde er an die Front versetzt. Die sogenannte Grundausbildung war abgeschlossen, und die folgenden Ausbildungsperioden auf dem Michelsberg wurden in einem viel härteren und brutaleren Geist durchgeführt. Ich begegnete ganz anderen SS-Leuten. Nach jedem Lehrgang kam ich verzweifelter und frustrierter nach Hause. Mein Vater ließ im Vertrauen verlauten, dass er meine Begeisterung, die ich am Anfang immer zeigte, mit großem Argwohn und mit riesiger Sorge beobachtet habe. Er fürchtete, seinen Sohn unwiederbringlich an die neuen Machthaber verloren zu haben, denen ja auch er sich gebeugt hatte.

Wechselseitige Hass- und Mordgedanken

Jetzt berichtete ich ihm ausführlich, wie furchtbar und menschenunwürdig die Behandlung im Lager für mich geworden sei: „Die neuen Ausbilder sind keine normalen Menschen, sie sind lauter Massenmörder, Menschenschlächter, Schwerstverbrecher in SS-Uniform. Meine Ausbildung zielt einzig und allein darauf ab, mich zum bedenkenlosen Mörder zu schulen!“ Ihm gegenüber gestand ich, dass mein Hass auf diese Männer so gewaltig sei, dass ich entgegen allen Vorsätzen am liebsten einige Handgranaten stehlen würde, um sie abends beim Essensservieren alle in die Luft zu sprengen!

Vater erwiderte erschrocken, dass ich das ja sein lassen solle. Er war zwar überzeugt, dass ich dies fertig bringen und vielleicht überleben könnte. Aber wenn es dann herauskäme, würde auch er, meine Mutter, mein Bruder und vielleicht auch einige unserer Verwandten umgebracht werden. In solchen Fällen gelte im Dritten Reich die Sippenhaft und die Rache des Führers treffe alle Familienangehörigen mit. Er brachte zum Ausdruck, er hoffe, dass der Krieg bald zu Ende ginge und ich vielleicht

nicht mehr zum Feindeinsatz kommen würde. Daran merkte ich, dass mein Vater nicht mehr an einen „Endsieg“ glaubte. Ich begriff auch, dass er noch viel mehr über das grausame Kriegsgeschehen wusste als die übrigen Volksgenossen. Aus Sicherheitsgründen hatte er seither immer geschwiegen, um nicht sich und andere zu gefährden. In der zweiten Hälfte des Krieges war es üblich geworden, dass Menschen, welche die Wahrheit sagten, aufmuckten oder irgendwie negativ auffielen, wegen „Wehrkraftzersetzung“, Sabotage oder Spionage kurzerhand zum Tode verurteilt wurden. Die Logik der Kriegsführer war ganz einfach. Wenn so viele Menschen für den Endsieg an der Front ums Leben kommen, warum soll man dann im Heimatland auf das einzelne Menschenleben Rücksicht nehmen?

Als ich zum nächsten Lehrgang abfahren musste, stand beim Abschied meine Mutter ganz verhärmt vor mir und sagte. „Gib dir doch bitte Mühe, dass du nicht auffällst und tue nichts, was unrecht ist und du vor Gott nicht verantworten kannst.“ Offensichtlich hatten meine Eltern miteinander geredet und sicher auch viel für mich gebetet.

Nach den ersten beiden, als großartig erlebten Jahren erkannte ich ganz klar, dass das Fernziel meiner Ausbildung jetzt darin bestand, einen skrupellosen, perfekten Mörder aus mir zu machen. Auf Befehl sollte ich einen Menschen schnell, lautlos und unauffällig töten können. Die Selbstverteidigung war wohl auch ein Aspekt, aber nicht so, dass man einen Angreifer abwehrt, sondern ihn immer durch Mord beseitigt. Mit einem stumpfen Holzmesser, das mit schwarzem Pulver eingefärbt war, übten wir tagelang gegen einen Hund, einen Mann oder mehrere Männer gleichzeitig, diese zu erstechen. Wenn es mir gelang, dem Gegner an der Halsschlagader einen schwarzen Strich zu verpassen, hatte ich gewonnen. Auch ein schwarzer Fleck am Herzen bekam Pluspunkte. Es wurde öfters geübt, einen Ahnungslosen im Vorbeigehen lautlos zu erledigen. Die Varianten des Mordens schienen endlos. Im Unterbewusstsein speicherten sich die verschiedensten Möglichkeiten bei dem inzwischen 14-jährigen. Je menschenverachtender und brutaler die praktischen Schulungen im Töten wurden, desto mehr wehrte ich mich mit aller Kraft dagegen. Ich hatte mir doch vorgenommen, unter keinen Umständen zum Mörder zu werden!

Heute noch, nach über 60 Jahren kommt bei irgendeiner bedrohlichen Situation plötzlich das mörderische Wissen hoch, wohin ich mit der

Pistole zielen muss, um einen bestimmten Menschen mit dem ersten Schuss zu beseitigen. Oder was ich tun muss, damit er ohne erkennbares Aufheben tot auf der Straße liegt. Im Innern erklingt dann jedes Mal der Befehl: „Schnell-lautlos-unauffällig!“ Ich bin Gott dankbar, dass diese inneren Attacken immer leiser und immer seltener wurden (Vgl. Kapitel „SS-Spezial-Ausbildung auf dem Michelsberg“, S. 87).

Erfahrungen und Hilfen meines Vaters

Schon in frühester Jugend hatte ich vom Vater so viele Kriegserlebnisse gehört, dass ich mir damals fest vorgenommen hatte: „Ich werde nie zum Mörder!“ Oft wurden wir von Kriegskameraden meines Vaters besucht. Dabei habe ich viele Gespräche belauscht und wusste, wie diese Menschen, die in Frankreich oder Russland oder in Jugoslawien feindliche Soldaten erschossen hatten, an ihrem belasteten Gewissen innerlich fast zugrunde gingen.

Einmal weinte einer der Männer, der mit Vater bei der Nachrichtentruppe in Frankreich war, laut auf in seiner Gewissensnot und ich hörte seine Geschichte. Sie lagen in Nordfrankreich und die Aufgabe war, da es damals noch keine Funkgeräte gab, zwischen den einzelnen Wehrmachts-einheiten Telefonleitungen zu legen. Dies geschah vielfach nachts, weil dann die Männer mit ihren Kabeltrommeln auf dem Rücken von den feindlichen Truppen nicht gesehen und beschossen werden konnten. Ein Nachrichtensoldat hatte sich aber im Frühnebel verirrt. Anstatt auf der deutschen Linie im eroberten Gebiet zu bleiben, kam er in ein Dorf der Feinde. Den englischen Soldaten war es eine Freude, ihn gefangen zu nehmen und ihn, als es Tag wurde, mit abgeschnittenen Ohren und ausgestochenen Augen auf einem Feldweg in die deutsche Kampflinie fortzuschicken.

Dieser Vorfall wurde sofort auch bei der deutschen Heeresleitung bekannt. Man schickte Verstärkung und befahl ein Trommelfeuer der schweren Artillerie auf dieses Dorf. Etwa 10 englische Soldaten, die den schweren Granatangriff überlebten, erkannten ihre hoffnungslose Lage und bewegten sich mit weißer Fahne in Richtung auf die deutsche Stellung zu. Der Besucher meines Vaters war ein Freund des Geblendeten und wurde vom Zorn gepackt. Er bemächtigte sich eines Maschinengewehrs, das neben der Straße in Stellung stand, und erschoss damit die

ankommenden, kapitulierenden zehn Engländer ohne Hemmungen. Jetzt, über 20 Jahre danach, bereute er bitter diesen Racheakt. Ich hörte, wie er reuevoll ausrief: „Meinem blinden Freund hat es nichts geholfen, dass ich so viele Menschen erschossen habe.“

Auch mein Vater litt unter solcher Gewissensnot, wie bereits im Kapitel „Meine Eltern“ angedeutet. Von einem seiner Kriegskameraden erfuhr ich, wie sie in Frankreich in einem Waldstück zelteten. Gemeinsam mit vier anderen Soldaten sammelte er Holz für ein Feuer, um Essen zu kochen. Weit hinter der Frontlinie war es ruhig. Als einziger nahm Vater sein schussbereites Gewehr mit, um vielleicht einen Hasen oder ein Reh zu erlegen. Da tauchte plötzlich in einiger Entfernung ein französischer Soldat auf. Nach einer kurzen Schrecksekunde hob dieser sein Gewehr – auch Vater riss seinen Karabiner hoch. Beide Schüsse krachten gleichzeitig. Die französische Kugel pfiff hörbar zwischen meinem Vater und dem erzählenden Kriegskameraden hindurch. Vater aber hatte getroffen, der Franzose war zusammengebrochen. Im Zelt starb der französische Soldat zwei Stunden später an einem Bauchdurchschuss. Die beiden Verfeindeten kannten sich von früher nur zu gut. Mein Vater hatte unbewusst seinen befreundeten Steinhauer aus Paris tödlich getroffen. Dessen handwerkliche Kunst hatte er vor dem Krieg öfters im Steinmetzbetrieb neben seiner Ausbildungsfirma in Stuttgart bewundert (Vgl. Kapitel „Die Eltern“, S. 26). Noch auf seinem Sterbebett, 50 Jahre später, sprach Vater von dieser tragischen Begegnung.

Als ich ihm sagte: „Ich will kein Mörder werden“ antwortete er mir: „Was willst du aber machen? Sie werden dich in eine Notwehrsituation bringen, und du wirst einfach keine andere Wahl haben als dich zu wehren, wie so viele Tausende vor dir. So fängt man an zu morden. Der erste Mord fällt dir vielleicht sehr schwer, der zweite auch noch, der dritte und vierte aber schon weniger. Man gewöhnt sich daran, und dann bist du ein Massenmörder. Das Schreckliche daran ist, dass du als großer Held gefeiert wirst und vielleicht noch einen Orden bekommst. Wenn du aber in einer stillen Stunde darüber nachdenkst, kommst du in furchtbare Gewissensnot.“

Nach diesem Gespräch habe ich meine vorgesetzten SS-Soldaten, die alle von der Front kamen, mit anderen Augen angeschaut. Es waren Männer, die wahnsinnige Erfahrungen hinter sich hatten. Sie waren nicht mehr normal, sondern auf eine besondere Art geistesgestört.

Manchmal kamen sie mir vor wie verwundete Raubtiere. Die Situation wurde immer ernster, ja unheimlich hart. Es gab bei mir oft Momente, in denen ich nicht mehr den Harmlosen spielen konnte. Meinen inneren Widerstand und Hass konnte ich nicht länger verbergen und trotz aller guten Leistungen blieb es den Ausbildern nicht verborgen, wie ich innerlich gegen sie rebellierte. Man anerkannte zwar den Zivilisten in mir, aber mich selbst, meine Person wollte man zerbrechen und dem System total gefügig machen.

Fünf Revolverkugeln überlebt

Auf einem Waldweg in Richtung Oberböhringen passierte es, dass ich einen Gruppenführer bis aufs Blut reizte, so sehr, dass er spontan seine Pistole hochriss und auf mich schoss. Die Entfernung betrug zum Glück etwa 30 Meter. Die Kugel schlug in den Baum neben mir ein. Ich ging sofort hinter dem Baum in volle Deckung. Aus dem Unterricht kannte ich diese Pistole und hatte mit ihr auch schon geschossen. Sie war italienischer Bauart, und ich wusste, dass sie nur über fünf Schuss im Magazin verfügte. Jeder Versuch, weg zu rennen, wäre bei dieser kurzen Entfernung zu gefährlich gewesen. Ich beobachtete scharf die Bewegungen des Schützen und sah, dass er die Hand mit der Pistole hatte sinken lassen. Daraufhin streckte ich den Kopf hinter dem Baum wieder hervor und lachte laut, um ihn zu provozieren. Er ließ sich hinreißen und schoss noch einmal auf mich. Er erschrak wohl über sich selbst und ließ die Hand wieder sinken, denn das hätte er niemals tun dürfen. Wenn er mich im Visier behalten hätte, wäre ich in Lebensgefahr gewesen. Mit Berechnung reizte ich ihn noch einmal und in rasender Wut schoss er mit weiteren drei Schuss sein Magazin leer. Nun wusste ich, dass er dieses auswechseln musste, und ich hatte kostbare Zeit gewonnen. Blitzschnell rannte ich durch den Wald davon und mischte mich unter die anderen.

Unsere Ausbilder, die sich regelmäßig untereinander verständigten, hassten mich von da ab alle. Deshalb bemühte ich mich peinlichst, immer in der Nähe von Kameraden zu sein. Nur eine Sorge trieb mich in diesen Tagen um, nämlich dass die SS-Männer einen Unfall provozieren könnten, bei dem ich „aus Versehen“ auf der Strecke bliebe. Die Sorge, nicht „um die Ecke gebracht“ zu werden, ist eine einschneidende Grund-

erfahrung, die mich noch über Jahrzehnte meines Lebens begleitete. Das Unterbewusstsein ist bei gewissen Situationen so sehr sensibilisiert, dass ich selbst staune und mich bewusst zurücknehmen muss.

Meine total unsoldatische Haltung, und manchmal auch eine Art Unentschlossenheit war es, was meine Ausbilder immer wieder wahnsinnig ärgerte. Hierzu zwei Begebenheiten:

Ein SS-Mann kommandierte „Sprung auf, Marsch-Marsch!“ Und ich bewegte mich einfach zu langsam. Ich täuschte vielleicht irgendwelche Schmerzen vor. Er kommandierte mich daraufhin in Richtung Gelände und plötzlich war ich total verschwunden. Wir hatten es ja gründlich gelernt, in Deckung zu gehen und unauffindbar zu bleiben. So lag ich dann in einem Loch oder hinter einem Busch und spielte den „toten Mann“. Der Offizier konnte schreien und toben und befehlen, was er wollte. Ich war einfach nicht mehr da.

Ein andermal kam ein Obersturmbannführer ins Lager. Ich fiel sofort als unsoldatisch und lässig auf. Er redete gerade mit einem Untergebenen, als er zu mir gewendet brüllte: „Nehmen Sie Haltung an!“ Ich schlug die Hacken zusammen, stand aber nicht stramm, sondern leicht gebückt mit hängenden Schultern. Die Hände hatte ich nicht, wie vorgeschrieben, an der Hosennaht, sondern die eine Hand etwas vorne, die andere etwas rückwärts. Er schrie: „Sprechen Sie mir nach. Ich bin ein Esel!“ Und laut antwortete ich: „Jawohl Herr Obersturmbannführer – Sie sind ein Esel!“ Das Weitere war die perfekte Katastrophe! Alle Vorgesetzten brüllten gleichzeitig. Die Spannungen zwischen mir und den SS-Ausbildern hatte ihren absoluten Höhepunkt erreicht.

Schwer verletzt

Kurz darauf verlor einer der SS-Leute die Nerven. Er packte einen Karabiner und schlug mir mit aller Kraft den Gewehrkolben so in den Rücken dass ich am Wegrand mit wahnsinnigen Schmerzen liegen blieb. Man ließ mich einfach liegen und tat so, als sei nichts geschehen. Ich konnte nicht mehr aufstehen. Mehrere Stunden blieb ich regungslos auf der Stelle liegen und merkte, dass der Schmerz langsam nachließ. Am Abend wurden vier Kameraden abkommandiert, um mich zu suchen. Sie trugen mich sehr vorsichtig an Armen und Beinen in die Baracke und legten mich behutsam auf meinen Strohsack. Dort blieb ich mindestens drei

Wochen hilflos liegen. Es ist ein medizinisches Wunder, dass ich nicht querschnittsgelähmt bin. Der wütende Mann hatte mir mit einem Schlag zwei Rückenwirbel im Brustbereich zertrümmert, wie eine Röntgenaufnahme sehr viel später offenbarte.

In der Nacht kam mir noch einmal der ganze Hergang vor Augen. Ich erinnerte mich deutlich, wie bei dem Krankentransport verschiedene Ausbilder mit Schrecken im Gesicht von Weitem zusahen. Ich hörte, wie einer zum anderen sagte: „Wenn das herauskommt, musst du vors Kriegsgericht.“ Der andere erwiderte: „Was hat auch so ein Schlappschwanz überhaupt hier in der Eliteausbildung zu suchen?“ Ersterer erwiderte darauf: „Du hast ja keine Ahnung, du musst einmal seine Akte studieren, dann begreifst du, dass er ein Supermann ist, der zum besonderen Spezialisten ausgebildet wird. Er hat genau die Begabung, die für Spezialeinsätze notwendig ist.“

Jetzt war reichlich Zeit über alles nachzudenken, und ich begriff, dass diese wichtige Akte im Schreibbüro lag, und die eigentliche Ursache war für meine Sonderbehandlung. Wenn ich ganz ruhig lag und mich nicht bewegte, hatte ich keine Schmerzen. Die SS-Ausbilder kümmerten sich anscheinend überhaupt nicht mehr um mich und es dauerte über 14 Tage, bis ich vorsichtig wieder aufstehen und mich langsam bewegen konnte. Den ganzen Rest des Lehrganges verbrachte ich in der Unterkunft.

In meiner Spezialausbildungsgruppe gab es einen herausragenden Kameraden, der durch seine stramme Haltung, seinen Übereifer und seine soldatischen Eigenschaften immer positiv auffiel. Er war bekannt unter dem Namen Falco (italienisch), der Falke. Als Mustersoldat war er das genaue Gegenteil von mir. Im Allgemeinen konnte ich die superspritzigen Zack-Zack-Leute mit ihren soldatischen Verhaltensweisen und dem exakten Strammstehen nicht leiden. Aber dieser Falco war mir einfach sympathisch. Wenn sich unsere Blicke kreuzten, begriff ich, dass wir eigentlich zusammengehörten. Erklären konnte ich mir dieses Phänomen allerdings nicht. Mit ihm darüber zu reden, war in dieser kontrollierten Umgebung total unmöglich. Nach Beendigung des Lehrganges verlor ich ihn zunächst aus den Augen. Ich ahnte nicht, was für eine lebensrettende Rolle er wenig später übernehmen sollte.

Fast drei Wochen lang wurde ich ausgerechnet von diesem Superkameraden total versorgt. Innerlich wehrte ich mich gegen mein untätiges

Herumliegen. Aber ich hatte keine andere Wahl, als eben ganz still liegen zu bleiben. Falco, der in seinem Eifer stets verkündigte, dass er zur Leibstandarte „Adolf Hitler“ wolle, erklärte: „Ich gehöre dem Führer und werde sein Leibwächter!“ Dieser Kamerad entpuppte sich nun als mein perfekter Krankenpfleger, der sich um mich kümmerte und mich liebevoll wieder gesund pflegte. Er musste mich täglich waschen, anfangs sogar füttern und alles tun, damit meine Rückenverletzung heilen konnte. Er sprach aber gar nichts, nur andeutungsweise erfuhr ich, dass man ihm das Reden ausdrücklich verboten hatte. Schon vorher durften wir nicht miteinander reden, da wir ja zum Einzelkämpfer ausgebildet wurden. Obwohl wir beide absolute Gegensätze waren, ich der Zivile, der Schlamper und ein großer Problemfall, er dagegen der Mustersoldat, hatte ich immer das Gefühl, dass wir auf der gleichen Wellenlinie lagen. Während seiner geduldigen Pflege wurden wir mit nur wenigen Worten zu Freunden.

Er erzählte mir leise, er sei der Sohn eines Italiener. Seine Mutter wohne in Stuttgart-Bad Cannstatt. Mehr erfuhr ich nicht. Er sagte noch, dass vielleicht unsere Gespräche abgehört werden und er jeden Abend ausführlich über meinen Zustand Bericht erstatten müsse und genaue Anweisungen erhalte. Ohne jede ärztliche Untersuchung hatten die Ausbilder offensichtlich über die Diagnose meiner Krankheit Klarheit, denn der Vorfall war von mehreren beobachtet worden. Ich war gutem Mutes, denn ich spürte, dass es mit mir aufwärts ging. Bis zum Ende dieses Lehrgangs war es noch vier Wochen. Ich nützte die Gelegenheit, einfach nichts zu tun und vermied jede Anstrengung. Da Uniform und Wäsche gestellt waren, hatte ich kein Gepäck, das ich am Ende hätte nach Hause tragen müssen. So konnte ich aufrecht und ohne Schmerzen heimfahren. Beim nächsten Lehrgang traf ich Falco, meinen Krankenpfleger, leider nicht wieder.

Die damals höchst gefährliche Tragweite dieses „Unfalls“ kam erst nach drei Jahrzehnten ans Licht. Als ich eine Kur am Bodensee machte, wurde mein Körper rundum untersucht und geröntgt. Beim Nachtessen kam der Chefarzt der Klinik und fragte nach dem „Neuzugang im Rollstuhl namens Dr. Eberspächer“. Er konnte es nicht fassen, dass ich voll beweglich und aufrecht vor ihm stand. Seinen Unterlagen entsprechend hätte ich dauerhaft querschnittsgelähmt sein müssen. Er erklärte mir mein Röntgenbild, und ich begriff sein Erstaunen. Im Brustbereich waren

die Rückenwirbel zu einem Block zusammengewachsen. Er konnte sich nicht vorstellen, was für eine Art von Unfall ich erlebt hatte, denn die einzelnen Rippen waren unverletzt. Man sah nur einen Punkt, auf dem der Gewehrkolben aufgeschlagen war und mehrere Rückenwirbelknochen zertrümmert hatte. Aber ich habe keinerlei Beschwerden und die zusammengewachsenen Rückenwirbel im Brustbereich stören mich als jetzt bald 80-jährigen nur selten. Für mich bleibt diese Heilung ein weiteres Wunder Gottes!

Die geheime SS-Akte

Meine persönliche Geheimakte interessierter mich je länger, je mehr. Wieder einmal zu einem Lehrgang unterwegs, kam ich in unserem Ausbildungslager mit großer Verspätung an. Der Zug nach Geislingen hatte Verspätung und auch die weitere Verbindung mit einem Bus klappte nicht. Ich sah, wie die Gruppe zu der ich gehörte, bereits auf dem Exerzierplatz angetreten war und erkannte urplötzlich meine Chance. In aller Kühnheit meldete ich mich in der Schreibstube, legte aber nicht wie üblich meine Papiere vor, sondern erklärte glaubwürdig, dass ich als Oberschüler zur Aushilfe ins Büro abkommandiert sei.

Der anwesende SS-Mann war sichtlich erfreut, denn er befand sich allein an seinem Schreibtisch und sollte zusätzlich zu seiner normalen Arbeit einen statistischen Bericht an die Zentrale in Stuttgart erarbeiten. Nebenbei erfuhr ich, dass der Chef der Schreibstube am Tag zuvor zu einem Lehrgang abgereist sei und erst einige Tage später wieder zurückkommen würde. Dadurch hatte der Mann für mich genügend Arbeiten, die ich gut verrichten konnte. Nach wenigen Stunden der Erklärung und Einarbeitung musste er sich nicht mehr um mich kümmern. Erstaunlicherweise hatte niemand bemerkt, dass ich nicht hierher gehörte. Ich bemühte mich sehr eifrig, selbständig zu arbeiten und wenig zu fragen.

Als der Schreibstuben-Vorgesetzte zwischendurch einmal in die Kantine ging, konnte ich ohne Probleme in der Registratur meine eigene Akte heraussuchen. Sie war sehr umfangreich und um damit nicht aufzufallen, zerlegte ich sie in mehrere Teile. Diese versteckte ich aufgeklappt in meiner Schreibtischschublade. In aller Ruhe las ich sie Seite für Seite durch und prägte sie mir ein. Es war aufschlussreich, was dort alles berichtet wurde. Endlich begriff ich mehr über meine Sonderbehandlung. Ein roter Aufkleber kennzeichnete sie gegenüber den anderen Akten. Außerdem fiel auf, dass auf dem Aktendeckel mit roter Schrift: „Keine Auslandsbeziehungen!“ vermerkt war. Dies erklärte sich aus dem ersten Bericht, in dem meine Familie beschrieben wurde. Dort war rot unterstri-

chen, dass ich keine Verwandten im Ausland habe und deshalb auch von draußen nicht viel wisse und keinesfalls von ausländischen Leuten beeinflusst sein konnte.

Damit war es ein Leichtes, mir über die „Untermenschen“, wie ja unsere Feinde bezeichnet wurden, alles Mögliche beizubringen. Es gab für mich keine Vergleichsmöglichkeiten und ich wusste tatsächlich wenig über andere Länder. Man konnte mich problemlos zum „Übermenschen“ erziehen, der sich dann wie geplant beliebig als Geheimwaffe im „Schicksalskampf des deutschen Volkes“ einsetzen ließe. Uns wurde die Weltanschauung Adolf Hitlers beigebracht und wir mussten sie weitestgehend so annehmen, wie sie Propagandaminister Josef Göbbels bei den großen Auftritten und Aufmärschen stets wiederholte.

Geheimnisse werden aufgedeckt

Die größte Überraschung für mich bedeutete das damalige Gutachten der Wehrpsychologen über den 12jährigen Oberschüler Helmut. Die Einleitung war eine Beurteilung des Lebenslaufes meiner Eltern. Sie wurden als gutbürgerliche, „arische deutsche Volksgenossen“ bezeichnet, die es von Jugend auf, schon durch die Erziehung ihrer Eltern gewohnt waren, ihre Pflicht zu tun. Der Einfluss und die Erziehung meiner Eltern und die weitere Ausbildung durch Oberschule und Hitler-Jugend schafften in mir angeblich Grundvoraussetzungen, aus denen bei entsprechender Weiterbildung ein Geheimagent für besondere Aufgaben geformt werden konnte.

Nach den Ausführungen über meine einzelnen Stationen bei Jungvolk und der Hitler-Jugend kamen besondere Feststellungen. Damals in der Oberschule hatten die drei Männer von der hintersten Reihe aus in unserer Schulklasse wortlos den Unterricht und unser Verhalten in den Pausen beobachtet. Das nach meiner Meinung einzig Andersartige, was sie hätten beobachten können war, dass ich mich vielfach abwartend verhielt. An Streitereien und Boxereien meiner Kameraden nahm ich nie teil, sodass ein gewisser Abstand zwischen mir und ihnen entstand. Alle Mitschüler wussten nämlich, dass ich bei tätlichen Angriffen sofort und sehr hart mit Gegenschlägen reagierte. War meine langjährig trainierte Tarnung als unauffälliger Schüler so leicht für diese Psychologen durchschaubar gewesen?

Mit riesigem Erstaunen las ich jedenfalls nun den Inhalt der Beurteilung:

„Helmut Eberspächer

- hat keinerlei soldatische Eigenschaften und ist ein perfekter Zivilist
- verfügt über eine übernormale kriminelle Energie mit einer sehr großen Bandbreite
- ist ein konsequenter Einzelgänger
- hat keinerlei Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis und kennt kein Prestigedenken
- hat keinerlei Minderwertigkeitskomplexe oder Angstgefühle
- vergleicht sich nicht mit anderen: Man kann ihn nicht beleidigen
- besitzt eine außerordentliche Unauffälligkeit
- ist stets hellwach und konzentriert auf seine Umgebung
- hat ein enorm rasches Reaktionsvermögen, ohne besondere Emotionen“

Ich wundere mich noch heute, wie man all dies bei einem Zwölfjährigen feststellen konnte. Ein Mensch mit dieser Veranlagung passte auf den ersten Blick überhaupt nicht in das Dritte Reich. Aber sie passte ausgezeichnet zu dem, was sie aus mir machen wollten. Mehrfach wurde mein Ausbildungsziel in dem Bericht klar umrissen. Unter allen Umständen sollte ich ein Einzelgänger bleiben, gleichzeitig als Partisan, Terrorist und Geheimagent ausgebildet werden. Schon in den ersten Blättern der Akte stand, dass die Ausbilder laufend über meine Entwicklung an eine Zentralstelle in München Bericht erstatten sollten. Ich las an mehreren Stellen, dass ich in die Lage versetzt werden sollte, überall eingesetzt zu werden, um schnell, lautlos und unauffällig jeden Auftrag auszuführen.

Die Weltanschauung der nationalsozialistischen Bewegung forderte, dass jeder, der sich als Feind des deutschen Volkes zu erkennen gab, gnadenlos ausgerottet werden musste. An solchen geheimen Beseitigern bestand ein großer Bedarf. Klares Ziel meiner Ausbildung war: Ein von der Idee des Nationalsozialismus überzeugter Mörder, der vor nichts zurückschreckt und in der Lage ist, auch unmögliche Situationen zu meistern und grundsätzlich als unauffälliger Zivilist aus dem Hinterhalt zu agieren. Meine beschriebenen Charaktereigenschaften waren einerseits ein gewisser Vorteil für dieses Ziel. Sie hatten aber die Wirkung, dass die Ausbilder, die normalerweise stramme Soldaten vor sich hatten, manch-

mal mit mir fast verrückt wurden. Auch das beigegefügte ärztliche Gutachten war für mich sehr aufschlussreich:

„H. E. hat

- ein übernormales Sehvermögen, das in gewissen Situationen bis zu 150 Prozent beträgt.
- ein übernormales Farbunterscheidungsvermögen. (Damit war zum Beispiel erklärt, dass ich einen grau-grünen Stahlhelm in einer Wiese auf große Entfernung sehen konnte. Auch wenn er mit Ästen getarnt war, erkannte ich den anderen Farbton des abgeschnittenen Grünzeuges sofort.)
- eine übernormale Nachtsichtigkeit. (Sie gab mir die Möglichkeit, nachts und bei geringerer Beleuchtung mich ohne Probleme zu bewegen.)
- ein außerordentlich gutes Gehör.“ (Daher kam es, dass ich oft, wenn einer dem anderen etwas zuflüsterte, es gut verstehen konnte.)

Es gab auch Berichte über mein unsoldatisches Verhalten. Ich war eben ein Einzelgänger, der nicht in das damals gültige Schema des Stramm-Stehens und des Jawoll-Schreiens hinein gepresst werden konnte. Selbst wenn ich mich auf manches „Kasernenhof-Theater“ einließ, gab es oft einen Lacherfolg oder eine wüste Brüllerei von Seiten der Offiziere, weil sie glaubten, dass sie von mir nicht ernst genommen würden.

Weiter entnahm ich der Akte, dass ich scharf beobachte, mich aber immer abwartend und sehr vorsichtig verhielte, immer bemüht, mich rasch in Deckung zu begeben, um von dort aus agieren zu können. Es stand auch da, dass ich mich drücken würde, so weit dies möglich wäre. Im Bericht wurden einzelne Ereignisse näher beschrieben. Z. B. dass bei einem Marsch ins Gelände mit 20 Mann, zeitweise nur 19 marschierten. Bei der Rückkehr war die Gruppe wieder mit 20 vollständig.

Geschehene und falsch berichtete Erlebnisse

Sehr erstaunten mich die ausführlichen Beschreibungen einiger Begebenheiten, die offensichtlich von den ausbildenden Offizieren ausgewertet worden waren und dann mit vom tatsächlich geschehenen Sachverhalt sehr abweichenden Details in die Akte kamen. Vom Lagerleiter selbst

unterzeichnet stand zu lesen, dass ich ein Rechengenie sei. Bei der Munitionsausgabe sei ich immer derjenige, der die Listen in Reinschrift schreiben musste und sie addieren und abstimmen konnte. Die wichtigste Feststellung dabei war, dass es bei mir als Munitionsbuchhalter nie Unstimmigkeiten und Differenzen gab, obwohl alle Listen in kürzester Zeit von mir fertiggestellt wurden.

Die Entdeckung meiner Mathematikbegabung hatte sich allerdings ganz anders zugetragen: Der oberste Lageroffizier erschien in unserer Baracke und erklärte, er suche einen Mann, der gut rechnen könne. Ich hatte mich nicht gemeldet, aber es war offensichtlich, dass er wegen mir gekommen war. Woher er seine Information hatte, weiß ich nicht. Am anderen Morgen musste ich zuerst versprechen, dass ich über alles, was ich jetzt erfahre, mit niemand reden würde, auch nicht mit den Ausbildern. Meine Aufgabe war, den ganzen Tag in seinem Zimmer die Abrechnungen der Munitionsausgabe nachzurechnen. Auch alle fertigen Aufstellungen der letzten vier Wochen wurden von mir addiert. Vieles war undeutlich geschrieben und musste verbessert werden. Das ausdrückliche Ziel war, alles so herzurichten, dass es bei einer Prüfung absolut stimmte. Der Offizier zeigte sich mit mir sehr zufrieden und staunte, als ich ihm gestand, dass die Listen tatsächlich Fehler hatten, ich aber diese durch andere geplante Fehler so verbesserte, dass die Endzahlen mit den tatsächlichen Beständen übereinstimmten. Damit diese Listen von niemand mehr nachgerechnet werden konnten, habe ich mit seinem Einverständnis nach einem besonderen System manche Zahlen so zweideutig geschrieben, dass sie immer falsch gelesen werden mussten, was eine weitere Überprüfung unmöglich machte. Es war auch zu lesen, dass ich offenbar einen sechsten Sinn hätte, denn in Gefahrenmomenten reagierte ich anders, als meine Ausbilder erwartet hatten. Ich persönlich glaube aber fest daran, dass ich einen Schutzengel hatte, der mich in kritischen Situationen das Richtige tun ließ.

Weiter wurde berichtet, dass ich bei einer Übung als Kundschafter im Feindesland zu einem bestimmten Punkt vorgeschickt wurde. Dabei musste ich einen Graben überqueren, über den ein Brett lag. Der kürzeste Weg hätte mich über das Brett geführt. Ich sei aber an einer anderen Stelle trotz meines schweren Gepäcks den Graben hinab und wieder hinauf gestiegen. Kurz darauf hatte sich herausgestellt, dass das Brett beschädigt war. Ein SS-Ausbilder, der darüber gehen wollte, hatte sich

beim Sturz in den Graben verletzt. Es wurde als bemerkenswerte Tatsache herausgestellt, dass ich erstaunlicherweise nicht den kürzeren Weg über das Brett gewählt hatte und deshalb nicht zu Schaden kam.

Tatsächlich war es wieder ein klein wenig anders: Es handelte sich nämlich um einen ziemlich breiten Graben, den wir aus Schikane öfters überqueren mussten. Als die Ausbilder mich darüber jagten, empfand ich bei ihnen eine gewisse Nervosität und mich störte ihre abnormale Eile. Das Brett war ein verlockendes Angebot, das mir den Aufstieg und Abstieg erspart hätte. Es war ausgemacht, dass ich der Erste sein sollte, der diesen Weg laufen müsste und sie hatten das Brett vorher von unten angesägt. Sicher empfanden sie schon im Voraus Schadenfreude und hofften, dass sie mich dann im Graben zu dem Sturz beglückwünschen könnten. In ihrer Enttäuschung vergaßen sie aber das Brett zu entfernen und eine halbe Stunde später kam ein SS-Offizier, der von dem Spaß nichts wusste und ahnungslos in den Graben stürzte. Das angesägte Brett gab damit reichlich Ärger unter den Ausbildern. Nicht nur die Uniform des SS-Offiziers war total verdreckt, sondern der Bedauernswerte hatte auch noch den Arm verstaucht.

An anderer Stelle wurde geschildert, dass ich einmal zur Nachtwache abgeordnet wurde. Das große Eingangstor musste ich von 22:00 Uhr bis morgens 2:00 Uhr allein bewachen. Drei als Zivilisten getarnte Soldaten hatten die Absicht mich anzufallen. Ich hätte mich aber so versteckt, dass diese mich nicht sahen, obwohl ich sie schon von Weitem beobachtete. Als sie dann für mich in greifbarer Nähe waren, hätte ich auf meinem Gewehr ein Bajonett aufgepflanzt und es im Mondschein blitzen lassen und sie mit meinem Anruf so erschreckt, dass alle die Flucht ergriffen. Aus meinem Verhalten sei erkennbar, dass ich mich versteckte, weil ich die Gefahr vorausahnte.

Tatsächlich hatte ich bei dieser Wache von Anfang an das deutliche Gefühl, dass etwas nicht stimmte. Wie üblich erhielt ich als Ausrüstung den fertiggeladenen Karabiner 98 beim Wachantritt ausgehändigt. Da wir allein nicht scharf schießen durften, war das Magazin jedes Wachmanns mit fünf Platzpatronen gefüllt. Durch deren Abschießen hätte ich notfalls Alarm auslösen und Hilfe anfordern können. Als ich mein Gewehr gründlich untersuchte, waren im Magazin fünf leere Hülsen. Dies bedeutete, dass ich bei Gefahr keinen Warnschuss hätte abgeben können, wodurch die in Bereitschaft stehende Mannschaft alarmiert

worden wäre. Was für eine Gemeinheit hatten meine Ausbilder wohl für diese Nacht geplant?

Da ich praktisch wehrlos war, konnte es nur sein, dass sie heimlich an mich heranschleichen wollten, um mich zu überfallen und mir einen schmerzhaften Denkkzettel zu verpassen. Ich bereitete mich aber auf den Angriff vor. An verschiedenen Stellen in meiner Nähe sammelte ich Steine zusammen, die ich jederzeit werfen konnte. Einen Kameraden, der zufällig am Tor vorbeikam, beauftragte ich mir ein Bajonett zu bringen, das ich auf mein Gewehr aufpflanzen konnte. Damit hatte ich eine gefährliche Stichwaffe, mit der nicht zu spaßen war. Statt vor dem Tor sichtbar hin und her zu marschieren, kroch ich in das dichte Buschwerk neben dem Eingang und wartete. Kurz vor Mitternacht kamen tatsächlich ein Offizier und zwei Mann angeschlichen und fanden niemand. Nach einer kurzen Schrecksekunde redeten sie laut miteinander über Wachvergehen und Bestrafung. Zuerst traf ich den Offizier mit einem Stein, dann kam ich aus meinem Busch und brüllte: „Hände hoch - oder ich steche mit meinem Bajonett.“ Alle drei rannten, was sie konnten in die Dunkelheit hinaus.

Im nächsten Bericht stand, wie sie bei einer unbewaffneten Übung im Gelände mich durch zwei maskierte Männer erschrecken wollten. Ich hätte mich aber so gut versteckt, als ob ich den Plan der Ausbilder vorher schon gekannt hätte. Es sei unmöglich gewesen, mich zu finden. Bei der beschriebenen Übung musste jeder von uns mit vollem Marschgepäck einem mit Sägemehl bezeichneten Weg folgen. Es galt, verschiedene Hindernisse zu überwinden. Ausdrücklich hatten wir aber keine Munition dabei. Die Zeit, die man brauchte, wurde mit der Stoppuhr festgehalten. Plötzlich überfiel mich ein Gefühl, das mich zur Vorsicht mahnte. Ich verkroch mich im Unterholz und sah nach kurzer Zeit zwei maskierte Männer, die mich offensichtlich suchten. Lautlos konnte ich mich in der anderen Richtung davonmachen und erreichte auf einem Umweg das Ziel, allerdings mit entsprechender Verspätung.

Das Attentat

Ausführlich stand von einem gefährlichen Attentat zu lesen, das aber nicht aufgeklärt werden konnte. Es wurde beobachtet, dass ich beim Exerzieren plötzlich stehen blieb, mich umdrehte und gespannt in eine

Richtung konzentrierte. Kurz darauf sei eine Sprengladung hinter einem abfahrenden PKW hochgegangen. Schon mehrere Sekunden vor der Explosion sei ich für kein Kommando mehr ansprechbar gewesen. Obwohl ich etwa 200 Meter von der Explosionsstelle entfernt gewesen sei, hätte ich auf Befragen mein Verhalten damit erklärt, dass das abfahrende Auto ein unnormales Fahrgeräusch von sich gegeben hätte, welches mich einfach aufhorchen ließ.

Diesmal war es aber nicht mein sechster Sinn, der mich veranlasst hatte, mich so zu verhalten. Mein schlechtes Gewissen war es, denn es handelte sich um einen nicht ganz harmlosen, von mir allein ausgeführten Jungenstreich. Wir hatten einen neuen Lagerleiter bekommen, der als höherer SS-Offizier hierher strafversetzt wurde. Er brüllte sehr viel und benahm sich in vieler Hinsicht unangenehm. Die Anwesenheit von Frauen war bei uns ja grundsätzlich verboten. Er brachte aber immer am späten Abend seine „Braut“ mit auf die Bude. Jedes Mal wenn wir nach dem Frühstück im Hof exerzierten, brauste er mit seinem Kübelwagen zum Tor hinaus, um die Dame nach Hause zu bringen.

Die Explosion ging etwa 20 Meter hinter diesem Kübelwagen hoch. Zum Tor, wo ein Wachposten stand, betrug die Entfernung ca. 50 Meter. Das nächste Gebäude war von der Explosionsstelle etwa dreißig Meter entfernt. In dem Gebäude hielt sich nachweislich zur Zeit der Explosion niemand auf. Alle sonstigen Personen befanden sich in weiter Entfernung beim Exerzieren oder in der Küche. Der Fall blieb unaufgeklärt, da sich niemand in Reichweite des Autos aufhielt, der eine Handgranate werfen oder eine Sprengladung hätte zünden können. Zum Glück war außer Sachschaden am Fahrzeug und an einer Fensterscheibe nichts passiert. Da war zu lesen, es sei schon öfters aufgefallen, dass ich mich, durch mein Verhalten sichtbar, auf ein kommendes Ereignis eingestellt hätte. In diesem Falle hätte ich, als der Motor ansprang, mich ganz kurz vor der Explosion herumgedreht und das abfahrende Auto mit großer Konzentration beobachtet.

Der Sachverhalt war aber ganz anders: Ich hatte in der Nacht vorher heimlich eine gestohlene Handgranate von unten auf die hintere Achsaufhängung des Kübelwagens gelegt. Die Abreißschnur hatte ich mit einem Draht so befestigt, dass die beim Fahren herabfallende Handgranate mitgeschleift, die Abreißschnur herausgerissen und so die Granate zur Zündung gebracht wurde. Da zwischen Abreißen der Zündschnur

und der Explosion fünf Sekunden Zeitabstand bestand und der SS-Offizier früher immer sehr schnell losgefahren war, machte ich mir keinerlei Sorgen. Ausgerechnet an diesem Morgen aber fuhr er zu meinem Schrecken sehr langsam an und so gab es am Fahrzeug einige Beschädigungen durch Splitter und eine kaputte Fensterscheibe an der Wohnbaracke.

Noch etliche andere Ereignisse wurden beschrieben, die mir bis dahin so gar nicht bewusst waren. Sie bestätigten aber alle, dass ich eben sehr vorsichtig war. In der Akte stand ziemlich viel über den theoretischen Unterricht, der mich immer sehr interessierte. Ich sei ein aufmerksamer Schütze, besonders wenn es um den praktischen Einsatz von Waffen gehe.

Auch über den „weltanschaulichen Unterricht“ wurde informiert. Sehr zufrieden konnte ich lesen, dass meine Weltanschauung, meine politischen Einstellungen, mit dem nationalsozialistischen Gedankengut voll übereinstimmten und ich somit als absolut einwandfrei eingestuft werden könne. An mehreren Stellen wurde sogar meine Einsatzfreudigkeit lobend hervorgehoben. In einer handschriftlichen Notiz jedoch stand vermerkt, dass ich ein Querulant sei und an die vorderste Front gehöre, um dort fürs Vaterland zu sterben. Unter dieser Notiz waren mehrere Unterschriften!

Mich durchfuhr der Gedanke: „Was soll nur aus mir werden – wie soll das alles weitergehen?“ Aber für weiteres Nachdenken blieb keine Zeit.

Harter Umgang in der Hitler-Jugend

Zurück nach Stuttgart-Untertürkheim: Mit vierzehn Jahren war für mich die Zeit des Jungvolkes vorbei. Die Aufnahme in den Kreis der größeren Jungen erlebten wir als einen besonders feierlichen Akt, zu dem die ganze örtliche Hitler-Jugend antreten musste. Der Fanfarenzug spielte mehrere Märsche und tolle, eindrucksvolle Reden wurden gehalten. Als richtiger Hitlerjunge gehörte man schon irgendwie zu den Großen. Ganz klar kam immer wieder zum Ausdruck: „Wir sind die Jugend des Führers!“ Alle waren natürlich sehr stolz darauf. Die Hitler-Jugend war straffer organisiert als das Jungvolk und diese Führer hatten eine besondere Ausbildung, um auf ihre Untergebenen Acht zu haben und ihnen soldatische Eigenschaften zu vermitteln.

Ich hatte einen vier Jahre älteren Bruder, der vor mir eine recht gnadenlose Leidenszeit bei der Hitler-Jugend durchmachen musste. Bei seiner Geburt hatte es Komplikationen gegeben. Der diensttuende Arzt wurde ungeduldig und holte das Kind aus dem Mutterleib. Es war eine sogenannte Zangengeburt. Dabei wurde das Baby am Kopf verletzt. Von Geburt an war er auf einem Auge blind und auf dem anderen hatte er nur 60 Prozent Sehkraft. Das behinderte ihn natürlich erheblich. In der rauen Gesellschaft der HJ hatte man naturgemäß keinerlei Verständnis oder Mitleid mit einem Menschen, der sich durch irgendwelche Behinderungen nicht behaupten konnte.

Mein Bruder hatte seine besonderen Begabungen, nämlich ein außerordentliches Gedächtnis und ein absolutes Gehör. Diese waren aber nicht sichtbar und fanden daher keinerlei Beachtung in jener raubeinigen Gesellschaft. Er konnte jede Melodie, die er einmal hörte, auf dem Klavier sofort nachspielen. Durch Zufall hatte ich mitbekommen, dass mein Vater des öfteren bei den HJ-Führern vorstellig geworden war, um meinem Bruder zu helfen und ihn vor den ständigen Hänseleien und tätlichen Misshandlungen zu schützen. Nun wurde ich meinem älteren Bruder „gleichgestellt“.

Auch bei der HJ zeigte ich keinerlei Bereitschaft, durch Leistung aufzufallen oder durch stramme soldatische Haltung bei meinen Vorgesetzten zu glänzen. Von Anfang an versuchte ich mich eher im Hintergrund zu verdrücken. Schon beim ersten Antreten wurde ich aber hellwach. Erstaunt stellte ich fest, dass die Kameraden aufgrund der Sehbehinderungen meines Bruders, ohne ersichtlichen Grund, ihre Laune nun an mir ausließen. Ich merkte mir meine Peiniger sehr genau und bei günstiger Gelegenheit zahlte ich doppelt zurück, mit dem Erfolg, dass man mich nach kurzer Zeit im Frieden ließ. Aber dabei blieb es nicht.

Drei Wochen danach bei einem Appell auf dem Bahnhofsplatz in Stuttgart-Untertürkheim begrüßte der HJ-Oberscharführer den neuen Zug der 14-jährigen. Dabei hielt er eine Rede, in der er uns auf unsere Pflichten hinwies. Er endete mit der Aussage: „Leider haben wir wieder einen so blöden Eberspächer in unserem Zug.“ Ich sauste aus der hinteren Reihe nach vorn und überraschte ihn. Ganz nahe vor ihm stand ich stramm, haute die Hacken zusammen und brüllte: „Hitlerjunge Eberspächer meldet sich zur Stelle!“

Ich benützte seine Schrecksekunde erbarmungslos: Der Kinnhaken, den er von mir sofort verpasst bekam, war ein Volltreffer. Wie ein alter Sack fiel er um. Es ging so schnell, dass die wenigsten begriffen, was geschah. Schon vorher hatte ich mir meinen Fluchtweg genau überlegt. In einem hohen Zaun neben dem Bahnhofsplatz war ein kleines Türchen, das offen stand. Dorthin rannte ich und machte meinen Schulterriemen los, der oben ein Metallschloss besaß. Drei Uniformierte stürmten wie erwartet hinter mir her. Das Tor war für mich die Gelegenheit, jeden dieser Kerle einzeln zu erwischen. Den Ersten traf ich mit meinem Riemen, als er durch das Türchen kam, sodass er mit einer blutenden Kopfwunde zu Boden ging. Den Zweiten verletzte ich an seiner Schulter, als er durch die Tür wollte. Das Braunhemd war zerrissen. Auch er blutete stark. Den Dritten schlug ich während der weiteren Flucht auf die Beine. Seine Hose war zerrissen und die Haut aufgeplatzt. Danach stieg ich auf der anderen Seite über den Gartenzaun und eilte nach Hause.

Beim nächsten Antreten befürchtete ich eine peinliche Katastrophe. Man begegnete mir statt dessen mit größter Hochachtung, obwohl alle drei Kameraden ärztlich behandelt werden mussten. Den Grund begriff ich erst acht Tage später. Wieder mussten wir auf dem Bahnhofsplatz antreten. Von Stuttgart kam der höchste HJ-Führer, der Bannführer, zu

uns. Es war ein etwa 40 Jahre alter Offizier. Auf seinen Schulterklappen hatte er vier Sterne. Er verlangte, den Eberspächer kennen zu lernen. Da ich mich „durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet“ hatte, musste ich vortreten, um von ihm entsprechend geehrt zu werden.

Ich wollte aber von niemand gelobt werden, erst recht nicht von diesem Kerl. Deshalb spielte ich den Doofen und hatte mein Schafsgesicht aufgesetzt. Betont lässig und schlampig hinkte ich nach vorn und stellte mich ganz krumm vor ihn. Anstatt die Hände beim Strammstehen fest an der Hosennaht, hatte ich eine Hand vorne auf der Tasche und die andere etwas weiter hinten. Er stand fassungslos vor mir, fluchte laut und kommandierte: „Sofort wegtreten!“ Damit war die Sache für mich zufriedenstellend erledigt. Ich hatte ab sofort meine Ruhe vor allen Vorgesetzten und Hitlerjungen und versah meinen weiteren Dienst in der Hitler-Jugend so unauffällig wie irgend möglich.

Die Konfirmation und ein trauriges Abendmahl

Meine Eltern wollten, dass ich trotz allem Nazigeist konfirmiert wurde. Die Jugend war aber im Dritten Reich mit HJ-Dienst vollauf beschäftigt, dass nicht viel Zeit übrig blieb. Ich fehlte deshalb und auch wegen der Spezialausbildung bei der SS sehr oft im Konfirmandenunterricht. Unser Pfarrer nahm mich aber trotzdem in die Vorbereitungsgruppe auf. Er war ein gläubiger Christ, der die ganze Bibel wörtlich nahm und gestaltete dementsprechend seinen Konfirmandenunterricht. Er gab sich alle Mühe, uns zu Menschen zu erziehen, die Jesus Christus als ihren persönlichen Erlöser kennen und fest an ihn glauben sollten. Nicht alle meine evangelischen Altersgenossen hatten sich zu diesem Unterricht gemeldet. Viele weigerten sich, das Angebot der Konfirmation anzunehmen. Rückschauend betrachtet muss ich zugeben, dass wir als ein wilder Haufen vor unserem Pfarrer standen.

Es bestand ein großer Gegensatz zwischen dem, was er lehrte zu dem von mir bei der SS Erlebten. Nur ein Mädchen und ein Junge kamen aus streng pietistischen Elternhäusern. Unser Pfarrer hatte dadurch wenigstens ein auf ihn konzentriertes Gegenüber, das er ansprechen konnte und das mit seinen Darstellungen ganz übereinstimmte. Oft fühlte ich mich in diesem Unterricht in eine andere Welt versetzt. Aber auch unser Pfarrer empfand die Andersartigkeit des Kriegsalltags. Von den Machthabern des Dritten Reiches wurde eine „Weltanschauung“ gelehrt, die absolut das Gegenteil von der biblischen Botschaft enthielt.

Auch in seiner Pfarrgemeinde in Untertürkheim musste er Trauriges erfahren. Dort lebten drei Schwerbehinderte, die auf Anordnung der Stadtverwaltung zur „ärztlichen Untersuchung“ von der Polizei abgeholt wurden. Sie starben bei dieser Untersuchung, und die Eltern erhielten daraufhin nur ihre Kleider zurück. Als ich mich erkundigte, bekam ich die Auskunft, dass diese Behinderten beseitigt wurden, weil sie für die Volksgemeinschaft eine Belastung bedeuteten hätten. Ich kann mich sehr genau an den Mann erinnern, der mir diesen Sachverhalt so aus-

fürhlich erläuterte, dass ich seine Überzeugung übernahm und zunächst glaubte, dass er recht habe. Warum sollten denn gesunde Menschen dafür arbeiten und ihre Zeit opfern, damit „wertlose“ Menschen erhalten bleiben?

Unseren Pfarrer hatte dieses Erlebnis schwer erschüttert und er wagte es daraufhin, in seiner Sonntagspredigt etwas Negatives über das Dritte Reich zu sagen. Noch am selben Tag wurde er von der Gestapo abgeholt. Er verblieb mehrere Monate in der so genannten „Umerziehung“, dem Konzentrationslager. Als er nach Wochen wiederkam, empfand ich ihn in seinem Unterricht und speziell mir gegenüber sehr vorsichtig. Er wusste, dass ich in einer Spezialausbildung der SS stand, und er musste befürchten, dass ich an meine Ausbilder irgendetwas weitergebe, das man vielleicht falsch verstehen könnte.

Ich war 14 ¹/₂ Jahre alt und fragte ihn im Unterricht nach seiner Meinung als Pfarrer, und damit auch nach der Botschaft der Bibel, zu folgendem Sachverhalt: „Wenn ich meinen Nachbarn ermorde, bin ich ein Mörder. Darauf steht im Dritten Reich die Todesstrafe. Wenn ich aber den Auftrag erhalte, als Geheimagent in Zivil zum Beispiel in einer Kirche eine Bombe hochgehen zu lassen, bin ich kein Mörder, sondern ein Held. Von Adolf Hitler bekomme ich dann sogar noch einen Orden! Das heißt: Wenn ich aus eigenem Antrieb handle, bin ich ein Mörder. Wenn ich auf Befehl dasselbe tue, bin ich ein Held! Wie aber sieht der heilige und gerechte Gott diese Unterschiede?“

Ich weiß noch, wie er klug antwortete, Gott habe der Obrigkeit das Schwert gegeben. Aber er wagte nicht, darüber weiter zu sprechen und sich auf diese Thematik einzulassen. Ein falsches Wort von mir bei meinen Ausbildern hätte für ihn das Todesurteil bedeuten können. In den Monaten, als er eingesperrt war, wurde mein Konfirmandenunterricht durch den Pfarrer aus dem Nachbarort abgehalten. Dieser hatte sich im Ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger gemeldet und als Seelsorger Soldaten des Wachpersonals betreut. Er pflegte eine absolut soldatische Haltung. Einmal diskutierten wir über den Tod. Er erklärte, dass mit dem Tod nicht alles aus sei und erwähnte den Schluss des „Horst-Wessel-Liedes“, in dem es heißt, dass unsere toten Kameraden im Geiste mit uns weiterziehen. Begeistert zitierte er diesen Vers: „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen, SA marschiert mit ruhig festem Schritt. Kameraden,

die von Rot-Front und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unseren Reihen mit.“ (Feinde der NSDAP wurden als Reaktionäre bezeichnet).

Begleitende Zeugen waren also für ihn die getöteten, politischen Kampfgenossen! Dies entsprach nach seiner Darlegung der Botschaft der Bibel, in der tatsächlich von einer Wolke von Zeugen die Rede ist, die uns Lebende hier umgeben (Hebräerbrief, Kapitel 12, Vers 1). Im Wort Gottes aber sind die verstorbenen Gläubigen gemeint.

Er las wenig aus der Bibel, stattdessen aber auffallend viel aus nationalsozialistischen Schriften und erklärte, dass wir einen rassegemäßen Glauben haben müssten. Dieser müsse unserer nordischen Abstammung entsprechen. Die Persönlichkeit Jesu habe eine religiöse und politische Bedeutung. Jesus sei ein Kämpfer und ein Held. Er sei nicht der Zerschundene und der Entschwundene, sondern der allgegenwärtige Herr und Sieger, der uns zum nordischen Menschen erziehe. Ein artgemäßes Christentum bringe eine fruchtbare Wechselwirkung zwischen christlichem und nationalsozialistischem Denken. Wir sollten ein männliches Christentum pflegen, wie wir es bei großen Männern in hervorstechender Weise erlebten. Es sei etwas Großes an solch einem „männlichen Christentum“, in dem die hohen, sittlichen Gedanken des Nationalsozialismus Wirklichkeit würden.

Mein alter Pfarrer war endlich wieder zurückgekommen und trotz meiner häufigen Abwesenheit wurde ich von ihm konfirmiert. Es war ein schönes aber bescheidenes Fest mit meinen Eltern und Verwandten. Als Konfirmationsspruch erhielt ich den Vers aus Psalm 23, Vers 4: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“ Dieser Spruch schmeckte mir überhaupt nicht. Ich wollte absolut nicht in ein finsternes Tal geführt werden! Ich hätte mir doch einen Spruch gewünscht, in dem es heißt, dass mich Gott auf Höhen führen und stets auf Händen tragen würde, z. B. Psalm 91, Verse 11 und 12. Dort heißt es: „Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest“.

Kurz entschlossen besuchte ich unseren Pfarrer und trug ihm mein Anliegen vor. Er erschrak sichtbar. Vermutlich dachte er sofort, ich sei von irgendwem geschickt worden, um ihn zu bespitzeln. Nach einer lan-

gen Schweigepause erklärte er mir väterlich, dass ein Schäfer seine Herde von einer guten Weide, die abgeweidet ist, auf eine neue saftige Weide führen muss. Der Weg dorthin gehe aber oft durch eine Schlucht und auch durch finstere Täler. In großem Vertrauen müssten wir trotz aller Not unserem guten Hirten folgen. „Gott ist mit dir auf deinem Lebensweg. Er geht dir voran und hat acht auf dich. Und immer, wenn du in dunkle Situationen kommst, sollst du wissen, dass er dein Leben an sein Ziel führt.“ Damals hatte ich keine Ahnung, wie dramatisch sich dieser mutige Zuspruch des Pfarrers in meinem weiteren Leben immer wieder bewahrheiten würde ...

Er machte mir klar, dass der mir erst so unpassend erschienene Konfirmationsspruch für meine persönliche Situation genau der Richtige sei. Nach diesem Gespräch wurde ich ruhig, und ahnte damals schon, dass die Ausbildung bei der SS in ein stockfinsternes Tal führen würde.

Acht Tage später sollten wir mit unserem Pfarrer, ohne die Gemeinde, in der Kirche feierlich unser erstes Abendmahl erhalten. Wir standen in einem großen Kreis vor dem Altar. Ich hatte einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine schöne Krawatte an. Alles haben meine Eltern für mich extra zur Konfirmation gekauft. Einige andere standen auch so feierlich da. Die meisten aber trugen ihre braune HJ-Uniform und die Mädchen ihre BDM-Ausstattung. Bei der Konfirmationsfeierlichkeit empfand ich diese Verschiedenheit der Kleider nicht besonders. Aber jetzt, als wir allein mit dem Pfarrer in der Kirche standen, störten mich die Uniformen, als für diesen Anlass nicht feierlich, nicht würdig genug.

Der Pfarrer redete die uns aus dem Konfirmandenunterricht bekannten Einsetzungsworte und überreichte jedem eine Oblate direkt in den Mund. Dann füllte er den Kelch mit Rotwein. Er ließ den Ersten trinken. Dieser nippte nur ein wenig. Deshalb versuchte er beim Zweiten den Kelch etwas schräger zu halten, damit dieser einen größeren Schluck nehmen sollte. Die Sache schlug fehl und er schüttete ihm den Rotwein über die Uniform. Beim Dritten sagte er: „Nimm einen kräftigen Schluck!“ Der Betreffende folgte, verschluckte sich und spie den ganzen Rotwein dem Pfarrer ins Gesicht. Sein weißer Kragen hatte leuchtend rote Flecken. Alle lachten und einer, der aus der Kommunisten-Siedlung kam, meinte laut: „Mein Vater hat gesagt, der Pfarrer soll doch seinen Wein selber saufen, kommt lasst uns heimgehen.“ Mit lautem Lachen stürmten die

meisten zur Kirchentüre hinaus. Am Schluss stand ich mit ein paar Mädchen noch eine Weile vor unserem betretenen Pfarrer in der Kirche. Traurig gingen wir nach Hause. Diese entsetzliche Erinnerung blieb so in mir haften, dass ich nie mehr an einem Abendmahl teilnehmen wollte.

Vom HJ-Streifendienst zur Reiter-HJ

In den Wochen ohne SS-Ausbildung war ich wieder im normalen Schulbetrieb der Oberschule. Nach Abschluss meiner Grundausbildung bei der SS wurde ich in den Rang eines Scharführers befördert und dem Hitlerjugend-Streifendienst zugeteilt. Im Gegensatz zur Hitlerjugend, die braune Uniformen trug, machte ich meinen Dienst ab sofort in schwarzer Uniform. Dieser Streifendienst wurde als eine Art jugendliche Hilfspolizei zur Einschüchterung und nationalsozialistischen Disziplinierung der Bevölkerung eingesetzt, und war daher der Stuttgarter SS-Zentrale direkt unterstellt.

Eines Tages bekam ich mit mehreren Kameraden den Befehl, zu einem Einsatz auf dem Stuttgarter Marienplatz anzutreten. Pünktlich zum Termin traf ich ein und erfuhr, dass wir den Befehl hatten, den Platz abzusperren, solange die anderen Kameraden einen Zeitungskiosk niederbrannten. Als Vergehen seines Besitzers wurde das Auslegen von Bildern nackter Frauen angegeben, welche Soldaten aus dem Frankreich-Feldzug mitgebracht hatten. Der Besitzer des Zeitungsstandes war zunächst dreimal verwarnet worden. Beim vierten Mal wurde „sauber ausgekehrt“, d. h. der Stand rigoros beseitigt. Die Feuerwehren waren vorher benachrichtigt worden und traten daher nicht in Aktion. Für die Bevölkerung hatten diese Einsätze, mit den vielen schwarzen Uniformen, etwas Beängstigendes und Einschüchterndes. Sie bedeuteten jedes Mal eine einzigartige Machtdemonstration.

Eine ähnliche „Säuberung“ erlebte ich im Café Hindenburgbau, gegenüber dem Stuttgarter Hauptbahnhof. Dort spielte eine berühmte Kapelle. Immer nachmittags um 16:00 Uhr ertönte für eine Stunde amerikanischer Jazz. Der Dirigent wurde ebenfalls dreimal verwarnet, denn diese Musik bedeutete für die Ohren des Führers „entartete Musik“, wie man amtlich erklärte. Zu dieser Aktion kamen von allen Seiten lautlos schwarz Uniformierte auf die spielende Jazzband zu. Der Kapellmeister landete so lange im Gefängnis, bis sein Arbeitsvertrag mit dem Café aus-

gelaufen war. Als Ersatz dirigierte ein SS-Mann in schwarzer Uniform wochenlang die schönsten deutschen Volkslieder. Eine junge Sängerin begleitete diese Lieder und begeisterte nun auf ihre Art das Publikum. Auch auf diese Weise wurde dem Volk eine gesunde heile Welt im wahrsten Sinne des Wortes vorgespielt. Ich erinnere mich lebhaft, wie sich viele Leute an den Volksliedern und den altbekannten Weisen ergötzten. Welch eine Proklamation der „Deutschen Heimat und der Deutschen Ordnung“!

In Stuttgart-Bad Cannstatt gab es einen Stadtteil namens Hallschlag. Dieser war bekannt als Kommunisten-Siedlung, was ich aber vor dem Einsatz im HJ-Streifendienst nicht wusste. An jenem Tag war ich anscheinend versehentlich in die falsche Straßenbahn eingestiegen und kam zu spät. Endlich dort angekommen traf ich auf das Ende einer großen Schlägerei mit der „Hallschlag-Jugend“, und auf etliche verletzte Kameraden vom HJ-Streifendienst. Den Hergang konnte ich nicht näher erfahren. Unweigerlich stand vor mir die Frage, wie ich mich verhalten hätte, wenn ich dabei gewesen wäre? In meiner Spezialausbildung hatte ich gelernt, mich nie auf Schlägereien einzulassen. In meinen Ohren klangen noch die Ausführungen unserer Ausbilder. „Wenn dich drei gleichzeitig angreifen, müssen innerhalb von einer Minute mindestens zwei tot auf dem Boden liegen.“ Niemals wollte ich zum Mörder werden, aber ich konnte mich auch keineswegs so zusammenschlagen lassen, wie es meinen Kameraden passiert war!

Durch den Gruß eines anderen Hitlerjungen wurde ich schlagartig aus meinen bedrückenden Gedanken gerissen. Er hatte ein Armband am rechten Uniformärmel, das ich vorher noch nirgends gesehen hatte. Auf meine Frage erklärte er mir, er sei Angehöriger der Reiter-HJ in Stuttgart. Ich ließ mir von ihm die Termine geben und erschien am nächsten Tag in der Reithalle in Stuttgart-Nord. Dieser Reiterzug war etwas Besonderes. Die Jungen dort waren meist Fabrikantensöhne, die mit Begeisterung auf ihren Pferden ritten.

Mein Interesse war geweckt. Ich besprach mich mit dem Zugführer, der gerade ein Jahr älter war als ich. Er hieß Leo B. und sagte gleich zu meinem Erstaunen, er sei an einer Freundschaft fürs Leben mit mir interessiert. Mir war diese Begegnung gar nicht so sympathisch, weil ich den Eindruck hatte, dass er ganz anders dachte und fühlte als ich. Er war hell begeistert, dass er einen Mann aus dem HJ-Streifendienst zur Ausbil-

ding bekam. Ich andererseits war neugierig diese Leute kennen zu lernen und besonders war es mir wichtig, auf irgendeine Weise von den gefährlichen Streifendiensteinsätzen wegzukommen. Mein Interesse an den Pferden war nicht besonders groß. Wir saßen öfters privat beieinander und brachten es schließlich fertig gegenüber unseren Vorgesetzten zu erklären, dass ich im Zuge meiner SS-Spezialausbildung nun das Reiten lernen müsse. Damit war ich für alle weiteren Sondereinsätze des HJ-Streifendienstes „unabkömmlich“ und konnte in Zukunft zu keiner Schlägerei mehr abkommandiert werden.

Ich ahnte damals noch nicht, dass dieser Leo B. in der Nachkriegszeit wieder eine bemerkenswerte Rolle spielen würde.

Hotel Sommer, Geheime Staatspolizei und die Christen

Als ich noch im Stuttgarter HJ-Streifendienst diente, wurde ein Mann gesucht, der sich in Stuttgart-Untertürkheim auskannte. Ich meldete mich nicht, wurde aber aufgefordert, nach der Veranstaltung zum Oberscharführer zu kommen. Er fragte, ob ich wisse, wo in Untertürkheim die Bachstraße sei. Ich erwiderte ihm, dass ich diese Straße genau kenne, da dort der größte Luftschutzbunker eingerichtet sei. Er gab mir daraufhin folgenden Auftrag: „In dem Gebäude gegenüber treffen sich auf Einladung einiger frommer Schwestern des öfteren viele Menschen. Ihre Aufgabe und Pflicht ist nun fest zu stellen, ob diese Leute linientreu hinter der „Nationalsozialistischen Bewegung“ stehen, oder ob sie vielleicht eine Gefahr für das „Tausendjährige Reich“ bedeuten und ob sie insgeheim den Wehrwillen des deutschen Volkes schwächen.“

Zu Hause fragte ich meine Mutter, ob sie nicht schon dort in der Bibelstunde der Aidlinger Schwestern gewesen sei? Sie konnte mir bestätigen, dass in diesem Haus eine Frauenstunde abgehalten würde. Sie sagte mir auch, dass sie sehr gerne teilnehmen würde, aber sie hätte Angst, in der Nacht allein nach Hause zu gehen, denn sie war in früheren Jahren des öfteren auf der Straße überfallen worden. Unter den Nachbarinnen hätte sie leider keine Begleiterin gefunden, die gerne mitgegangen wäre. Früher, vor dem Krieg, hätte auch eine Kinderstunde stattgefunden, zu der sie uns Kinder gerne geschickt hätte. Diese sei leider von der NSDAP verboten worden.

Da ich die Bibel meiner Großmutter zur Seite gelegt hatte, freute ich mich, und dachte, dass vielleicht junge Menschen in meinem Alter dort zu finden seien, die mir helfen könnten, die Bibel besser zu verstehen. Am darauf folgenden Dienstag ging ich mit großen Erwartungen in die Bachstraße zum „Jungmännertreff“. Enttäuscht stellte ich fest, dass nur vier anwesend waren. Und was für Männer! Der Älteste schien 10 Jahre älter als ich zu sein. Er war von Geburt an behindert, hielt den Kopf ganz schief und hinkte mit einem Bein. Der Jüngere hatte einen ganz verkrüpp-

pelten Arm. Der Dritte stotterte und der vierte schaute ständig auf den Boden. Entsetzt fragte ich: „Wo sind die anderen?“ Einer antwortete: „Die sind alle an der Front und wir beten jedes Mal für sie.“

Ich bohrte weiter: „Lest ihr die Bibel?“ und bekam eine ausweichende Antwort. Ich merkte, dass sie Angst vor mir hatten. Vielleicht kannten sie mich als Angehörigen des Hitler-Jugend-Streifendienstes. Vielleicht war ich auch nur zu forsch aufgetreten. Trotz meiner Ziviljacke und meinem ehrlichen Interesse blieben wir uns fremd. Enttäuscht zog ich ab. Weil ich einen geforderten Bericht nicht sofort an die SS-Zentrale geschickt hatte, wurde ich gemahnt. Dies habe ich schnellstens nachgeholt und berichtete wie folgt:

„In der Bachstraße treffen sich keine wehrfähigen Männer, sondern nur Behinderte, von denen keine politische Gefahr ausgehen kann. Insbesondere sind diese Leute unter keinen Umständen in der Lage, den Wehrwillen des deutschen Volkes zu untergraben. Die wenigen Menschen, Frauen und Männer, die dort zusammenkommen, beten für die Soldaten an der Front, für den Endsieg und dass möglichst viele Wehrmachtsangehörige wieder gesund nach Hause kommen.“

Spitzel auf Probe

Etwa zwei Monate später meldete sich die SS-Zentrale wieder und erteilte mir schriftlich den Befehl, weitere christliche Gruppen aufzusuchen und darüber schnellstens Bericht zu erstatten. Zuerst fuhr ich nach Plochingen zu der angegebenen Adresse. An einem alten Bauernhaus fand ich einen Fisch aufgemalt. Dies war das Zeichen der christlichen Urgemeinden im alten Rom. Meine Großmutter hatte mir in meiner Kindheit Geschichten von diesen Christen vorgelesen.

Ein älterer Mann sah, dass ich vor dem Haus stand und überlegte, was ich tun sollte. Er kam auf mich zu und fragte, ob ich zur christlichen Versammlung wolle. Als ich bejahte, erklärte er mir, dass nur noch eine Frauenstunde stattfindet, da alle Männer im Krieg seien. Eine Jugendgruppe meines Alters sei immer im Gemeindehaus der Kirche am Mittwochnachmittag und am Sonntagmorgen. Er empfahl mir, dorthin zu gehen, denn der Pfarrer und seine Helfer würden sehr gute Bibelstunden halten und sogar Lausbuben würden gerne teilnehmen. Ich fragte noch, ob die älteren Jungen, in meinem Alter überhaupt Zeit hätten, da doch

der Dienst in der Hitler Jugend und die Schule vorrangig wären. Er gab zur Antwort: „Wer da will, dem sind viele Dinge möglich und das Gebet zu dem allmächtigen Gott hilft auch den Hitlerjungen.“ Er entließ mich sehr freundlich und gab mir noch einmal ausdrücklich den Rat, die Jugendstunde zu besuchen.

Entsprechend meinem ersten Brief schrieb ich nun auch über den dortigen Besuch. Wieder erwähnte ich, dass von diesen christlichen Aktivitäten keine Zersetzung vom Wehrwillen des Volkes ausginge. Alle Männer seien bei der Wehrmacht und nur noch Frauen kämen zusammen mit der wichtigen Aufgabe für die Soldaten zu beten und selbstverständlich auch für den Endsieg. Die noch jüngeren Männer, in meinem Alter (15 Jahre), seien voll aktiv bei der Hitler-Jugend. Manche besuchten auch die Jugendstunde der evangelischen Kirche, die ihre Bereitschaft zum Dienst für das Volk nur fördere. Insgesamt konnte ich berichten, dass von diesen Stunden keine politische Gefahr für die nationalsozialistische Bewegung ausginge. Diese Menschen seien bemüht in jeder Hinsicht ihre Pflicht für Führer, Volk und Vaterland zu erfüllen. Ich musste noch eine Gruppe in Ludwigsburg besuchen und auch dort konnte ich Ähnliches berichten.

Der nächste Auftrag führte mich zu einer Frauengruppe in Stuttgart-Bad Cannstatt. Von einer Teilnehmerin erfuhr ich die genaue Uhrzeit der Veranstaltungen. Dazu zog ich wieder meine Ziviljacke an und ging so getarnt, als neugieriger Junge zu der Frauenstunde. Ein Vorteil für mich war, dass man mich immer viel jünger schätzte. Ich schlüpfte in die Rolle des harmlosen, kleinen Jungen, der eben von seiner Mutter mitgenommen wurde. So saß ich ganz brav zwischen den Frauen. Sie sangen miteinander ein Lied und die Bibelstunde begann mit dem Lesen eines Bibeltextes, zu welchem eine Frau Ausführungen machte.

Plötzlich kam eine Frau fürchterlich heulend zur Türe hereingestürzt. Sie schrie: „Adolf Hitler hat meinen Sohn ermordet!“ Alle sprangen auf und jemand hielt ihr den Mund zu, damit sie nicht weiter den Führer beschuldigen konnte. Sie schleppten die Weinende hinaus und ich hörte nur noch unverständliche Laute. Alle neben mir weinten und kurz darauf knieten sie vor ihren Stühlen nieder und flehten zu Gott für diese leidgeprüfte Mutter. Dann folgte das Fürbittegebet für alle Soldaten und besonders für die eingezogenen Männer dieser Gemeinde. Sie wurden einzeln namentlich genannt. Auch ich kniete nieder und fühlte mich

sehr niedergeschlagen. Diese Frau, welche weinend in die Versammlung kam, hatte gerade die Nachricht erhalten, dass ihr Sohn an der Front den Tod fand. „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland!“ Schwer erschüttert fuhr ich nach Hause und besann mich tagelang, was ich in diesem Bericht schreiben sollte. Kurz erwähnte ich, dass die Frauen für ihre Männer und Söhne und für den baldigen Endsieg beteten. Auch diese Frauenstunde sei keine politische Gefahr, sondern diene dem Zusammenhalt des Volkes.

Mein nächster Befehl galt einer Gemeinde in Esslingen. Hier gab es einen Jungmänner-, einen Frauen- und einen Mädchen-Kreis. Ich ging zur Jungmänner-Stunde, in der eine Aidlinger Schwester die Einleitung hielt, und ein Jugendlicher über den Bibeltext sprach. Die Besucher erschienen mir sehr sympathisch, aber der Vortrag lag nicht auf meiner Wellenlänge. Ich erkannte deutlich, dass sich dieser ganz wesentlich von denen meiner SS-Ausbilder unterschied. Diese Gläubigen waren weit entfernt von der Behauptung, dass wir als germanische Rasse und geborene Übermenschen dazu berufen seien, die Welt zu verbessern und zu beherrschen! Statt dessen kam klar zum Ausdruck, dass wir einen mächtigen Gott brauchen, um unsere Aufgaben auf dieser Welt zu erfüllen. Zum ersten Mal ging mir auf, dass hier zu einer Umkehr zu Jesus Christus aufgefordert wurde. Dies alles war für mich aber noch unvorstellbar und so weit entfernt, dass ich froh war als die Stunde zu Ende ging.

Wie aber sollte der Bericht in diesem Fall lauten? Ich konnte ja nicht schreiben, was mir dort aufging. Eines aber konnte ich klarstellen: „Diese christlichen Stunden hatten keinen politischen Hintergrund. Sie waren auch nicht der nationalsozialistischen Bewegung feindlich gesonnen. Die Menschen kamen einfach zusammen, um sich gegenseitig zu trösten und ihre Schwierigkeiten gemeinsam zu tragen. Sie beteten für die Obrigkeit, die sie als von Gott gegeben betrachteten. Sie waren deshalb auch nicht gewillt politisch aufzutreten. Sie beteten für den Frieden und für die Beendigung des Krieges.“ Von der Sicht eines zum Kampf erzogenen, jungen SS-Mannes war es eine harmlose und friedliche Gesellschaft, von der niemals eine Gefahr ausgehen konnte. Dem Einzelnen helfe der Besuch in der christlichen Stunde zur Bewältigung seiner persönlichen Nöte. Ich selbst sei in dem Willen bestärkt worden, jetzt erst recht meinen ganzen Mann zu stehen.

Die nächste Station, zu der ich befohlen wurde, war das Furtbachhaus im Zentrum von Stuttgart. Dort traf ich auf die Zentrale des CVJM, dem „Christlichen Verein Junger Männer“. Am späten Nachmittag sollte eine Männerstunde stattfinden. Sehr neugierig ging ich hin. In dem großen Raum im Erdgeschoss saßen etwa 15 ältere Männer als Zuhörer. Auf dem Podium an einem Tisch hatten drei Brüder Platz genommen, vor sich ihre Bibeln. Harmlos setzte ich mich in die Mitte der zweiten Reihe und hörte zu. Der Vorsitzende, ein sehr stabiler Mann war freundlich, im krassen Unterschied zu den Männern, die ich bei der SS kennen gelernt hatte. Er las aus seiner Bibel in einem Prophetenbuch und redete darüber fast eine halbe Stunde. Ich merkte wohl, wie er mich ständig beobachtete. Daraufhin sagten auch seine Nachbarn etwas zu diesem Text. Plötzlich meinte der Leiter: „Wir haben heute einen sehr jungen Zuhörer unter uns“, und er fragte direkt zu mir gewandt: „Was ist denn deine Meinung?“ Ganz ehrlich erwiderte ich, dass ich mich wundere, wie alle ihm einfach zustimmten. Wenn mehrere Menschen ihre Meinung offen sagen dürften, wäre es doch normal, dass auch einer etwas andere Gedanken äußerte.

Mit meiner Antwort fand ich aber nicht sein Wohlgefallen, denn er merkte, dass ich von dem, was hier besprochen wurde, keine Ahnung hatte. Er stand auf und kam zu mir herunter und sagte: „Du störst uns, du gehörst nicht hierher!“ Er zog mich am Ärmel aus der Reihe heraus. Ich hätte mich losreißen können, ließ mich aber ganz brav dirigieren und er schubste mich sanft zur Türe hinaus, die hinter mir ins Schloss fiel. Draußen im Vorraum überlegte ich, was ich nun tun könnte und entdeckte einen Seiteneingang zum Saal. Vorsichtig öffnete ich diese Türe handbreit und sah, dass gleich daneben ein Schrank stand, der mir Dekkung gab. Ich schlich nun wieder in den Saal und setzte mich auf den Boden und hörte zu. Sie besprachen weiter ihren Bibeltext. Dann beteten sie. Zuerst dankten sie Gott für vieles. Dann beteten sie für einzelne Soldaten an der Front, die offensichtlich zur Gemeinde gehörten und für die Regierung, einen baldigen Frieden, für ihre Familien und für ihre Frauen. Als ich merkte, dass sie Schluss machten, schlich ich mich heimlich weg.

Meinen Bericht verfasste ich wie einen Schulaufsatz. Ich beschrieb das Gebäude, den Saal und die Sitzordnung der wenigen alten Männer. Ich berichtete, wie der Vorsitzende mich fortschickte, weil ich etwas vorlaut redete und offensichtlich nicht verstand, über was sie diskutierten.

Ich schilderte auch, wie ich mich durch die Seitentüre wieder hineinschlich und wie sie für Führer, Volk und Vaterland beteten. Auch dass sie besonders Fürbitte taten für die Regierung, dass sie die richtigen Entscheidungen treffen möge. Insgesamt urteilte ich, dass auch von diesen älteren Leuten keinerlei Gefahr ausgehe und sie sich dem deutschen Volk und damit auch der „Nationalsozialistischen Bewegung“ verpflichtet fühlten. Sie würden sich zum Besten des Volkes einsetzen und mit ihren Gebeten zum Endsieg beitragen.

Top-Chance für einen 14-jährigen

Alle meine Aufzeichnungen lieferte ich bei der SS-Dienststelle ab. Kurze Zeit später bekam ich eine Vorladung in das „Hotel Sommer“. Als ich das Hotelgebäude betrat, erkannte ich sofort, dass dies die Zentrale der Gestapo war, der allmächtigen „Geheimen Staatspolizei“. Ich wurde bereits in einem der Büros erwartet. Drei Männer und eine Frau waren sehr erpicht und interessiert, mich kennen zu lernen. Ich erfuhr, dass sie von meinen Berichten begeistert waren und diese schon ihrer vorgesetzten Behörde nach Berlin geschickt hätten und dafür gelobt worden seien. Sie wollten mich daraufhin in den vollzeitigen Dienst bei der Gestapo einstellen. Ihr Angebot war äußerst schmackhaft, mit folgenden sehr verlockenden Aussichten:

1. Freistellung von weiterer SS-Ausbildung,
2. Freistellung vom späteren Einsatz als Luftwaffenhelfer,
3. Freistellung vom weiteren Schulbesuch,
4. Freistellung vom Wehrdienst.
5. ein Monatsgehalt von 300 RM

Meine zukünftigen Aufgaben wurden nicht weiter erwähnt. Da saß ich nun und bemühte mich, den harmlosen Jungen zu spielen. Das löste einen richtigen Lacherfolg aus. Ich begriff, dass die Anwesenden meine Akte der SS sehr genau studiert hatten. Insbesondere irritierte mich die junge Frau, die so kameradschaftlich tat, als wären wir schon jahrelang die besten Freunde. Sie erklärte mir hilfsbereit, dass sie für die Zukunft meine persönliche Betreuerin sein würde.

Zum Abschluss des Gesprächs überreichten sie mir einen Anstellungsvertrag, den sowohl ich als auch mein Vater als Erziehungsberech-

tigter zu unterzeichnen hätten. Dort stand nun schwarz auf weiß das Ergebnis unserer Besprechung. Mein Dienstort wäre das Hotel Sommer in Stuttgart und zu meiner größten Überraschung hatte man ein monatliches Anfangsgehalt von 300 Reichsmark eingetragen, die mir voll ausbezahlt werden sollten.

Mit diesem Vertrag kam ich zu meinem Vater. Er wurde ganz bleich, als er ihn durchlas. Nach einer langen Pause sagte er vorsichtig, die Gestapo sei weit schlimmer als die SS, die ich ja zur Genüge kenne. Als Direktor des Rüstungsbetriebes würde er ständig von der Gestapo überwacht, und er erzählte, dass er schon viele schlaflose Nächte gehabt hätte, wegen den Anfragen, die er von dort über seine Tätigkeit und insbesondere auch über einzelne Mitarbeiter beantworten musste. Er erklärte mir weiter: „Es war für dich sehr einfach, Berichte über christliche Gruppen zu schreiben, aber die Sache wird dann hart und für dich furchtbar, wenn du unwiderruflich Aufträge gegen Menschen ausführen musst, die nichts Unrechtes getan haben.“

Er betonte noch einmal, dass viele Gestapoleute freundlicher geartet seien als die SS-Männer. Es seien aber genauso gottlose Mörder, denen man besser aus dem Wege ginge. Aus den mit ihnen abgeschlossenen Verträgen könne man lebenslang nicht mehr herauskommen. Dass es sich um etwas Ungeheuerliches handelte, bewies ihm auch die angebotene Gehaltshöhe. Außer den Spesen und Unkosten eine monatliche Auszahlung von 300 Reichsmark! Das sei für einen 15jährigen Jungen ganz und gar ungeheuerlich. Selbst leitende Ingenieure im Rüstungsbetrieb meines Vaters, die große Verantwortung trugen, verdienten damals nicht mehr als 300 RM im Monat. Und nun sollte ich dieses Entgelt als Anfangsgehalt bei der Gestapo erhalten! Nach einigen unruhigen Tagen und schlaflosen Nächten erklärte ich meinem Vater, ich würde beim nächsten Termin der Gestapo eine klare Absage geben.

Er riet mir aber dringend, dies nicht so deutlich und unverblümt zu erklären, denn ich dürfe keinerlei Missachtung gegen die Gestapo zeigen. Ich solle sagen, dass ich gerne kommen würde, aber keinesfalls aus der Schule austreten könne. Ich müsse mein Abitur machen, um Medizin zu studieren, damit ich Menschen helfen könne. Er erläuterte mir, dass der einzige akademische Beruf, der in diesen Zeiten hoch im Kurs stehe, der des Arztes sei. Durch die vielen zum Teil schwer verwundeten Männer

von den Kriegsschauplätzen bestehe ein Riesenbedarf an Medizinern, sodass dieser Wunsch auch für einen linientreuen Gestapomann nichts Negatives haben könne.

Als ich beim nächsten Besuch im Hotel Sommer meine Absage sehr demütig vorbrachte, war der Gestapoleiter sichtlich wütend und brachte mich zum obersten Chef der Stuttgarter Abteilung. Dieser Mann hatte nur ein Auge und sein ganzes Gesicht war durch Granatsplitter entstellt, auch fehlte ihm ein Arm. Als ich ihm kurzerhand vortrug, ich wolle Arzt werden und den kämpfenden Menschen helfen, hatte er dafür volles Verständnis. Wieder einmal erlebte ich eine wunderbare Rettung aus einer gefährlichen Situation.

Einige Wochen später kam wieder eine Vorladung von der Gestapo. Als angeblich einzigem Oberschüler unter den Hitler-Jugend-Scharführern bestand gegen mich ein Verdacht, dass ich mit Studenten aus München Kontakt haben könnte. Ich wurde nach Namen gefragt, die ich noch nie gehört hatte und ich wusste überhaupt nichts. Bei nächster Gelegenheit fragte ich meinen Vater nach den „Geschwistern Scholl“. Betont kurz antwortete er: „Davon weißt du nichts!“ Er hätte nie durch irgendwelche Mitteilungen seine Familie in Gefahr gebracht. Erst Jahre nach dem Krieg erfuhr ich mehr über das Schicksal der jungen Scholl-Geschwister. Sie wurden wegen Ausbreitung von nazifeindlichen Traktaten an der Universität in München zum Tode verurteilt und erschossen.

All dies bewegte mich schon in der Nazizeit sehr, aber ich tat nach Kräften alles, um nicht aufzufallen.

SS-Vortrag über „wahres Evangelium“

Nachdem eine längere Pause in der SS-Ausbildung eintrat, lebte ich wieder zu Hause und besuchte weiter die Oberschule. Auch hatte ich wieder Dienst beim HJ-Streifendienst zu leisten. Eines Tages kam von der SS-Zentrale der schriftliche Befehl, ich solle an einem Weiterbildungsvortrag in Stuttgart teilnehmen, den einer der ranghöchsten SS-Ausbilder halten würde. Man sprach von ihm mit großer Hochachtung. Angeblich war er in einer Jesuitenschule erzogen worden, wie wir hinter vorgehaltener Hand tuschelten. Da ich schon viele solche Vorträge gehört hatte, interessierte mich dieser zunächst wenig. Nachdem ich am Eingang in der Anwesenheitsliste abgehakt war, versuchte ich, unauffällig wieder zu verschwinden.

Leider wurde ich erwischt, als ich mich in der Garderobe herumdrückte. So kam ich als einer der Letzten in den Vortragsraum und wurde auf den einzigen noch freien Sitzplatz in der ersten Reihe, genau dem Redner gegenüber, befohlen. Und plötzlich stockte mir der Atem - nie zuvor hatte ich einen hohen SS-Offizier erlebt, den ich so sympathisch empfand. Mit seinen grauen Haaren wirkte er wohltuend väterlich. Trotz seines Alters war er beweglich und seine Person faszinierte mich auf Anhieb. Im Saal wurde es mucksmäuschenstill, als er redete. Sein Thema war gleichwohl das Übliche, nämlich die Überlegenheit der germanischen Rasse und unsere Vorbildfunktion, zu der wir als Elite der ganzen Welt gegenüber verpflichtet seien. Trotz der abgedroschenen Phrasen war seine Darlegung mitreißend, und ich vergaß alles um mich herum.

Plötzlich aber schwenkte er auf eine neue Thematik ein. Er redete von dem Volk der Juden, das nur Unglück für die ganze Welt bedeute. Er betonte, dass alle Juden deshalb vernichtet und ausgerottet werden müssten. Wir, die SS, trügen der übrigen Welt gegenüber die Verantwortung, dass kein Jude diesen Krieg überlebe. Die Macht dieser nicht arischen Rasse gründe auf der Aussage der Bibel und keiner von uns sollte dieses Judenbuch jemals in die Hand nehmen. Wo wir je eine Bibel fin-

den würden, hätten wir die Pflicht, sie zu vernichten. Wir, als Elite der Menschheit, sollten dafür sorgen, dass keiner unserer Mitbürger dieses Buch in die Hand nähme. Nie sollten wir zu diesem Gott beten, den es in Wirklichkeit nicht gäbe.

Geistlicher Kampf im Herzen

Alle saßen wie gebannt da – aber ich vorne in der ersten Reihe dachte unwillkürlich an meinen jüdischen Freund Oppenheimer! Auch meine geliebte Großmutter stand mir vor Augen, wie sie für mich zu Gott schrie und jeden Abend in ihrer Bibel las. Für mich war sie eine Heilige! Bei diesen abgrundtief feindlichen Argumenten des Redners wurde es mir ganz schwindelig. Mitten im Vortrag stand ich auf und tat so, als müsste ich zur Toilette. Da im Forum genügend Wachpersonal postiert war, ging ich tatsächlich in die Toilette und von dort gelang es mir, aus dem Klosettfenster auszusteigen. Auf diese Weise kam ich unbehelligt ins Freie.

Zum Glück hatte meine Mutter die schwarze Uniformjacke in eine Wendejacke umfunktioniert. So getarnt als Zivilist schlich ich durch verschiedene Hinterhöfe zur nächsten Straßenbahnhaltestelle und fuhr heim. Dort durchsuchte ich sofort den Bücherschrank und fand die alte Bibel meiner Großmutter, welche in der Zwischenzeit verstorben war. Ich erkannte, dass der Vortrag, der mein Interesse für die Bibel ganz neu anregte, bestimmt kein Zufall war, sondern dass dahinter die liebende Führung Gottes steckte. Mit Freuden begann ich, in meiner knappen Freizeit eifrig darin zu lesen. Nun wollte ich meiner Großmutter naheikern. Mit Heißhunger verschlang ich Kapitel um Kapitel.

Beim ersten Buch Mose fing ich an und kam nach einigen Wochen bis zu den Propheten. Immer hatte ich das Gefühl, es ganz und gar nicht richtig zu verstehen. Das Ergebnis war, dass ich eines Nachts wie meine Großmutter an meinem Bett kniete und betete: „Lieber Gott du siehst, dass ich dein Wort nicht verstehe. Wenn es dich wirklich gibt, so schenke mir die Zeit und die Möglichkeit, die Bibel in Ruhe zu lesen, um dich zu begreifen.“

Dies war mein erstes echtes Gebet, das in großer Not aus meinem Herzen kam. Ich klappte die Bibel zu und räumte sie wieder in den Bücherschrank. Allerdings konnte ich das Gelesene nicht vergessen. Immer, wenn es um mich still wurde, schweiften meine Gedanken zurück

zur Bibel. Besonders die Geschichten von Abraham, Mose und Jakob faszinierten mich. Wie der unendliche Gott dem Abraham als einem vertrauten Freund begegnete. Und dass er David nicht erlaubte, ihm den Tempel zu bauen, weil so viel Blut an dessen Händen klebte! Gott hatte bei mir eingegriffen.

Jedoch war ich von den dunklen Mächten des Naziregimes noch nicht ganz frei geworden. Im Dritten Reich hatte man die Jugend bewusst so beschäftigt, dass möglichst keine Zeit mehr blieb für eine freie Entfaltung oder gar für ein Hobby. Was nicht im Dienstplan der Hitler-Jugend stand, hatte nicht zu existieren. Heimlich interessierten mich die biblischen Geschichten weiterhin, aber ich konnte mich einfach nicht zum Weiterlesen aufraffen.

Etwas später erlebte ich einen nationalsozialistischen „Gottesdienst“ in einer Stuttgarter Kirche, den ich nie vergessen habe. Mit mehreren Kameraden traten wir an. Es war ein evangelischer Gottesdienst. Ein hochgewachsener SS-Offizier in seiner schwarzen Uniform, mit Ritterkreuz am Hals, bestieg die Kanzel und hielt eine Predigt. An einige Ausschnitte kann ich mich noch gut erinnern: „Jesus Christus ist nicht das Lamm Gottes, sondern ein germanischer Held, dem wir in seinem Heldentum und seiner Tugend nacheifern wollen. Er starb einen heroischen Tod nicht als Opfer, sondern als unser Vorbild.“ Sehr ausführlich erklärte er weiter aus den Briefen des Apostels Paulus von dem Läufer in der Kampfbahn, der nur durch einen ganzen Einsatz den letztendlichen Sieg erringen kann.

Einige Schlagworte sind mir in Erinnerung geblieben:

- Die Wahrheit und das Recht müssen dem Nutzen der germanischen Rasse untergeordnet werden. Der Glaube der Menschen muss der Rasse gemäß sein.
- Das „Alte Testament“ mit seinen „Viehhändler- und Zuhältergeschichten“ muss abgeschafft werden.
- Das „Neue Testament“ muss gemäß der nordischen Rasse gereinigt werden. Alles was diesem Maßstab nicht entspricht, muss fallen.
- Nicht der „Gekreuzigte und Auferstandene“, sondern die Persönlichkeit Jesu ist von religiöser Bedeutung.
- Jesus ist nicht der Geschundene, sondern der große Held, der sich gegen die Machthaber empörte.

- Für eine nordische Seele können das Kreuz, das Lamm, der Sündenbock und der Knecht keine echten Symbole sein.
- Der nordische Mensch braucht einen nordischen Christus und nicht einen biblischen Christus.

Es mag sein, dass die so genannten Deutschen Christen ähnliche Sprüche hatten und dass man auch dort von einem männlichen Christentum mit einem nordischen Einschlag sprach. Wenn ich als Hitlerjunge Nazi-Vorträge anhören musste, empfand ich darin zwar in gewisser Weise eine große Sinnlosigkeit. Bei uns Jungen gab es jedoch keine eigene Meinung – wir wurden ja zu „Jawoll-Sagern“ erzogen.

Ganz anders waren für mich die Aussagen der Bibel. Sicherlich gab es im Dritten Reich Menschen, welche die Bibel lasen und von Jesus Christus erfasst wurden. Ich bin überzeugt, dass bibelgläubige Christen mehr wussten und auch alles anders einstuften. Niemand wusste, wie an der neuen Bewegung wirklich etwas zu ändern gewesen wäre. Alles wurde nach 1933 durch eine perfekte Nazi-Organisation und Überwachung „gleichgeschaltet“. Überall, wo irgendeine andersartige Einstellung aufkam, wurde diese möglichst im Keim erstickt. Es gab im Dritten Reich dennoch eine bekennende Kirche, deren Mitglieder verfolgt wurden. Durch Lehrverbote oder KZ-Gefangenschaften, bis hin zum Märtyrertod, wurden die Gläubigen damals eingeschüchtert.

Weitere SS-Ausbildung, Eskalation bis vors Kriegsgericht

Zum nächsten Lehrgang musste ich mich nicht mehr auf dem Michelsberg, sondern in einem Lager im Donautal melden. Wir wurden auf einem Wehrmachtlastwagen dorthin gebracht und ich konnte den genauen Standort nicht erfahren. Das Ausbildungsziel zum Einzelkämpfer wurde hier noch stärker betont. Konnte ich vorher alles mit einer gewissen sportlichen Freude übernehmen, so war dies nun endgültig vorbei. Auf einmal hatte ich jegliche Lust auf ungewöhnliche Abenteuer verloren. Mein durchaus vorhandener „Spaß am Bösesein“ wurde mir (von den Nazis sicherlich ungewollt) restlos ausgetrieben.

Öfters kamen höhere SS-Offiziere ins Lager. Deren Unterrichtsstunden über die nationalsozialistische Weltanschauung interessierten mich sehr. Nach ihren eigenen Angaben hatten sie früher Lehrgänge bei Jesuiten erhalten und wurden dort zu Führungspersönlichkeiten und guten Rednern ausgebildet. Art und Weise der Unterrichtsführung (wenn schon nicht die Inhalte) sprachen mich an und so konnte ich wenigstens bei diesen Veranstaltungen mit großem Interesse dabei sein.

Wenn allerdings die „niedrigen Chargen“ lehrten, wurde es ziemlich langweilig. Ihre Weltanschauung reduzierte sich auf wenige, ganz einfache Aussagen und die in stets wiederholten Phrasen. Schritt für Schritt baute sich dabei ein persönliches Spannungsverhältnis zwischen mir und den Ausbildern auf und wurde immer offensichtlicher. Oft forderten sie mich am Schluss der Stunde auf, das Gesagte noch einmal zu wiederholen. Es machte mir Spaß, die Aussage des Ausbilders leicht verdreht darzustellen, sodass meine „Mitschüler“ begeistert zustimmten. Meistens aber hatte der Vortragende es anders gemeint, was ihn dann wirklich ärgerte.

Erzieherische Themen bargen recht markige Forderungen, wie ein „ganzer Mann“ sein müsse, der seine „Pflicht bis zum Äußersten“ erledigt und sich „voll einsetzt“, erst recht mit dem „Einsatz seines eigenen Lebens“. Wir schienen dazu berufen, dem Dritten Reich, der deutschen

Nation und der politischen Nazi-Bewegung rückhaltlos zu dienen. Der ideale „ganze Mann“ war blond und blauäugig, mindestens 180 Zentimeter groß, kräftig gebaut, hochintelligent und jederzeit bereit für „Führer, Volk und Vaterland“ zu kämpfen und begeistert auch zu sterben. Eine Diskussion über den Unterrichtsstoff gab es nicht und es war auch nicht erlaubt, irgendwelche Zweifel nur andeutungsweise verlauten zu lassen.

Rückschauend muss ich feststellen, dass wir erzogen wurden, irreführende Theorien nachzusprechen und auf Fragen entsprechend einheitlich zu antworten. Wir hatten nicht mehr die Fähigkeit, darüber nachzudenken, ob dies alles so überhaupt stimmen kann. Es ist für mich heute erschreckend, dass weder ich noch meine Kameraden irgendwie daran zweifelten, dass gerade wir, die deutsche Rasse, allen anderen weit überlegen sein sollten. Wir machten uns damals nicht die geringsten Gedanken über die Aussage, dass unsere Feinde alle Untermenschen seien. Wir waren einfach überzeugt mit unseren technischen und praktischen Fähigkeiten, allen anderen weit überlegen zu sein. Um so mehr erschütterte mich, was ich wenig später zufällig, zu hören bekam.

Die erste Woche in dieser Lehrgangsperiode erlebte ich noch relativ angenehm, denn die neuen Ausbilder hatten zunächst keine Aversionen gegen mich. Dies änderte sich aber von einem Tag auf den anderen, wie ich später noch berichte. Danach musste ich mehrfach zur Strafe, weil ich mal wieder negativ aufgefallen war, am späten Abend zum Küchendienst antreten. In der Kantine der Ausbilder galt es Tische zu decken, Speisen zu servieren und zu putzen und zwar bis spät in die Nacht. Dies war einerseits eine Überforderung. Andererseits wurde ich Zeuge vieler Gespräche und Informationen, die meine Vorgesetzten untereinander austauschten – und die nicht für meine Ohren bestimmt waren.

Mitten unter Massenmördern

Was ich hören musste, erschien mir anfangs unglaublich, aber ich begriff bald, dass diese Leute als extreme Massenmörder über Kenntnisse und Erfahrungen verfügten, die ein normaler Mensch auch in der bösesten Fantasie sich kaum erträumen konnte. Während ich servierte, bekam ich grausamste Dinge zu hören.

Eines Tages kamen hochrangige SS-Offiziere auf Besuch. Sie feierten ausgiebig ein Wiedersehen mit ihren alten Kameraden, meinen Ausbildern. Aus dem Munde von Tätern und Zeugen erfuhr ich Erschütterndes aus den Gefangenen- bzw. Konzentrationslagern der SS. Der Normalbürger hat erst nach dem Krieg davon erfahren. Ein schon angetrunkener, breitschultriger Zwei-Meter-Mann mit einem gutmütig wirkenden Gesicht berichtete, wie er nach seiner Verwundung an der Front zur weiteren Genesung dem Wachpersonal in einem Konzentrationslager zugeteilt worden war. Er erzählte, wie er morgens als Frühsport jeden Tag zehn Juden mit seinem Messer den Hals abgeschnitten hätte. So wie das Volk Israel in biblischer Zeit die Schlachttiere geschächtet hätte, genau so behandelte er die Juden. (Aus meiner Ausbildung wusste ich, dass als einfachste Methode jemanden umzubringen, ein Stich mit einem scharfen Messer in die Halsschlagader ausreicht. Der betroffene Mensch war hoffnungslos verloren und musste verbluten.) Die anderen Offiziere berichteten Ähnliches, insbesondere meinten sie, dass man viel Munition sparen könne, wenn man Juden mit dem Messer umbrächte. Für mich war all das entsetzlich neu und die Art meiner Ausbildung erschien mir nun in einem noch grässlicheren Licht.

Ein anderer erwiderte, Erstechen sei eine große Sauerei. Er selbst habe versucht, Munition zu sparen und habe deshalb zehn KZ-Insassen hintereinander antreten lassen. Mit einem einzigen Karabinerschuss durch den Unterleib hätte er durch acht Mann hindurchgeschossen. Die letzten zwei musste er mit der Pistole erledigen. Es sei aber widerlich gewesen, wie langsam die acht Durchschossenen „verreckt“ seien. Es habe oft zwei Tage gedauert, bis man die Leichen durch andere Gefangene auf einen Lieferwagen aufladen und in das Massengrab werfen konnte.

Sie erzählten weiter, dass es mit der neuen Methode, dem Vergasen, auch nicht besser gehe. Wenn sich keiner mehr rühre, müsse man die Türen aufmachen und das Gas krieche auf dem Boden und sei für alle Beschäftigten lebensgefährlich. Ich wurde nun Zeuge einer ausführlichen Diskussion über diese Methode. Die Menschen mussten sich ausziehen, damit ihre Kleider und Wertgegenstände nicht ins Massengrab kamen. Nackt wurden sie in einen Waschraum gezwungen, der dann verschlossen und das Gas solange eingeleitet wurde, bis alle tot waren. Eine große Schwierigkeit bedeute anfangs, dass das Räumungspersonal und die

Wachleute beim Entfernen der Leichen akut gefährdet seien. Vermutlich wurde später alles perfekter.

Einer berichtete, dass man einige hundert Kinder durch Einspritzen von Autobenzin in die Venen vergiftet und so umgebracht hätte. Mir standen sämtliche Haare zu Berge. Zu meiner Überraschung zeigten die Beteiligten bei diesen Erzählungen keinerlei Reaktion. Offensichtlich sehr abgebrüht hatten sie schon viele Menschen sterben sehen.

Dann wurde von einer SS-Einheit an der Front erzählt, die offensichtlich allen bekannt und als eine Art Strafkompagnie der SS sehr gefürchtet war. Ein SS-Angehöriger hatte in einem feindlichen Dorf eine Frau vergewaltigt und die Zivilisten, vermutlich Russen oder Rumänen, hatten beim zuständigen SS-Sturmbannführer Anzeige erstattet. Dieser nahm die Sache sehr ernst. Der Täter, ein einfacher SS-Soldat, wurde gefesselt durch das ganze Dorf geführt und es erging ein Aufruf, dass sich alle Zeugen zu einer Gerichtsverhandlung melden sollten. Als man die Beteiligten beieinander hatte, verkündete der oberste Führer, der SS-Soldat würde außerhalb des Dorfes erschossen. Die vergewaltigte Frau und die Ankläger zogen mit den SS-Soldaten vors Dorf und gruben ein großes Grab aus. Als dies fertig war, wurde feierlich angetreten. Die Zeugen standen alle nebeneinander am vorbereiteten Grab des angeblich zum Tode verurteilten SS-Soldaten. Zum Abschluss der Zeremonie wurden die Klägerin und die Zeugen erschossen und in das Grab geworfen. Da es nun keine Klägerin und keine Zeugen mehr gab, wurde der beschuldigte SS-Soldat mangels Beweises freigesprochen. Daraufhin gab es ein schauriges Gelächter bei den SS-Offizieren am Esstisch.

Als letzte Geschichte dieses grauenvollen Abends wurde ganz sachlich von der einfachsten Methode, die Untermenschen mit Kohlenmonoxyd umzubringen, sehr ausführlich berichtet. Der Erzähler war der Überzeugung, dass dies sich absolut bewährt habe und deshalb in der Zukunft hauptsächlich angewendet würde. Er berichtete über ein allen Anwesenden bekanntes Ausrottungslager. Dort wurden die Menschen unter dem Vorwand, sich duschen zu müssen, nackt durch einen großen Waschraum getrieben. An der anderen Seite kamen alle unter Prügelschlägen in einen Kastenwagen. Die beim Einladen noch offenen, vergifteten Öffnungen wurden dann von außen luftdicht verschlossen. Der Auspuff des Dieselmotors, in den Kastenwagen hineingeleitet, tat die todbringende Arbeit. Die gesamte Fracht fuhr anschließend direkt zum

Massengrab. Das Abladen war ganz einfach, da man an diesen Transportwagen noch eine Kippvorrichtung für die Pritsche anbringen konnte. Zwei Stunden nach dem Verladen rührte sich keiner mehr. Bei älteren Leuten war die Wartezeit wesentlich kürzer. Waren es aber lauter junge Menschen, ließ man eben den Motor eine halbe Stunde länger laufen. Sollte sich wider Erwarten noch irgendjemand bewegen, konnte man ja immer noch mit einem Messer nachhelfen oder mit einem Hammer den Schädel einschlagen.

So anschaulich mit der gewaltigen, teuflischen Mordmaschinerie der SS konfrontiert, wurde ich krank vor Erschütterung und war tagelang dienstunfähig. Als aber eine Woche später bekannt wurde, dass unser Lagerkommandant Geburtstag hat und deshalb schon am Nachmittag hoher Besuch kam, meldete ich mich „freiwillig“ in der Küche. Man zeigte sich offensichtlich für meine Hilfe dankbar und alles klappte bestens. Ich musste wieder Kellner spielen.

SS-Kritik an Adolf Hitler

Es ging diesmal etwas vornehmer zu. Der hohe Offizier war sehr gebildet. Er sprach über Adolf Hitler und die Juden. Alle lauschten hochinteressiert und es gab zu den Ausführungen von keiner Seite Widerspruch. Dieser SS-Führer kam offensichtlich von einem Einsatz in Österreich zurück und erzählte: „Adolf Hitler redet immer von der Endlösung. Er will alle Juden umbringen. Aber die Ausrottung kann nie gelingen. Es gibt in der Welt etwa 12 bis 13 Millionen Juden. Davon leben in Europa rund 6 Millionen. Selbst wenn Adolf Hitler alle noch in Europa verbliebenen Juden ermorden lässt, bleiben auf der Welt noch etwa 7 Millionen Juden übrig. Es wird durch uns Deutsche also niemals die viel gepriesene Endlösung gelingen.“

Er behauptete zudem, es sei einwandfrei erwiesen, dass Adolf Hitler ein Halbjuden sei. Seine Mutter war als Haustochter bei einem jüdischen Zollbeamten beschäftigt und bekam von diesem als uneheliches Kind den kleinen Adolf. Der Judenhass Hitlers rühre daher, dass sein jüdischer Vater sich überhaupt nicht um ihn gekümmert habe und er deshalb in seiner Jugend unter vielen Entbehrungen aufwuchs. In Braunau am Inn sei dies stadtbekannt und er habe mit sehr vielen Leuten dort heimlich darüber gesprochen. (In der Schule hatten wir dagegen gelernt: „Adolf

Hitler ist am 20. April 1889 in Braunau am Inn als Sohn ehrenwerter Eltern geboren. Sein Vater war ein hoher Zollbeamter.“)

Der Friedhof, auf dem Hitlers Vater begraben war, sei auf Anordnung des Führers gegen den Willen der Wehrmachtsgeneräle als Truppenübungsplatz hergerichtet worden. Dieser sei aber der Kleinste, den er je gesehen hätte und eigentlich eine sinnlose Geldinvestition gewesen. Auf besonderen „Führerbefehl“ hätte dann aus entsprechender Entfernung schwere Artillerie diesen Platz beschießen müssen. Der Erzähler erklärte sich als Zeuge des Hitler-Besuches, der den zerstörten Übungsplatz mit strahlendem Gesicht besichtigt hätte. Als Höhepunkt beschrieb er lebhaft, dass Hitler in dem durch Granaten durchwühlten Boden einen Totenschädel entdeckte, mit dem er in großer Begeisterung Fußball gespielt habe. Sämtliche Zuhörer am Tisch lachten laut schallend. (Ob diese Geschichten wahr oder erfunden waren, kann ich nicht beurteilen.) Er erzählte weiter, dass es in Österreich einen Schriftsteller gäbe, der nur Hetzschriften gegen Juden verfasse. Hitler habe diese Schriften in seiner Jugend mit Freuden in sich aufgenommen und später dienten diese teilweise als Vorlage für die Zeitschrift „Der Stürmer“. Unter Leitung von Julius Streicher wurde darin über die Juden immer Schlimmstes berichtet.

Ein Gefreiter aus der Küche bemerkte schließlich mein heimliches Lauschen und ich musste sofort verschwinden.

Verblüffende Ansicht eines Israeli über Hitler

Jahrzehnte später, im Jahre 1975 erlebten meine Frau und ich eine christliche Freizeit am Toten Meer mit dem Evangelisten Anton Schulte. Wir nutzten einen freien Tag und fuhren mit dem Bus in Richtung Wüste. Zu unserer Überraschung kamen wir an der Endstation in einer ganz neu erbauten jüdischen Stadt, der Stadt Ara an. Außer den vielen Wohnhäusern gab es nur einen Supermarkt, den wir anschließend besichtigten. Da ich an diesem Tag Geburtstag hatte, meinte meine Frau sie müsse mir hier ein besonderes Andenken kaufen. Der Marktleiter hörte uns miteinander reden und fragte dann auf Schwäbisch, ob wir Stuttgarter seien. Wir staunten, denn er berichtete uns, dass er am gleichen Tag wie ich in Stuttgart geboren und dort aufgewachsen sei.

Er kam als Jude mit 12 Jahren ins Konzentrationslager und durfte die Schuhe und Kleider der SS-Leute putzen. Er erzählte von dieser

schweren Zeit. Ich berichtete von meiner harten Jugend im SS-Ausbildungslager. Voll Stolz erklärte er uns: „Adolf Hitler war einer von den Unsrigen! Er ist Halbjude. Nur ein Jude konnte solche Taten vollbringen, wie er.“ Seine Begeisterung für Adolf Hitler berührte und erschütterte uns gleichzeitig. Nach allem Vorgefallenen erschien uns dieses Urteil aus dem Munde eines Israeli unbegreiflich.

Er zählte uns auf, wie Hitler in kürzester Zeit die Armut in Deutschland beseitigt und aus dem Chaos ein blühendes Land geschaffen hätte. „Nur sechs Jahre brauchte Hitler, bis er in der Lage war, mit der ganzen Welt Krieg zu führen. Er hat diesen Weltkrieg sechs Jahre durchgehalten. Die deutschen Truppen besetzten Polen, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Frankreich, Griechenland, Jugoslawien und landeten in Nordafrika. Bis vor Moskau ging der Siegeszug. Hitler hatte ein großes Ziel. Er wollte die Weltherrschaft erreichen. Heute verfolgen die Mächtigen des Großkapitals dieses Ziel.“ Wir konnten nur so staunen, denn dieser Mann vertrat ähnlich verdrehte Ansichten wie damals der Offizier in meinem SS-Ausbildungslager! – Nun aber zurück in die harte Schulung auf dem Michelsberg 1942/43.

In Todesangst bis vor das SS-Kriegsgericht

Trotz dieser entsetzlichen Geschichten erlebte ich meine Situation am Anfang der weiteren Ausbildungsperiode, wieder auf dem Michelsberg, als relativ angenehm. Dies verschlechterte sich drastisch, als einer meiner früheren Ausbilder aufkreuzte. Vermutlich gab er den anderen SS-Männern verdachtschöpfende Aufklärungen über meine Person. Der Ton mir gegenüber wurde von einem Tag auf den anderen schärfer. Aus den Blicken und Andeutungen erkannte ich, dass sich irgendetwas gegen mich zusammenbraute. Ich fühlte mich regelrecht verfolgt und angegriffen, ja ich spürte Lebensgefahr.

Bei dieser Art von Lehrgang war es sehr einfach, einen Unfall zu provozieren. Früher hatte ich mich bemüht, niemals im Wald mit einem Ausbilder allein zu sein. Wenn sie sich aber alle gegen mich einig waren, hatte ich wenig Überlebenschancen. Mein Entschluss lautete: „Wenn die mich über den Haufen schießen, vielleicht bei einem gestellten Unfall, und ich nicht sofort tot bin, dann werde ich mich wehren und so viele

wie möglich von diesen SS-Mördern mit in den Tod reißen.“ Die Frage lautete nur noch, was ich tun konnte, um zu überleben.

Tagsüber auf dem Schießstand musste ich bei der Munitionsausgabe die Liste führen und alle Munition ging über meinen Tisch. Ich schrieb nun meine Aufstellungen so, dass für mich immer etwas Munition übrig blieb, die ich unbemerkt mitnahm und versteckte. Jetzt mit einem Magazin und fünf Schuss Munition für den befürchteten „Notfall“ in der Tasche fühlte ich mich wesentlich sicherer.

Beim Exerzieren aber entdeckte ein Trainer die Umrisse des Munitionsmagazins auf meiner hinteren Hosentasche. Er griff unerwartet rasch hinein und hatte dieses in der Hand. Sofort fing er an zu brüllen. Sogleich kamen auch die anderen Ausbilder angerannt. Es gab ein großes Geschrei und ich wurde in einen Keller gesperrt. Ich hörte noch, wie ein Ausbilder schrie: „Wenn der noch länger frei herumläuft, hat keiner von uns eine Überlebenschance und unsere militärische Laufbahn geht hier schmachvoll zu Ende. Ich will mich doch nicht von diesem Kerl über den Haufen schießen lassen.“ Sie wussten offensichtlich, wozu ich die Munition geklaut hatte. Auch war allen klar, dass ich mich gegen die Ausbilder verteidigen wollte.

Im Keller eingesperrt, gab es nur Wasser und Brot. Jeden Morgen um 8.00 Uhr kam ein SS-Soldat. Er brachte einen Krug mit kaltem Wasser und einen Becher sowie ein Stück Kommissbrot. Dasselbe wiederholte sich abends um 21.00 Uhr. Jedes Mal schloss er die Türe auf, bewegte sich betont zackig und brummte: „Morgen wirst du erschossen!“ Dies machte ihm sichtlich Vergnügen. Instinktiv wusste ich, dass die Vorgesetzten nun meine Akte studieren und mich vor ein Kriegsgericht zitieren würden. Insofern war ich ruhig, denn ich hatte nun keine unüberlegten Affekthandlungen mehr zu befürchten. Trotz der für mich eingetretenen Ruhe war ich viel zu aufgewühlt, um zu einer vernünftigen Idee zu kommen, wie ich mich gegen die gerichtlichen Anschuldigungen verteidigen könnte.

Mein „Schutzengel“ erscheint leibhaftig

Am dritten Abend, nachdem ich meine Nachtration schon erhalten hatte, wurde plötzlich die Türe aufgeschlossen. Ein anderer SS-Soldat, den ich noch nie gesehen hatte, kam in mein Kellergefängnis mit einem Tablett.

Er brachte mir einen Teller warme Suppe, einen Teller mit Fleisch und Nudeln, dazu eine Kanne warmen Tee. Mit freundlichem Gesicht stellte er alles auf den Tisch. Er bedeutete mir, auf dem Stuhl Platz zu nehmen. Er selbst saß auf meiner Pritsche und erklärte mir: „Du musst heute Abend noch gut essen und gut schlafen, denn morgen kommst du vors Kriegsgericht.“ Mit Heißhunger machte ich mich über das Essen. Er redete nebenher ganz langsam und eindringlich auf mich ein.

Nun erzählte er mir, dass in den Nachrichten gekommen sei, die Russen hätten jetzt auch Fallschirmjäger ausgebildet. Diese wollten sie wahrscheinlich hinter der deutschen Frontlinie absetzen. Dann aber könnten sie kriegswichtige Ziele angreifen. Das Beste wäre, wenn ein Scharfschütze sie noch in der Luft, hilflos am Fallschirm hängend, abschießen würde. Freundlich lächelnd nahm er das Tablett mit den leeren Tellern und bevor er hinausging, sagte er: „Du bist ja der beste Scharfschütze hier. Du könntest sie mit deinem Gewehr mit Zielfernrohr ohne weiteres alle abknallen.“

Gut gesättigt legte ich mich auf meinen Strohsack und schlief sofort ein. Mitten in der Nacht wachte ich auf. Blitzschnell wurde mir klar, dass dieser freundliche Soldat mir meine Ausrede für die gestohlene Munition geliefert hatte! Ich dachte an meine Großmutter. Mit fünf Jahren war ich eine große Steintreppe hinunter gestürzt. Damals sagte sie mit Staunen: „Er hat einen riesigen Schutzengel.“ Nun fühlte ich, dass dieser „Schutzengel“ mich persönlich besucht hatte. Er kam in einer normalen SS-Uniform, d. h. ohne Dekoration, ohne Sterne und Abzeichen für Auszeichnungen und Beförderungen. Er war jedoch etwas ganz Besonderes, nämlich freundlich. Ich war in seiner Gegenwart ganz ruhig und sicher.

Sehr früh am andern Morgen ging es los. Ich bekam eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot. Zwei SS-Soldaten brachten mich in eine Schule, in der die Gerichtsverhandlung stattfand. Als Angeklagter saß ich auf einem Stuhl vor einem langen Tisch, dahinter drei Stühle für die Richter. Seitlich stand ein kleiner Tisch für die Schreibkraft. Sehr lange musste ich warten, bis die Richter kamen. Wie es sich gehörte, stand ich stramm, bis sie selbst saßen und mir den Befehl zum Sitzen gaben. Drei hochrangige SS-Offiziere saßen mir gegenüber. Der Vorsitzende in der Mitte wirkte zu meiner Überraschung sehr väterlich. Er trug die schwarze Uniform der SS, hatte auf den Schulterklappen aber keine Sterne, sondern am Kragenrand entlang einen breiten Silberstreifen, der irgendwie gut zu

seinen grauen Haaren passte. Obwohl er freundlich wirkte, merkte ich, dass er mich gleichzeitig scharf beobachtete. An seinen Fragen wurde mir klar, dass er meine persönliche Akte genau kannte.

Nach den üblichen Formalitäten, Fragen über meine Herkunft und Ausbildungen, forderte er mich auf: „Jetzt erzähle uns bitte genau, wie es dazu kam, dass du Munition versteckt hast?“ Seine Stimme war gütig. Er wusste ja, dass ich besagte fünf Schuss in der Tasche hatte und fünf weitere in meinem Spind versteckt waren, die ebenso gefunden wurden. Ich erklärte möglichst sachlich: „In den Nachrichten ist gekommen, dass die Russen uns jetzt auch noch mit Fallschirmjägern angreifen. Wenn sie aber unser Lager überfallen, können wir uns nicht schnell genug verteidigen. Unsere Gewehre stehen wohl vor unseren Schlafräumen in einem Gewehrregal und sind für uns sofort griffbereit. Die Munition aber ist in einem verschlossenen Munitionslager. Wenn wir schnell Munition brauchen, dauert es mindestens eine halbe Stunde, bis wir schussbereit sind. Wir sind einem überraschenden Angriff hoffnungslos ausgeliefert und können uns nicht wehren.“ Ich erklärte dann ausführlich, wie ich als Scharfschütze mich in Stellung bringe, die Entfernung schätze, mein Zielfernrohr einricthe und beim ersten Schuss den Flug des Leuchtspurgeschosses verfolge, um meine Zieleinrichtung für den nächsten Schuss zu justieren. „Mein zweiter Schuss trifft dann bestimmt.“ Meine Rede endete damit, dass ich erklärte: „Da wo ich bin, kommt kein russischer Soldat lebend auf deutsche Erde.“

Der Vorsitzende war begeistert. Er lachte laut und ohne jegliche Beratung diktierte er meinen Freispruch zu Protokoll. Die Verhandlung galt als geschlossen und er schickte den Schreiber weg. Privat fragte er mich nachher noch, ob ich keine Bedenken hätte, mit nur zehn Schuss einen Angriff abzuwehren? Da sagte ich ihm die ganze Wahrheit, nämlich, dass ich noch weitere 40 Schuss hinter dem Gewehrregal versteckt hätte. Als Letztes wollte er wissen, ob ich noch mehr gestohlen hätte? Etwas schüchtern bekannte ich ihm, dass ich oft, wegen meinen disziplinarischen Lässigkeiten zur Strafe abends Küchendienst machen musste. Mit den Arbeitsabläufen und den Vorräten in der Küche sei ich aber gut vertraut gewesen. Deshalb hätten meine Kameraden, wenn ich nachts zurückgekommen sei, jedes Mal noch ein Festmahl erhalten. Der Vorsitzende und auch die beiden Beisitzer mussten über dieses Geständnis und über die Art meiner Darstellung belustigt lachen.

Es war klar, dass die Richter mich nicht mehr in dasselbe Lager zurückschicken konnten und so wurde ich anschließend in ein Wehertüchtigungslager der Hitlerjugend abkommandiert. Aufgrund meiner Ausbildung wurde ich dort als Lehrer in Waffenkunde bei gleichaltrigen Hitlerjungen eingesetzt. Das Verhalten der dortigen Ausbilder zeigte mir aber, dass meine Akte mich begleitet hatte und ich entsprechend beobachtet wurde. Ich spielte den Harmlosen, der von nichts weiß. Auch auf Fangfragen reagierte ich mit totaler Unwissenheit. Als Unterrichtender war das Leben für mich zwar ruhiger – aber als Vorgesetzter dazustehen, vor dem die anderen strammstehen und dem sie Meldung machen mussten, fühlte ich mich sehr unwohl. Vor einer Gruppe stehen um Befehle zu erteilen war für mich eine Überforderung, denn ich hatte ja keinerlei Ehrgeiz oder Prestigedenken.

Nach diesen dramatischen Erlebnissen kam lange Zeit keine Aufforderung mehr seitens der SS zu weiteren Lehrgängen. Schon glaubte ich, ihren Fängen endgültig entflohen zu sein. Ich konnte mich aber nur schwer wieder an den normalen Schulbetrieb in unserer Oberschule gewöhnen.

Zu viele schreckliche Dinge hatte ich gehört, zu viele Nöte durchlebt – aufkommende Ängste umschiffte ich sofort durch Konzentration auf etwas Anderes oder verdrängendes „Abschalten“! Zugleich wurde die innere Anspannung fast unerträglich.

Luftangriffe, Todesängste – verschollene SS-Ausbildungs-Akte

An einem Werktagvormittag schwänzte ich die Schule, um schon früh an einer Spezialvorführung der Reiter-HJ dabei zu sein. Der Weg zur Reiterhalle führte mich durch die Heilbronner Straße in Stuttgart, als unerwartet die Sirenen heulten. In der Regel kamen die Luftangriffe der Engländer nur nachts. Ich erlebte nun den ersten Angriff von Amerikanern bei Tage. So schnell wie möglich wollte ich weg von diesen hohen, sechsstöckigen Häusern und versuchte im Laufschrift auf den Pragfriedhof zu fliehen. Durch sogenannte Blockwarte wurde ich daran gehindert. Alle Menschen rannten in den öffentlichen Luftschutzraum unterhalb eines Eckhauses. Er war mit großen Tafeln ausgeschildert. Einer brüllte: „Es sind über hundert Flugzeuge im direkten Anflug auf Stuttgart.“

Im Bunker verschüttet

Mir stockte der Atem, denn ich wusste von meinem Vater, dass die angreifenden Flugzeuge den Rhein entlang herab bis nach Freiburg flogen, und dann Kurs in Richtung Stuttgart nahmen. Wenn die deutsche Flugabwehr-Zentrale den direkten Anflug auf Stuttgart als sicher meldete, bedeutete dies, dass aufgrund der kurzen Entfernung zwischen Freiburg und Stuttgart keine Zeit mehr blieb, aus der Stadt zu fliehen. Ich hörte auch schon das Brummen der Flugzeuge in über 5000 Meter Höhe. Mit letzter Kraft rannte ich zum Eingang des Luftschutzkellers. Man hörte bereits die ersten Salven der Fliegerabwehrkanonen krachen. Auf dem Weg über die vielen Treppen nach unten detonierten schon die ersten Bomben. Ich landete in einem großen Gewölbe, in dem über 300 Menschen saßen. Alle hörten noch den furchterregenden Lärm der Bomben. Dann wurden die Stahltore geschlossen und eine gespenstisch-lautlose Stille trat ein. Es waren Kinder, Frauen und einige alte Männer, die angespannt herumsaßen und warteten. Teilweise hatten sie ihre Hände gefaltet und offensichtlich beteten viele. Plötzlich aber fing alles an sich wie

beim Erdbeben zu schütteln. Schwere Bomben hatten in der Nähe eingeschlagen. Das Licht ging aus. Eine schwache Notbeleuchtung gab etwas Helligkeit. Noch einmal ein sehr starker Stoß und ein Krachen und ächzender Lärm, der sich unheimlich in die Länge zog. Dann wieder Stille. Die Stahltüren nach außen ließen sich nicht mehr öffnen. An zwei Seiten des Kellers waren Notausstiege mit einem kleinen Licht gekennzeichnet. Als die zuständigen Männer diese öffneten, kam eine große Ladung Schutt und Staub herein. Sofort wussten wir, dass wir eingeschlossen waren. Dies wurde auch bekannt gegeben und angeordnet, dass niemand sprechen dürfe. Man solle sich nach Möglichkeit hinlegen, um Sauerstoff zu sparen. An einer anderen Stelle versuchten zwei Männer mit Spitzhacke und Eisenstange aus einer Mauer, die aus großen Quadern bestand, einen Stein herauszubrechen. Offensichtlich war dies sehr schwierig und es dauerte mehrere Stunden, bis ein kleines Loch entstand.

Alles war still und man hörte nur diese beiden Männer, die sich gegenseitig abwechselten. Mehrere konnten an dieser engen Stelle nicht arbeiten. Ein freudiger Aufschrei, als man in einer Pause der Männer das Hacken von der anderen Seite der Mauer hörte und dieser rettende Lärm dann deutlich näher kam. Das war eine Erlösung, als einer nach dem andern durch das Loch ins Nachbarhaus kriechen konnte. Wir mussten über 100 Meter durch viele Keller kriechen. Erst am späten Nachmittag kam ich ans Tageslicht. Das Eckhaus über dem Luftschutzkeller war ein riesiger Dreckhaufen und auch das Nachbarhaus, unter dem wir durchkrochen, war in sich zusammengefallen. Spät am Abend kam ich dankbar und unbeschadet nach Hause. In der Nacht ging mir wieder und wieder durch den Sinn, was wäre gewesen, wenn von außen niemand geholfen hätte? Wären wir alle in diesem Keller langsam erstickt?

Heftig bewegte mich das Schicksal der Menschen, die am Abend vor dem Trümmerberg standen. Zwei ganz alte Leute hatten sich an der Hand gehalten und der Mann sagte zu mir: „In diesem Haus, im Dachgeschoss, haben wir ein Leben lang gewohnt. Nun haben wir gar nichts mehr. Alles haben wir verloren. Unser einziger Sohn ist in Russland gefallen.“

Bergung von 40 toten „Blitzmädel“

Die schweren Luftangriffe wurden für mich in vieler Hinsicht tief einschneidende, unvergessliche Erlebnisse. Nach einem besonders schweren

Angriff der Engländer in der Nacht wurde unsere gesamte Schulklasse in die Innenstadt nach Stuttgart zu Aufräumarbeiten abkommandiert. Ein Volltreffer in die Nachrichtenzentrale der Reichspost, die hinter dem Königsbau untergebracht war, ergab ein unvorstellbar schreckliches Bild. Die Grundfläche des Baues war zwanzig auf zwanzig Meter und er hatte vorher ein Glasdach. Im Innern des Hauses saßen rund um die Uhr etwa 40 sogenannte „Blitzmädchen“ in Wechselschichten. Diese jungen Damen hatten schöne blaue Uniformen. Als Telefonistinnen unterstanden sie der Wehrmacht und mussten mit den aufgestellten Geräten Telefonverbindungen in alle Richtungen herstellen. Dort wurden auch immer zuerst die anfliegenden Kampfflugzeuge gemeldet. Über diese Zentrale gingen und kamen alle Nachrichten für die Wehrmacht.

Eine mittelgroße Sprengbombe hatte genügt, um dieses ehrwürdige Gebäude in Schutt und Asche zu legen. Schnell hatten wir von außen aufgegraben. Ich kroch als Erster hinein. Nur ein Blick genügte und ich fiel bewusstlos um. Man musste mich hinaustragen. Eine Frau versuchte mich wieder zu beleben, indem sie mir Schnaps aus einer Flasche in den Mund goss. Sie sagte laufend: „Sei ein Mann, sei ein Mann und stehe auf.“ Der Schnaps brannte fürchterlich im Mund und Hals und ich war froh, als ich wieder senkrecht stand. In der Zwischenzeit waren die anderen Schulkameraden geflohen und mit mir blieb nur noch ein sehr alter Mann, der mir zurief: „Du darfst mich nicht auch noch verlassen. Wir müssen die toten Menschen auf den Prag-Friedhof bringen.“

Miteinander tasteten wir uns unter die Trümmer. Zwischen den Glassplittern lagen zerrissene Körper, Köpfe, Arme, Beine und viele Drähte und Schalter aus den elektrischen Anlagen. Der Mensch besteht ja nicht nur aus Haut und Knochen, sondern aus viel Blut, Gedärmen und dessen Inhalt. Es stank fürchterlich. Miteinander haben wir die einzelnen Körperteile herausgetragen. Dann luden wir alles auf die Pritsche seines Dreiradlieferwagens und fuhren damit zum Prag-Friedhof.

In der dortigen Aussegnungshalle wurden die Leichen und Körperteile auf einen Haufen gepackt. Mit dem kleinen Lieferwagen fuhren wir insgesamt sechsmal zum Ort des Grauens. Auch andere haben ihre Toten zum Pragfriedhof gebracht. Hunderte lagen herum, z. T. verstümmelt oder halb verbrannt. Der alte Mann zeigte mir zum Schluss an der Außenmauer der halb zerstörten Friedhofshalle einen Wasserhahn, der noch funktionierte. Zum ersten Mal an diesem Tag wusch ich mir die

Hände. Rückschauend wundere ich mich, dass ich als Leichenbeförderer keinen Schaden davontrug. Man hatte ja damals keinen Schutzanzug oder Handschuhe. Mit unseren bloßen Händen haben wir zu zweit diese schreckliche Totengräberarbeit getan.

Als ich zu Hause bei meiner Mutter in der total verdreckten Uniform ankam, war sie entsetzt und mit großer Überwindung wusch sie meine Kleider. Später noch erzählte sie, ich hätte noch wochenlang nach diesem schrecklichen Erleben nichts mehr geredet. Ich war fix und fertig, obwohl ich schon mehrere ähnliche Situationen erlebt hatte. Aber dies war für mich doch das Allerschlimmste. Ich dachte immer an die jungen Mädchen, die unschuldig starben, die ich zerfetzt und zerrissen zum Friedhof bringen musste.

Immer wieder erinnerte ich mich an das hübsche Gesicht eines toten Blitzmädels mit langen blonden Haaren. Ihr Gesicht war friedlich wie schlafend. Die Fliegerbombe hatte ihre Uniform total zerfetzt. Zum Herausragen nahm ich sie vorsichtig in meine Arme. Vor Schreck hätte ich sie fast wieder fallen lassen. Erst jetzt bemerkte ich, dass beide Beine weggerissen waren und aus ihrem Unterleib die Därme heraus quollen. Monatelang quälten mich meine Erinnerungen. Schätzungsweise war dieses Mädchen nur zwei Jahre älter als ich. Immer wieder bekam ich krampfartige Schmerzen, wenn mir vor Augen stand, wie ich sie im Pragfriedhof neben den vielen Leichen vorsichtig ablegte.

Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen

Die Bombenangriffe nahmen an Häufigkeit und Zerstörung zu und die Aufräumarbeiten waren unsere Hauptaufgabe. Deshalb wurde auch die SS-Zentrale aufgefordert, diese Sache mitzuorganisieren. Der nächste Einsatz endete für mich fast tödlich. Über den HJ-Streifendienst erhielt ich nach einem schweren Bombenangriff den Befehl, als Scharführer mich zum Einsatz in Stuttgart Mitte zu melden. Rund um den alten Postplatz lag alles in Trümmern. Ich war mittlerweile fünfzehn Jahre alt und bekam zwanzig Hitlerjungen zugeteilt, die jünger waren als ich. Unter den Jungen befand sich einer, einen Kopf größer als ich. Er hatte eine kräftige Statur und sah aus wie ein erwachsener Mann. Frauen drängten sich gerne zum Schutz in seine Nähe, und ich hatte mit ihm ein Problem.

Wir mussten unter den Trümmern die Eingänge zu den Hauskellern freilegen und die noch Lebenden befreien. Die Toten mussten wir zum Abtransport auf die Straße betten. Wenn irgend brauchbare Habseligkeiten wie Möbel oder andere Einrichtungsgegenstände gefunden wurden, mussten wir den Menschen helfen, diese zu bergen. Fast über unsere Kräfte arbeiteten wir in vollem Einsatz und bekamen von einem Verpflegungstrupp ein warmes Eintopfgericht. An der Arbeitsstelle wurde dies stehend oder auf einem Trümmerbrocken sitzend eingenommen. Am Abend erhielt ich den Befehl, mit meinen zwanzig Mann in Stuttgart zu übernachten. Zu diesem Zweck wurde in einem Schulgebäude, das kaputte Fensterscheiben hatte und auch teilweise zerstört war, Stroh aufgeschüttet.

Dort sollte ich also mit meiner Mannschaft übernachten. Als wir dieses Quartier besichtigten, kamen einige junge Frauen, die offensichtlich noch für andere Gruppen im Schulhaus das Nachtlager vorbereitet hatten, auf uns zu. Sie baten den größten unserer Gruppe und dann auch noch einige andere, dass diese doch bei ihnen übernachten sollten, denn sie hätten solche Angst. Sie versprachen, dass sie sehr gut für sie sorgen würden. Ich sah sofort, dass ich keine Chance hatte, meine Gruppe in der kommenden Nacht zusammenzuhalten und befahl den gemeinsamen Abmarsch in den Vorort Bad Cannstatt, aus dem sie alle herstammten.

Nachdem ich sie vorher verpflichtet hatte, am anderen Morgen um 7 Uhr zum Appell auf dem alten Postplatz in Stuttgart anzutreten, konnten sie nun entgegen dem mir erteilten Befehl bei ihren Eltern übernachten. Ich selbst ging auch heim. In der Nacht war wieder ein schwerer Luftangriff, der aber hauptsächlich die Vororte im Norden der Stadt verwüstete. Pünktlich um 7:00 Uhr am anderen Morgen trat ich zum Appell an. Von meiner mir anvertrauten Gruppe kamen nur drei Jungen. Ich machte den gravierenden Fehler, dass ich wartend stehen blieb und hoffte, die anderen würden noch kommen. Wäre ich hellwach gewesen, hätte ich mich mit meinen drei Mann schnell einer anderen Gruppe angeschlossen und wäre damit im allgemeinen Durcheinander nicht mehr auffindbar gewesen.

Wegen offenkundiger Befehlsverweigerung ertappt, stand ich nun plötzlich mit meinen drei Mann hoffnungslos vor einem SS-Scharführer, der sich mächtig aufregte und nur noch brüllte und tobte. Mitten auf dem alten Postplatz in Stuttgart stehend, umgeben von lauter Trümmern,

brüllte er: „Im Namen des Führers, verurteile ich dich wegen Befehlsverweigerung zum Tode durch Erschießen!“ Ich erlebte die schrecklichsten Sekunden meines Lebens, die ich nie vergessen werde. Er zog seine Mauserpistole aus dem Gürtelhalfter, lud sie durch und ich hörte das Knacken, als er sie entscherte. Langsam hob er den rechten Arm, um auf mich zu zielen. Der Abstand betrug etwa sieben Meter. Zu weit um ihn anzuspringen, zu nahe um davonzurennen. In dieser atemlosen Sekunde bewegte sich etwas blitzschnell hinter dem Schützen. Geduckt schlich sich eine Gestalt heran. Sofort erkannte ich Falco, meinen Kameraden, der mich auf dem Michelsberg so lange und liebevoll gepflegt hatte.

Er packte, wie wir es gelernt und oft geübt hatten, von hinten die rechte Hand meines Scharfrichters und riss sie nach oben rückwärts. In der linken Hand hatte er sein blankes Fahrtenmesser, das er ihm von hinten an die Halsschlagader setzte. Falco, mein Lebensretter, drückte kräftig mit seinen Knien in die Kniekehlen des SS-Mannes, sodass der hilflos da hing. Dann schrie er: „Waffe fallen lassen!“ Die Pistole fiel nach hinten zu Boden, der Mann aber fiel vor Schreck nach vorne. Mein Freund nahm die Pistole und schleuderte sie auf einen Trümmerberg. Schnell rannte er nach hinten weg und war verschwunden. Ich lief in die entgegengesetzte Richtung und hörte Falco noch rufen: „Treffpunkt Büro!“ Noch heute staune ich über diese Geistesgegenwart und den Mut von Falco. Wie war es ihm nur möglich, so überraschend und katzenartig aufzutauchen, meine ausweglose Lage sofort zu durchschauen und mich zu retten? Der Kerl war einfach auf Draht! (Mit Gottes Hilfe, denke ich heute.)

Das sogenannte Büro war etwas, von dem unsere Führungsoffiziere nichts wissen durften. Beim Stuttgarter Schlossplatz lag unter einem riesigen Trümmerhaufen ein nicht zerstörter Kellerraum. In diesen konnte man über verschiedene Lichtschächte einsteigen. Zu diesem geheimen Treffpunkt „Büro“ schlich ich mich vorsichtig hin. Dort traf ich meinen Lebensretter Falco. Das war ein Wiedersehen! Sehr gerne hätte ich von ihm viel gewusst, aber es blieb nur Zeit für das Allernötigste. Damals auf dem Michelsberg waren ja alle Privatgespräche verboten. Nur weil er als der Zuverlässigste galt, durfte er mich pflegen. Immer war er vorsichtig, dass nicht irgendjemand über ihn zu viel erfuhr. Eigentlich wusste ich nichts über ihn persönlich, hatte aber stets das Gefühl, dass wir zusammengehören und uns verstehen.

Kurz erzählte er mir, seine Mutter lebe in Bad Cannstatt. Sie war mit einem Italiener verheiratet, daher sein Name Falco, auf Deutsch bedeutet dies Falke. An diesem bedeutsamen Tag kam er schon in aller Frühe nach Stuttgart um mich zu suchen, denn er befand sich auf der Flucht in Richtung Italien und wollte mich mitnehmen. Er bekannte mir: „Damals war ich der Supersoldat, nur weil ich unbedingt zur Leibstandarte Adolf Hitlers wollte. Ich hatte nur ein Ziel, in die Nähe des Führers zu kommen – aber um ihn umzubringen. Mein Vater musste vor den Nazis fliehen, weil er als aktiver Kommunist entdeckt wurde, und seither lebt er unter falschem Namen in Norditalien. Meine Mutter weiß den Aufenthaltsort meines Vaters nicht, aber ich werde ihn auf jeden Fall finden, denn ich spreche perfekt italienisch.“

Fluchtpläne über die Schweiz nach Italien

Er erzählte weiter: „Ich war nur bis zur mittleren Reife in der Oberschule und bin dann, um Erfahrungen zu sammeln, mit einer Theatergruppe herumgezogen. Wir machten Aufführungen für die Soldaten hinter der Front und auch in Lazaretten. In drei Tagen haben wir in einem Lazarett am Bodensee eine Aufführung und ich will bei dieser Gelegenheit über die Schweizer Grenze nach Italien zu meinem Vater fliehen. Ich hatte inständig gehofft, einen Stellungsbefehl zur Leibstandarte „Adolf Hitler“ zu bekommen. Aber statt dessen erhielt ich einen Stellungsbefehl zur motorisierten Infanterie und soll mich in 14 Tagen in Nürnberg melden. Ich bin gekommen, um Dich mitzunehmen, denn ich ahne, wie schwierig für Dich die Situation noch werden wird. In Kürze wirst auch Du zum Militär eingezogen. Ich habe alles gut vorbereitet und die Flucht wird uns beiden gelingen. Du bist in einer Theatergruppe einer der Kofferträger und Statisten, und gehst mit mir in wenigen Tagen über die Grenze.“

Das Angebot klang wirklich verlockend, denn ich wusste tatsächlich nicht, wie es für mich weitergehen sollte. Wenn ich irgendwann, „meinem“ jähzornigen SS-Offizier wieder begegne, versucht er vielleicht noch einmal mich zu erschießen. Aber ich antwortete kurz entschlossen: „Falco, wenn ich verschwinde, haben meine Eltern und mein Bruder Probleme. Du weißt im Dritten Reich gilt die Sippenhaft. Sie werden vielleicht ins KZ gesteckt, oder aber erschossen. Um Deine Mutter wird sich

niemand ernsthaft kümmern. Wenn Du nicht mehr kommst, bist Du eben irgendwo in den Kriegswirren untergegangen.“ „Gut“ sagte er, „dann gehe ich eben allein. Ich gebe Dir die Adresse meiner Mutter und ich werde Dir eine Postkarte schreiben, wenn ich in Sicherheit bin. Dann sage ihr bitte, dass ich noch lebe.“

Genauso kam es auch. Etwa 14 Tage später erhielt ich eine Postkarte aus der Schweiz mit einer Schweizer Briefmarke. Mein Vater war entsetzt, da alles überwacht wurde. Die Post meldete dies bestimmt der Gestapo. Leute mit Auslandsbeziehungen waren grundsätzlich hoch verdächtig. Zum Glück war es kein Brief, sondern eine offene Postkarte, die jeder lesen konnte. Der Inhalt war einfach. Die Adresse war an mich gerichtet und der Text lautete:

„Das Wetter ist sehr schön.“

(Ich wusste, was dies bedeutete, nämlich: Es geht mir gut.)

„Das Essen ist gut und reichlich.“

(Das bedeutete: Ich werde gut gepflegt.)

„Ich habe einen neuen Anzug.“

(Das bedeutete: Ich bin Zivilist, ohne Uniform.)

„Ich gehe spazieren.“

(Das bedeutete: Ich bin in Freiheit.)

„Morgen fahre ich weiter.“

(Das bedeutete: Ich gehe jetzt nach Italien.)

„Verwandte freuen sich auf Besuch.“

(Das bedeutete: Er ist dort schon angemeldet.)

Darunter stand in großen Buchstaben: OKLAF.

Wenn man rückwärts liest, heißt dies: FALKO.

Diese Verdrehungen waren reine Vorsichtsmaßnahmen. Am Abend noch besuchte ich seine Mutter in der einfachen Wohnung. Sie war eine verhärmte Frau, die als Hilfsarbeiterin „beim Daimler schaffte“ (Mercedes-Benz). Das Bild ihres Sohnes hing an der Wand, und sie hatte Tränen in den Augen, als ich nach ihm fragte. Sie sagte, dass sie schon lange nichts mehr von ihm gehört hätte und sich Sorge wegen der vielen Luftangriffe. Als ich ihr die Postkarte zeigte, erkannte sie sofort die Schrift von ihm. Nach dem Datum des Poststempels war die Karte gerade eine Woche alt.

Ich erklärte ihr, dass sie unter keinen Umständen irgendwem etwas davon sagen dürfe. Dann übersetzte ich ihr noch den Text und ging, ohne meinen Namen zu nennen weg. Aus Vorsicht habe ich die Karte sofort vernichtet.

SS- Zentrale zerbombt

Nun aber zu meiner weiteren Rettung aus einer ausweglos scheinenden Situation. Nachdem ich mich in Stuttgart von meinem Retter Falco verabschiedet hatte, kroch ich durch viele Trümmer aus der Innenstadt heraus und kam heim. Nachts konnte ich keinen Schlaf finden. Immer standen die Ereignisse des Tages vor mir. Die Adresse meiner Eltern war bekannt, deshalb musste ich jeden Augenblick damit rechnen, dass die SS mich abholen würde. In dieser Nacht kam aber ein besonders schwerer Luftangriff. Wieder fielen viele Bomben auf die Stuttgarter Innenstadt.

Ganz früh im Morgengrauen zog ich los und wollte zum Stuttgarter Hauptbahnhof. Der Zug fuhr nur ganz langsam und wegen mehreren Treffern auf die Gleise mussten alle Insassen ein gutes Stück vor dem Hauptbahnhof aussteigen. Mit Macht zog es mich zur SS-Zentrale. Mich interessierte, wie es dort wohl aussah. Es war ein weiter Fußmarsch. Am Ziel angekommen stand ich nicht vor einem sechsstöckigen Gebäude, sondern fassungslos vor einem riesengroßen Bombentrichter. Das große Haus hatte einen Volltreffer erhalten, der durch alle Stockwerke und sogar durch das Kellergewölbe schlug. Damit war alles in sich zusammengestürzt. Der Hohlraum der vier Untergeschosse bot genügend Platz, um die gesamte Bausubstanz buchstäblich zu verschlucken. Man sah keinen Trümmerhaufen, denn alles war in den Kellergeschossen versunken und sichtbar war nur noch ein gähnendes Loch.

Nachdenklich stand ich davor. Die Worte eines alten Mannes rissen mich aus meinen Gedanken: „So, Deine Freunde hat heute Nacht der Satan persönlich abgeholt. Und wenn Du nicht schnell weggehst, dann findet er Dich auch noch und nimmt Dich mit. Da unten liegt nun alles, was von der SS-Herrlichkeit übrig geblieben ist.“ Damit entfernte er sich von diesem schrecklichen, gespenstischen Ort und lachte dabei wie ein Geistesgestörter. Ich aber wusste nun erleichtert, dass nicht bloß die befehlshabenden SS-Offiziere weg waren und besonders der Mann, der

mich erschießen wollte, sondern sicherlich auch meine SS-Akte für immer vernichtet war! Tatsächlich kam nun keine Aufforderung mehr zu einem Ausbildungslager oder Dienst. Viele Monate lang hatte ich absolute Ruhe vor der SS. Gott sei Dank!

Der Rüstungsbetrieb – „Heimat“ meines Vaters

Der berufliche Werdegang meines Vaters erreichte gegen Kriegsende einen Höhepunkt. Er wurde als Direktor eines riesigen Rüstungsbetriebes nach Kornwestheim bei Ludwigsburg versetzt. Hier in Kürze nochmals seine berufliche Laufbahn: Erst Schlosserlehrling in einer Aufzugsfirma, dann Ingenieurschule („Technikum“) und Maschinenbaustudium. Als Diplomarbeit konstruierte er einen Aufzug. Wehrpflicht bei der Nachrichtentruppe. Im Ersten Weltkrieg auf allen Kriegsschauplätzen. Nach gesunder Heimkehr konstruierte er als Maschinenbauingenieur bei der Eisenbahn Dampflokomotiven. Eine kurze Zeit fuhr er auch, um Praxis zu bekommen, als Lokomotivführer mit einem D-Zug zwischen Stuttgart und Ulm. (Vgl. Kapitel „Die Eltern“, S. 25)

Bremsversagen einer Dampflok

Oft berichtete er von den Erlebnissen auf dieser Strecke. Die große Herausforderung bedeutete für ihn, den steilen Albaufstieg zu überwinden. Um dies zu bewerkstelligen, musste in Geislingen eine Schublokomotive angehängt werden. In der vorderen Lokomotive war mein Vater mit seinem Heizer. Dieser schuftete, was er konnte, um die Kohlen in die Kesselheizung hinein zu schippen und damit genügend Dampf zu erzeugen. Dabei half mein Vater mit, obwohl Kohleschippen nicht die Aufgabe des Lokomotivführers war. Auf dem Rückweg von Ulm nach Stuttgart hatte man weniger Arbeit. Man musste allerdings über die große steile Streck am Albabhang den Zug stark bremsen, um sicher hinunter zu fahren. Über eine Dampfleitung, die durch alle Wagen ging, wurde der Dampfdruck an die Achsen des gesamten Zuges weitergeleitet. Die Fahrgäste konnten dabei das Schleifen auf den Bremsklötzen hören.

Eines Nachts, als mein Vater auf der Abwärtsfahrt über das Gestänge vom Führerhaus zum Dampfkessel das Ventil für den Dampfdruck zum Bremsen öffnen wollte, klemmte dieses plötzlich, sodass kein Dampf in die Bremszylinder strömte. Das war eine aufregende, äußerst gefährliche

Situation. Die mit vielen Menschen vollbesetzten Wagen schoben die Lok und die Geschwindigkeit wurde auf der steilen Strecke immer größer. Er und sein Heizer wussten genau, dass vor Geislingen in einer Kurve der ganze Zug aus den Gleisen springen könnte. Das größte Eisenbahnglück der Nachkriegsgeschichte stand schon vor ihren inneren Augen.

Vater erzählte, dass der Heizer im Führerhaus auf den Knien lag und zu Gott schrie. Er aber brüllte ihn an, er solle beten, dass das Gestänge halte und kurbelte sein Handrad, mit dem er die Übersetzung von den Dampfzylindern auf die Räder regulierte, auf Rückwärtsfahrt. Vorsichtig gab er Gegendampf und die Räder bewegten sich immer schneller rückwärts. Es flogen auf den Schienen nur so die Funken. Kurz vor der gefährlichen Kurve kam der ganze Zug mit einem Ruck zum Stehen.

Mit ein paar Hammerschlägen konnte mein Vater zum Glück das Ventil wieder beweglich machen und weiterfahren. Wie ein Wunder kam er mit seinem Zug pünktlich und unversehrt in Stuttgart an. Beinahe wäre er, nachdem er den Ersten Weltkrieg lebend überstanden hatte, durch einen schweren Zugunfall am Anfang seiner Laufbahn ums Leben gekommen. Gott hat ein Wunder getan. Das Antriebsgestänge und die Lager der Lokomotive waren eigentlich nach menschlichem Ermessen nicht stark genug, um bei schneller Fahrt die sich rückwärts drehenden Räder zu halten. Doch sie hielten stand, entgegen allen technischen Berechnungen.

Die Sache wurde bekannt, weil verschiedene Fahrgäste sich bei der Direktion über ihre blauen Flecken beklagt hatten, die sie bekamen, als der Zug mit einem Ruck mitten auf der Strecke stehen geblieben war. Mein Vater reichte daraufhin einen Verbesserungsvorschlag für die Konstruktion der Dampfdruckventile ein und bekam nicht nur eine Belobigung, sondern auch eine feste Anstellung bei der Eisenbahn. Er war anschließend leitender Ingenieur in der Eisenbahn-Reparaturwerkstatt in Freudenstadt im Schwarzwald. Dort wurde er bekannt als Spezialist für Geräte und Krananlagen zum Verladen von Baumstämmen auf Güterwagen. Nach einigen Jahren wurde er als Abteilungsdirektor in das Eisenbahn Ausbesserungswerk nach Stuttgart-Bad Cannstatt versetzt. Dort baute er Personen- und Güterwagen. Er fiel durch verschiedene Erfindungen auf, wie zum Beispiel die künstliche Holz Trocknung, die für die Eisenbahn patentiert wurde. Er war auch des öfteren unterwegs, um bei Transportproblemen Gutachten zu erstellen. Viele seiner technischen Aufsätze wurden damals in Fachzeitschriften veröffentlicht.



1937: Der Vater, Wilhelm Eberspächer, bei seinem 25jährigen Dienstjubiläum im Reichsbahn Ausbesserungswerk für den Wagonbau in Stuttgart Bad Cannstatt.

In der Rüstungsschmiede

Als dann das Dritte Reich seinen Aufschwung nahm, erhielt er den Auftrag, ein großes Schmiedewerk, die „Zentralschmiede Kornwestheim“ bei Stuttgart aufzubauen. Ich durfte als kleiner Junge dabei sein, als er auf freiem Feld mit verschiedenen Fachleuten den Standort der neuen Firma auswählte. In seinem Büro staunte ich über die Baupläne der neuen Fabrikanlage und auch über die Vorstellung, dass hier bis zu 5000 Männer beschäftigt werden sollten. Ich bewunderte meinen Vater und dachte, wenn ich nur die technischen Kenntnisse und die Erfahrungen, die in seinem Hirn gespeichert waren, in meinen Kopf übertragen könnte.

An jedem freien Tag besuchte ich ihn. Zuerst auf der Baustelle, später in der neuen Firma. Er konnte mir einen Dauer-Freifahrtschein der Reichsbahn von unserem Wohnort in Stuttgart-Untertürkheim nach

Kornwestheim beschaffen. Damit konnte ich jederzeit kostenlos hin und zurückfahren. Richtig interessant wurde es für mich, als die ganze Fabrikanlage fertig war, die Maschinen aufgebaut und die Produktion begann.

Ich war bereits in meiner SS-Ausbildung, sodass ich bei der offiziellen Einweihung der Firma leider nicht dabei sein konnte. In den Osterferien aber fuhr ich 14 Tage lang jeden Morgen zu meinem Vater, der aus Zeitgründen in seinem Büro sogar übernachtete. Vom Bahnhof Kornwestheim marschierte ich zu Fuß zur „Zentralschmiede“. Ich staunte über die riesige Fabrikanlage, die mit einem mir endlos lang scheinenden, hohen Zaun umgeben war. Vorne am Eingang stand das kleine Haus des Pförtners. Er grüßte mit militärischem Gruß und drückte auf einen Knopf, damit das eiserne Schiebetor aufging. Fast feierlich schritt ich den langen Weg zu dem Verwaltungsgebäude, das vor den großen Werkshallen stand. Die Eingangstüre in das Haus war umgeben von vier auffällig hohen Fenstern. Als ich durch die Türe ging, stockte mir fast der Atem. Ich stand in einer riesigen Empfangshalle. Sie hatte helle Wände, keine Bilder, alles nur weiß. Vor der gegenüberliegenden Wand befand sich ein großer schwarzer Würfel, darauf stand der Kopf Adolf Hitlers aus schwarzem Stein, mit etwa zwei Meter Durchmesser. Ich musste mich zuerst fassen und entdeckte dann an der Seitenwand eine Treppe, die nach oben führte.

Oben angekommen stand ich vor der Doppeltüre, auf welcher der Name meines Vaters stand. Ich klopfte an und trat etwas verwirrt ein. Alles wirkte für mich unheimlich groß. Mein Vater lachte laut, als ich so schüchtern vor ihm stand. Er erklärte, die Wirkung dieser Anlage hätte er bewusst so geplant. Ein Besucher müsse zuerst vor dem riesigen Kopf Adolf Hitlers erschrecken, um dann mit schlotternden Knien vor dem Chef dieser Firma zu erscheinen.

Dann stellte er mich seinen wichtigsten Mitarbeitern vor. Er drückte auf einen Knopf am Schreibtisch und zur Türe herein kamen die beiden Kriegsversehrten, die ich schon von seiner früheren Tätigkeit in der Bad Cannstatter Fabrik her kannte. Anschließend besichtigten wir den wichtigsten Raum in der Firma, das Konstruktionsbüro. In einem Großraumbüro standen etwa dreißig Reißbretter, an denen kriegsversehrte Männer als technische Zeichner und Konstrukteure arbeiteten. Anschließend gingen wir in die Kantine zum Mittagessen. Danach zeigte mir ein Ingenieur

die ganze Firma. Zwei Tage waren wir unterwegs und er beantwortete mir geduldig alle meine Fragen. Mein Interesse wurde jeden Tag größer. In der Dreherei standen über zweihundert Maschinen in allen Größen. Mein Führer erläuterte mir, dass es in Europa nirgends solch große Drehmaschinen geben würde. Die nächste Abteilung hatte riesige Stanzmaschinen. Anschließend kam die Montagehalle. Sie wirkte auf mich schier endlos. Den größten Eindruck aber hatte ich in der Schmiedeabteilung. Hier standen riesige Gesenkschmiedehämmer. Der Krach und die Hitze waren unerträglich. Mein Begleiter erklärte, dass jeder, der hier arbeitete, viele Liter Flüssigkeit am Tag zu sich nehmen müsse, um dies auszuhalten. Mir erschienen diese Arbeitsplätze in der Schmiede als die reine Hölle.

In der Versandhalle wurden die Fertigprodukte zum Abtransport vorbereitet und auf Waggons verladen. Hinter der Fabrik befand sich ein spezieller Verladebahnhof mit großen Krananlagen. Zwei der Eisenbahngleise endeten innerhalb der Fabrikhallen. Die kriegswichtigen Ladungen bestanden aus Antriebswellen für U-Boote und Drehkränze für Kanontürme der Kampfpanzer.

In der Firma wurden keine Frauen beschäftigt. Die Arbeiten von Sekretärinnen und Putzfrauen wurden von Kriegsversehrten durchgeführt. Das ganze Rüstungswerk war also ein reiner Männerbetrieb. Auf Anordnung meines Vaters aber gab es noch eine Besonderheit. In den Gebäuden hingen nirgends Hitlerbilder, was normalerweise strengste Vorschrift war. Mein Vater hatte dieses Thema durch die imponierende Eingangshalle gelöst, die als „Adolf-Hitler-Tempel“ bezeichnet wurde. Damit war die ganze Anlage als das Rüstungswerk Adolf Hitlers bekannt. An allen Wänden hingen technische Zeichnungen und Bilder von Werkzeugen und Metallverarbeitungsmaschinen, sodass für die üblichen Hitler-Bilder kein Platz war.

Der Ingenieur erzählte auch, sie hätten von der SS die Auflage, spätestens in einem Jahr mindestens 500 Kriegsgefangene in den Arbeitsprozess einzugliedern. Deshalb entstand neben der Fabrik ein Bau für die Unterkünfte der Gefangenen. Ich erfuhr, dass die Firma später unter Überwachung der SS kommen werde. Als ich Vater danach fragte, bestätigte er mir dies und sagte, dass er als Direktor eines Rüstungsbetriebes monatlich einmal von der SS besucht würde und man von ihm Rechenschaft über seine Betriebsführung und Bericht über alle Besonderheiten verlangte. Er zeigte mir dann noch im Erdgeschoss des Verwaltungsge-

bäudes zwei Ein-Zimmer-Appartements mit je drei Betten. Es waren die Unterkünfte für die Wachleute, die rund um die Uhr für seine Sicherheit verantwortlich waren. Er musste in Zukunft durch zwei Leibwächter geschützt werden und die SS verlangte von ihm, dass er aus Sicherheitsgründen stets eine Pistole bei sich trug.

Der Rüstungsbetrieb, den mein Vater leitete, hatte wirklich größte Bedeutung für das Dritte Reich. Wie man mir später erklärte, konnten nirgends sonst in Europa solch große Werkstücke für die Rüstungsindustrie gefertigt werden. Ein amerikanischer Offizier wusste, was ich mit eigenen Augen damals gesehen hatte. Gegenüber der Firma wurden zwanzig schwere Eisenbahngeschütze aufgestellt. Sie hatten ein Kaliber von 15 Zentimetern und eine große Reichweite. Wenn sie einen anfliegenden feindlichen Flugzeugverband mit schweren Bombern durch Salven aus allen Rohren gleichzeitig beschossen, brachen schon bei der Detonation der Granaten die Flugzeuge in der Luft auseinander. Die Feinde konnten nicht, wie sie ursprünglich versuchten, vom Rhein aus das Neckartal aufwärts in Richtung Stuttgart fliegen. Sie mussten rheinaufwärts bis nach Freiburg, um dann Kurs auf Stuttgart zu nehmen. Deshalb blieb der ganze Umkreis dieser Fabrik von Fliegerbomben verschont. Ein früherer amerikanischer Bomberpilot bestätigte mir Jahre nach Kriegsende, dass ein Anflug auf Stuttgart von Nordwesten her wegen dieser Geschütze vermieden wurde.

Technisch interessante Schulferien

Mein besonderes Interesse galt der Autoreparaturwerkstatt, in der etwa 40 Mann beschäftigt waren. Repariert wurden hauptsächlich Personen- und Lastwagen der Bundesbahn. Mit den Fahrzeugen musste einer der Meister, bevor sie ausgeliefert wurden, eine Probefahrt machen. Natürlich wollte ich mitfahren. Als ich auch noch meinen SS-Führerschein, den ich schon mit vierzehn $\frac{1}{2}$ Jahren erhalten hatte, vorzeigen konnte, saß ich am Steuer und der Meister sagte, wo es hinging. So fuhren wir miteinander durch Ludwigsburg und Umgebung mit allen möglichen Autotypen. Da ich noch zu klein war, schraubte man für mich Holzklötze auf die Fußpedale der Lastwagen.

Viel zu schnell gingen die Ferien zu Ende. Die Aufräumarbeiten nach den Luftangriffen, die immer zahlreicher wurden und dann auch mein

Einsatz als „kriegsfreiwilliger Luftwaffenhelfer“ ließen mir später keine Zeit mehr, den Rüstungsbetrieb zu besuchen. Vater sah ich in der Folgezeit sehr selten. Er hatte hinter seinem Chefzimmer ein kleines Schlafzimmer, in welchem er übernachtete, da die Produktion der Firma rund um die Uhr lief. Obwohl damals fast nur Ärzte und die Polizei Telefone hatten, brachte er es fertig, dass wir in unserer Wohnung einen Fernsprecher erhielten. Damit konnten wir ihn und er uns öfters anrufen, was immer eine große Freude bedeutete.

In der beginnenden Wohlstandszeit nach dem Zweiten Weltkrieg sprach man viel von der „vaterlosen Gesellschaft“. Viele Väter kehrten vom Krieg nicht zurück und die, welche heimkamen, arbeiteten mit ganzer Kraft am Wiederaufbau. Sie hatten wenig Zeit für ihre Kinder. Auch ich war in gewisser Weise vaterlos aufgewachsen. Aber ich habe mich stets um Kontakt mit meinem Vater bemüht. Wenn auch oft in großen zeitlichen Abständen, konnte ich alle meine Probleme und Schwierigkeiten vor ihm ausbreiten und mit ihm zusammen nach der richtigen Lösung suchen.

Ein besonderes Erlebnis hatte ich in Vaters Büro. Wie gewohnt saß ich beobachtend in der Ecke, als der Vertreter eines Zulieferers sich verabschiedete und als Gruß von seiner Geschäftsleitung meinem Vater einen Globus auf den Schreibtisch stellte. Ich sah wie mein Vater, der sonst immer sehr ruhig und sachlich schien, sich riesig freute über diese bunte Weltkugel. Bei der Besprechung mit einem Meister erwähnte er dieses Geschenk und meinte: „Nun habe ich sogar die ganze Welt auf meinem Schreibtisch.“ Der interessierte Mann betrachtete erstaunt Amerika, Afrika, Europa, Russland, China und Japan.

Mit großen Augen fragte er schließlich: „Wo ist denn da das Großdeutsche Reich?“ Als Vater ihm den roten Fleck mitten in Europa zeigte, wurde dieser Mann bleich und fragte stotternd: „Weiß unser Führer Adolf Hitler auch, dass Deutschland so klein ist?“ Zum Glück klingelte das Telefon und Vater musste nicht antworten. Nachdem der Meister das Zimmer verlassen hatte, nahm er den Globus in einer Decke eingewickelt nach Hause. Später sagte er mir, dass eine Diskussion über dieses heikle Thema ohne weiteres in eine Anklage gegen ihn wegen Volksverhetzung hätte münden können. Jeder nahm sich damals vor jedem in Acht, da man nie vor Bespitzelung und Verrat sicher sein konnte.

Einsatz als Flakhelfer

Da seit dem letzten großen Luftangriff auf Stuttgart meine SS-Ausbildungs-Akte verschollen blieb, war ich wieder Schüler in Stuttgart-Untertürkheim. Eines Morgens wurde unsere ganze Schulklasse abkommandiert. Schnell wurden wir in Uniformen der Luftwaffenhelfer eingekleidet. Im Schnitt waren sie ähnlich wie unsere HJ-Uniformen, aber aus dem dunklen Blaugrün der Luftwaffe. So wurden wir für diesen Tag nach Hause entlassen. Unsere privaten Kleider mussten wir dann zuhause lassen und am anderen Morgen mit Waschzeug und allem, was wir sonst noch brauchten, auf der „Adolf-Hitler-Kampfbahn“ beim Cannstatter Wasen antreten. Heute befindet sich dort das Gottlieb-Daimler-Stadion. Wir waren über 1000 fünfzehnjährige Schüler. Ein Major der Luftwaffe hielt uns eine lange Ansprache. Es waren die üblichen politischen Phrasen. Der Vortrag endete mit dem widersinnigen Satz: „Denken Sie stets daran, dass Sie freiwillig haben Soldat werden müssen!“

Wir alle wussten, dass wir als freiwillige Soldaten galten, obwohl wir nicht gefragt wurden. Von einem Freiwilligen erwartete man, dass er mit großer Begeisterung und vollem Einsatz, auch unter dem des eigenen Lebens, seine Pflicht bis zum Äußersten tat. Es war unerheblich, ob man ein echter Freiwilliger ist, oder ob man unter dem Zwang der Ereignisse dazu gemacht wurde.

So standen wir in Reih und Glied und erhielten unseren Wehrpass ausgehändigt. In diesem wurden wir als Kriegsfreiwillige der Luftwaffe ausgewiesen. Meine Klasse mit 42 Mann hatte ihren Standort auf dem Südteil des Cannstatter Wasen. Dort wurden wir an Zwei-Zentimeter-Fliegerabwehr-Geschützen ausgebildet. Unsere Aufgabe galt dem Objektschutz bei möglichen Angriffen von Tieffliegern. Es ging um die Automobilfabrik Daimler-Benz, die etwa 500 Meter westlich von uns begann und sich bis nach Stuttgart-Untertürkheim erstreckte. Man erklärte uns, dass wir keine Wehrmacht-Grundausbildung machen müssten, da wir

bereits von der Hitler-Jugend eine sehr umfassende soldatische Ausbildung hätten. Wir sollten unseren Schulunterricht auch weiterhin durch unsere Lehrer erhalten. Diese sollten täglich in der Unterkunftsbarracke erscheinen und uns einige Schulstunden geben. Dazu kam es aber nur an wenigen Tagen. Wir hatten einen sehr ausführlichen Unterricht am Geschütz und viele praktische Übungen, die notwendig waren, um uns zu guten Kanonieren zu machen.

Jedes unserer fünf Geschütze auf dem Wasen war rundum mit einem Schutzwall gegen Splitter mit Sandsäcken abgesichert. Der Richtkanonier drehte sich mit dem ganzen Geschütz und seinen vier Kanonenrohren in Richtung auf das Ziel. Zwei Ladekanoniere hatten die Aufgabe, an jedem Kanonenrohr ein Magazin mit jeweils 40 Schuss einzuhängen. Die anderen Kameraden mussten die Munition herbeischaffen. In gleicher Reihenfolge enthielten die Magazine jeweils eine Sprenggranate, eine Panzergranate und eine Brandgranate. Wenn der Richtkanonier ein feindliches Flugzeug im Fadenkreuz seiner Zieleinrichtung sah und mit dem Fußpedal Feuer gab, schossen alle vier Rohre gleichzeitig. Innerhalb von 20 Sekunden konnte jedes Geschütz 160 Granaten gegen evt. heranrasende Tiefflieger abfeuern. Ein erfolgreicher Tiefangriff im Neckartal erschien uns daher praktisch undenkbar.

Die Reichweite unserer Kanonen betrug bis maximal 5000 Meter. Da die Angriffe der feindlichen Bomber meist in einer Höhe über 5000 Meter erfolgten, wurden sie von den anderen Schulklassen bekämpft, die auf den Bergen rund um das Neckartal in Stellung standen. Sie hatten die schweren 8,8 cm Geschütze mit einer Reichweite bis 15 Kilometer, die viele Flugzeuge zum Absturz brachten.

Ich war froh und erleichtert, dass ich hier als Flakhelfer und Angehöriger der Luftwaffe in vollem Einsatz stand und dadurch für mich der Dienst im Hitlerjugend-Streifendienst nicht mehr möglich war. Nun hatte ich einen Platz gefunden, wo ich wirklich für Führer, Volk und Vaterland meine Pflicht tun konnte. Da die Engländer und Amerikaner es nicht wagten, dort einen Tiefangriff zu fliegen, blieben wir stets in Wartstellung.

Die feindlichen Flugzeuge kamen immer in einem größeren Verband. An der Spitze flog das Leitflugzeug, das keine Bomben trug, aber spezielle Geräte mitführte, um die Ziele zu erkennen. Dahinter folgten meist bis

zu 20 Bomber, die auf Kommando ihre Bombenschächte öffneten und nebeneinander ihren Reihenabwurf durchführten. Es entstand dadurch ein sogenannter „Bombenteppich“, durch den auf einer großen Fläche alles zerstört wurde und viele Menschen ums Leben kamen. Nach neueren TV-Dokumentationen kamen in ganz Deutschland über 400000 Menschen durch den Bombenkrieg zu Tode. Durch deutsche Fliegerabwehr starben über 110000 alliierte Luftwaffenangehörige.

Erschrecken über tote „Untermenschen“

Ein schreckliches Erlebnis hatten wir, als ein amerikanisches Leitflugzeug von der schweren Flak unserer Mitschüler schwer getroffen wurde. Der Teil einer Tragfläche war abgebrochen und das Flugzeug zog für alle sichtbar in einer großen Schleife über Stuttgart nach unten. Die anderen Bombenflugzeuge befanden sich bereits auf Heimatkurs. Der Pilot suchte offensichtlich eine Möglichkeit zum Notlanden. An die Geschütze kam der Befehl, das Feuer einzustellen. Das Flugzeug landete etwa 500 Meter von unserer Stellung entfernt auf dem Stuttgarter Wasen, ohne zu explodieren.

Der Luftangriff war vorbei und es gab bereits Entwarnung. Wir alle sausten los und einer der Kameraden rief: „Da gehen wir hin. In so einem amerikanischen Flugzeug finden wir bestimmt Schokolade oder sonst etwas Brauchbares.“ Heute ist mir diese Unvorsichtigkeit nicht mehr vorstellbar. Das Flugzeug, das eine Bauchlandung vollbracht hatte, hätte explodieren können. Wir aber hatten nur eine Illusion, nämlich in den feindlichen Bomber zu steigen und dort alles auszukundschaften und sogar irgendetwas für uns zu finden. Beim Näherkommen stellten wir fest, dass die Landung einwandfrei gelungen war.

Die Türen standen offen und zwei Besatzungsmitglieder lagen bewegungslos vor dem Flugzeug. Nun begriffen wir, dass sie und die Kameraden durch eine Sprenggranate, die hoch in der Luft neben dem Flugzeug explodierte, mit Lungenrissen soeben ums Leben gekommen waren. Sie waren langsam innerlich verblutet. Der Pilot hatte offensichtlich mit letzter Kraft die Notlandung fertig gebracht. Er saß tot in seinem Cockpit. Sein Co-Pilot lag neben der offenen Türe auf dem Boden. Aus seiner Gesäßtasche zog ich eine kleine Taschenbibel. Ich war erschüttert, dass auch ein gläubiger junger Mann so sterben musste. In Amerika lebten

sicher Eltern, auch Geschwister und Freunde, die vielleicht zu Gott beteten, dass er wieder gesund nach Hause käme.

Aus meinen Gedanken wurde ich aufgeschreckt, als einer der Kameraden schrie: „Der ist ja wie einer von uns!“ Sie hatten den neben dem Flugzeug liegenden Co-Piloten umgedreht, mit dem Gesicht nach oben. Wir standen alle fassungslos davor. Da lag ein junger Mann mit einem freundlichen Gesicht, wie schlafend. Er sah aus, genau wie alle unsere Kameraden. Vor Schreck hatte keiner mehr Lust, in das Flugzeug zu steigen. Erschüttert zogen wir zurück in unsere Übernachtungsbaracke. Dort

2



Von den Bestimmungen auf Seite 54, 55 und 56
habe ich Kenntnis genommen

Helmut Eberspächer
(Eigenhändige Unterschrift des Inhabers – Rufname, Familienname)

Größe in Zentimetern	<i>170</i>	Augenfarbe	<i>braun</i>
Körperbauform	<i>mittel</i>	Haarfarbe	<i>schwarz</i>

Besondere Kennzeichen
(z. B. Brillenträger)

Blutgruppe

Wehrpass von Helmut Eberspächer.

saßen wir zusammen. Es dauerte lange, bis einer das Schweigen brach und sagte: „Man hat uns doch gesagt, dass unsere Feinde Untermenschen seien.“ Er hatte damit den Grund unseres Entsetzens auf den Punkt gebracht.

Immer waren wir unterrichtet worden, dass unsere Feinde keine normalen Menschen, sondern eben unwürdige Kreaturen seien. Keiner von uns hatte sich vorher je Gedanken gemacht, wie so ein Untermensch tatsächlich aussieht. Die Tatsache, dass wir den Befehl hatten, auf Menschen zu schießen, die überhaupt nicht anders aussahen als wir, erschütterte uns – ein Schock, der auch nach vielen Tagen noch nachwirkte.

Wieder war ich mit meinem Problem konfrontiert: „Ich will doch kein Mörder sein“. Keiner wagte, über dieses Thema zu reden, obwohl es in unserem Bewusstsein ständig mitschwang. Der tote Fliegersoldat gehörte sicher zu einer christlichen Gemeinde. Er las die Bibel und betete. Meine Not war groß. Und ich wagte es nicht, mit jemandem darüber zu sprechen. Wo ist der Gott, zu dem dieser betete? Ein Gott, der dies alles zulässt?

Einige der Mitschüler wurden gemustert und bekamen nach einiger Zeit ihren Stellungsbefehl zur Wehrmacht. Andere kamen zur Marine. Mich plagte ab sofort nur eine Frage: „Bekomme ich nun einen Stellungsbefehl zu der mir verhasst gewordenen SS? Oder hat man mich vergessen, weil meine Akte beim Luftangriff unterging?“

Lebendes Übungsmaterial – Geplanter Mord!

Zu meiner Überraschung wurde ich jedoch kurz darauf in das neugegründete SS-Büro Stuttgart-Degerloch vorgeladen. Ein Schulgebäude war „umfunktioniert“ worden. In einem Klassenzimmer hatten sich acht SS-Männer eingerichtet. Vier von ihnen saßen an einem Tisch, teilweise schrieben sie, die anderen waren stehend postiert und hörten zu. Ich hatte auf einen Stuhl mit einigem Abstand zum Tisch Platz genommen.

Gründlich wurde ich über alles Mögliche ausgefragt. Zum Beispiel nach meinen Eltern und Großeltern sowie den Verwandten. Die Tätigkeiten in Jungvolk und Hitlerjugend waren von Interesse. Daran, dass sie sich auch ausführlich über die Ausbildung bei der SS erkundigten, erkannte ich, dass meine Akte tatsächlich beim Luftangriff untergegangen war. Auf dem Schreibtisch lag ein Aktendeckel mit der Überschrift: SS-Dienststelle München. Nun war mir klar, dass es in München eine zweite Akte geben musste, die aber offensichtlich nicht vollständig war. Ich bemühte mich, den Schüchternen zu spielen und keinesfalls mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen herauszurücken. Ein richtiges Kreuzverhör folgte. In meiner Erinnerung dauerte es endlos, bis sie mich zur Türe hinaus schickten, um zu beraten.

Vorsichtig lauschte ich an der Türe. Aus dem Stimmengewirr bekam ich mit, wie einer mit lauter Stimme sagte: „Wir müssen ihn endlich soweit bringen, dass ihm das Morden geläufig wird. Wir haben ja genügend lebendes Übungsmaterial zur Verfügung.“ Das war für mich das Stichwort: Morden als geläufiges Handwerk?! Ich wurde wieder hereingerufen und dann endlich nach Hause geschickt. Alles berichtete ich meinem Vater. Es war ihm kurzerhand unmöglich, auch nur ein Wort dazu herauszubringen. Etwa acht Tage später erhielt ich den schriftlichen Befehl, mich am Stuttgarter Hauptbahnhof in der schwarzen Uniform des HJ-Streifendienstes zu melden. Die Uniform der Luftwaffe hing solange im Kleiderschrank.

Ich erschien pünktlich am ausgemachten Ort und ein wartender SS-Mann überreichte mir die Fahrkarte nach München. Am Bahnhof dort wurde ich von einem SS-Offizier abgeholt, der mich wortlos in sein altes Auto setzte und mit mir fast eine Stunde aus der Stadt hinaus durchs Land fuhr. Wir hielten an einem Waldrand vor einer dicken und hohen Mauer, versehen mit einem großen Doppeltor. Es war sicher ein Konzentrationslager. (Später habe ich verschiedene Konzentrationslager besucht, aber keines davon kam mir bekannt vor.)

Der Fahrer stieg aus und bedeutete mir, im Auto sitzen zu bleiben und zu warten. Er ging durch eine kleine Seitentüre, vermutlich um uns anzumelden. Plötzlich erschien bei mir derselbe SS-Mann, den ich vom Gefängniskeller her schon kannte und der mir damals das Essen gebracht hatte. Er stieg auf den Fahrersitz neben mir. Ich erkannte meinen Schutzengel, derselbe Mann, der mir schon einmal rettende Tipps gegeben hatte, damals als ich eingesperrt war und auf die Verhandlung vor dem Kriegsgericht wartete. In strengem Ton sagte er sofort: „Sprich mir nach: „Ich bin ein Hitlerjunge, ich stehe nicht unter dem Fahneid der SS.“ Sag's nach, sag's noch einmal, sag's noch einmal!“

Ich weiß nicht, wie oft ich dies wiederholen musste. Das große Doppeltor wurde nun geöffnet. Mein Schutzengel verließ das Auto und der Fahrer von vorher setzte sich neben mich. Wir kamen auf einen großen Exerzierplatz. Er hielt direkt neben einer Gruppe von SS-Offizieren. Im Hintergrund sah ich verschiedene Baracken. Davor standen etwa 20 Menschen angetreten, in Sträflingsuniform. Mir wurde befohlen, auszusteigen. Unversehens stand ich vor einem Koloss von Mann, wie ich vorher noch nie einen gesehen hatte. Er brüllte mich an: „So, jetzt wollen wir sehen, was du gelernt hast, und ob du ein ganzer Kerl bist!“ Man wollte also prüfen und einen Test mit mir machen. Ein Todeschrecken durchfuhr mich. Blitzartig begriff ich, dass diese Menschen in Sträflingsuniform das „lebende Übungsmaterial“ waren, von dem beim Verhör in Stuttgart die Rede war. Nun sollte ich also vorführen, wie man „schnell, lautlos und unauffällig“ einen oder mehrere Menschen umbringt. Wie man im Vorbeigehen einen Menschen ermordet oder irgendwelche Grausamkeiten begeht. Ich stand stramm. Und schrie in letzter Verzweiflung, so laut ich konnte: „Ich bin ein Hitlerjunge, ich stehe nicht unter dem Fahneid der SS.“

Zum Glück hatte ich noch die Hakenkreuz-Armbinde der Hitlerjugend an meinem linken Arm. Der Offizier brüllte: „Was sagst Du?“ Ich rief wieder: „Ich bin ein Hitlerjunge, und stehe nicht unter dem Fahneneid der SS.“ „Das ist Befehlsverweigerung. Du wirst sofort erschossen!“ Ich sah, wie er mit der rechten Hand zur Pistole griff. Er besann sich dann doch und schaute zu den anderen Offizieren, die mich alle fassungslos anstarrten. Dann ließ er mich allein stehen und ging zu seinen Kollegen – sie berieten im Flüsterton. Ein älterer, grauhaariger Offizier baute sich vor mir auf und schaute mich wortlos, lange und streng an. Ich stand stramm und wiederholte noch einmal: „Ich bin ein Hitlerjunge und stehe nicht unter dem Fahneneid der SS.“ Daraufhin brüllte er entsetzt: „Du bist ein Feigling und ein Muttersöhnchen. Ein Hosenscheißer.“ Daraufhin wurde ich einfach in das Auto abkommandiert. Der Fahrer brachte mich wortlos zurück zum Bahnhof München. Er befahl barsch: „Aussteigen“ und fuhr mit quietschenden Reifen weiter.

Zum Glück fand ich meine Rückfahrkarte in der Hosentasche. Wieder einmal war alles, trotz der entsetzlichen Umstände und Eindrücke, soweit gut gegangen, wenn auch haarscharf an einer Katastrophe vorbei. Aber in der Nacht überfielen mich schwere Sorgen und ich hatte nur den einen Wunsch: „Endlich den Klauen der SS für immer zu entfliehen!“

Stellungsbefehle mit Überraschungen

Es gingen weitere drei Wochen ins Land und ich hatte mich bereits etwas beruhigt. Da kam tatsächlich der gefürchtete Stellungsbefehl zur Waffen-SS. Zwei Besonderheiten fielen mir sofort auf. Die Meldefrist betrug nicht wie üblich 14 Tage, sondern ich sollte mich erst in vier Wochen melden. Ich wurde nicht zu einer kämpfenden Einheit, z.B. zur Infanterie oder zu den Panzern einberufen, sondern ich sollte an einer Münchener Adresse antreten: „Zur besonderen Verwendung“, wie es ausdrücklich hieß. In mir bestand kein Zweifel, ich würde wieder genau dort hinkommen, wo ich den Befehl verweigert hatte, nur mit dem Unterschied, dass ich unweigerlich unter dem Fahneneid der SS stehen, und bei Befehlsverweigerung disziplinarisch bestraft würde. Man hätte mich sicher zunächst nicht erschossen, sondern verprügelt und auf jegliche Art gequält, um mich gefügig zu machen. Ich wusste, dass die SS genügend Erfahrung hatte, einem Menschen seinen eigenen Willen zu nehmen und ihn seelisch zu zerbrechen. Wenn gar nichts half, landete man eben an der Front bei einem „Himmelfahrtskommando“. Das heißt bei einem Einsatz, der vielleicht für den dortigen Frontabschnitt sehr wichtig war, aber allzu oft mit dem „Heldentod“ endete.

In mir wehrte sich alles, mich diesen gottlosen Massenmördern auszuliefern. Ich besprach mich mit Vater und erklärte ihm, ich könnte doch einfach nach Flensburg fahren und mich dort freiwillig zur Marine melden. Man würde mich ohne große Ausbildung sofort zu den U-Booten oder zu den Minensuchbooten nehmen und ich wäre dann dem Machtgebiet der SS endgültig entzogen. Vater erklärte, ich solle dies auf keinen Fall machen, denn bei der Marine sei mein Heldentod gewiss. „Auf einem U-Boot hast Du keine Überlebenschancen. Du wirst ertrinken“. Das war tatsächlich so. Alle U-Boot-Matrosen, die ich kannte, sind ums Leben gekommen.

In einer schlaflosen Nacht entschloss ich mich, lieber zu sterben, als mich von der SS zum Morden in einem Gefangenenlager zwingen zu

lassen. Aus lauter Verzweiflung begann ich zu beten: „Lieber Gott, wenn es dich wirklich gibt, so hilf mir, dass ich nicht morden muss.“ Einige Tage später entdeckte Vater, dass es in Stuttgart auf der Königsstraße ein Büro gab, wo sich Kriegsfreiwillige zur Wehrmacht melden konnten. Dort könnte ich mich aufgrund meiner bereits erfolgten militärischen Ausbildung als Offiziersanwärter einschreiben lassen. Vielleicht erreichte ich auf diese Weise, dass ein Stellungsbefehl zur Wehrmacht mit einem vorzeitigen Termin mir aus der Not helfen würde. Das hieße dann, dass ich zum Zeitpunkt meines SS-Termins bereits von der Wehrmacht vereidigt wäre.

Schon am andern Morgen besuchte ich dieses Freiwilligenbüro in der Königsstraße. Ich saß einem Oberst der Wehrmacht gegenüber. Er wurde hierher abgeordnet, weil er als Schwer-Kriegsversehrter nicht mehr an der Front einsatzfähig war. Er zeigte Verständnis für mein Anliegen und versprach mir sofort zu veranlassen, dass ich einen Stellungsbefehl zur Wehrmacht erhalten würde. Es ergab sich aber dabei noch eine Schwierigkeit. Ich war erst 15 3/4 Jahre alt und er hatte die Vorschrift, Kriegsfreiwillige erst ab einem Alter von 16 Jahren aufzunehmen. Die Lösung ergab sich sehr einfach. Ich war ja bereits Luftwaffenhelfer und konnte ihm meinen Wehrpass vorzeigen. Darin stand, dass ich bereits als Kriegsfreiwilliger bei der Luftwaffe im Einsatz stand. Nach seinen Vorschriften konnte ich mit der Unterzeichnung eines weiteren Formulars zur Wehrmacht übertreten. Als ich das Büro in der Königstraße verließ, begegnete mir ein Schulkamerad, der mit mir in der ersten Grundschulklasse beim Lehrer Hertlein war. Er hatte die Prüfung in die Oberschule nicht bestanden und wurde Jungarbeiter bei der Firma Daimler-Benz. Wir freuten uns beide über diese Begegnung, aber irgendwie empfand ich eine Fremdheit, die mich vorsichtig sein ließ, und auf die Frage, was ich hier in diesem Büro mache, gab ich nur eine ausweichende Antwort.

Im Dritten Reich galt der Grundsatz, alle gleich zu schalten. Ich wusste mich deshalb als ein Kamerad unter Kameraden. Grundsätzlich aber war ich hellwach, und so merkte ich öfters bei der Begegnung mit dem Sohn eines Arbeiters oder mit einem gleichaltrigen Jungarbeiter, dass eine gewisse Spannung in unserer Beziehung mitschwang. Dies nur deshalb, weil mein Vater als Werkdirektor bekannt war. Ich war in dieser Richtung besonders sensibel. Dieser Kamerad aber hatte keinen Neid,

sondern er empfand es ehrenhaft, und war stolz darauf, ein „Jungarbeiter“ zu sein. Ich war drauf und dran, ihm meine Not mit dem Stellungsbefehl und dem befürchteten Einsatz als SS-Soldat auszuplaudern.

Unvermittelt sagte er plötzlich, man müsse in Deutschland unbedingt die Feinde Adolf Hitlers ausrotten. Für ihn wäre es die größte Freude, wenn er so einen Hitlerfeind mit seinen eigenen Händen zu Tode quälen könnte. Ich erschrak, reagierte aber nicht. Nach einer Pause erklärte er mir, dass er hier sei, um sich freiwillig an die Front nach Russland zu melden. Wörtlich sagte er: „Entweder habe ich in sechs Wochen ein Ritterkreuz oder ein Holzkreuz oder ich lande eben als ein Unbekannter für meinen Führer Adolf Hitler im Massengrab.“ Ich bemühte mich, möglichst schnell wegzukommen. Des öfteren war ich solchen Idealisten begegnet, aber ich hatte mich nie mit ihnen auseinander setzen wollen.

Eine Woche später bekam ich meine Einberufung zur Wehrmacht. Der Stellungsbefehl beorderte mich, – eine Woche vor dem SS-Termin – in eine Kaserne nach Bayern zur motorisierten Infanterie. Mit diesem Stellungsbefehl kam auch gleich die Fahrkarte. Bei allem, was mich erwartete, fühlte ich mich doch sehr froh über den Ausweg. Von der bayerischen Kaserne aus wäre ich schnellstens zum Einsatz an die russische Front gekommen. Durch eine Vereidigung bei der Wehrmacht wäre ich für die SS nicht mehr erreichbar gewesen. Ich musste mir noch von meinem Hausarzt eine ärztliche Bescheinigung geben lassen, aus der hervorging, dass ich derzeit keine Krankheiten hatte.

Beim Hausarzt begegnete ich der Mutter meines Kameraden, der unbedingt für den Führer ein Held sein wollte. Sie war Witwe und Arzthelferin. Sie erzählte mir traurig, ihr Sohn habe sich nicht halten lassen und sei schon in einer Kaserne in Polen, um sich auf den Einsatz an der Front vorzubereiten. Nach Kriegsende begegnete ich derselben Frau wieder. Unter Tränen berichtete sie mir, dass ihr Sohn beim ersten Angriff an der russischen Front, sich vollkommen sinnlos, ohne jegliche Deckung, nach vorne in Richtung auf die russischen Stellungen gestürzt hätte. Er sei von den feindlichen Geschossen einfach zerfetzt worden.

Zwei Stellungsbefehle waren nun in meinem Besitz. Der Erste von der SS und der Zweite zu einem Termin eine Woche früher zur motorisierten Infanterie. Noch aber war ich als Flakhelfer ein Angehöriger der Luftwaffe in der dunkelblaugrünen Uniform. Bis zum Beginn meiner Wehr-

machts- oder SS-Zeit hatte ich dort auf jeden Fall Dienst zu tun. Unsere Vierlingsflak, zum Schutze der Firma Daimler-Benz in Stuttgart-Untertürkheim, stand auf dem Stuttgarter Wasen. Die Schlafräume waren im Untergeschoss der Adolf-Hitler-Kampfbahn. Gegenüber befand sich das freie Feld, auf dem in Friedenszeiten jeden September das Cannstatter Volksfest abgehalten wird. Hier hatten wir unsere Stellung. Wir waren in einen Dreischichtbetrieb eingeteilt. Jeweils acht Stunden dauerte unsere Bereitschaft und zwar Tag und Nacht. Was dort urplötzlich geschah, erfahren Sie im nächsten Kapitel.



1941/42: die Eltern Eberspächer Wilhelm und Berta mit den Söhnen Rolf und Helmut.

Luftmine, Luftwaffenlazarett, Robert-Bosch-Krankenhaus

Meine Flakhelfer-Dienstzeit war eigentlich abgeleistet, als gleichzeitig die Meldung kam: „Drei englische Bomber von Freiburg her im direkten Anflug auf Stuttgart!“ Offensichtlich kam diese Nachricht verspätet. Als ich eilig die Baracke verließ, um die etwa 300 Meter zu den Geschützstellungen zurückzulegen, hörte ich bereits die Motoren der angreifenden Flugzeuge. Auf der Höhe einer Böschung stehend, noch 200 Meter von der Stellung entfernt, überraschte mich der Reihenabwurf der Engländer. Der Angriff hatte das einzige Ziel, den riesigen Gaskessel in Stuttgart zu zerstören. Da man damals nicht sehr genau zielen konnte, erledigte man solch eine Aufgabe mit einem Reihenabwurf. Die Flugzeuge kamen von Südwesten und überflogen den Gaskessel in 5000 Meter Höhe. Sie öffneten rechtzeitig ihre Abwurfschächte und die Bomben fielen der Reihe nach. Sie trafen den Gaskessel mit einem Volltreffer. Vor dem eigentlichen Ziel wie auch dahinter landeten weitere Bomben.

Die Engländer verwendeten dabei drei verschiedene Arten von Fliegerbomben. Erstens Sprengbomben verschiedener Größen, zweitens Brandbomben mit und ohne Sprengladung. Die dritte Sorte waren die am meisten gefürchteten Luftminen. Diese machten keinen Bombenkrater, sondern explodierten beim geringsten Aufschlag. Durch ihre Dünnwandigkeit hatten sie kaum Splitterwirkung, aber eine sehr starke Sprengwirkung. Der gewaltige Luftdruck verbreitete sich vor allen Dingen nach oben, wodurch unten eine ungeheure Sogwirkung entstand. Sehr anschaulich hatte ich dies vor unserem Wohnhaus in Untertürkheim erlebt. Dort ging eine solche Luftmine herunter. Sie hatte sämtliche Türen, auch Kellertüren nach außen geöffnet, mit der Wirkung, dass alle Eindünstgläser aufgerissen, ja sogar die Korke aus den Flaschen herausgezogen waren. Für Menschen, die von der Sogwelle erfasst wurden, bedeutete dies in der Regel ein Zerreißen der Lungen, anschließend inneres Verbluten. Die Toten lagen da, ohne äußere Verletzungen, als ob sie schliefen.

Unsere Stellung wurde von der zweitletzten Bombe getroffen. Die letzte, eine Luftmine aber fiel hinter der Straße und ihr Sog hat mich voll erwischt. Ich wurde über die Böschung in Richtung Straße gerissen. Mein Glück war, dass der Luftangriff nicht sehr lange dauerte. Die Kameraden fanden mich an der Böschung, blutend, mit dem Kopf abwärts liegend.

Ein Kamerad erzählte mir später, dass ich mit dem Kopf nach unten auf dem Bauch lag, sodass das Blut mir nicht die Lunge füllen konnte, sondern zum Mund herauslief. Meine Rettung bestand zunächst darin, dass die Kameraden mich suchten und durch die Kürze des Angriffs sehr schnell fanden. Unsere Stellung wurde zum größten Teil durch die zweitletzte Bombe zerstört. Vier meiner Schulkameraden fanden den Tod. Zwei weitere hatten Splitterverletzungen. Nach dem kurzen Angriff waren sehr schnell Rettungskräfte eingetroffen, die auch mich sofort versorgten.

Man brachte mich bewusstlos ins Luftwaffenlazarett in Stuttgart Nord auf dem Burgholzhof. Die Ärzte konnten den Blutverlust rasch stoppen. Als ich erwachte, hatte ich starke Schmerzen in der Bauchgegend und wahnsinnige Kopfschmerzen. Die Lunge war zerrissen, auch das Zwerchfell unterhalb der Lunge hatte einen Riss. Zum Glück lief er nicht parallel zum Gedärm, sondern von hinten nach vorne, sodass er nicht operiert werden musste und ich mit diesem Riss ohne Probleme weiterleben konnte. Am schlimmsten quälte mich am Anfang die schwere Gehirnerschütterung. Es dauerte mehrere Tage, bis ich zu einem halbwegs normalen Bewusstseinszustand kam.

Als ich richtig zur Besinnung kam, war mein erster Gedanke: „Lieber Gott, jetzt hast du mir Zeit gegeben, die Bibel zu lesen, zu beten und darüber in Ruhe nachzudenken.“ Allerdings hatte ich keine Bibel, vielleicht zu meinem Glück, denn mit der Gehirnerschütterung durfte man nicht spaßen. Ich überlegte, Gott schickte eine englische Fliegerbombe, um mein Leben zu ändern. Aber hilflos und schwerkrank lag ich da. Der erste Krankenbesucher war mein Vater. Er war nur kurz bei mir und sagte: „Ich bin so froh, dass der Krieg für dich jetzt aus ist.“ Als erfahrener Soldat wusste er, dass der fürchterliche Krieg nicht mehr lange dauern konnte. Vielleicht konnte er auch meinen Zustand klar einschätzen.

Nach etwa drei Wochen kam der Chefarzt zu mir und erzählte, die SS sei da gewesen. Ich hätte meinen Stellungsbefehl nicht befolgt und sie wollten mich in ein SS-Lazarett abholen. Er habe aber meine Ausliefe-

nung verweigert, da ich überhaupt nicht transportfähig und außerdem als Angehöriger einer Luftwaffeneinheit eingeliefert worden sei.

Nach weiteren sechs Wochen durfte ich zum ersten Mal aufstehen und wollte einen kleinen Spaziergang durch die Krankenbaracke machen. Nach kurzer Zeit brach ich zusammen. Man brachte mich wieder ins Bett, und die gründliche Untersuchung ergab eine Herz-Innenhautentzündung. Da lag ich nun und durfte und konnte nicht mehr aufstehen. Da das Luftwaffenlazarett und die dortigen Ärzte für Herzkrankheiten nicht zuständig waren, entschieden sie, mich in das Robert-Bosch-Krankenhaus zu überführen. Dort gab es eine Einheit der Wehrmacht und Spezialisten für innere Krankheiten, auch einen sehr bekannten Herzspezialisten.

Eine NS-Schwester in brauner Uniform packte meine Kleider in einen Sack und der Krankentransport ins Robert-Bosch-Krankenhaus begann. Ich machte mir noch Gedanken über diese Schwester, denn alle sechs Mann in meinem Zimmer hatten sichtbar Angst vor ihr. Am meisten bewegten mich ihre Abschiedsworte: „Und beten tut dieser Drückeberger auch noch!“ Wie konnte sie merken, dass ich unter meiner Bettdecke die Hände faltete und betete?

Am Ziel angekommen, wurde mir alles klar. Eine Schwester aus dem Herrenberger Diakonissenmutterhaus beförderte mich ins Bett. Sie sagte noch: „Deine Kleider hängen alle im dritten Schrank und Dein Neues Testament habe ich Dir in die Nachttischschublade gelegt.“ Versehentlich hatte mir die NS-Schwester das Neue Testament eines Kameraden eingepackt, und vielleicht hatte dieser vor ihr Angst gehabt und nicht gewagt, sich zu wehren. In der Nacht untersuchte ich meinen Nachttisch. Das Neue Testament war sehr zerlesen, enthielt aber nicht den Namen des Eigentümers. Da konnte ich es mit gutem Gewissen behalten und dankbar freute ich mich aufs Lesen.

Meine Bekehrung zu Jesus; erschütternde Begegnungen

Gott sitzt im Regiment: Ich habe heute keine Zweifel, dass er mein Leben auf wundersame Weise führte und mich auch weiter durchträgt. So oft hatte ich darum gebetet, dass ich eine Bibel bekomme und nun lag das Neue Testament eines unbekanntes Kameraden in meinen Händen. Mein Gebet war erhört! Ich konnte in der Bibel lesen und hatte Zeit. Der Stationsarzt entdeckte mich als Erster beim Lesen und sagte, dass er an die Bibel glaube, aber für mich sei es im Augenblick wegen meiner Gehirnerschütterung und meiner Herzschwäche noch besser, meine Lesewünsche zurückzustellen.

Im zivilen Robert-Bosch-Krankenhaus befand sich ein Stockwerk, das als Wehrmachtslazarett belegt war. Insgesamt wurden 120 Soldaten, die hauptsächlich an inneren Krankheiten litten, behandelt. Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde umorganisiert und ich landete vorübergehend allein in einem Zimmer mit sechs Betten. Dies empfand ich als einen idealen Zustand. Nun konnte ich sogar in der Nacht meine Bibel lesen und über das Gelesene nachdenken. Mit den Gegebenheiten in einem Krankenhaus kannte ich mich noch nicht aus, weshalb mich die Nachtschwester auch beim Lesen erwischte. Jene Begegnung betrachte ich heute als ein besonderes Wunder, denn diese Schwester gehörte dem Aidlinger Diakonissenmutterhaus an, das hauptsächlich missionarisch tätig ist. Außer den zehn Schwestern aus Aidlingen gab es auch Schwestern aus dem Herrenberger Mutterhaus. Dazu kamen freie Schwestern des Roten Kreuzes und sogar einige NS-Schwester in braunen Uniformen.

Adolf Hitler hatte die Verkündigung des biblischen Glaubens in Deutschland unterdrückt. Deshalb wurden auch die Missionsschwester verpflichtet, in der Krankenpflege tätig zu sein. Es bedeutete einen besonderen Glücksfall, dass gerade eine Aidlinger Schwester in meiner Abteilung Nachtdienst tat. Anstatt mit mir pflichtgemäß zu schimpfen, oder mir gar die Bibel wegzunehmen, freute sie sich sichtbar über mein Bibelinteresse. Ich hatte Tränen in den Augen, denn die Botschaft des

neuen Testaments entlarvte mich als großen Sünder. Ich begriff, dass ich all meine Untaten und Streiche, die ich in diesem jungen Leben schon begangen hatte, nie mehr gut machen konnte. Es war in dieser Nacht relativ ruhig und sie nahm sich Zeit für ein langes Gespräch.

Am nächsten Abend brachte sie mir als Lesehilfe sogar einen „Bibellesezettel“ des Aidlinger Mutterhauses, über den ich mich sehr freute. Da die Nationalsozialisten den Druck des Bibellesezettels verboten hatten, war dieses Exemplar aus dem Jahre 1931. Er war alt und abgegriffen, aber für mich hochinteressant und hilfreich. Ich habe ihn mehrfach durchgelesen und alle angeführten Bibelstellen im Neuen Testament nachgeschlagen. Zum ersten Mal begann ich zu verstehen, was es bedeutet, Jesus Christus nachzufolgen. Auch welche Leistungen und Mühen der Apostel Paulus auf brachte, um die Botschaft von ihm weiter zu tragen. Der Römerbrief beeindruckte mich besonders stark.

Alle Jugendstreiche, die ich verübt hatte, standen nun plötzlich ganz schwer vor mir. Sie machten mich sehr unruhig. Als ich dies auch mit der Nachtschwester besprach, schlug sie vor, doch einmal mit ihrer Vorgesetzten, Schwester Elisabeth Wöhrle, zu sprechen. Da ich sofort zustimmte, redete sie mit dem Stationsarzt und holte mich am nächsten Tag mit einem fahrbaren Stuhl ab. Es gab für mich eine freudige Überraschung, denn ich kannte Schwester Elisabeth schon. Gleich nach der Einlieferung hatte sie das erste EKG bei mir gemacht. Da sie jeden Tag eine Mittagspause bis 15.00 Uhr hatte, gab es genügend Zeit für unsere gemeinsamen Besprechungen. Ich berichtete ihr von meiner Not und meinem schlechten Gewissen. Sie hörte mich geduldig an. Ich vermute, dass sie über alles sehr staunte, was ich ihr zu beichten hatte. Sie sagte: „Wir dürfen und müssen dies alles unserem Herrn Jesus Christus hinlegen, denn er ist gekommen, unsre Sünden zu vergeben und uns davon zu befreien.“ So kam es, dass wir miteinander beteten und vertrauensvoll alles Gott hinlegten. Ich erlebte eine bewusste Übergabe an Jesus Christus. Gerade 16 Jahre alt, war ich nun fest entschlossen, ihm für immer nachzufolgen.

Mein Gesundheitszustand blieb nicht sehr stabil, und das Befinden änderte sich ständig. Aber ich empfand mich innerlich verändert und war trotz all den körperlichen Beschwerden glücklich. Die Luftangriffe wiederholten sich öfter, und ich wurde immer wieder mitsamt dem Bett in den Keller gefahren. Oft verbrachten wir ganze Tage dort unten. Unser Krankenhaus wurde überfüllt, nachdem das Katharinen-Hospital in

Stuttgart durch verschiedene Bombentreffer schwer beschädigt worden war. Die Not eskalierte in jeder Richtung.

Morgens und abends erhielt ich eine Strophantinspritze, aber es wollte mit mir nicht besser werden. Dem Chefarzt des Krankenhauses, Professor Dr. Stiegele, der oft wegen den Schwankungen meines Zustandes nach mir schaute, tat ich irgendwie leid. Bei einer Visite setzte er sich voll Mitleid an mein Bett und machte mir klar, dass ich nie wieder gesund werden würde, sondern dass ich immer herzkrank bliebe. Er meinte auch, dass die Krankheit am Herzen Narben hinterließe. Vermutlich wären auch die Herzklappen in Mitleidenschaft gezogen. Als Herzkranker müsste ich mich ein Leben lang sehr vorsichtig bewegen.

Zu seiner Überraschung erzählte ich ihm einen Traum, den ich in der Nacht zuvor hatte: „Ich werde wieder gesund und einmal Landwirt werden, dann einen großen Garten anlegen und da werden junge Leute auf Besuch kommen, unter den Bäumen sitzen und die Bibel lesen!“ Er verließ mich doch etwas kopfschüttelnd, und ich hörte noch, wie er beim Hinausgehen zur Oberschwester sagte: „Es ist sehr gut, dass er so positiv denkt.“ Er hielt meine Wiedergenesung nämlich für unmöglich. (Die tatsächliche Erfüllung dieses Traumes durfte ich Jahrzehnte später erleben. Ich wurde Diplomlandwirt und betrieb auch eine Landwirtschaft. In unserem alten Bauernhaus erlebten wir viele junge Gäste, die zu Freizeiten kamen und christliche Vorträge hörten. Im Garten saßen sie dann unter Bäumen und lasen in der Bibel. Oftmals machten sie am Grillplatz ein Feuer und sangen zur Gitarre frohe Lieder.)

Bedingt durch die schweren Luftangriffe und die Landung der Alliierten Truppen in Nordfrankreich kamen immer mehr verwundete Soldaten, oft mit schwersten Verletzungen, in unser Krankenhaus. Abends las ich den Kameraden aus meiner Bibel vor. Meistens waren es die Psalmen, die zu großen Besprechungen Anlass gaben. Rückschauend ist es für mich interessant, dass es durch die Not des Krieges fast keine Ablehnung oder Spott gab. Jeder suchte, sich mit seinem Schicksal und mit seinem Erleben auseinander zu setzen.

Für Verletzte da sein

Es kam eine Periode, in der es mir relativ gut ging, solange ich mich nicht irgendwie anstrengte. Mein Zimmer wurde für viele, sehr unter-

schiedliche Menschen zur Anlaufstation. Da ich oft wach im Bett lag, informierte mich der Stationsarzt über die Besonderheiten jedes Neuzuganges in meinem Zimmer und ich hatte die Anweisung, sofort zu klingeln, wenn etwas Unerwartetes auftrat. Wichtig war meine Beobachtung von frisch Operierten und Kranken, die sich auffällig verhielten. An etliche sehr tragische Ereignisse kann ich mich noch lebhaft erinnern.

Ein junger Soldat und ein sehr alter Mann wurden gleichzeitig eingeliefert. Der alte Mann hackte in seinem Weinberg das Unkraut weg, als ein junger deutscher Soldat, der auf dem Rückzug seine Einheit verloren hatte, ihn von Weitem rief und nach dem Weg fragte. Als sie miteinander sprachen, überflog die beiden ein amerikanischer Tiefflieger, der sofort das Feuer eröffnete und mit seinen Bordkanonen beide traf. Der Soldat hatte einen Schulterdurchschuss, der alte Mann einen Streifschuss am Oberschenkel. Sie berichteten, dass man sich nur noch bei Nacht frei bewegen könne, da die Tiefflieger der Amerikaner auf alles schießen würden, was sich bewegte. Der alte Mann erzählte, dass in seinem Dorf auf diese Weise zwei Frauen erschossen worden seien. Die eine wollte gerade in ihrem Garten vor dem Haus einen Salatkopf holen. Die andere hatte ihre Wäsche aufgehängt und wollte diese am späten Nachmittag hereinholen. Die Amerikaner nahmen keine Rücksicht auf Zivilpersonen. Was sich bewegte, wurde beschossen.

Ein anderer Soldat hatte eine Streifschusswunde am Rücken. Wir staunten über diese Verletzung. Die Wunde eiterte stark. Sie war schon viele Tage alt. Als ich ihn befragte, erzählte er, dass er bisher keinen Ort zum Bleiben gefunden hätte. Und so war er tagelang herumgeirrt, bis er von Weitem unser Krankenhaus sah und sich mit letzter Kraft dorthin schleppte.

Einmal wurde ein etwas älterer Landser eingeliefert. Als er mit dem Fahrrad die Hauptstraße nach Stuttgart hineinfuhr, hatte er sich überschlagen und war auf der Straße liegen geblieben. Bewusstlos wurde er ins Bett neben mir gelegt. Er hatte keine äußeren Verletzungen. Als er aufwachte, wusste er nicht, wo er gelandet war. Ich erklärte ihm den ganzen Sachverhalt und er staunte. Er redete sehr wenig und ich hatte das Gefühl, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Er hatte leichte Schürfwunden und wollte gleich wieder gehen, aber der Stationsarzt kam ihm zuvor. Etwas verlegen berichtete er dann dem Arzt von schweren Schmerzen im Bauch und der Arzt konstatierte ein eventuelles Magenge-

schwür. Dies leuchtete ihm ein und er sollte am andern Morgen nüchtern seinen Magen röntgen lassen.

Spät in der Nacht kam noch eine junge Frau zu ihm auf Besuch. Ich wunderte mich, denn das Krankenhaus wurde nachts geschlossen. Nach wenigen geflüsterten Sätzen verschwand sie wieder lautlos. Ich bildete mir ein, dass sie sich russisch unterhielten. Englisch oder französisch war es auf jeden Fall nicht. Am andern Morgen in der Frühe tauchte diese Frau wieder auf und verschwand sofort. Offensichtlich kam sie nur, um etwas zu überreichen. Das Untersuchungsergebnis nach der Röntgenaufnahme zeigte, er hatte ein Magengeschwür und sollte 14 Tage lang einer speziellen Kur unterzogen werden. Einen Tag noch lag er neben mir und ließ sich wortlos behandeln. Am dritten Morgen aber stand sein Bett leer. Von der Putzfrau erfuhr ich, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Auf der Toilette im Papierkorb fand ich die Schalen von zwei Eiern, deren Inhalt er kurz vor der Röntgenaufnahme geschluckt haben musste. Nach meiner Meldung beim Stationsarzt fand man im Papierkorb noch einen Zettel mit russischer Schrift. Ob es sich wohl um einen Spion handelte, der in Stuttgart unterwegs war? Wir konnten dem Fall nicht mehr weiter nachgehen, denn wir hatten andere Sorgen!

Ein andermal wurde ein Angehöriger der Luftwaffe, ein Pilot eingeliefert. Äußerlich schien er nicht krank, legte sich aber sofort wie selbstverständlich in das Bett neben mir mit der Bemerkung, er sei morphiumsüchtig und gerade vollgetankt. Seine Dosis reiche für 24 Stunden. Als ich dies dem Stationsarzt berichtete, meinte er, der Mann sei aus einem Lazarett in der Nähe von Heidelberg hierher überwiesen worden, weil er auch herzkrank sei. Als die 24 Stunden vorbei waren, jammerte der Mann nach einer Morphiumspritze und erklärte, dass er ohne diese nicht überleben könne. Ich hörte zu, als er dem Stationsarzt seinen Lebenslauf schilderte.

Vor dem Krieg wanderte er nach Amerika aus und verdiente sehr gut als Pilot für Langstreckenflüge von New York nach Südamerika. Er bekam viel Geld, denn er musste am Steuerknüppel über 24 Stunden aushalten. Daran gewöhnt, entsprechende Aufputzmittel zu nehmen, wurde er abhängig. Als der Krieg ausbrach, befand er sich auf Heimaturlaub in Deutschland. Er meldete sich sofort freiwillig zur deutschen Luftwaffe und wurde als Bombenflieger gegen England eingesetzt. Die Flugstrecke hin und zurück bedingte ein Durchhalten des Piloten von bis zu 24 Stunden. Das hatte er in seiner Vergangenheit schon eingeübt und sich immer

mit der sogenannten Fliegerschokolade aufrecht gehalten. Diese Schokolade enthielt Pervitin, das süchtig macht. Als er dann krank wurde und nur noch zitterte und überhaupt nicht mehr schlafen konnte, habe man ihn mit Morphin behandelt. In der Folge wurde die ständige Verabreichung von Morphin für ihn lebensnotwendig.

Da in der Vergangenheit die Dosis ständig gesteigert wurde, schlug ihm der Arzt eine geplante Entwöhnungskur vor. Die Tagesmenge wurde festgelegt und jeden Tag ein wenig zurückgefahren. Es funktionierte bestens, und wir freuten uns miteinander, bis er dann nach 14 Tagen zu zittern und zu zappeln anfang. Er konnte nicht mehr schlafen. 24 Stunden marschierte er im Krankenhaus die Gänge auf und ab, bis er zusammenbrach und ins Bett gelegt wurde. Dies ging mehrere Wochen so weiter. Die Ärzte waren ratlos. Als er dann eines Abends wieder zusammenbrach, schlief er nur kurze Zeit, dann stand er wieder auf und marschierte weiter. Zu meiner Überraschung kam er kurze Zeit später wieder ins Zimmer und legte sich friedlich ins Bett. Er bat mich dann mitten in der Nacht um ein Glas Wasser. Ich konnte nicht einschlafen, denn alles war anders als sonst. Nachdem er getrunken hatte, lag er in seinem Bett, schlief und atmete gleichmäßig. Plötzlich aber stockte der Atem und es wurde unheimlich still. Ich klingelte wie vereinbart. Die Nachtschwester alarmierte sofort den Arzt, der nur noch den Tod feststellen konnte.

Es stellte sich heraus, dass in einem der Untersuchungszimmer am Tage Handwerker tätig gewesen waren. Da sie nicht fertig wurden, hatten sie ihre Werkzeuge liegen lassen, um am andern Tag weiterzumachen. Der süchtige Kamerad hatte sich dort einen Hammer genommen und den sogenannten Giftschränk im Stationszimmer zusammengeschlagen. In aller Ruhe ging er zu Bett. Ich hatte ihm noch das Wasser gebracht, damit er eine Überdosis von Tabletten nehmen konnte, die ihm den sofortigen Tod brachten. Alles ging so schnell, und ich bemerkte es zu spät. Natürlich machte ich mir Vorwürfe. Der Stationsarzt tröstete mich und erklärte, dass es für diesen Mann keine Rettung mehr gegeben hätte.

Das wachgerüttelte Gewissen von Verwundeten

Ich hatte viele Gespräche mit den Soldaten, und es war immer dieselbe Frage, die ich stellte: „Wie war es, als Sie Ihren ersten Einsatz erlebten und auf fremde Menschen schießen mussten?“ Die Erlebnisse waren ganz

verschieden. Viele schossen einfach drauflos und erst nach dem Angriff machten sie sich ihre Gedanken. Interessant war für mich, dass bei jedem früher oder später die Gewissensbisse kamen. Wenn der Betreffende selbst verwundet wurde, verfolgten ihn seine Selbstanklagen besonders stark. Ich sagte damals: „Ein Streifschuss und der Mensch hört auf ein Held zu sein.“ Wenn wir in eigene Notsituationen kommen und unter Schmerzen Zeit zum Nachdenken haben, besteht die Chance, dass wir uns ändern.

Nicht vergessen kann ich das Erzählen eines jungen Mannes, mit dem ich jeden Abend betete. Er kam aus einem christlichen Elternhaus und wurde mit seinem Freund zusammen, der auch an Jesus Christus glaubte, zur Wehrmacht eingezogen. Sie wurden nur widerwillig Soldaten. Beide standen kurz vor Beendigung ihres Pflichtwehrdienstes, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Der richtige Fronteinsatz kam dann in Russland. Sie erlebten es sehr dankbar, dass sie immer beieinander bleiben durften. In ihrer Stellung lagen sie nebeneinander, als die Russen angriffen. Laut hörte man das Hurragebrüll der noch über 200 Meter entfernten Feinde. Die Kugeln pfiffen über sie hinweg. Beide schossen zurück. Aber sie zielten nicht auf die Menschen, sondern hielten ihre Gewehre leicht nach oben und schossen über die feindlichen Soldaten weg.

Hilflos sahen sie, dass die Russen immer näher kamen und nur noch etwa 50 Meter vor ihnen lagen. Sein Freund fragte verzweifelt: „Was sollen wir machen, müssen wir wirklich auf diese Menschen schießen?“ Als er eine Antwort geben wollte und zu seinem Freund hinüber blickte, sackte dieser zusammen. Am Hals hatte er ein Einschussloch und aus der zerrissenen Hose blutete es stark. Die feindliche Kugel hatte den ganzen Körper durchschlagen. Sein Freund lag tot neben ihm. In blinder Wut schoss er daraufhin auf alles, was sich bewegte. Als seine 200 Schuss verbraucht waren, verschoss er auch noch die Munition seines Freundes. Als sie zum Gegenangriff übergingen, kämpfte er an vorderster Linie. Seinen Verstand hatte er abgeschaltet. Er kam erst wieder zur Besinnung, als sie abgelöst wurden und er in einem Unterstand ausgeschlafen hatte. Sein toter Freund war in der Zwischenzeit in ein Massengrab gebracht worden. Der Überlebende fühlte sich wochenlang krank und elend. Beim nächsten Einsatz wurde ihm sein linker Arm durchschossen, und er empfand große Dankbarkeit für sein Überleben, als er schwer verwundet im Lazarett lag. Durch seine Verwundung wurde er später nur noch als

bedingt einsatzfähig eingestuft und war hauptsächlich beim Nachschub hinter der Frontlinie eingesetzt. Er hatte noch mehrere leichte Verwundungen und kam zu mir ins Zimmer, nachdem man bei ihm ein Magengeschwür feststellte. Mit Tränen in den Augen erzählte er mir seinen Lebensweg. In seiner Jugendzeit hatte er sich alles so positiv ausgedacht, und jetzt musste er so viel Not und Schuld verarbeiten.

Ich bin auch richtigen Kriegshelden begegnet. An einem Vormittag wurde auf einer Trage ein Soldat mittleren Alters gebracht. Sehr schwer verwundet legte man ihn neben mir vorsichtig ins Nachbarbett. Ein Bein war ihm am Oberschenkel weggeschossen worden. An der Wunde hatte er einen blutigen Verband. Das andere Bein hatte zwei Durchschüsse. Die Fetzen wurden durch die Verbände zusammengehalten. Vermutlich stand er für den Transport unter Narkose. Als er wieder wach wurde, stellte er sich als Oberst und Ritterkreuzträger vor. Er war es gewohnt zu kommandieren, und in unserem Krankenzimmer zog plötzlich ein anderer Geist ein. Seine Stimme war laut und unangenehm. Jeder hatte das Gefühl, dass wir eigentlich sofort in unserem Krankenbett stramm stehen müssten. Die Krankenschwestern schlichen auf Zehenspitzen durch das Zimmer, und keiner von uns wagte mehr, etwas zu sagen. Gleich nach dem Mittagessen wurde er hinaus transportiert, um ihm einen neuen Verband anzulegen. Zurück kam er wieder in einer leichten Narkose, von der er sich langsam erholte.

Als ich abends wie üblich aus den Psalmen vorlesen wollte, brüllte er schon nach dem ersten Satz los und schimpfte über die Zustände in diesem Lazarett. Der Jüngste wage es, aus dem „Judenbuch“ vorzulesen. Er kam mit seinem Schimpfen richtig in Fahrt. Und laut berichtete er, er sei Oberst der Infanterie und ein ganzer Soldat. An der französischen Front seien die Franzosen durchgebrochen und die Deutschen wären etwa zehn Kilometer zurückgewichen. Auf einer kleinen Anhöhe, auf der er seinen Befehlsstand hatte, hätte ein Volltreffer alle seine Kameraden getötet, und er sei mit einigen Wunden bewusstlos liegen geblieben und erst am anderen Tag wieder zu sich gekommen. Um ihn herum lagen die Toten. Aber an der vorderen Kante des Berges stand noch ein schweres Maschinengewehr mit einer ganzen Menge Munition. In der Ebene vor ihm marschierten die französischen Soldaten in die von den Deutschen geräumten Gebiete. Es müssen weit über tausend Franzosen gewesen sein. Er habe das schwere Maschinengewehr durchgeladen und habe von

der Anhöhe aus die ganze Kolonne niedergemäht. Da das Gelände dort sehr eben war, hatten sie keine Chance irgendeiner Deckung, und durch die Überraschung gab es keine Gegenwehr. Er habe seine Stellung gehalten und kein Franzose habe überlebt. Die deutsche Front habe dann seinen Einsatz bemerkt, und in einem Gegenstoß seien sie wieder vorgeückt und fanden ihn verwundet auf der Anhöhe. Wörtlich sagte er: „Ich bin ein deutscher Kriegsheld und habe mindestens tausend Franzosen erschossen. Diese meine rechte Hand hat Adolf Hitler gedrückt und geschüttelt, als er mir das Ritterkreuz eigenhändig angeheftet hat.“

In unserem Krankenzimmer herrschte atemlose Stille. Ich setzte mich in meinem Bett auf und sagte betroffen: „Jeder der toten Franzosen hatte einen Vater und eine Mutter. Jeder hatte Geschwister und Verwandte und alle weinen“. Kurze Zeit war es ruhig, dann fing er an zu brüllen, dass man es durch die Wände hörte. Alle Schwestern kamen herbei und auch der Stationsarzt wurde gerufen. Nun ergoss er seinen ganzen Zorn über mich. Er brüllte: „Dieser Verräter hat mich in meiner Soldatenehre beleidigt. Als Oberst der Infanterie und Ritterkreuzträger befehle ich, dass ihm sofort der Hals abgeschnitten wird.“ Der Stationsarzt gab ihm daraufhin eine Beruhigungsspritze, und die Schwestern schafften ihn in ein anderes Zimmer.

Als er am anderen Tag nicht mehr gebracht wurde, erkundigte ich mich beim Stationsarzt und erfuhr, dass sie ihn noch in der Nacht zur Universitätsklinik nach Tübingen gebracht hatten. Der Arzt sagte mir, dass er nicht wegen mir verlegt worden sei. Auch sein zweites Bein sei so schwer verletzt, dass man es abnehmen müsse. Sie könnten aber hier im Robert-Bosch-Krankenhaus als Internisten nicht die Verantwortung übernehmen. Dafür sei die Chirurgie in Tübingen zuständig. Noch oft dachte ich zurück an diesen armen, ordengeschmückten Kriegshelden, der vermutlich den Rest seines Lebens ohne Beine zubringen musste.

Schreckliches Kriegsende mit Franzosen und Amerikanern

Mein Zustand hatte sich im Robert-Bosch-Krankenhaus wesentlich gebessert. Ich bekam schon drei Wochen keine Strophantinspritzen mehr und versuchte, nachmittags eine halbe Stunde spazieren zu gehen. In der Nacht aber überraschte uns ein Luftangriff. Die Bomben fielen und weckten uns. Der Alarm kam zu spät. Wegen Stromausfall konnte an der einen Seite des Krankenhauses der Aufzug nicht mehr benutzt werden. Auch die Schwerkranken wurden über die Treppe in den Keller geschafft. Zuerst half ich einem Kameraden, der schwere Beinverletzungen hatte, nach unten zu kommen. Dann versuchte ich noch zu helfen, als eine alte Frau in den Keller getragen wurde aber es verließen mich die Kräfte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Nebenkeller unter lauter schwerkranken Frauen auf einer Pritsche. Offensichtlich war ich zusammengebrochen, und man hatte mich in dem Durcheinander zu den Frauen gepackt. Ich begriff die Situation erst, als eine Schwester mich anschrie und fragte, was ich hier zu suchen hätte. Als ich aufstehen wollte, wurde es mir ganz schwindelig, und sie packte mich auf einen Rollwagen und stellte mich in den Gang. Ich wurde bereits vermisst, aber in dem Chaos war es sehr schwierig, jemand zu finden. Das Licht flackerte ständig und zeitweise saßen wir im Dunkeln. Trotzdem fand mich endlich jemand aus meiner Station.

Als der Angriff vorüber war, dauerte es lange, bis die alte Ordnung wieder hergestellt war. In den kommenden Stunden wurden viele neue Verletzte eingeliefert. Es herrschte Hochbetrieb. Der Stationsarzt schaute nach mir, als ich gerade einen schweren Rückfall hatte. Im Abstand von drei Stunden bekam ich wieder Strophantin.

Die alliierten Truppen rückten näher, die Amerikaner vom Norden und die Franzosen vom Süden in Richtung Stuttgart. Das Krankenhaus wurde weitgehend geräumt und da Stuttgart zur Festung erklärt wurde, rechnete man mit einem Kampf Haus um Haus. Von den 120 Soldaten in der Wehrmachtsabteilung blieben nur dreißig Schwerverletzte und

Schwerkranke zurück, die als nicht transportfähig galten. Zu diesen zählte auch ich. Das Krachen der Granateinschläge wurde immer heftiger. Dazu kamen noch die Abschüsse der deutschen Flak, die auf den Bergen um Stuttgart stationiert waren. Von allen Seiten wurde geschossen und man hörte unentwegt Einschläge. Es war die Hölle. Ein Geschoss traf die Wasserleitung des Krankenhauses. Niemand mehr konnte sich waschen und Strom kam nur noch zeitweise aus dem Notstromaggregat. Essen und Trinken wurden knapp.

Eines Morgens, nach einer für mich sehr schweren Nacht, trat Ruhe ein. Als meine Kameraden durch das Fenster schauten, sahen sie auf der etwa 400 Meter entfernten Straße von Stuttgart-Feuerbach in Richtung Innenstadt französische Panzerkolonnen, Lastwagen und viele französische Soldaten im Anmarsch. Es dauerte nicht lange, bis die Franzosen das Robert-Bosch-Krankenhaus in Besitz nahmen. Dies geschah mit riesigem Lärm und Geschrei. In ihrem Übermut schossen sie auf Lampen und Bilder innerhalb der Flure. Im Treppenhaus hing ein Bild Adolf Hitlers, auf das sie ihre Zielübungen machten. Irgendwo im Haus ging eine Handgranate hoch. Es klang, als würde ein Nahkampf stattfinden. Die Franzosen aber schossen aus Spaß und aus Siegesfreude über die gelungene Einnahme der Großstadt Stuttgart.

Ich war für tot erklärt

Die Türe unseres Krankenzimmers wurde aufgerissen, bewaffnete französische Soldaten stürmten herein. Da hier nur Schwerkranke lagen, wurde es still, als ein französischer Arzt mit der Krankenkartei in der Hand erschien. Er untersuchte jeden Einzelnen und gab dann Befehl zum Abtransport in die französische Gefangenschaft. Die Kameraden wurden auf einer Bahre hinausgetragen. Ich als der Jüngste hatte keine sichtbaren Verletzungen und zuletzt kam der Arzt auch zu mir. Ein Soldat riss mir die Decke vom Bett und den Schlafanzug vom Leib, sodass ich nackt da lag. Ein zweiter Soldat nahm die Maschinenpistole und drückte sie mir auf der Seite gegen meinen Bauch, solange der Arzt mit seinem Hörrohr versuchte, mein Herz abzuhören. Die kalte Mündung der Maschinenpistole und das Gesicht des Mediziners versetzten mich in einen solchen Schrecken, dass vermutlich mein Herz kurz stehen blieb. Der

französische Arzt kommentierte irgendetwas, ging zur Türe hinaus und ließ mich liegen.

Einer der Soldaten, vermutlich ein Elsässer, hatte offensichtlich nicht verstanden, was der Arzt konstatierte, und ich hörte ihn auf Deutsch zu einem anderen Franzosen sagen: „Was ist mit dem da?“ Alle anderen waren schon abtransportiert und er meinte mich. Der französische Arzt drehte sich um und sagte zu dem Fragenden auf Deutsch: „Der verreckt gerade!“ Sie verschwanden alle und ich lag allein im Zimmer. Vermutlich war ich zwischendurch auch bewusstlos. Es verging einige Zeit, bis ich frierend zu mir kam. Auf allen Vieren krabbelte ich in ein anderes Bett, in dem noch eine Decke vorhanden war, und verkroch mich dort. Wie lange ich allein so dalag, weiß ich nicht.

Am anderen Morgen hörte ich plötzlich eine Frauenstimme erschrocken ausrufen: „Da liegt ja noch jemand.“ Eine Rot-Kreuz-Schwester hatte mich gefunden. „Wasser“ flüsterte ich, denn der Durst war wahnsinnig. Ich bekam zu trinken und sofort eine Spritze. Stuttgart war besiegt und ich lag in einem Zimmer des zivilen Krankenhauses, das in kürzester Zeit mit Patienten überfüllt war.

Statt sechs Betten wurden acht in das Zimmer geschoben und hie und da lagen in dem Zwischenraum noch zwei Mann in Liegestühlen. Auf den Gängen wurde Stroh aufgeschüttet und von den anderen Patienten hörte ich, dass die ganzen Gänge voll lagen mit Frauen. Die französische Fremdenlegion hatte Stuttgart erobert und feierte ihren Sieg. Drei Tage und drei Nächte galt das Plünderungsrecht. In meinem Zimmer lagen nur alte Männer mit Streifschüssen und Verletzungen durch Kolbenhiebe. Aber in den Gängen des Krankenhauses lagen Frauen mit allen möglichen Verletzungen. Die meisten waren vergewaltigt worden, und wenn sie sich wehrten, oft schwer verletzt. Es war ein furchtbarer Jammer und ein unbeschreibliches Elend. Zu essen gab es nichts. Erst nach drei langen Tagen funktionierte die Stromversorgung und aus dem Wasserhahn kam wieder Wasser.

Französische Eroberer richten sich ein

Die oberen zwei Stockwerke des Krankenhauses wurden in ein Hotel für französische Offiziere umfunktioniert. In einem der Operationssäle hatten sie einen Ochsen geschlachtet. Ich erfuhr in meinem Bett davon, weil

die anderen Patienten zusahen, wie sie das Tier die Haupttreppe des Krankenhauses hinaufgetrieben hatten. Seine Spuren, waren angeblich noch nach 14 Tagen zu sehen. Auch berichtete eine Schwester, dass verschiedene Hunde, die sie mitgebracht hatten, blutige Fleischfetzen durch das Haus schleiften. Das untere Stockwerk und der Keller, den wir früher als Luftschutzbunker benutzt hatten, wurde total gesperrt. Dort wurde eine Unterkunft für französische Soldaten eingerichtet. Wie man mir erzählte, wurde offiziell bekannt gegeben, dass dort ab nachmittags 17:00 Uhr „Besuchszeit“ sei. Nachdem das dreitägige Plünderungsrecht sein Ende gefunden hatte, also ab dem vierten Tag nach der Einnahme von Stuttgart, konnten nun die Angehörigen der französischen Armee dort Besuche empfangen. Den Zweck dieser Anordnung begriff ich erst am späten Nachmittag.

Mein Zustand hatte sich ab dem vierten Tag etwas gebessert und die Schwestern, die total überlastet waren freuten sich, als sie mich nicht mehr restlos versorgen mussten und ich wieder die Kraft hatte allein zur Toilette zu gehen. Dazu musste ich nur den Gang überqueren. Als ich die Zimmertüre öffnete, erschrak ich sehr. Rechts vor der Türe auf dem Boden lag eine junge Frau ganz nackt. Sie hatte am ganzen Körper Verletzungen. Es waren Bisswunden. Wie ich später erfahren konnte, hatte ein französischer Soldat ihr die Kleider vom Leib gerissen und vor lauter Freude an ihrer Schönheit sie vielfach gebissen und so zugerichtet. Links auf dem Boden lag eine alte Oma, daneben ein sehr junges Mädchen, das weinte. Ich sah viele, die ziemlich schwer verletzt waren. Der Flur war übertoll von Frauen jeglichen Alters, die alle von den siegreichen Franzosen vergewaltigt worden waren. Nicht nur blaue Flecken und Verwundungen, sondern auch Knochenbrüche mussten behandelt werden. Ich begegnete einige Tage später einer Frau, der zwei Finger abgehackt worden waren, weil sich die wertvollen Ringe, die sie trug, nicht lösen ließen.

Es war für mich erst recht ein Schock, als ich dann kurz vor 17:00 Uhr, dem Beginn der Besuchszeit durch das Fenster auf die Grünfläche vor dem Krankenhaus blickte. Dort standen ca. 100 Mädchen und junge deutsche Frauen, die auf Besuch zu den französischen Soldaten kamen. Auch der Stationsarzt zeigte sich über diesen Anblick sehr überrascht. Er sagte zu mir, er sei froh, dass so viele Frauen und Mädchen

freiwillig kämen, so hätten wenigstens die Anständigen eine Chance, in Zukunft nicht vergewaltigt zu werden. Ich erfuhr, dass auch zwei unserer Schwestern des Krankenhauses versehentlich in die Hände der Franzosen geraten waren.

In den folgenden Tagen kamen weniger Neuzugänge. Innerhalb von drei Wochen konnte man die Strohaufschüttung in den Gängen wieder reduzieren und später beseitigen. Das Essen schmeckte erbärmlich. Das Einzige, was zur Verfügung stand, waren die Küchenabfälle aus dem französischen Hotel im obersten Geschoss und aus dem Soldatenlager im Untergeschoss. Die Abfälle wurden zu einer wässrigen Suppe zusammengekocht. Von meinem Zimmergenossen erfuhr ich, dass es zum ersten Mal wieder Bohnenkaffee gegeben hätte. Ich durfte diesen wegen meiner Herzkrankheit nicht trinken. Es roch am andern Morgen tatsächlich nach Bohnenkaffee, den man aus dem weggeworfenen Kaffeesatz der Franzosen aufgeköcht hatte.

Amerikaner übernehmen uns

Nach etwa 14 Tagen kamen wir zur amerikanischen Zone. Die Franzosen zogen sich über den Neckar zurück. Das untere Stockwerk und die oberen Stockwerke, welche die Franzosen als Hotel benutzt hatten, wurden als amerikanisches Krankenhaus eingerichtet. Diese Veränderungen brachten die lang ersehnte Ruhe. Man sah nun viele amerikanische Ärzte und Patienten. Sie hatten keine Kriegsverletzungen, sondern es handelte sich um Menschen mit inneren Krankheiten. Besonders erfreulich für uns ergab sich, dass die Amerikaner so viele Küchenabfälle produzierten, dass wir ab diesem Zeitpunkt viel besseres Essen bekamen. Wie staunte ich, als es zum ersten Mal als Nachtisch ein Stück Schokolade gab! Auch gab es einmal Obst, weil der amerikanische Küchenchef bei seiner Versorgungszentrale angeblich zu viel angefordert hatte. Vielleicht hat er es auch absichtlich getan, damit für uns auch noch etwas übrig blieb. Vanille- und Schokoladenpudding gab es fast täglich zum Nachtisch.

Öfters besuchten mich auch Krankenschwestern aus dem Haus. Sie hatten immer viel zu erzählen. Besonders ist mir die Lernschwester Barbara Schrobsdorff aus dem Herrenberger Diakonissenmutterhaus in Erinnerung. Nach dem Krieg war sie als Synodale in der Evangelischen Lan-

deskirche und Oberschwester im Herrenberger Krankenhaus. Weinend saß sie eines Tages an meinem Bett, mit einem Päckchen in der Hand. Es kam aus Berlin und enthielt den Nachlass ihres Vaters, der dort als evangelischer Pfarrer tätig war. Russische Soldaten hatten ihn erschossen. Von ihr erhielt ich dann die kostbare Taschenbibel des Toten, eine sogenannte Senfkorn-Bibel, die mich bis heute begleitet.

Eines Nachmittags stand plötzlich ein Schulkamerad an meinem Bett. Anscheinend gesund und frisch stand er da und wir freuten uns beide über das Wiedersehen. Sein Bericht aber betrübte mich sehr. Er war ungefragt als „Freiwilliger“ mit seiner ganzen, ein Jahr älteren Schulklasse zur Infanterie eingezogen worden und kam nach Frankreich zum Kriegseinsatz. Bei einem Angriff wurde er verschüttet und musste zwei Tage in einem Erdloch ausharren, bis ihn seine Kameraden ausgraben konnten. Er bekam danach schwere epileptische Anfälle und wurde in verschiedenen Lazaretten behandelt. Wegen eines solchen ganz schweren Anfalls wurde er vor einigen Tagen in unser Krankenhaus eingeliefert.

Alle seine Klassenkameraden stammten aus meiner Heimatstadt Stuttgart-Untertürkheim. Er hatte sich die Adressen aller besorgt und die Eltern besucht. 28 Familien waren noch von dem Heldentod ihrer Kinder benachrichtigt worden. Von 12 der jungen Soldaten wusste man gar nichts. Sie galten als verschollen und ihre Eltern hofften, dass sie vielleicht noch irgendwo in Kriegsgefangenschaft lebten. Als Einziger kam er sofort nach Kriegsende äußerlich gesund nach Hause. Das Schicksal aller dieser Kameraden bewegte mich sehr.

Am Tag darauf wollte ich den Heimgekehrten besuchen, denn er lag im Nebenzimmer auf meiner Station. Das Bett war leer und man sagte mir, er sei zu seinen Eltern gefahren, die noch in ihrem alten Haus in Stuttgart-Untertürkheim wohnten. Das Krankenhaus hatte bereits zu den Eltern Kontakt aufgenommen, er war aber dort nicht angekommen. Zwei Tage später wurde er mit einem Krankenwagen wieder eingeliefert. Auf dem Weg zu seinen Eltern hatte er wieder einen schweren epileptischen Anfall und man brachte ihn bewusstlos in ein anderes Krankenhaus, da er ja nicht reden konnte. Sein Fall stellte sich offensichtlich als sehr schwer heraus. Deshalb wurde er einige Tage später ins Universitätskrankenhaus nach Tübingen verlegt. Von ihm, dem Letzten aus einer Schulklasse mit 41 jungen Burschen und den zwölf noch vermissten Schülern, habe ich nie mehr etwas erfahren können.

In stillen Stunden denke ich manchmal zurück an die Schulzeit, besonders an vier Schulkameraden. Sie wurden zur SS eingezogen, kamen dann in Gefangenenlagern der Amerikaner um und landeten wohl im Massengrab. Dem war ich entgangen!

Eine Schweizer Missionarin meinte später, dass viele Kriegsoffer wahrscheinlich, bevor sie starben, Jesus Christus angerufen hätten. Wie dem Schächer am Kreuz, der keine lange Lebenszeit mehr hatte, von Jesus zugerufen wurde: „Heute wirst du mit mir im Paradies sein“, so gilt dies auch für jene. (Lukasevangelium Kapitel 23, Vers 43). Das Neue Testament verbrieft uns: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll gerettet werden.“ (Apostelgeschichte Kapitel 2, Vers 21.)

Aus dem Krankenhaus – endlich „nach Hause“

Durch die eingetretene reichlichere Versorgung im Krankenhaus und die Ruhe nach Kriegsende verbesserte sich auch mein Zustand langsam. Die Strophantinspritzen wurden abgesetzt. Ich konnte zuerst innerhalb des Hauses und dann später auch um das Haus herumspazieren. Selbstverständlich freute ich mich, sofort Schwester Elisabeth Wöhrle zu besuchen. Sie tat wieder ihren Dienst mit dem Elektrokardiogramm. Am Nachmittag schrieb sie die Berichte. Nach dem Mittagessen hatte sie Pause, ideal für eine private Audienz in ihrem Büro. Sie las mir dann immer ihre Andacht vor, die sie am Morgen bei den Schwestern gehalten hatte. Wir haben jedes Mal miteinander gebetet und es gab endlos viel zu besprechen. Sie war für mich ganz wichtig, denn in dem fast zweijährigen Krankenhausaufenthalt bedeutete sie Mutterersatz und Heimat.

Im Herbst 1945 ging es mir so gut, dass ich entlassen werden konnte. Meine Eltern waren ausgebombt und hatten alles verloren. Sie lebten mit vielen anderen in einem Haus, das bei den Bombenangriffen stehen geblieben war. Dort hatten sie ein kleines Zimmerchen. Es war eine große Freude, als ich erfuhr, dass sie wenige Tage vor meiner Entlassung im September 1945 nach Stuttgart in die Dachwohnung bei einem Bekannten meines Vaters einziehen konnten. Zur Vorbereitung hatte ich trainiert, mehrere Stunden auf den Füßen zu sein. In meiner alten Luftwaffen-Uniform, in der ich im Umkreis des Krankenhauses spazieren ging, kannte mich jeder. Der amerikanische Wachposten grüßte immer stramm, wenn ich an ihm vorbeizog. Wir lachten beide. Er hatte eine amerikanische Uniform mit enger Hose, die für mich etwas komisch aussah. Ich lief in meiner Luftwaffenuniform mit weiter Hose herum, die ihn zum Lachen brachte.

Der Entlassungstag brachte viele Überraschungen. Als ich nach dem Frühstück mich anziehen wollte, war mein Kleiderschrank leer. Die Kleider waren in der Nacht gestohlen worden. So stand ich in alten Hausschuhen und im Nachthemd hilflos da. Der Arzt selbst bemühte sich

gleich um Kleider. Die Putzfrau hatte unten im Keller eine neue Reichsarbeitsdienst-Hose gefunden, die sie mir brachte. Wir staunten, wie gut sie mir passte. Es war genau meine Größe. Der Stationsarzt brachte den Uniformkittel eines italienischen Fliegeroffiziers, der einige Tage vorher im Krankenhaus verstorben war. Dieser Kittel hatte eine bläuliche Farbe und passte mir wie maßgeschneidert. Als ich hineinschlüpfte, lachten alle. Außer den goldenen Schulterstücken hatte er vorne und an den Ärmeln goldene Knöpfe, an den Armen silberne Litzen. Es war eine Ausgehuniform, eine Gala Jacke. Als ich in den Spiegel schaute, staunte ich und kannte mich fast selbst nicht mehr. Die Schulterstücke haben wir abgetrennt, aber alles andere mussten wir lassen. Eine Schwester brachte dann noch ein paar Schnürstiefel, die irgendwer vergessen hatte und die mir auch passten. Damit konnte ich mich marschbereit und schweren Herzens verabschieden.

Welch eine Ausstattung: Die Paradeuniform des italienischen Fliegeroffiziers, Hosen aus dem Reichsarbeitsdienst, alte Schnürstiefel und darunter das Nachthemd aus dem Krankenhaus. Nackt steckte ich mit den Füßen in den Stiefeln, denn ich hatte keine Socken oder Strümpfe, auch keine Unterhose. Unter dem Nachthemd trug ich nichts, aber zum Glück gab es einen Kragen, den ich zuknöpfen konnte. So zog ich los.

Mein Vater hatte vorher telefonisch unsere neue Adresse durchgegeben und der Stationsarzt schrieb mir auf, wo ich mit der Straßenbahn umsteigen musste und wie es nach der Endstation weiter ging. Er zeichnete mir auch einen Plan, sodass ich das Haus am Kräherwald finden konnte und meinte noch, dass dies eine bevorzugte Wohngegend in Stuttgart sei. Es bedeutete für alle Anwesenden einen schweren Abschied. Viele Schwestern und die Ärzte hatten mich monatelang liebevoll versorgt. Trotzdem freute ich mich auf ein normales Leben und darauf, nach so viel Krankheitsmonaten zu meinen Eltern nach Hause zu kommen.

Ein kleiner Schock war es für mich, erstmalig eine Frau am Steuer der Straßenbahn zu sehen. Uniformierte Frauen kassierten als Schaffnerinnen das Fahrgeld. Beim Stuttgarter Hauptbahnhof war eine Polizeistation. Auch dort lauter Frauen in Polizeiuniform. Überall sah ich fleißige Frauenhände die Trümmer aufräumen. Nirgends entdeckte ich einen Mann. Auch in der Straßenbahn saßen nur weibliche Fahrgäste und ein sehr alter Mann, der kaum gehen konnte. An einer Baustelle schippten

Frauen jeden Alters und besserten die Straße aus. Alles war so anders geworden in meiner zertrümmerten Heimatstadt.

Als ich an der Endstation ausstieg und mich mit meinem Zettel weiter orientierte, stand plötzlich ein amerikanischer Offizier vor mir. Die Pistole hatte er schon schussbereit in der Hand. Meine fremdartige Uniform machte ihn unsicher. Erst als er feststellte, dass ich harmlos war, steckte er seine Pistole weg und sagte mir in gutem Deutsch, dass er ein Jude sei. Das Eis war gebrochen und ich erzählte ihm von meinem guten Freund namens Oppenheimer. Wir hatten auf dem Weg ein interessantes Gespräch und ich erfuhr, dass er einen hohen Beamten der Stadt Stuttgart besuchte.

Als ich an dem gesuchten Haus ankam, dessen Dach schon repariert war, fühlte ich mich sehr müde. Beim Türeöffnen freute sich meine Mutter riesig. Gleichzeitig bemerkte ich ihre Sorgenfalten und einen gewissen Schreck. Zuerst dachte ich, dass dies von der komischen Uniformjacke herrühre, in der ich vor ihr stand. Der Grund ihres Bedrücktseins wurde mir erst klar, als ich unser „neues“ Zuhause betrat. Durch die mit Brettern zugenagelten Fenster kam nur wenig Licht.

Mutter führte mich in das Schlafzimmer, weil ich mich dringend hinlegen musste. Zwei Matratzen lagen auf dem Boden. Mein Vater hatte aus Brettern einen Holzrahmen darum gemacht. Ein paar Kisten standen senkrecht aufeinander. Aus den Deckeln hatte Vater ein Regal gebaut. Über die Kisten hatte er eine Stange gelegt, an der die wenigen geretteten Kleider meiner Eltern hingen. Bei aller Ärmlichkeit: Endlich war ich zu Hause.

Nachkriegs-Festmahl zwischen Kisten

Am Abend kam Vater mit meinem Bruder von der Arbeit zurück. Die ganze Familie konnte endlich wieder zusammen sein. Welche Freude, welches Staunen! Es gab endlos viel zu erzählen und zu danken. Trotz des Ausgebombtseins freuten wir uns, überlebt zu haben. Mein Vater befestigte zwei kleine Holzkisten aufeinander, darauf einen großen Kistendeckel als Tischplatte. Jeder saß um diesen Tisch auf einer kleinen Kiste. Über uns hing an einem Kabel die einzige Glühbirne. Sonst gab es nichts in diesem Raum.

Von einem amerikanischen Offizier brachte mein Vater ein Geschenk mit. Es war ein Laib Weißbrot, dazu eine 700 Gramm schwere Büchse mit Thunfisch. Mutter kochte einen großen Topf voll Pfefferminztee dazu. Wir hatten keinen Büchsenöffner. Mit einem Hammer schlugen wir ein Loch in die Büchse. Solange einer festhielt, zog der andere mit einer Beißzange das Blech auseinander. Zum Glück gab es vier Becher, obgleich diese auch sehr beschädigt waren. Allerdings waren nur zwei ganze Teller verfügbar, deshalb aßen wir auf Pergamentpapier. Als Besteck besaß mein Vater ein Taschenmesser und auch ich hatte meines durch die ganzen Kriegswirren hindurchgerettet. Mein Bruder und Mutter hatten je einen alten Löffel. Das Festmahl, Thunfisch mit Weißbrot und Tee, auf Holzkisten sitzend, war unser großes Wiedersehensfest, von dem wir Jahre später noch dankbar sprachen. Die Eltern erzählten nun ausführlich, wie sie all die schweren Bombenangriffe überlebten.

Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde durch eine Sprengbombe das Untertürkheimer Haus, in dem wir gewohnt hatten, schwer beschädigt. Verschiedene Brandbomben setzten anschließend das Dach in Brand. Zum Glück musste mein Vater in dieser Nacht nicht im Rüstungsbetrieb in Kornwestheim sein. Er erkannte sofort, dass das Haus mangels Löschmöglichkeit abbrennen würde.

Als letzten noch sicheren Zufluchtsort vermutete er die Waschküche unter den Garagen. Sie hatte eine stabile Betondecke. Da sie ebenerdig

mit unserer Wohnung lag, hatten meine Eltern einige Möbel, Einrichtungsgegenstände, Geschirr und Kleider dorthin gerettet. Als das brennende Haus zusammenstürzte, konnten sie gerade im letzten Moment noch ins Freie flüchten. Der Zugang zur Waschküche wurde verschüttet. Mein Vater hatte an der Schulter eine große Schnittwunde. Meine Mutter traf ein brennendes Holzstück auf den Kopf. Dankbar, dass sie noch lebten, sind sie beide verletzt während dieser Nacht vier Stunden durch die Weinberge am Neckar entlang nach Esslingen marschiert. Im Morgengrauen trafen sie bei der Schwester meiner Mutter ein. Es ist ein Wunder, dass sie trotz ihren Verletzungen alles so gut überstanden. Wir hofften natürlich, dass wir irgendwann die Möglichkeit haben würden, diese Habseligkeiten aus der zugeschütteten Waschküche wieder in Besitz zu nehmen. Erst nach zwei Jahren sollte dies endlich möglich werden.

Esslingen war während des ganzen Krieges als Lazarettstadt ausgewiesen, in der auch englische und amerikanische Kriegsgefangene behandelt wurden. Deshalb gab es dort kaum Luftangriffe. Meine Tante war entsetzt, denn Mutter hatte schwere Brandverletzungen am Hinterkopf, im Nacken und auf dem Rücken. Vater wurde an der Schulter genäht und pflegte dann viele Wochen meine Mutter. Wieder in den Rüstungsbetrieb nach Kornwestheim zu gehen war für ihn sinnlos, denn die Amerikaner standen bereits 50 km vor Stuttgart. Als diese beim Einmarsch zur Zentralschmiede Kornwestheim vordrangen, suchten sie sofort den Direktor, also meinen Vater, und kamen deshalb auch nach Untertürkheim zur früheren Wohnung der Eltern. In der Umgebung des abgebrannten Hauses konnten sie nur erfahren, dass nach dem schweren Luftangriff wahrscheinlich alle tot seien. Wenn die kämpfenden Truppen der Amerikaner bzw. die Militärpolizei Vater aufgespürt hätten, wäre es ihm sicher sehr schlecht ergangen.

Nach Wochen konnte meine Mutter wieder aufstehen und die Verhältnisse normalisierten sich ganz langsam. Mein Vater meldete sich in der Reichsbahndirektion beim damaligen Präsidenten Dr. Gugel. Da aus der Nazizeit hier nichts gegen ihn vorlag, wurde er als „Direktionsassistent“ sofort eingestellt. Er musste als erste größere Aufgabe gemeinsam mit amerikanischen Offizieren dafür sorgen, dass die Eisenbahnlinien für den Personen- und Güterverkehr möglichst schnell wieder funktionsfähig wurden.

Wir konnten es kaum fassen: Im Mai 1945 war mein Vater noch als Kriegsverbrecher von den Amerikanern gesucht, und nur zwei Monate später organisierte er mit ihnen die Reparatur zerstörter Bahnlinien! Des öfteren hatte er, so wenige Wochen nach Kriegsende, im Zusammensein mit den früher bekämpften Feinden unter schweren Spannungen zu leiden. Vorsichtshalber setzte er sich bei Besprechungen möglichst weit weg von den Waffen, welche die Offiziere mit sich trugen, um nicht im Affekt plötzlich danach greifen zu können. Ein Offizier verstand sich bald sehr gut mit meinem Vater und dieser spendierte unser erstes „Festmahl“.

Auch die Geschichte meines Bruders Rolf war ungewöhnlich. Mit seinem eingeschränkten Sehvermögen wurde er als Sanitäter ausgebildet und kam als solcher in Polen zum Einsatz. Aus welchen Gründen er dann zurück in eine Kaserne nach Ulm zur Weiterbildung als Infanterist befohlen wurde, wusste er nicht. Beim Gewehrreinigen blieb ihm der Reinigungsdocht im Gewehrlauf stecken. Der Feldwebel begriff seine umständlichen Bemühungen mit dem Gewehr nicht und kommandierte ihn an eine andere Aufgabe. Zum Glück erstattete ein anderer Soldat Meldung, dass das Gewehr nicht in Ordnung sei. Die sofortige Untersuchung erbrachte den verstopften Gewehrlauf.

Mein Bruder wurde daraufhin wegen Sabotage in der Ulmer Kaserne in das Kellergefängnis gesteckt. Wenn jemand mit dem verstopften Gewehr zu schießen versucht hätte, wäre dieses zerrissen und der Schütze mit Sicherheit schwer verletzt worden. Die Kompanie wurde zwei Tage nach seiner Inhaftierung überraschend nach Norwegen abkommandiert. Meinen Bruder hatte man in der Eile des Aufbruchs vergessen. Das Schiff, mit dem seine Kameraden nach Norwegen fuhren, wurde auf hoher See von den Engländern torpediert, und im Sturm ertranken alle in der Nordsee. Auf wunderbare Weise war durch diesen Aufenthalt im Gefängnis auch sein Leben verschont geblieben.

Kurz vor Kriegsende sollte eine neue Kompanie zusammengestellt werden, die Ulm gegen die anrückenden Amerikaner zu verteidigen hatte. Ein Hauptmann erkannte den sinnlosen Befehl und zog sich mit seinen Männern in die Dörfer der Schwäbischen Alb zurück. Dort befahl er allen, nach Hause zu gehen. Meinem Bruder, für dessen Behinderung er Verständnis zeigte, besorgte er bei einem Bauern Zivilkleider und riet ihm, als Zivilist mit zwei Kameraden in Richtung Stuttgart nach Hause

zu gehen. Nachdem sie die ganze Nacht in Richtung Südwesten durchmarschierten, schliefen sie am Rande eines Feldweges.

Rolf erwachte am hellen Morgen. Vor ihm stand ein amerikanischer Panzer. Ein Soldat war ausgestiegen und hatte ihn wachgerüttelt, denn er versperrte schlafend den Weiterweg des Panzers. Da seine zwei Kameraden längst über alle Berge geflohen waren, wanderte er allein weiter und erreichte nach drei Tagen und Nächten Esslingen. Dort suchte er Unterschlupf bei unserer Tante, bei der schon die ausgebombten Eltern sich aufhielten. Da er gut Schreibmaschine schreiben konnte, wurde er bald als Schreibkraft in der Eisenbahndirektion Stuttgart beschäftigt, wo auch mein Vater bereits arbeitete.

Mehrfach betonte unser Vater bei dem „Festmahl“ seine Dankbarkeit für die Führungen und Bewahrungen Gottes. Er hatte nicht mehr zu hoffen gewagt, dass seine Familie nach diesem grausamen Krieg noch einmal vollzählig beisammen sein könnte. Über Hintergründe und Geschehnisse der 12 Jahre des Großdeutschen Reiches wurde lange, lange nicht gesprochen. Dies möchte ich persönlich in den folgenden beiden Kapiteln nachholen, so gut ich eben kann.

„Normalbürger“ im Dritten Reich

Ich wurde in den letzten Jahren wiederholt gefragt, wie wir diesen Hitler-Terror nur aushalten konnten und mit einem gewissen Vorwurf kam die Frage, warum wir uns nicht gewehrt haben? Man geht davon aus, dass eine Gegenwehr doch möglich gewesen wäre und vielleicht auch Erfolg gehabt hätte. Nun – ich persönlich habe in meinem Umfeld die Anfänge des Dritten Reiches ja durchaus positiv erlebt. Meine Eltern und auch die Nachbarn, die ich kannte, waren froh, nachdem die durch Nachkriegszeit, Inflation und den Vertrag von Versailles entstandene allgemeine Not in Deutschland alles niedergedrückt hatte, nun eine geordnete Zukunftsperspektive zu finden. Wohltuend hob sich die neue Ordnung gegen das Chaos in der demokratischen Weimarer Republik ab!

In ganz Deutschland wurde es als bahnbrechende Tat Adolf Hitlers gefeiert und anerkannt, als er sich weigerte, die Reparationen an die Siegermächte weiter zu bezahlen. Das deutsche Volk blutete ja aus und verarmte. Den Versailler Vertrag empfand die Bevölkerung als tiefe Demütigung und Ungerechtigkeit. Deshalb wurden alle Bemühungen des Führers, diesen Vertrag rückgängig zu machen, positiv begrüßt und als gerechtfertigt empfunden. Viele Politiker, die an den Verhandlungen teilgenommen hatten, waren sich über die weitreichenden Folgen von Versailles im Klaren: Es war gefährlicher Nährboden für einen neuen Krieg! Diese politische und wirtschaftliche Bürde zog sich nach dem Ersten Weltkrieg als eine untragbare Last durch die Weimarer Republik. Nicht nur dass die Reparationsforderungen finanziell von Deutschland keineswegs geleistet werden konnten – ganz zu schweigen von den nicht zu erbringenden Sachleistungen.

Alle Menschen, die mir in der Jugendzeit begegneten, wussten nichts Genaueres über Terror und Vernichtungslager. Man konnte und wollte sich so etwas auch einfach nicht vorstellen. Die Tatsache der strengsten Geheimhaltung seitens der Nazis ist geschichtlich erwiesen. Der normale deutsche Bürger war und ist nicht antisemitisch eingestellt. Ich kann

mich z.B. noch gut an ein Gespräch meiner Eltern erinnern, in dem sie sich darüber unterhielten, dass einige jüdische Ärzte in Stuttgart ein besonders hohes Ansehen genossen. Man war allgemein von der überragenden Intelligenz der Juden überzeugt und nahm keinen Anstoß daran, wenn Juden in leitender Stellung waren. Vater erzählte oft vom Ersten Weltkrieg. Er hatte als Unteroffizier in seiner Gruppe zwei Juden, die er sehr schätzte und von denen er nur Positives berichtete.

Gläubige Christen, kritische, hoch gebildete Bürger und sogar Marxisten waren im Übrigen schon wenige Monate nach der Machtergreifung von Hitlers unleugbaren Leistungen und nicht abreißen den „Wundertaten“ verblüfft. Wenn sie anfänglich dagegen waren, fragten sie sich jetzt, ob sie sich denn in der Beurteilung nicht gründlich geirrt hätten. Sie mussten zur Kenntnis nehmen, was vor ihren Augen geschah. Alles hatte sich positiv verändert, die Wirtschaft und auch die Moral. In wenigen Jahren geschah Unmögliches. Dass dies alles von Anfang an auf Krieg und Massenmord hinauslief, überstieg die Vorstellungskraft der über 90 % des deutschen Volkes, die Hitler aktiv oder passiv unterstützten. Ich glaube, die wenigsten der Bürger waren 1933 bereits überzeugte Nationalsozialisten. Sie wurden aber systematisch und rasch zu Hitleranhängern „gleichgeschaltet“. Widerstand gegen den positiven Fortschritt wurde nicht geduldet. Das Volk stand bis auf wenige Ausnahmen hinter diesem Führer, nicht nur wegen der Propaganda „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“, sondern auch wegen seiner greifbaren Erfolge und Leistungen.

Als Standbein der nationalsozialistischen Bewegung gab es ja im evangelischen Bereich die ganz vom Führer überzeugten „Deutschen Christen“. Auch die katholische Kirche war zu Beginn für Adolf Hitler. Der Papst und führende Geistliche unterstützten den deutschen Machthaber und seine Ziele in vieler Hinsicht, wohl in der Hoffnung ein Bollwerk gegen den gottlosen Kommunismus aufzubauen.

Wir waren auch Zeugen von Adolf Hitlers politischen Fähigkeiten, z.B. als er im Sommer 1938 mit den wichtigsten Völkern Europas den Viermächtepakt zustande brachte. Dieses „Münchener Abkommen“ wurde unterzeichnet vom Führer sowie von

*Duce Mussolini für Italien,
Premier Chamberlain für Großbritannien und
Premier Daladier für Frankreich*

In ganz Europa feierte man dieses Schriftstück als Friedensgarantie. Auch meine Eltern und alle Menschen in unserer Gegend waren begeistert und freuten sich, dass nun die drohende Kriegsgefahr abgewendet schien.

Um so mehr entsetzten wir uns wenige Monate später über die in allen deutschen Städten brennenden Synagogen. Die Ausschreitungen in der sogenannten Reichskristallnacht im November 1938 wurden von dem normalen Bürger zwar als erschreckende Ungeheuerlichkeit empfunden und mit Sorge registriert. Die meisten Menschen in unserer Gegend hatten keine ausgeprägte Meinung über die deutschen Juden, die ja nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung ausmachten. Mit knapp etwas über 500.000 Personen fielen sie unter den 60 Millionen Deutschen rein zahlenmäßig nicht ins Gewicht. Die politische These, die ab 1933 zunehmend lautete: „Die Juden sind unser Unglück“ wurde bei vielen als unsinnige Propaganda aufgefasst und nicht wirklich ernst genommen.

Nur wenige wurden durch die Gewalttaten hellwach und alarmiert. Aber auch diese erkannten keine Chance, sich wirkungsvoll aufzulehnen. Sie sahen sich dem allumfassenden Druck des neu organisierten Systems hilflos gegenüber. Wir gingen mehr oder weniger achselzuckend davon aus, dass die Juden eben „nur“ in geeignete Städte umgesiedelt werden mussten, z.B. nach Warschau.

Was ich insbesondere als Kind empfand, war die eiserne Ordnung, die rasch in allen Bereichen des Lebens eintrat. Die meisten Menschen waren überzeugt, dass der wirtschaftliche Aufschwung und die Verminderung der Arbeitslosigkeit ab 1933 entscheidend der neuen Reichsregierung zu verdanken waren. Die technische und industrielle Entwicklung in Deutschland war im Vergleich mit anderen Industrieländern sehr hoch. Das Unternehmen „Kraft durch Freude“ galt in der Bevölkerung als eine weltweit vorbildliche Organisation. Durch diese nämlich war es auch dem normalen Bürger möglich, günstige Ferienreisen zu unternehmen. Man empfand das Rechtsleben in Ordnung. Die Kenntnis von unrechtmäßigen politischen Prozessen und von Verfolgungen blieb dem einfachen „Volksgenossen“ verschlossen und wurde totgeschwiegen.

Die Bildungs- und Förderungschancen eines Schülers oder einer Schülerin hingen allein von der geistigen Anpassungs- und Leistungsfähigkeit sowie den Begabungen des Betreffenden ab. Man war stolz auf

die Werte und Tugenden, die von der Regierung verlangt wurden. Pflichterfüllung, Kameradschaftlichkeit, persönliche Disziplin, Treue, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, persönliche Ehre, sowie Mut und Tapferkeit waren meist für jedermann erstrebenswert! Zumindest in der Vorkriegszeit galten die Meldungen der deutschen Presse und des Rundfunks als Wahrheit. Das Vertrauen in die Sicherheit der Währung war hoch. Das Ideal der Volksgemeinschaft wurde von der Bevölkerung in der Regel hoch angesehen. Dass der „nordische Mensch“ allen anderen überlegen sei, war für uns Kinder ein erlerntes Wunschdenken.

Der Kriegsausbruch bedeutete für viele nicht nur Grund zur Begeisterung, sondern auch zu versteckter Sorge, wenn nicht sogar Niedergeschlagenheit. Der Beginn des Feldzugs gegen Russland und die Ausweitung des Krieges waren unerwünscht, denn viele hofften immer noch auf einen baldigen Frieden. Die Vernichtung der sechsten Armee in Stalingrad wurde als große Katastrophe gewertet, und insgeheim äußerte mancher, dass der Krieg nun verloren sei.

Die Luftangriffe der Briten und Amerikaner auf deutsche Städte wurden als Terrorangriffe betrachtet, die den Zweck hatten, die Moral der deutschen Bevölkerung zu zerbrechen. Das Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 war der Versuch, durch Ausschaltung des Führers den Krieg zu beenden. So wurde es auch von vielen verstanden. Aber der Einzelne erlebte sich diesem perfekten, organisierten und überwachten System ausgeliefert und machtlos. Aus Erfahrung wussten alle, dass jede kritische Äußerung unweigerlich harte Strafen wegen Wehrkraftzersetzung zur Folge hatte.

Ich kann mich nicht erinnern, dass man sich über die Preise für Lebensmittel und Hausrat besonders unterhielt, denn diese waren als angemessen eingeschätzt und auch der zur Verfügung stehende Wohnraum galt als ausreichend. Das übliche Arbeitsentgelt, der Lohn oder das Gehalt wurde rechtens angesehen. Die Arbeitnehmer empfanden sich nicht als ausgebeutet. Die Arbeitsmoral und Arbeitsdisziplin war sehr hoch. Die üblichen Tage für Freizeit und Urlaub galten als ausreichend. Die „Deutsche Arbeitsfront“ stand im Interesse der Arbeitnehmer und die Unterstützung bei Erkrankung und besonderen Notlagen wurde in der Regel als gut eingestuft. Sogar die neue Errungenschaft, das Radio, das mit Hilfe des „Volksempfängers“ in jeden Haushalt kam, wurde als eine große soziale Verbesserung geschätzt. Das Gesundheitswesen wurde per-

fektioniert (und im Grunde nach dem Krieg nur wenig verändert fortgeführt – heute wegen der fehlenden marktwirtschaftlichen Ausrichtung eine große, kaum zu bewältigende Last!).

Den grün uniformierten Polizisten betrachtete man tatsächlich als „Dein Freund und Helfer“. Und jedermann fühlte sich zur Mithilfe verpflichtet, bei dem Bemühen um Ruhe und Ordnung. Die Frau galt im Allgemeinen als sittliches Vorbild und wurde als Frau und Mutter geehrt.

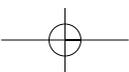
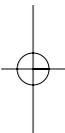
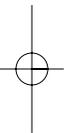
Viele Werte und Tugenden des deutschen Volkes entstanden nicht allein durch den Nationalsozialismus, sondern sie basierten auf den alten Traditionen der großteils christlich geprägten Bürger. Sie waren nicht Erfindungen des Nationalsozialismus, sondern lagen schon in der Kindererziehung, die alle unsre Vorfahren geprägt haben. Diese lassen sich einfach durch Begriffe auflisten wie Pflichterfüllung, Kameradschaftlichkeit, persönliche Disziplin, Treue, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft, persönliche Ehre, Mut und Tapferkeit, Härte gegen sich selbst, Bescheidenheit und Selbstlosigkeit. Sie wurden dann von der braunen „Bewegung“ verstärkt und systematisch umgewertet und propagandistisch sehr geschickt für ihre Zwecke ausgenutzt. Nur ganz wenige begriffen das Ausmaß der Verführung. Kaum jemand hatte den Eindruck, in einer Schreckensherrschaft zu leben, sondern man empfand alles recht wohl geordnet, sogar noch in der ersten Hälfte des Krieges.

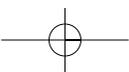
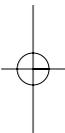
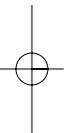
In der SS-Ausbildung hatte ich ja viele doktrinäre Vorträge anhören müssen. Ich weiß, dass es hoch gebildete Menschen gab, die sich bemühten, einen nationalsozialistischen Mythos aufzubauen. Als praktisch Begabtem fiel es mir sehr schwer, diese theoretischen Gedankengebäude aufzunehmen. Es gab ein Buch von Rosenberg „Mythos des 20. Jahrhunderts“, aus dem uns immer wieder Begriffe und Gedankenstrukturen gepredigt wurden. Wir zeigten uns nicht bereit, diese Dinge bewusst zu verinnerlichen. Wir ließen es aber an uns „hinunterlaufen“.

Die notvolle Zeit vor Adolf Hitler hatte sich so sehr im Unterbewusstsein aller Deutschen eingepreßt, dass man für diejenigen kein Verständnis aufbrachte, die aus irgendwelchen Gründen eine Anti-Meinung hatten. Was man nach dem Krieg zu Recht als die „Schrecken des Hitler-Reiches“ so stark betonte, nahmen viele Volksgenossen lange nicht wirklich wahr, erst recht nicht die überzeugten Nationalsozialisten. Das Propaganda-Ministerium unter Josef Göbbels hatte dafür gesorgt, dass der Normalbürger bis zum Zusammenbruch nur positive Nachrichten von

Führer, Volk und Vaterland erfuhr. Im Radio wurde immer wieder über den „siegreichen Rückzug“ der deutschen Truppen berichtet. Verluste wurden nicht erwähnt. Man berichtete von Wunderwaffen, z.B. von V2-Raketen und so genannten Kampftauchern, die das siegreiche Kriegsende in Kürze herbei führen würden.

Durch Luftangriffe und Mangel war der Kampf jedes Einzelnen ums Überleben so groß, dass keiner mehr Kraft und Ruhe zum Nachdenken hatte.





Teil 2

Nachkriegszeit: Studium, Familie, Beruf

In der Notwohnung meiner Eltern	210
Wiedersehen mit der Vorkriegsschulklasse und Abschied	214
Mein Besuch bei Kultusminister Hahn	216
Die Kriegsteilnehmerschulklasse und ihr Geschichtsbewusstsein	218
Religionsunterricht für Kriegsteilnehmer	224
Mein Hungerabitur	230
Heuernte und Genesung auf der Schwäbischen Alb	235
Die Entscheidung zum „gottgewollten Beruf“	240
Erstes Lehrjahr, Schmugglerabenteuer, Frondienste, fahrendes Volk ..	243
Ein Heiliger, Jesus Christus und Aberglaube	252
Das zweite Lehrjahr auf der Domäne Monrepos	261
Episoden einer hintertriebenen Heiratsvermittlung	269
Beginn des Studiums in Stuttgart-Hohenheim	280
Der richtungsweisende Jungmännerkreis	285
Professor Dr. Karl Schiller	291
Zum ersten Mal verliebt – und geschockt!	294
Die Abenteuer des Baron-Chauffeurs „Fischer“	297
„Nüchterne“ Liebesgeschichte mit Fräulein Rosel	307
Mit Überraschungserfolgen zum Diplom	313
Drama um zwei Doktorarbeitsthemen	316
Das „Gerbera-Treffen“ und unsere Verlobung	322
Vergebliche und erfolgreiche Bewerbungen	324
Prüferalltag im Landesverband	328
Die Sache mit dem württembergischen Genossenschaftswein	331
Berufliche Krisen und Hochzeitsvorbereitungen	334
Unsere Ehe im Auf- und Ab der jungen Sanitär-Großhandlung	338

In der Notwohnung meiner Eltern

Nach unserem Wiedersehensfest begann sogleich der harte Alltag. Die ersten Nächte zu Hause schlief ich auf dem Boden bei meinen Eltern. Sie hatten dort eine Art Matratzenlager. Meine Mutter gab mir ihre Zudecke. Sie selbst lag unter einem alten Mantel, den sie geschenkt bekommen hatte. Zwischen dem Schlafzimmer meiner Eltern und dem Wohnzimmer befand sich das so genannte „Kinderzimmer“. Ein alter Liegestuhl diente meinem Bruder nachts als Ersatzbett. Damit er nicht fror, zog er sich immer einen alten Mantel an, den er in einem benachbarten Trümmerhaus fand. Er hatte sich daran gewöhnt, im Sitzen zu schlafen. In diesem Zimmer befand sich nichts außer dem Liegestuhl und einigen Nägeln an der Wand, an die er seine Kleider hängte. Für mich gab es lange Zeit keine eigene Bettstatt.

An die neue Umgebung gewöhnte ich mich schnell, musste aber meine Kräfte sehr einteilen. Wegen der Herzschwäche wurde auch tagsüber das Matratzenlager mein Lieblingsaufenthalt. Ich studierte dann, wenn es mir besser ging, in der Bibel meiner Großmutter. Dies war das einzige Buch im ganzen Haushalt.

Bei gutem Wetter zog es mich immer wieder hinaus ins Freie. Ich machte kurze Spaziergänge und erforschte die ganze Umgebung. Zwei Drittel aller Grundstücke in unserer Nachbarschaft waren unbewohnte Ruinen. Nach Überwindung der ersten Hemmungen interessierte mich dort alles. So fand ich heraus, dass in dem halb eingestürzten Haus nebenan sich eine Frau mit zwei kleinen Kindern im Keller eine Wohnung eingerichtet hatte. Das Gebäude über dem Keller war eingestürzt, aber nicht ausgebrannt. Unter den Trümmern fand sie immer wieder Gegenstände, die sie brauchen konnte. Wie ich vor dieser Hausruine stand und ihr beim Suchen half, fand sie gerade Unterwäsche und Socken ihres Mannes, der im Krieg gefallen war. Sofort schenkte sie mir all diese wertvollen Sachen. Meine Mutter bedankte sich am anderen Tag

bei dieser Frau herzlich, denn für jeden von uns drei Männern war bei dem Gefundenen etwas Brauchbares dabei.

Angeregt durch diese Erfahrung begab ich mich an den folgenden Tagen gezielt auf die Suche, um in den Trümmern etwas Nützliches zu finden. Die größte Einzelruine, die ich in der Nähe fand, gehörte einem reichen Fabrikanten. Dies erfuhr ich in einer halb aufgebauten Bäckerei in der Nachbarschaft. Nach einem schweren Luftangriff sei dieser in die Schweiz geflüchtet. Das Gelände war nicht nur ein Trümmerhaufen, sondern eine ganze Trümmerlandschaft. Vermutlich waren es einmal mehrere zusammenhängende Gebäude gewesen. Der Besitzer hatte Beziehungen zur Besatzungsmacht und stand bereits in Verkaufsverhandlungen mit der Stadtverwaltung Stuttgart. Alles sollte weggerissen werden und man wusste bereits von Plänen für eine größere Wohnsiedlung.

Auf diesem Anwesen stand ich staunend vor dem Blechdach einer ehemaligen Garage. Der Luftdruck hatte die Wände derselben weggerissen und das Dach saß fast unbeschädigt auf dem gesamten Garageninhalt. Ich fand zusammengepacktes Altpapier, hauptsächlich alte Zeitungen. Um mich wieder zu trainieren, machte ich jeden Tag drei Spaziergänge und schaffte in mühevoller Arbeit nach und nach viele Bündel von diesen trockenen und noch einwandfreien Zeitungen in unser Kinderzimmer. In einer Ecke bekam mein Bruder auf dem Boden ein 20 Zentimeter hohes Zeitungspapierlager als Bett, in der anderen Ecke entstand meine Schlafstätte auf dieselbe Weise. Weiter fand ich in der Garage alte, aber noch gut erhaltene leere Kartoffelsäcke. Meine Mutter konnte durch Zusammennähen für jeden ihrer Söhne eine dicke „Bettdecke“ herstellen, unter der wir mollig warm wurden. Eineinhalb Jahre haben wir auf diesen Zeitungsbetten mit Kartoffelsackdecke gut geschlafen.

Bei der weiteren Untersuchung des großen Trümmerberges entdeckte ich einen halb verschütteten Kellerabgang. Nach einigen Versuchen ließ sich die Türe öffnen, es war dahinter stockdunkel. Beim nächsten Erkundungsgang hatte ich Streichhölzer und eine Kerze dabei. Nach wenigen Metern versperrten Trümmer den Weg. Links von mir blickte ich durch eine Öffnung in einen noch erhaltenen kleinen Raum. Zu meinem Erstaunen fand ich unter dem Staub und Dreck die Reste einer Küche. Mit Hilfe eines Handwagens konnten mein Bruder und ich einen Elektroherd mit zwei Kochplatten, einen kleinen Spültisch, einen Küchen-

schränk mit noch brauchbarem Geschirr und Besteck, einen kleinen Tisch und zwei Hocker nach Hause schaffen. Sogar zwei Töpfe mit Kochdeckel bereicherten nun unseren Haushalt. Welche Schätze!

Dann fand ich lange Zeit nichts. Besonders interessierte mich aber immer wieder ein anderes Trümmerhaus, das wie ein großer Staubberg dalag. Vermutlich bestand dieses vorher aus lauter Hohlblocksteinen. Der Sog einer Luftmine hatte die porösen Steine zu Staub zerrissen. Früher war hier sicher die Werkstatt eines Elektroinstallateurs, denn ich fand Lichtschalter und Steckdosen, die total verdreckt aber noch intakt waren. Ich sammelte eine ganze Tasche voll in der Absicht, sie nach einer gründlichen Reinigung in unserer Notwohnung einzubauen. In jedem Zimmer hatten wir bisher nur einen Lichtschalter neben der Türe mit einer Steckdose und eine Glühbirnenfassung an der Decke. Dies war einfach zu wenig. Besonders in dem Raum, der als Küche dienen sollte, fehlte jegliche Elektrik. Vater ergänzte nun Schalter und Steckdosen.

Trotz aller Bemühungen konnte er aber keine elektrischen Kabel auf-treiben. Bei seiner Suche traf er einen Handwerker, der alle möglichen Reparaturen durchführte. Dieser zeigte großes Interesse an unseren Steckdosen und Schaltern und bot dafür Kartoffeln im Tausch. Die Aus-sicht auf ein solch nahrhaftes Geschäft spornte mich gewaltig an, mir noch mehr Mühe beim Suchen zu geben. Der Höhepunkt wurde erreicht, als Vater von einem Landmaschinen-Reparaturbetrieb den Auftrag bekam, ein Telefon zu suchen. Die alten Anschlüsse waren meist noch vorhanden, aber Telefone blieben eine echte Rarität. Tatsächlich fand ich in einem total zerstörten Haus einen noch brauchbaren Apparat.

Die Inhaberin des Landmaschinenbetriebes war überglücklich und lieferte uns daraufhin einen ganzen Zentner Weizen und 5 Kilogramm Schweinespeck. Das war paradiesisch. Meine Mutter wollte uns am Sonntag mit einem Festmahl verwöhnen. Leider bekamen wir alle nach dem Essen große Bauchschmerzen, denn zu lange hatten wir fettfrei leben müssen. Mit einer handbetriebenen Kaffeemühle, die schon bei meinen Großeltern gute Dienste leistete, machten wir aus dem Weizen Vollkornmehl und daraus herrliches Brot. Um das Mehl für einen Brot-laib zu mahlen, mussten wir beiden Jungs jeweils über eine Stunde lang kurbeln.

Bei den Erkundungsgängen begegneten mir öfters amerikanische Soldaten, die auf ihren kleinen Geländewagen oft denselben Weg durch

den Wald führen. Sie waren bewaffnet und es gab offensichtlich einen Grund, warum sie immer auf derselben Strecke patroullierten. Erstaunt sah ich ein schwarzes, etwa einen halben Zentimeter starkes Kabel, das entlang des Waldweges über den Baumästen hing.

An der Kreuzung war offensichtlich ein Verteiler, von dem aus die Kabel in verschiedene Richtungen weiter geführt wurden. Bei der Montage hatten sich die amerikanischen Soldaten sehr großzügig betätigt, denn in der Umgebung entdeckte ich lange Kabelreste. Nach einiger Zeit hatte ich eine dicke Rolle mit bestens isolierten Kupferkabeln gesammelt. Durch das schwere Gewicht war ich nur nach längeren Verschnaufpausen in der Lage, diese kostbare Last bis nach Hause zu befördern. Da wir auch einige alte, reparierbare Lampen gefunden hatten, konnte die gesamte Ausstattung unserer Notwohnung verbessert werden. Es gab ab sofort bei uns ausreichend Licht. Wie glücklich Mutter über diesen Fortschritt staunte! Ich war froh und dankbar, trotz meiner Schwäche helfen zu können.

Wiedersehen mit der Vorkriegsschulklasse und Abschied

Mein Gesundheitszustand war Anfang 1946 nach wie vor labil. Die Herzprobleme machten es notwendig, mich langsam zu bewegen. Durch einen zu weiten Weg, durch schnelles Treppensteigen oder sonst eine Anstrengung konnte es sein, dass ich wieder ein oder zwei Tage lang auf dem Zeitungsbett lag, um mich zu erholen. Mein Vater aber war unverdrossen sehr aktiv auf der Suche nach einer Weiterbildung für seinen Sohn. Immer wieder erkundigte er sich bei der Schule, in der ich zuletzt in Bad Cannstatt war, wann der normale Schulbetrieb wieder anfinke. Vom dortigen Hausmeister erfuhr er kurz nach Weihnachten, dass meine alte Schulklasse in der Gottlieb-Daimler-Schule ab Januar wieder unterrichtet werden sollte.

Die Straßenbahn brachte mich von unserer Wohnung am Kräherwald in Stuttgart-West nach Bad Cannstatt. Wie freute ich mich auf ein Wiedersehen mit den Schulkameraden! Zwischen lauter Trümmern stand unser stark demoliertes Schulgebäude. Die kaputten Fenster waren teilweise mit Brettern oder mit sogenanntem Rollglas abgedichtet. Die Hauswand zeigte noch reichlich Spuren von Bombensplittern. Trotzdem waren wir froh, dass dieses erinnerungsträchtige Haus noch stand und wir dort wieder zusammenkamen.

Der erste Schock jedoch war meine gesundheitliche Schwäche. Gerne hätte ich die Kameraden einzeln begrüßt, aber ich musste mich eine Weile hinsetzen, um nach der weiten Straßenbahnfahrt wieder Kraft zu schöpfen. Zwei Jahre zuvor war ich einer der Kräftigsten und nun war die Hauptsorge, dass ich mich ja nicht überanstrengte! Die Kameraden standen in Grüppchen und hatten einander viel zu erzählen. In den Klassenzimmern war es bitterkalt. Der Hausmeister hatte immerhin einen Kanonenofen aufgestellt, dessen Ofenrohr durch ein Loch am Rollglasfenster ins Freie führte. Als Erstes meldete er sich zu Wort und gab bekannt, dass es kein Heizmaterial gebe und dass jeder unbedingt am

kommenden Tag Holz und Kohle mitbringen müsse, damit das Klassenzimmer ein bisschen geheizt werden könne.

Ich saß frierend in der Ecke. Einzelne Kameraden versuchten mit mir zu reden. Von den ursprünglich 43 Schülern unserer Klasse waren erfreulicherweise 26 junge Männer wieder da. Zwölf waren für Führer, Volk und Vaterland gefallen. Einer kam auf zwei Krücken, denn er hatte nur noch ein Bein. Von zwei Schulkameraden wusste man, dass sie in russische, ein anderer in französische Kriegsgefangenschaft gekommen waren. Dass diese Mitschüler fehlten, tat uns richtig weh.

Am folgenden Tag sollte der Schulunterricht mit dem Ziel beginnen, die Klasse nach einem halben Jahr im Sommer 1946 mit einem sogenannten „Notabitur“ zu entlassen. Dieses kriegsbedingte Abitur gab die Berechtigung zu jedem Studium. Da die erforderlichen Kenntnisse aber meistens nicht vorhanden waren, wurden zwei Vorseмester für das betreffende Studium eingerichtet. Wir alle waren begeistert, nun bald eine Ausbildung und damit berufliche Chancen zu bekommen.

Im Treppenhaus begegnete ich einem Schüler aus der Klasse über mir. Ich erfuhr, dass er von den 39 Schülern vermutlich der einzige Überlebende sei! Er hatte alle Eltern seiner Freunde besucht, die er in der Umgebung ausfindig machen konnte. Auch hatte er schriftlich zusammengestellt, was aus ihnen geworden war und wo sie ums Leben kamen. Einige von diesen Neunzehnjährigen galten als vermisst. Er sagte mir, dass er nun in unsere Klasse käme und mit den Achtzehnjährigen sein Notabitur machen werde.

Mit letzter Kraft erreichte ich anschließend die Straßenbahnhaltestelle und fuhr heim. Halbtot fiel ich auf mein Zeitungsbett und konnte tagelang vor Schwäche nicht einmal mehr aufstehen. Damit war klar, dass ich nicht zum regulären Schulunterricht fähig war und kein Notabitur bekommen konnte.

Nach diesem traurigen Schulbesuch lag ich etwa vier Wochen im Bett. Den ganzen Winter 1946 über blieb ich zu Hause und trainierte bei kurzen und längeren Spaziergängen. Dabei begegnete ich einer früheren Lehrerin, die öfters bei uns Luftwaffen Helfern Deutschunterricht erteilt hatte. Sie wohnte auch in Stuttgart West und ich konnte von ihr verschiedene Schulbücher ausleihen, die ich mit Begeisterung las. Aber völlig unklar blieb, wie es mit mir nur weiter gehen sollte.

Mein Besuch bei Kultusminister Hahn

Im Frühjahr 1946 brachte Vater die überraschende Nachricht, dass im Westen Stuttgarts in der Schickhardt-Oberschule eine Kriegsteilnehmerklasse zusammengestellt würde. Ich meldete mich dort beim Rektor. Als er mein Anliegen hörte, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Zu seiner Entschuldigung muss ich sagen, ich war 18^{1/2} Jahre alt und sah wesentlich jünger aus. Auch hatte ich äußerlich keine Kriegsverletzungen wie viele andere. Er schrie mich an: „Eine Kriegsteilnehmerklasse ist doch kein Kindergarten“. Natürlich könne ich bei ihm in die Schule gehen. Zuerst in die siebte Klasse und eben nach der neunten Klasse wäre ich in der Lage, viel Fleiß vorausgesetzt, ein Abitur abzulegen. Traurig zog ich nach Hause. Meine früheren Schulkameraden bekamen in wenigen Wochen ihr Notabitur. Ich sollte noch drei Jahre in die Schule gehen und war doch gesundheitlich zum regelmäßigen Schulbesuch gar nicht in der Lage.

Nach dem unfreundlichen Verhalten dieses Rektors der Schickhardt-Schule vermutete ich, dass es für ihn vielleicht ein zu großes Problem bildete, seine Kriegsteilnehmerklasse zu organisieren. Vielleicht war er von den kriegserfahrenen Männern, die da zusammenkamen, auch überfordert. Er machte es sicher ohne jegliche Begeisterung, nur weil es ihm von der vorgesetzten Behörde befohlen wurde. Ich überlegte, dass das Kultusministerium auch in meiner Angelegenheit das letzte Wort sprechen könnte. So ging ich an einem schönen Frühjahrmorgen 1946 dorthin. Das alte Gebäude, umgeben von großen Bäumen gefiel mir. Hinter der Eingangstüre saß eine Dame, die mich wohlwollend nach meinem Begehren fragte. Offensichtlich kamen nicht viele unangemeldete Besucher hierher und vermutlich auch keine Menschen meiner Altersklasse. Mit kühner Selbstverständlichkeit antwortete ich, dass ich den höchsten Mann dieses Hauses sprechen wolle. Überrascht erklärte sie: „Das ist der Herr Kultusminister Hahn, er hat sein Büro im zweiten Stock.“ Allen Mut zusammennehmend eilte ich die Treppe hinauf und stand zaghaft vor dem Vorzimmer. Leise klopfte ich an und trat ein.

Die Sekretärin staunte ebenso über diesen jungen Burschen. Mein Aufzug war nicht alltäglich, denn ich hatte immer noch die Galajacke eines italienischen Offiziers an. Auf ihre Frage sagte ich stramm: „Ich möchte den Herrn Kultusminister Hahn in einer persönlichen Angelegenheit sprechen.“ Sie zögerte, während aus der offenen Tür eine freundliche Stimme ertönte: „Bitte kommen Sie gleich zu mir herein.“

Ich saß einem väterlichen Mann gegenüber, der mich sehr freundlich empfing und sich nach meinem Anliegen erkundigte. (Wie ich später erfuhr, war Kultusminister Prof. Dr. Wilhelm T. Hahn der Sohn des Pfarrers Traugott Hahn, der im Baltikum 1919 als Märtyrer in bolschewistischer Gefangenschaft starb). Aufgeregt, aber so höflich wie irgend möglich, stellte ich mich als Schüler und Kriegsteilnehmer vor. Lächelnd wollte er nun meinen ganzen Werdegang erfahren. Ich erzählte ihm von den Wehrpsychologen, meiner SS-Ausbildung, dem Stellungsbefehl zur SS, von der Luftmine und dem Lazarett und auch von meinem jetzigen labilen Gesundheitszustand. Er betrachtete mich mit Hochachtung und bat um meine Schulzeugnisse. Diese studierte er mit Staunen, denn meine von der SS geschönten Zeugnisse waren überdurchschnittlich gut. Ich berichtete ihm ehrlich, dass die SS-Führung in Stuttgart über meinen Beurteilungen wachte und die Lehrer sich dort verantworten mussten, wenn sie mir eine schlechte Note gaben. Er meinte, dass die Psychologen sicher recht hatten, wenn sie mir eine besondere Beurteilung zukommen ließen. Es sei nun meine Aufgabe dafür zu sorgen, dass ich als überdurchschnittlicher Schüler das Abitur in der Kriegsteilnehmerklasse bestehen würde.

Er entließ mich mit dem Versprechen, eine Verfügung des Kultusministeriums zu erlassen, dass ich als Kriegsteilnehmer in die neu gegründete Abiturientenklasse aufgenommen werde. Außerdem würde er darin vorschreiben, dass ich jederzeit wegen meiner Herzprobleme beim Unterricht, auch tagelang ohne Entschuldigung fehlen dürfe. Bei der Verabschiedung versprach er mir eine Ausfertigung seines Schreibens, das ich innerhalb der nächsten Tage durch die Post zugestellt bekäme. Eine Woche danach sollte ich zum Unterricht in der Schickhardt-Oberschule erscheinen. Er betonte ausdrücklich, dass ich bei etwaigen Problemen ihm sofort berichten müsse. Welch ein Gottesgeschenk für mich!

Die Kriegsteilnehmerschulklasse und ihr Geschichtsbewusstsein

Nach Erhalt einer Kopie der Ministeranordnung begab ich mich wieder auf das Rektorat der Schickhardt-Schule. Der Rektor ließ mich einfach stehen. Endlich ging ein Lehrer mit mir in das Klassenzimmer. Es war gerade Pause und die meisten Teilnehmer standen im Schulhof. Ein Schüler, der noch an seinem Platz saß, erhob sich und begrüßte mich freundlich in einem fremdartigen Dialekt. Er bedeutete mir, dass neben ihm für mich frei sei. Offensichtlich war er froh, einen Nebensitzer zu bekommen. Wie sich dann herausstellte, stammte er aus Kiew in der Ukraine. Seine Eltern waren in den Kriegswirren ums Leben gekommen und er hatte sich, obwohl er nicht Soldat war, russischen Kriegsgefangenen angeschlossen, die nach Deutschland abtransportiert wurden. Er meinte, dass ihm dies das Leben gerettet hätte, denn wenn er geblieben wäre, wäre er sicher verhungert. Bei einem Luftangriff der Amerikaner auf Stuttgart hatte er seinen linken Arm verloren. Deshalb lebte er nun in einer von den Amerikanern betreuten Unterkunft, in der er versorgt wurde. Die amerikanische Militärverwaltung hatte verfügt, dass er in der Kriegsteilnehmerklasse sein Abitur machen dürfe und es war ihm in Aussicht gestellt worden, auf Kosten der Amerikaner in Deutschland zu studieren.

Als die anderen aus der Pause kamen, nahmen sie von mir keine besondere Notiz und ich staunte, was für Männer hier zusammentrafen. Es waren alles langjährige Kriegsteilnehmer, denen man ansah, dass sie ungeheuerliche Schicksale hinter sich hatten. Die drei ältesten Schüler waren 30, 31 und 33 Jahre alt. Bei den meisten konnte ich ihre Vorgeschichte nicht erfahren, denn sie waren sehr verschlossen und teilweise verbittert. Sofort fiel mir auf, dass einige sportlich, äußerlich gesund und kräftig aussahen, im Gegensatz zu mir. Teilweise trugen sie deutliche Spuren von Kriegsverletzungen, wie Streifschüsse und Knochenbrüche. Einer hinkte mit seinem verletzten Bein. Ein anderer hatte nur ein Auge.

Alle waren aufmerksam und zielstrebig. Schon am ersten Tag konnte ich meine Mitschüler in zwei Gruppen einteilen. Die einen waren für mich unnahbar und gingen mir das ganze Schuljahr über aus dem Weg. Die andere Hälfte war kameradschaftlich und aufgeschlossen. Zur „verschlossenen“ Gruppe gehörte der 33-jährige. Er hatte eine junge, hübsche Frau, die öfters den Vater mit ihren zwei Kindern zur Schule begleitete. Ein anderer war verbissen und erinnerte mich sehr an meine SS-Ausbilder. Ein etwa 28-jähriger war immer sauber angezogen, beobachtend und zurückhaltend. Einmal hörte ich, wie er zu einem andern sagte, er wolle auch Politiker oder ein hoher Staatsbeamter werden wie sein Vater. Des öfteren wurde er mit einem Auto vor der Schule abgeholt. Zufällig hörte ich, wie einer dem andern berichtete, dass er sich durch die Vermittlung dieses Schulkameraden bei einer Dienststelle der Militärregierung für einen Nebenjob mit Erfolg beworben hätte.

Bei den für mich Fremdartigen gab es zwei Freunde, die in ihrer Freizeit einen schwunghaften Schwarzhandel betrieben. Treffpunkt war für sie der Schlossplatz in Stuttgart. Der Unauffälligste und Kleinste konnte sich offensichtlich perfekt mit amerikanischen Soldaten verständigen. Von ihnen kaufte er Zigaretten sowie in den Lebensmittellagern gestohlene Waren. Die brachte er gemeinsam mit einigen Hintermännern zu zahlungsfähigen Interessenten.

Echte Kameradschaft entwickelte sich zwischen mir und einem früheren Kampfflieger, der zuletzt in der Verteidigung des Luftraums über Deutschland eingesetzt war. Kurz vor Kriegsende wurde beim Angriff der Amerikaner auf Friedrichshafen sein Flugzeug in 5000 Meter Höhe in Brand geschossen. Schwerverletzt stürzte er mit dem Fallschirm nahe dem deutschen Ufer in den Bodensee. Dort wäre er wahrscheinlich ertrunken, wenn nicht ein beherztes Mädchen aus Stuttgart, das wegen der Luftangriffe bei Verwandten dort lebte, seinen Absturz bemerkt hätte. Mit einem kleinen Boot kam sie ihm rechtzeitig zu Hilfe und zog ihn aus dem Wasser. Im Krankenhaus in Friedrichshafen wurde er behandelt und anschließend von den Verwandten dieses Mädchens aufgenommen. Wie er sagte, seien sie nun ein glückliches Ehepaar. Im Krieg war er mit Leib und Seele Flieger. Aber diese Laufbahn hatte auf lange Zeit keinerlei Aussichten und außerdem war ein Bein durch den Durchschuss etwas kürzer.

Nachdem der Vater seiner Retterin als Bankdirektor arbeitete, kam er in die Kriegsteilnehmerklasse, um nach dem Abitur (hoffentlich) dasselbe

zu werden. Sein besonderer Wunsch an mich war, dass ich nie seiner Frau und seinen Schwiegereltern begegnen sollte. Wenn er mich als Schüler der Kriegsteilnehmerklasse vorgestellt hätte, wäre dies bestimmt eine Art Herabsetzung für ihn als älteren Kameraden gewesen. Ich war erst 18 Jahre alt und im Vergleich zu den kriegserfahrenen Männern ein Grünling. Dies war auch sicher einer der Gründe für die oft so spürbare Distanz seitens der Älteren.

Verschiedenartige Lehrer

Anfangs lauschten wir alle kritiklos den Ausführungen der Lehrer. Ein würdiger älterer Herr hielt den Mathematikunterricht. Er behandelte uns mit großer Hochachtung und Zuvorkommenheit und zeigte mit den Einzelnen enorme Geduld. Der Deutschlehrer war das Gegenteil. Er war kurz zuvor noch Hauptmann der Infanterie und kommandierte wie auf dem Kasernenhof: „Nehmen Sie Haltung an! Geben Sie eine kurze, klare Antwort auf meine Fragen!“ usw. Für Biologie und Erdkunde kam ein sehr junger Lehrer, der sich mit seinem ganzen Lebenslauf vorstellte. Er hatte bei Kriegsausbruch gerade seine Examen fertig, um in den Schuldienst zu gehen. Wie seine Schüler aus dieser Klasse war auch er an allen Fronten Soldat gewesen. Trotz mehrerer leichter Verwundungen war er voll einsatzfähig, und zeigte trotzdem großes Verständnis für jeden, dem es schwer fiel, nochmals die Schulbank zu drücken.

An den Geschichtslehrer kann ich mich besonders gut erinnern. Er setzte sich mit Hingebung für seine Schüler ein. Immer wieder übte er scharfe Kritik an der katholischen Kirche. Sie hätte nach seiner Meinung über Jahrhunderte versagt. Es wäre ihre Aufgabe gewesen, die Nächstenliebe über alles zu setzen, und auch Kriege zwischen christlichen Nationen, insbesondere zwischen Frankreich und Deutschland zu verhindern. Er versuchte, uns klar zu machen, dass nachdem die Christen im damaligen Römischen Reich nicht mehr verfolgt wurden, sie sich zu einer politischen und wirtschaftlichen Machtorganisation in der Katholischen Kirche zusammengeschlossen hätten.

Jeder der Klassenteilnehmer hatte durch seine eigene notvolle Vergangenheit vieles zu verkraften. Die Schule war für alle Neuland und jeder betrat sie mit dem Vorsatz, seinem Leben ein solides Fundament zu schaffen. Dies bewirkte eine allgemein schweigend-aufmerksame Teil-

nahme, vielleicht auch aus einer gewissen Unsicherheit heraus. Das änderte sich schlagartig, als nach etwa drei Wochen der Rektor in der Klasse erschien und uns eine Verordnung der amerikanischen Militärverwaltung vorlas. Darin wurde vorgeschrieben, dass alle alten deutschen Schulbücher wegen ihres nationalsozialistischen Inhaltes zu vernichten seien. Dafür sollten wir von Amerika Schulbücher erhalten, die allerdings in englischer Sprache gedruckt waren. Auch wurde festgelegt, dass in jeder deutschen Schulklasse Religionsunterricht von mindestens einer Schulstunde pro Woche stattzufinden hat. Der Rektor betonte, dass dies ausdrücklich auch für die Kriegsteilnehmerklasse gelte. In den Stundenplan wurde ab sofort je eine Stunde für katholischen und evangelischen Religionsunterricht aufgenommen.

Gegensätzliche Weltanschauungen

Der erste Unterricht wurde von einem Deutsch sprechenden amerikanischen Missionar abgehalten und alle waren mit großer Spannung dabei. Die Botschaft des Missionars begann mit der Bibel und mit Jesus Christus, der für die Sünden der Welt sein Leben gelassen hat. Die Rede war sehr anschaulich und im Klassenzimmer herrschte atemlose Stille. Alle zeigten durchaus Verständnis für seine Auffassung, dass der vergangene Krieg für die ganze Welt ein Unglück war und dass man von deutscher Seite doch hätte vieles besser machen sollen und sicher auch hätte machen können. Als er aber anfang zu erklären, dass die Amerikaner ein christliches, an Gott gläubiges Volk seien, gab es einen Aufstand. Zeitweise redeten alle durcheinander, bis dann einer das Wort ergriff und einen tadellosen Vortrag hielt, dessen Inhalt ich nicht vergessen habe und deshalb hier wiedergeben kann. Wie ein hauptberuflicher Reporter berichtete unser Mitschüler aus seiner damaligen Kenntnis:

„Nachdem die Alliierten die deutschen Unterseeboote durch ihre Radargeräte geortet und mit ihren Wasserbomben Zug um Zug vernichten konnten, waren Amerikaner und Engländer im Juni 1944 in Nordfrankreich gelandet. Der rasche Vormarsch dieser Truppen hatte den Krieg im Grunde bereits entschieden. Währenddessen produzierte aber die amerikanische Industrie weitere Waffen und lieferte auf dem nun sicheren Seeweg in großem Umfang Fliegerbomben nach Südengland. Obwohl Deutschland schon fast am Boden lag, gab der englische General

Harris den Befehl, diese Bomben zu entsorgen, und zwar durch den Abwurf auf die wehrlosen deutschen Städte. Als Beispiele seien hier nur Köln, Hamburg oder Dresden angeführt. Aus den Akten der amerikanischen Wehrmacht war bekannt, dass durch diese Bomben Hunderttausende Frauen und Kinder ums Leben gekommen waren.

Der sogenannte Morgenthau-Plan wurde von der nationalsozialistischen Propaganda während des Krieges allgemein bekannt gemacht. Dieser schrieb vor, dass nach dem Sieg der Alliierten alle deutschen Männer zwangssterilisiert werden sollten, um das deutsche Volk aussterben zu lassen. Damit sollten endgültig weitere Kriege verhindert werden. Auf deutscher Seite glaubte niemand ernsthaft an diesen Plan. Unsere kämpfenden Soldaten bemühten sich krampfhaft, nicht in russische Gefangenschaft, sondern nach Westen zu kommen. Sie rechneten mit der christlichen Nächstenliebe der Amerikaner und hatten Angst vor den brutalen, gottlosen Kommunisten.

Das Endergebnis war, dass etwa 2 Millionen Soldaten in russische Gefangenschaft gerieten. 5 Millionen dagegen kamen in die Hände der Alliierten. Diese schufen als Erstes in Heilbronn und Bad Kreuznach die im Volksmund bald so genannten „Todeslager“. Dorthin wurden alle verdächtigen Männer und Frauen gebracht, insbesondere Angehörige der Waffen-SS sowie naziverdächtige Zivilisten. Das Gelände wurde großflächig mit Stacheldraht umzäunt und bewacht, aber ohne ausreichende Versorgung mit Wasser, Lebensmitteln und Zelten. Es gab für die Gefangenen kaum Überlebenschancen. In der Zeit vom Kriegsende, im Mai 1945 bis Dezember 1945, starben in den beiden „Todeslagern“ viele tausend Deutsche, und kamen in Massengräber.

Andere gefangene deutsche Soldaten wurden in ähnlicher Weise in einem großen Auffanglager bei Remagen und in anderen Lagern fest gehalten. Auf ausdrücklichen Befehl des amerikanischen Generals Eisenhower wurden Wasser, Lebensmittel und Medikamente, sowie Kleider, Decken und Zelte äußerst knapp gehalten, obwohl diese, wie man weiß, vorhanden waren. Eisenhower, der den Deutschen sehr kritisch gegenüberstand, erklärte seinen Offizieren angeblich, dass es zwei Millionen zu viele deutsche Gefangene seien. Leise sagte unser Mitschüler zum Abschluss: „Wie kann nach all diesem jemand behaupten, die Amerikaner seien ein christliches, an Gott gläubiges Volk?“

Der amerikanische Religionslehrer fand darauf keine Antwort und mich beschlich das Gefühl, dass er alles, was hier vorgetragen wurde, bereits wusste. Wir saßen schweigend und betroffen da. Der Amerikaner sagte nichts mehr und verabschiedete sich ohne weitere Erklärung. Der Vormittagsunterricht war zu Ende und wir gingen bedrückt nach Hause.

Am andern Morgen erschien unser Rektor bleich und übernächtigt. Etwas zerknirscht berichtete er von dem Missionar, der ursprünglich in der kommenden Woche weiter unterrichten sollte, dies aber nach jenem Auftritt abgelehnt habe. Er machte sich große Sorgen, dass daraufhin die Schule von den Amerikanern geschlossen werden könnte. Wir hörten aber von dem Vorfall nichts mehr und der übrige Unterricht verlief weiter wie vorgesehen.

Mich bedrückte dies alles furchtbar. Vier meiner früheren Klassenkameraden erhielten damals, als wir miteinander Luftwaffenhelfer waren, ihren Stellungsbefehl zur Waffen-SS. Sie hatten sich nicht freiwillig gemeldet, konnten sich aber dem Zwang nicht entziehen. Von den noch lebenden früheren Schulkameraden hatte ich auch erfahren, dass drei weitere aus dem amerikanischen Gefangenenlager eine Nachricht an ihre Eltern schicken konnten, danach aber für immer verschollen blieben.

Religionsunterricht für Kriegsteilnehmer

Vierzehn Tage später begann wieder ein planmäßiger wöchentlicher Religionsunterricht. Zwei Stunden hintereinander waren vorgesehen. Die erste Stunde sollte von einem katholischen Priester gehalten werden, die zweite von einem evangelischen Pfarrer. Durch die Begegnung mit dem amerikanischen Missionar waren alle jetzt hochmotiviert und die gesamte Klasse meldete sich geschlossen bei beiden Konfessionen an. Es begann mit dem katholischen Unterricht. Wir alle staunten, als ein sehr jung wirkender Mann in katholischer Priesterkleidung das Klassenzimmer betrat. Er hatte ein richtiges Milchgesicht und benahm sich ziemlich hochwohlgeboren, dabei sprach er auch mit einer relativ hohen Stimme. Es wirkte auf uns unsympathisch, wie er durch Gestik und sein ganzes Verhalten eine gestelzte Wichtigkeit und Größe darzustellen versuchte. Vermutlich war er in einem Kloster erzogen worden. Vielleicht hatte er das Gefühl, dass er nun vor schwer schuldigen, wenig reuigen Kriegsverbrechern stehe. Der krasse Gegensatz zu den Kameraden, die im Krieg viel mitmachen mussten und Schweres hinter sich hatten, war gravierend.

Er hielt eine einführende Rede und sprach über seine „allein selig machende“ Kirche und von ihrem Oberhaupt, dem Papst. Dabei betonte er, dass alle Menschen sich diesem unterzuordnen haben. Die Mitschüler waren, wie ich, in den ersten zehn Minuten recht sprachlos über diesen Auftritt. Dann hörte ich allgemeines Murmeln, das ihn unsicher machte. Er erklärte daraufhin, dass seine Rede doch heilig sei und nicht gestört werden dürfe. Das laute Gelächter wollte nicht mehr enden. Als im Klassenzimmer wieder Ruhe eintrat, standen alle auf und erklärten ihm, dass sie auf seine Ausführungen verzichteten. Einer öffnete die Türe des Klassenzimmers. Der junge Mann ging und ist nie wieder bei uns erschienen.

Ein Kamerad hatte nach diesem Erleben auf dem Rektorat den Antrag gestellt, die katholische Unterrichtsstunde ausfallen zu lassen. Dafür sollte der evangelische Pfarrer, den wir noch nicht kannten, zwei Stun-

den in der Woche halten. Ziemlich nervös fieberten wir dem kommenden Montagmorgen entgegen, an dem unser schwer erkämpfter Religionsunterricht endlich stattfinden sollte.

Es wurde still in unserem Klassenzimmer, als ein älterer, väterlicher Mann sich als der evangelische Pfarrer vorstellte und uns erklärte, dass er uns weitergeben wolle, was ihm für sein eigenes Leben wichtig geworden sei. Er redete von Gott, der Bibel und von Jesus Christus und jedem wurde klar, dass er ein wirklich gläubiger Christ war. Mit sichtbarer Freude nahm er das Angebot an, uns auch in der zweiten Stunde zu unterrichten. Diese endete in einer Aussprache, bei der Verschiedene ihre eigene Meinung wie auch entgegengesetzte Ansichten vertraten. Neben der Vorstellung, dass es überhaupt keinen Gott gebe, kam von einem die Behauptung, Christentum sei Egoismus. Dieser begründete es damit, dass die Menschen sich nur deshalb bemühten, in den Himmel zukommen, weil sie glauben, dass es ihnen dort besser gehe. Leider war die Schulstunde schnell zu Ende und wir freuten uns schon auf die nächste Begegnung mit diesem Pfarrer.

Unter den Kameraden gab es anschließend vielerlei Gespräche. Außergewöhnlich war für mich die Reaktion meines Nebensitzers, der seine Jugend im kommunistischen Russland verbringen musste. Bisher hatte er von der Bibel und den christlichen Religionen nichts gehört. Er erklärte mir, dass der Mensch einfach irgendetwas brauche, an das er glauben könne. In seiner Heimat war es der Weltkommunismus, der aber nicht in der Lage war, das Paradies zu schaffen. Er meinte auch, dass die christliche Religion nicht der Weg sei, denn es gebe keinen Gott. Aber um der Menschen willen müsse man so etwas erfinden. Er stellte sich eine Welt Einheitsreligion vor, die von den klügsten und erfahrensten Menschen dieser Erde zusammengetragen werden sollte. Um weitere Kriege zu verhindern, müssten alle Menschen dazu gebracht werden, diesen Einheitsglauben anzunehmen.

Die nächste Religionsstunde wurde für uns zur Sensation. In der Samstagsausgabe der Stuttgarter Nachrichten prangte auf der zweiten Seite ein großer Artikel mit dem Titel: „Christentum ist Egoismus!“ Es stellte sich heraus, dass ein Schulkamerad von uns nebenher sein Geld als Reporter bei dieser Zeitung verdiente. Angeregt durch unsere Religionsstunde, hatte er diesen interessanten Bericht verfasst. Unser Pfarrer

brachte die Zeitung mit und wir hatten ein schier unerschöpflich großes Thema zu bewältigen.

Ich meldete mich zu Wort und bekannte, dass ich an Jesus Christus glaube und schon viel in der Bibel gelesen habe. Die Angst vor Gott, wegen all dem Unrecht, das ich getan hatte, treibe mich Tag und Nacht um. Nicht aus Egoismus hätte ich mich bekehrt, sondern weil ich mein Leben bewusst ändern wollte. Da ging ein Sturm los: „Natürlich du, der Jüngste von uns allen, und schwer herzkrank.“ Sie erklärten mir, ich sei wegen meiner Krankheit sowieso nicht voll zurechnungsfähig. Deshalb hätte ich auch eine Sondergenehmigung und wäre meistens am Nachmittag nicht in der Schule, sondern zu Hause in meinem Bett und ließe mich dort von meiner Mutter verwöhnen.

Der Pfarrer aber erwiderte, es sei nicht tödliche Angst vor Gott, sondern lebendige Gottesfurcht treibe einen zur Umkehr. Er führte weiter klärend aus, dass es verschiedene Gründe gibt, die Botschaft von Gott in Jesus Christus anzunehmen: „Sicherlich bekehren sich viele Menschen aus Gottesfurcht. Man kann auch aus einem Lohngedanken heraus umkehren. Die Gläubigen erhalten großen Lohn, indem sie von Gott angenommen werden und in der Ewigkeit bei ihm sein dürfen.“ Er selbst habe sich bekehrt, als er bei seinem Studium der Bibel Erkenntnis über die unbegreifliche Gnade Gottes bekam. Er habe Frieden mit Gott gefunden und Liebe zu Jesus Christus, der sein Leben für uns dahin gab.

Unser „Reporter“ hat aus dieser Stunde wieder einen großen Artikel gemacht, der auf der zweiten Seite der Samstagsausgabe der Zeitung zu lesen war. Von diesem Zeitpunkt an hatten wir am Wochenanfang zwei Unterrichtsstunden mit dem Pfarrer und am Samstag in der Zeitung einen großen Artikel über die Gespräche unserer Kriegsteilnehmerklasse vom Glauben. Wir diskutierten immer am folgenden Montag mit unserem Seelsorger. Viele der früheren Soldaten haben bei diesem Mann ihre Bekehrung erlebt.

Verständlicherweise wurden auch die „Warum-Fragen“ gestellt und erörtert: „Warum lässt Gott dies und jenes zu?“ Sie kamen aber auch andersherum zur Diskussion. Einer der Älteren stand auf und erzählte: „Sechs Jahre lang war ich in Russland! Alles was sich in meiner feindlichen Umgebung bewegte, habe ich skrupellos über den Haufen geschossen. Ich sagte mir, wenn ich schon hier verrecken muss, dann will ich möglichst viele dieser Kerle mitnehmen. Deshalb bin ich ein Massenmör-

der und stehe trotzdem lebendig hier. Ich habe gesunde Glieder und dazu das Vorrecht, in einer Abiturklasse zu sein. Wenn es einen gerechten Gott gäbe, dürfte ich doch überhaupt nicht mehr leben!“ Die Vergangenheit hatte diesen Mann nahezu wahnsinnig gemacht und er war sichtbar in großer Seelennot. Viele Aussprachen mit dem Pfarrer ließen ihn mit der Zeit ruhiger werden.

Ein anderer Schulkamerad brach nach unserer Unterredung nervlich zusammen. Sein Vater war während des Krieges im Staatsgefängnis Ludwigsburg Scharfrichter. Er musste an Gefangenen, die zum Tode verurteilt waren, die Henkersstrafe vollziehen. Zu Hause bei seiner Familie beging er damals aus Reue Selbstmord. Mein Schulkamerad war wochenlang fix und fertig.

Ein anderer Mitschüler, der hinter mir saß, ließ mich wissen, dass er einmal Biologie studieren werde. Ernsthaft sagte er: „Ich werde den Tod meines Vaters rächen! Die Amerikaner haben meinen Vater gefangen genommen und an die Franzosen ausgeliefert. Diese brachten ihn in das Gefangenenlager Bad Kreuznach. Dort ist er verhungert. Nach meiner Ausbildung werde ich ein Mittel finden, mit dem ich die Wasserversorgung von Paris vergiften kann. Tausendfach werde ich mich an den Franzosen rächen. Auch der Religionsunterricht kann mich daran nicht hindern“. Sicherlich ist er in der Zwischenzeit auf andere Gedanken gekommen.

Unser Geschichtslehrer wurde von den Schülern immer besonders beobachtet. Etwa 500 m Luftlinie von unserer Schule entfernt stand die Elisabethen-Kirche. Es war die einzige nicht zerstörte katholische Kirche in Stuttgart. Einer der Schulkameraden berichtete uns, dass er am Morgen auf dem Schulweg unseren Geschichtslehrer, der doch öfters an der katholischen Kirche harte Kritik übte, aus eben dieser Kirche herauskommen sah. Er sei mehrere Tage früher aufgestanden, um das zu kontrollieren und tatsächlich besuche der Lehrer in aller Frühe täglich dieses Gotteshaus. Am Tag darauf trafen sich viele von uns auf dem großen Platz vor der Kirche und schlichen leise in das Innere. Sie beobachteten dort unbemerkt, wie dieser Mann in einer Ecke kniete und betete.

In der nächsten Unterrichtsstunde wurde er vor versammelter Klasse zur Rede gestellt. Zunächst kam er sehr in Verlegenheit. Dann aber erklärte er, dass alles seine volle Überzeugung sei, was er über die katholische Kirche gesagt hatte. Er suche aber Gott im Gebet. Er habe durch

die Luftangriffe alles verloren und wohne in einem einzigen Zimmer mit seiner Frau und zwei kleinen Kindern. Da er Zuhause keinerlei Ruhe habe, sei diese Kirche für ihn ein Zufluchtsort geworden, wo er zu Gott beten könne. Die katholische Umgebung sei ihm dabei gleichgültig. Die Kameraden luden ihn ein, doch an unserem Religionsunterricht teilzunehmen und tatsächlich kam er regelmäßig als Gast in unseren so lebendigen evangelischen Unterricht.

Mein wichtigster Freund in der Klasse hieß Roderich und wohnte in Stuttgart-West, weshalb er den gleichen Schulweg gehen musste wie ich. Obwohl er vier Jahre älter und viele Jahre Soldat gewesen war, hatte er an keinen Kampfhandlungen teilgenommen. Er war als Funker und Spezialist für Funkgeräte ausgebildet und über seinen gesamten Kriegseinsatz in einer Marinefunkanlage in Dänemark stationiert. Ob er wegen seinen Spezialkenntnissen dort unabhkömmlich war, oder ob man ihn einfach vergessen hatte, wusste er nicht. Wir redeten sehr offen miteinander. Als es mir einmal sehr schlecht ging, trug er meine Aktentasche bis zur Wohnung meiner Eltern. Er war der einzige Schulkamerad, der bei uns vorbeikam. Dass er unsere armen Verhältnisse bedauerte, begriff ich erst, als ich ihn bei seinen Eltern besuchte. Sie wohnten am Stadtrand in einem kleinen Einfamilienhaus, das nicht zerstört wurde und voll eingerichtet war. Das Hobby der ganzen Familie war der Gemüseanbau, rund um das Haus herum. Er erzählte mir auch vom katholischen Oberland, nördlich des Bodensees und von seinen gläubigen Verwandten dort. Natürlich sprachen wir viel über unseren Religionsunterricht. Aber er erklärte mir immer wieder, dass er als katholisch getaufter Christ sich darüber keine weiteren Gedanken machen müsse. Er sei schon durch seine Kircheng Zugehörigkeit auf der sicheren Seite.

Meine Mutter hatte von einer Bekannten die ersten Nachkriegs-„Bibellesezettel“ des Aidlinger Mutterhauses bekommen. Es handelt sich dabei um ein Heftchen, das vierteljährlich neu herauskommt und täglich fortlaufend biblisches Wissen vermittelt. Ich freute mich, ihm davon ein Exemplar zu schenken. Er wollte aber nichts wissen und sagte: „Warum soll ich einen Zettel lesen? Ich bin doch getauft und meine Eltern bezahlen ihre Kirchensteuer. Der Priester wird dafür entlohnt, dass ich in den Himmel komme.“

Die Berichte unseres Zeitungsreporters enthielten eine zunehmend biblisch-klarere Botschaft. Er selbst wurde gläubig. Viele Leser schrieben

an die Zeitung und darauf wurden auch im Unterricht Leserbriefe besprochen, die unser Schulkamerad beantworten musste. Der Pfarrer korrigierte die Entwürfe für die Samstagausgabe. Manche Bewohner in Stuttgart bestellten zusätzliche Ausgaben, um sie weiter zu schenken. Kurz vor dem Abitur freuten wir uns alle mit unserem Schulkameraden, als er den Auftrag bekam, nun auch in der Esslinger Zeitung und im Ludwigsburger Tagblatt eine Artikelserie über den biblischen Glauben für die jeweilige Wochenendausgabe zu schreiben!

Erstaunt stellten wir fest, wie viele Menschen nach dem schrecklichen Krieg plötzlich ein offenes Ohr für die biblische Botschaft hatten und es einfach wagten, Gott buchstäblich und von ganzem Herzen beim Wort zu nehmen.

Mein Hungerabitur

Meine Schulzeit in der Kriegsteilnehmerklasse dauerte vom Frühsommer 1946 bis zum Sommer 1947. Es war für viele Monate die schlimmste Hungerperiode meines Lebens. Alle Lebensmittel waren knapp. Für Fleisch, Brot und Fett gab es Lebensmittelmarken, aber die Rationen waren so klein, dass viele Menschen an Unterernährung starben. Morgens trank ich einen Kräutertee, sonst gab es nichts. Ich hatte also kein Frühstück. Mit leerem Magen marschierte ich zur Straßenbahnhaltestelle und saß mit Bauchschmerzen in meiner Schulbank. Große Rettung brachte für mich die von den Amerikanern gestiftete Hoover-Speisung für Schulkinder, an der auch unsere Klasse teilnehmen durfte. In der großen Pause mussten wir im Hof antreten und jeder erhielt in einem Papierbecher einen sehr gut schmeckenden Schokoladetrunk und ein Brötchen, dazu einen Riegel Schokolade ca. 30 Gramm. Dies half auf jeden Fall zur Beruhigung meiner Magennerven. Wenn ich gegen 13 Uhr zu Mutter nach Hause kam, gab es meistens einige gekochte Kartoffeln mit Gemüse, ohne Fleisch und ohne Fett. Oft hatte ich Bauchweh vor Hunger.

Den Schulkameraden ging es nicht viel besser. Sie aber waren gesund und entdeckten mancherlei Möglichkeiten, sich etwas Essbares zu ergattern. Aus den Erzählungen hörte ich vom Handel auf dem Schwarzmarkt. Dort kamen Leute vom Land, die Lebensmittel brachten, um sie gegen Werkzeuge und Ersatzteile oder sonstige Bedarfsartikel zu tauschen. Viele der Lieferanten waren auch amerikanische Soldaten, die Lebensmittel gegen aller Art Andenken tauschten. Manche Mitschüler hatten es sogar fertig gebracht, sich in der amerikanischen Kaserne zu Hilfsdiensten anheuern zu lassen. Sie durften dann bei den Soldaten mitessen und für ihren Lohn im amerikanischen Laden Lebensmittel einkaufen. Beliebte war es bei vielen, am Wochenende in der Umgebung von Stuttgart bei Landwirten zu arbeiten, denn es bestand ein absoluter Mangel an männlichen Hilfskräften. Dies alles aber waren Dinge, von denen ich nur träumen konnte, denn ich musste hungernd am Nachmittag mein Bett hüten.

Einige Monate des Schulunterrichts waren bereits vergangen, als sich für mich ein beglückendes Ereignis abspielte. Im Geschichtsunterricht kam der Lehrer an ein Thema, das immer wieder anklang. Er redete von der Not, die durch Kriege über uns Menschen hereinbreche. Als er die Kriegsauswirkungen aufzählte, rief ich laut dazwischen: „Das Schlimmste ist der Hunger!“ Der Lehrer stockte in seinen Ausführungen und schaute mich einige Sekunden erstaunt an, dann sagte er: „Dich trifft es besonders schwer, weil du auch noch herzkrank bist!“ In der Pause kam einer der Schulkameraden auf mich zu. Er war sehr kräftig und im Gegensatz zu vielen anderen wohlgenährt.

Etwas umständlich und fast schüchtern erklärte er mir, er sei in dieser Kriegsteilnehmerklasse nur, weil dies seine Großmutter unbedingt wollte. Er hätte es eigentlich nicht nötig, ein Abitur abzulegen, da er die große Landwirtschaft seiner Eltern übernehmen müsse und deshalb bestimmt nicht studieren werde. Nach dem alt-schwäbischen Grundsatz: „Wer viel arbeitet, muss auch viel essen“ sorgte seine Großmutter jeden Morgen dafür, dass er ein großes Vesper in seine Tasche bekäme. Er hätte aber gar keinen Hunger. Jeden Tag, bevor er zur Schule losfahre, füttere er das Vieh und richte den Stall, danach genieße er noch mit großem Appetit ein üppiges Frühstück. Er könne dann essen was er wolle und soviel er wolle. Erst jetzt erinnerte ich mich, dass er einmal bei der ersten Hoover-Speisung dabei war und mir seine ganze Portion schenkte. Dorthin war er wohl nur aus purer Neugier gekommen. Nun klappte er seine Schultasche auf und ich erhielt von ihm ein Päckchen mit leckeren Vesperbrotchen. Aus Rücksicht auf die anderen Schulkameraden ließ ich diese sofort in meiner Tasche verschwinden. Daheim bei Mutter packte ich alles aus und wir staunten nur so. Es waren zwei dicke Doppelbrotschnitten, dazwischen lag fette Hausmacherleberwurst. Mutter und ich aßen zum Mittagessen von dem Brot. Die fette Wurst wanderte in eine Pfanne. Als am Abend mein Vater und mein Bruder, die in der Kantine bei der Bundesbahndirektion ein einfaches Mittagessen erhielten, von der Arbeit nach Hause kamen, gab es ein Festessen: im Schweineschmalz der Wurst geröstete Bratkartoffeln mit Fleischeinlage. Das war eine riesige Freude! In der Folgezeit erhielt ich von diesem Schulkameraden immer sein Vesperpäckchen. Da ich mich für die fette Wurst besonders bedankte, sorgte er dafür, dass der Brotaufstrich jeweils extra dick ausfiel.

Eine weitere Überlebenschance wurde mir inmitten der zertrümmerten Stadt Stuttgart zuteil. Als ich in der Mittagspause zur Straßenbahnhaltestelle auf den Marienplatz wanderte, gingen um diese Zeit mehrere Menschen aus der Umgebung in ein bestimmtes Haus, das mit einem Notdach zwischen den Trümmern stand. Diese Leute kamen von verschiedenen Geschäftsbetrieben, in denen sie arbeiteten. Wie ich so interessiert und unschlüssig vor der Haustüre stand, schaute eine alte Frau durch das offene Fenster und sagte freundlich, ich solle ruhig hereinkommen, wenn auch ich Hunger hätte. Etwas zögernd betrat ich einen größeren Raum. Die Wände zwischen zwei Zimmern waren entfernt worden und durch Stützbalken ersetzt, sodass ein einfacher Saal entstand. An den Tischen saßen die unterschiedlichsten Gäste und alle erhielten täglich einen Teller voll warmer Kartoffelsuppe.

Die Gastgeberin setzte mich an den Tisch neben der Küchentüre vor einen Teller mit warmer Suppe, auf der sogar einige Fettaugen schwammen. Während des Essens erfuhr ich, dass diese Witwe aus Nächstenliebe jeden zum Mittagessen einlud, der wollte. Ihre Tochter half in der Küche mit und der Schwiegersohn hatte extra die Wände entfernt. Ich erhielt mein Essen sogar kostenlos, da ich noch Schüler war. Die anderen bezahlten einen niedrigen Einheitspreis. Die Kartoffeln kamen von der großen Verwandtschaft der Großmutter und manche der Gäste brachten auch etwas mit, das sie für das Gericht verwenden konnte. So kam es, dass die Geschmacksrichtung der täglichen Kartoffelsuppe sich öfters änderte. Manchmal war es der Schnittlauch, einmal sogar Spargel, öfters auch ein bisschen Fleischgeschmack, der zur allgemeinen Freude beitrug. Auf diese Weise hatte ich nun an sechs Tagen in der Woche eine warme Suppe. Dadurch konnte für meine Mutter zu Hause etwas mehr von den Vesperbrotten übrig bleiben, von welchen wir sogar noch für die Sonntage etwas zur Seite legten.

Ich musste all meine Kräfte weiterhin sehr einteilen. Als ich einmal fürchtete, die Straßenbahn nicht zu erreichen, strengte mich der Eilschritt so an, dass über eine Woche lang meine alten Herzprobleme auftraten und ich das Bett hüten musste. Da war allerdings keine Möglichkeit mehr, das Vesperbrot zu erhalten und die Kartoffelsuppe einzunehmen. Nachdem es mir wieder besser ging, musste ich mich an den Nachmittagen im Bett weiter erholen und hatte nun viel Zeit zum Lernen. Jetzt konnte ich die Bücher studieren, die ich von einer früheren Lehrerin ausgeliehen

bekam. Nach kurzer Zeit erreichte ich bessere Zensuren als die älteren Kameraden. Diese mussten neben der Schule noch vielerlei Aufgaben erledigen. Primus war mein russischer Nebensitzer. Er hatte eine sehr schnelle Auffassungsgabe und wenig Ablenkungen. Er wohnte in einem von Amerikanern betreuten Gästehaus und wurde voll versorgt. Er überraschte durch seine mathematischen Kenntnisse und seine Begabung, Sprachen zu lernen. Aus Russland hatte er sehr gute mathematische Grundkenntnisse mitgebracht. Als Fremdsprache kannte er nur Deutsch. Unsere Hauptfächer Lateinisch und Englisch waren ihm vorher gänzlich unbekannt. Ich beobachtete, wie er einfach ein Wörterbuch nahm und stundenlang von A bis Z die Wörter auswendig lernte. Da er auch die Grammatik sehr schnell begriff, erreichte er in kürzester Zeit in allen Fächern überdurchschnittliche Noten. Die Lehrer staunten und einer sagte: „Unser Russe wird einmal Professor!“ – was auch eintraf.

Zwei Monate vor dem Abitur begann für mich eine große leibliche Not. Mein Schulkamerad, der mir jeden Tag sein Vesper spendete, meldete sich von der Schule ab. Zuhause musste er auch den landwirtschaftlichen Betrieb eines Nachbarn übernehmen. Damit hatte er keine Zeit mehr für die Schule. Beim Abschied sagte er, dass er sich freue über den klaren Lebensweg, der ihn nun in den richtigen Beruf führte. Im Volksmund heißt es: „Ein Unglück kommt selten allein!“ Eine Woche, nachdem ich keine Vesperbrote mehr erhielt, starb die Großmutter, die mich immer so freudig jeden Tag mit ihrer Kartoffelsuppe beglückte. Ihre Tochter war hochschwanger und konnte den Wirtschaftsbetrieb nicht weiterführen. Ihr Mann hatte irgendwo einen guten Posten bekommen und dadurch keine Zeit mehr. So wurde die private Gaststätte, die jeden Mittag fast 200 Teller Kartoffelsuppe ausgab, ersatzlos geschlossen. Ich kämpfte gegen den Hunger und erinnere mich noch lebhaft, wie ich mich in der schriftlichen Abiturprüfung mit Magenkrämpfen in der Schulbank krümmte. Trotzdem gab es ein gutes Abitur. Der beste Schüler, der bei der Abschlussfeier einen Preis bekam, war mein Nebensitzer, der Russe. Ich war der Zweitbeste und bekam den zweiten Preis.

Ein unglaubliches Tauschmanöver besonderer Art sollte ich beim Abitur noch erleben. Nach Abschluss der letzten schriftlichen Arbeiten wartete an der Straßenbahnhaltestelle der junge Lehrer, der uns in Erdkunde und Biologie unterrichtete. Er war auch als Soldat im Krieg gewesen. Nun beichtete er mir, dass er heimlich die Namen der schriftlichen

Erdkunde- und Biologiearbeiten ausgetauscht hätte. Er verpflichtete mich zum absoluten Stillschweigen. Der Schüler, dessen Name nun auf meinen Arbeiten stand, hatte in fast allen Fächern ungenügend und es stand schon vor der Prüfung fest, dass er als Einziger durchfallen würde. So erzielte dieser nun zur Überraschung der allermeisten Lehrer und auch der Prüfungskommission in beiden Fächern ein „Sehr Gut“. Der findige Biologie- und Erdkundelehrer wusste den andern glaubhaft zu verkünden, dass dieser Schüler Biologie studieren werde. Meine vertauschten schlechten Zeugnisse in diesen beiden Fächern entschuldigte er damit, dass ich vermutlich an den beiden Prüfungstagen mit Herzproblemen zu kämpfen gehabt und nur deshalb so schlechte Noten geschrieben hätte. Ich musste darauf in diesen beiden Fächern in die mündliche Prüfung. Nach dem ich dort jeweils mit einem „Sehr Gut“ abgeschlossen hatte, erklärte die Prüfungskommission meine schriftlichen Examensarbeiten für ungültig. Daraufhin bekam ich auch in Erdkunde und in Biologie ein „Sehr Gut“. Alle Schüler der Kriegsteilnehmerklasse hatten damit ihr Abitur bestanden.

Nun freuten sich alle auf das Abschlussfest, das in der großen Turnhalle vorbereitet wurde. Die neuen Abiturienten luden dazu ihre Familienangehörigen und Verwandten ein und es sollte, so weit irgend möglich, in festlicher Kleidung gefeiert werden. Dabei sollten auch die Urkunden für den ersten und zweiten Preis öffentlich an die Schüler verteilt werden. Da ich aber gegenüber meinen Mitschülern, die zum Teil gestandene Männer waren, so jung aussah, war es der allgemeine Wunsch, dass ich mit Rücksicht auf das Ansehen meiner Kameraden und deren Beurteilung durch die kritischen Verwandten, nicht zum Fest erscheinen sollte! Etwas traurig blieb ich Zuhause. Mein Vater ließ es sich aber nicht nehmen, an meiner Stelle den Preis abzuholen. Belustigt berichtete er, wie alle staunten, als ein so alter Schüler nach vorne ging und den zweiten Preis in Empfang nahm. Ich war erleichtert, dass er sofort mit dem Preis nach Hause ging und sich nicht in irgendwelche Gespräche mit den versammelten Gästen eingelassen hatte. Auch dieses Schuljahr erlebte ich bei allen Entbehrungen als wunderbar von meinem Herrn und Gott durchgetragen. Er schenkte immer wieder das Wollen und Gelingen, oft ganz anders als gedacht.

Heuernte und Genesung auf der Schwäbischen Alb

Am Abend des Abschlussfestes besuchte uns mein Schulkamerad Roderich in der Notwohnung. Es war zwischen uns durch die vielen Diskussionen im Religionsunterricht und über den Aidlinger Bibellesezettel eine ganz besondere Freundschaft gewachsen. Während der schriftlichen Prüfung hatte er mich öfters in die Wohnung seiner Eltern mitgenommen und dafür gesorgt, dass ich mich dort satt essen konnte. Beim Abschied füllte er jedes Mal auch noch meine Tasche mit Essbarem. Er beabsichtigte, vor seiner geplanten weiteren Ausbildung als Landschaftsgärtner im Spätsommer, für zwei Monate zu seinen Verwandten auf die Schwäbische Alb zur Heuernte zu fahren. Sein Anliegen lautete: „Du gehst mit, denn dort kannst du essen, so viel du willst und bist in der frischen Luft.“ Vorsorglich hatte er eine große Tasche für meine Ausrüstung mitgebracht. Er versprach, diese auf der ganzen Reise für mich zu tragen. Seine Fürsorge überzeugte auch meine Eltern. Deshalb gaben sie ihren Segen zu dem Unternehmen und meine wenigen Habseligkeiten wanderten in die mitgebrachte Tasche.

Am nächsten Abend zog die ganze Familie zum Hauptbahnhof in Stuttgart. Ich erinnere mich noch lebhaft an den Abschied, als der Zug in Richtung Ulm losfuhr. Alle standen am Bahnsteig und winkten. Wir fuhren abends los, weil wir bei Nacht von der amerikanischen Besatzungszone illegal über die Grenze in die französische Zone wandern mussten. Der legale Grenzübertritt war zu dieser Zeit nur mit einem Passierschein möglich. Diesen konnte aber ein Normalbürger damals noch nicht erhalten. In Ulm stiegen wir in den Zug nach Friedrichshafen. Nach einigen Kilometern hielt der Zug wieder an. Erbach hieß die letzte Station in der amerikanischen Zone. Alle mussten aussteigen, denn der nächste Halt war bereits bei den strengen französischen Grenzkontrolleuren, die niemanden ohne Passierschein durchließen. Nur das Personal war noch im Zug, als dieser weiterfuhr.

Roderich kannte genau den Weg über die „grüne Grenze“. Als Erstes machten wir eine lange Pause. An einem Brunnen in Erbach gab es Trinkwasser und wir verzehrten dort unser Vesper. Dann ging es bergauf durch ein Waldstück, bis zur Markungsgrenze. Wir sahen vor uns viele Kilometer freies Feld im Mondenschein. Nur bei Nacht konnte man dieses, ohne entdeckt zu werden, überqueren. In der Ferne blinkten schon die Lichter des nächsten Dorfes. Roderich wusste auch, dass die Franzosen kurz vor Mitternacht an der Grenze mit ihren Jeeps patrouillierten. Und tatsächlich ratterte bald ein Geländewagen mit drei bewaffneten Soldaten dicht an unserem Versteck nahe dem Waldrand vorbei.

Unser Startzeichen zum Weiterpirschen war das Zwölfuhrschlagen vom Kirchturm in der Ferne. Vorsichtig, ohne ein Wort zu reden, bewegten wir uns über die Feldwege in Richtung Dorf. Wir spähten immer nach Deckungsmöglichkeiten und nach allem, was sich irgendwo bewegte. Gott sei Dank war es trocken. Immer wieder beleuchtete uns der Mond die Feldwege zwischen den Äckern. Nach etwa zwei Stunden hatten wir die gefährliche Strecke und auch die Grenze hinter uns. Der weitere Marsch führte uns auf der normalen Fahrstraße in ein kleines Bauerndorf am südlichen Rand der Schwäbischen Alb mit etwa 200 Einwohnern, das zum Kreis Ehingen an der Donau gehörte.

Wir kamen morgens um drei Uhr auf dem Hof an, der direkt neben der katholischen Kirche lag. Der Hofhund bellte wild, als wir wie zwei Landstreicher in den Bauernhof der Verwandten meines Schulkameraden schlichen. Es entstand ein regelrechter Großalarm im Haus und alle waren in kürzester Zeit auf den Beinen. Das Wiedersehen mit meinem Freund Roderich war für die Familie ein großes Fest. Die Bauersleute hatten einen erwachsenen Sohn und zwei Töchter und beschäftigten noch zwei fremde Hilfskräfte. Alle freuten sich riesig. Auch ich als Gast wurde herzlich willkommen geheißen.

Durch die Überanstrengung der Reise war ich völlig erschöpft und in einem elenden Zustand. Während Roderich noch ausgiebig erzählte, durfte ich bereits im Gastzimmer ins Bett gehen. Als ich wieder zu mir kam, war es bereits spät am anderen Nachmittag. Zu meinem Erstaunen stand die Bäuerin an meinem Bett und erklärte mir, dass sie mich pflegen wolle, bis ich gesund sei. Erst später begriff ich ihre Worte. Sie äußerte nämlich, dass sie an mir ein gutes Werk tun wolle.

Deshalb nahm sie es mir auch nicht übel, dass ich noch wochenlang im Bett liegen musste und erst nach einigen Tagen mühsam zum Essen in der großen Küche erschien. Als der Sohn des Hauses merkte, dass mir meine Hilflosigkeit etwas peinlich war, erzählte er mir, mein Freund habe gesagt, er wolle doppelt so viel arbeiten als früher, damit er auch meinen Anteil an der vorhandenen Arbeit verrichte. Lachend meinte seine Schwester darauf, dass Roderich tatsächlich viel fleißiger sei als im Jahr zuvor. Nur sehr langsam wurde es mit mir besser. Ich war einfach nicht arbeitsfähig und lag die meiste Zeit im Bett. Die Bäuerin machte sich Sorgen, aber sie führte mich langsam durch den ganzen landwirtschaftlichen Betrieb. Dabei hielt sie mir einen Vortrag über ihre Lebensanschauung. Diese war sehr plausibel. Sie zeigte mir die verschiedenen Tiere und erklärte: „Wir haben die gleichen Lebensgrundlagen wie diese. Wir unterscheiden uns von ihnen nur, weil wir beten und Gutes tun können. Das Wichtigste aber ist, dass wir am Sonntag zur Kirche gehen und Gott danken und loben.“ Ein paar Tage später besuchte sie bei Ehingen ein Kloster und schilderte dort meinen Zustand.

Hilfe von der Ordensfrau

Freudig erzählte sie mir nach ihrer Rückkehr von ihrem Erfolg. Kurz darauf stand eine katholische Ordensfrau, die extra wegen mir mit dem Liniensbus hergefahren war, an meinem Bett. Ich staunte, denn ich hatte so etwas vorher noch nie gesehen. Sie trug eine riesige weiße Haube. Die Bedeckung begann über den Augenbrauen und ging an den Schläfen herunter bis unters Kinn. Von der ganzen Frau sah man nur ein glattes Gesicht mit sehr freundlichen Augen. Außerdem fiel mir auf, dass sie kräftige Hände hatte. Sie sprach nicht schwäbisch, sondern hochdeutsch. Ihr Alter war nicht zu erraten.

Der Inhalt ihrer Rede war, dass ich nur gesund werden würde, wenn ich mich in frischer Luft bewege. Nur so könne mein Herz wieder erstarren. Außerdem müsse ich mir unbedingt die richtige Atemtechnik angewöhnen. Ich musste aufstehen und auf ihr Kommando am offenen Fenster einatmen und ausatmen und dazwischen in längeren Pausen die Luft anhalten. Dann machte ich Kniebeugen. Abwärts ausatmen und aufwärts einatmen. Nach zehn Kniebeugen wurde mir schwindelig und sie kommandierte mich zurück ins Bett. Beim Abschied versprach ich, täglich

eine halbe Stunde lang diese Kniebeugen vor dem offenen Fenster zu wiederholen, und dabei bis zu jeweils 30 Kniebeugen durchzuhalten. Ich gab mir große Mühe, immer in der Hoffnung auf Besserung meines Gesundheitszustandes.

Drei Tage später war sie wieder anwesend und ich konnte ihr die gewünschten 30 Kniebeugen vorführen. Sie war zufrieden und ich musste jetzt mit einem halb gefüllten Eimer Kartoffeln, den ich mit den gestreckten Armen von mir weg hielt, die Kniebeugen wiederholen. Sie verließ mich wieder mit der Forderung der halbstündigen Übung. So ging es weiter. Sie kam regelmäßig jede Woche zweimal mit dem Bus angefahren und die Bäuerin vermittelte sie auch zu anderen Kranken im Dorf.

Schon beim vierten Besuch füllte sie mir den Eimer ganz mit Kartoffeln und bei der nächsten Begegnung wurde der Eimer durch einen Sack ersetzt, der jedes Mal mehr gefüllt wurde. Ich erstarrte langsam, gleichzeitig aber war der ganze Auftritt für mich recht fremdartig, da sie kein unnötiges Wort verlor. Ich hatte keine Ahnung, ob sie mit mir zufrieden war oder nicht. Sie kam, kommandierte und verschwand. Nach kürzester Zeit war ich in der Lage, alle halbe Stunde mit dem vollen Kartoffelsack Freiübungen zu machen.

Die Bäuerin teilte mir mit, dass der nächste Unterricht im Hausgarten stattfände. Es war mein letztes Treffen mit der Ordensfrau. Sie zeigte mir dort, wie ich die Pflanzbeete im Garten hacken sollte. Zuerst einatmen, Luft anhalten und hacken, hacken, hacken, so weit der Luftvorrat reicht. Dann stehen bleiben, mehrmals durchatmen. Dann ausatmen und wieder hacken, hacken, hacken, bis ich nach Luft schnappen musste. Dann wieder anhalten und weiter atmen usw. So machte ich mit Begeisterung meine Atemgymnastik während der Hackarbeit. Am Nachmittag zog ich mit der Tochter der Bäuerin auf einen großen Kartoffelacker, den wir in den nächsten Tagen ganz durcharbeiteten. Ich hackte in den weiteren vier Wochen sämtliche Kartoffeln und Futterrüben der erstaunten Bauersleute. Alle waren begeistert.

Roderich hatte mich schwach und krank und halb verhungert zur Heuernte mitgenommen. Bei diesen Bauersleuten bekam ich genug zu essen und machte täglich meine „Atemgymnastik“ in der frischen Luft bei allen möglichen Ackerarbeiten. Ich fühlte mich wieder gesund. Mein Vater war überglücklich als er kam, um mich nach dreimonatigem

Gesundungs- und Arbeitsaufenthalt nach Hause zu holen. In Stuttgart angekommen, besuchte ich sofort den Herzspezialisten im Robert-Bosch-Krankenhaus. Ungläubig sah er zu, wie ich mit Leichtigkeit seinen Schreibtisch hochhievte. Er bezeichnete mich als medizinisches Wunder. Neben Gottes Güte war es aber Roderich und seiner Familie zu verdanken, dass ich geheilt wurde.

Mit einem befreundeten Arzt besuchte ich viele Jahre später ein Thermalbad und er konstatierte überrascht, es könne überhaupt nicht sein, dass ich jemals herzkrank gewesen sei, weil ich ohne Mühe eine große Strecke tauchen konnte. Vor kurzem ließ ich ein Elektrokardiogramm meines Herzens machen. Bestes Ergebnis! Aber der Arzt sagte mir, ich müsse vor einigen Jahrzehnten einen schweren Herzinfarkt gehabt haben. Auf der Herzurückwand hätte ich entsprechend große Narben, die heute mit den modernen Geräten festgestellt werden könnten. Die Spuren meiner langwierigen Herz-Innenhaut-Entzündung sind also noch vorhanden. Mein Glück ist, dass offensichtlich die Herzklappen, wie der Professor damals vermutete, nicht befallen waren. Immer wieder steht mir vor Augen, wie gnädig mir Gott in schwierigsten Lebenslagen war und ist. Der Konfirmationsspruch vom finsternen Tal hatte sich einmal mehr bewahrheitet.

Die Entscheidung zum „gottgewollten Beruf“

Ich genoss es, nach so langer Zeit wieder zu Hause bei meinen Lieben zu sein. Besonders groß war die Freude über den schweren Rucksack, den mir die alte Bäuerin für meine Familie mitgegeben hatte. Er war gefüllt mit Lebensmitteln. Sie übergab ihn mir mit einem besonderen Gruß an die Eltern in der Stadt, damit sie nicht so hungern müssten. Voller Freude erzählte ich von der Landwirtschaft, von unseren Äckern und von den Tieren, die uns mit ihren Jungen erfreuten. Ich berichtete auch von einem heftigen Gewitter, das uns schwer heimgesucht hatte. Ein Pferd riss sich dabei im Stall los und mehrere Milchkühe irrten durch unseren großen Kuhstall. Der nachfolgende Sturm hatte einen Teil unseres Scheunendaches abgedeckt.

Das Wichtigste aber war, dass ich wieder kräftiger und widerstandsfähiger geworden war. Die Herzkrankheit hatte sich ganz wesentlich gebessert. Mein Vater war stolz auf seinen Sohn. Immer wenn ich von den wunderbaren Erfahrungen in der Landwirtschaft schwärmte, fragte er nach meinen Vorstellungen über die zukünftige Berufsausbildung. Sein Wunsch war, dass ich aufgrund meiner technischen Begabung Maschinenbauingenieur würde. Er hatte sich auch schon wegen eines technischen Studiums an der Hochschule in Stuttgart informiert. Als Aufnahmebedingungen galten das Abitur und der Nachweis der zweijährigen Mithilfe bei Aufräumarbeiten in den von Luftangriffen zerstörten Städten. Eine andere Möglichkeit war das Zeugnis über zweijährige Mitarbeit in der Landwirtschaft.

Um keinen Fehler zu machen, erkundigte sich mein Vater bei dem für die Ausbildung zuständigen Kultusministerium in Stuttgart. Wir konnten gemeinsam dort einen Regierungsrat sprechen. Der Mann freute sich sichtbar, als ich so begeistert über meine Zeit auf dem Bauernhof berichtete. Zu unserer Überraschung schlug er vor, ich solle doch in Stuttgart-Hohenheim Landwirtschaft studieren. Er erklärte: „Landwirt-

schaft ist der einzige gottgewollte Beruf. Nur dort ist man der von Gott geschaffenen Natur am nächsten.“ Für dieses Studium brauche man außer Abitur noch zwei Jahre Lehre in anerkannten Lehrbetrieben. Das Ziel war, als Diplomlandwirt einen Großbetrieb zu bewirtschaften oder in der Verwaltung die deutsche Landwirtschaft wieder in Schwung bringen zu helfen.

Er fragte dann genauer nach den Umständen meiner jetzigen Tätigkeit. Als ich erzählte, dass der Sohn der Bäuerin, die mich so liebevoll aufgenommen hatte, auch auf dem Hof mitarbeite und später den 40 Hektar Betrieb übernehmen solle, wurde er hellhörig. Daraufhin wollte er über diesen Junglandwirt alles haargenau wissen. Meine Mitteilung, dass dieser Sohn vor Kriegsbeginn in der landwirtschaftlichen Berufsschule eine komplette Ausbildung mit Abschlussprüfung absolviert hatte, konnte er sich sofort im Archiv des Ministeriums telefonisch bestätigen lassen. Der Betrieb der Bauersleute wurde daraufhin als landwirtschaftlicher Lehrbetrieb anerkannt und der Sohn wurde mein erster Lehrherr. Beim Abschied empfahl mir der Regierungsrat jedoch dringend, das zweite Lehrjahr unbedingt in einem Großbetrieb, am besten auf einer Staatsdomäne zu machen.

Meine Erfahrungen mit der Landwirtschaft bzw. in dem „einzig gottgewollten Beruf“ fand ich später in einer christlichen Verteilschrift. Dort stand:

„Ein Bauer!

Ein Bauer pflügt sein Feld, sät den Samen, düngt und kultiviert. Immer ist er sich bewusst, dass er von Kräften außerhalb seiner selbst abhängig ist. Er weiß, dass er weder das Keimen der Saat verursachen, noch die Sonne und den Regen garantieren kann. Für eine fruchtbare Ernte ist er von Gott abhängig. Aber jeder Bauer weiß auch, wenn er seine Verantwortung nicht erfüllt zu pflügen, zu pflanzen, zu kultivieren und zu düngen, dass er am Ende der Saison keine Ernte erwarten kann. In einem gewissen Sinn hat er eine Partnerschaft mit Gott und wird den ganzen Nutzen nur haben, wenn er seinen Teil dazu beiträgt.

Erfolgreiche Landwirtschaft ist ein gemeinsames Unternehmen zwischen Gott und dem Bauern. Der Bauer kann nicht das bewirken, was Gott machen muss und Gott wird das nicht tun, was der Bauer erledigen soll.

Wie beim Landwirt beruht auch unsere Umkehr zu Gott auf dieser Doppelbeziehung. Sich willentlich und bewusst vom Bösen abkehren ist unser Teil. Unsere Annahme aufgrund der Erlösung durch Jesus ist das, was Gott tut. Eines Tages werden alle, die bewusst umgekehrt sind, mit Freuden vor ihm stehen!“

Mein erstes Lehrjahr – Schmuggeleien, Frondienste, fahrendes Volk

Mit großer Freude wurden wir empfangen, als ich in Begleitung meines Vaters zu den Bauersleuten zurückkam mit der für sie erstaunlichen Nachricht, dass wir einen Lehrvertrag mit ihrem Sohn abschließen sollten. Damit war klar, dass ich nun bis zum Herbst des kommenden Jahres als Lehrling (Auszubildender) auf dem Hof bleiben würde. Der Sohn freute sich über die Auszeichnung des Betriebes seines Vaters als Lehrbetrieb. In seinem Zimmer suchte ich alle alten Schulbücher zusammen, die er noch von seiner Ausbildung in der Landwirtschaftsschule her hatte. Die Bäuerin erzählte dann überall, dass ich mit viel mehr Konzentration über den Büchern säße, als ihr Sohn damals. Sie betonte immer wieder voll Stolz, dass ich das „Zeug“ zu einem Großbauern hätte.

Der Start als Großknecht

Dieser Lehrbetrieb war ein echtes Familienunternehmen. Der Sohn war einige Monate vor meinem ersten Besuch gesund vom Krieg zurückgekehrt. Der alte Bauer bezeichnete mich ab sofort als seinen Großknecht. Man arbeitete in der Landwirtschaft wie vor Jahrhunderten. Es gab noch keine Maschinen, noch keinen Schlepper, keine chemischen Düngemittel und auch keinerlei Spritzmittel. Die Ackergeräte waren Pflug und Egge, von Pferden gezogen. Das Getreide wurde von Hand gesät. Als Transportmittel benützten wir Wagen mit eisernen Rädern. Gummiräder waren unbekannt. Alles auf dem Acker, im Stall und im Garten geschah in Handarbeit. Mein Aufgabengebiet während der ganzen Lehrzeit war der Pferdestall mit vier Zugpferden und zwei Stuten. Letztere grastens meistens auf der Weide. Sie sollten Fohlen bringen, die dann verkauft wurden. Zwei Geburten habe ich während meiner Ausbildungszeit erlebt und die jungen Pferde anschließend gepflegt.

Zwei Töchter versorgten den Kuhstall mit insgesamt 40 Milchkühen und Kälbern. Die Milch musste morgens und abends zur Sammelstelle ins

Dorf gebracht werden. Aufgabe der Bäuerin war neben dem großen Hausgarten, von dessen Gemüse wir täglich aßen, eine Schweinezucht mit über zwanzig Mutterschweinen. Eier waren hauptsächlich für den Eigenbedarf bestimmt. Die Ackererzeugnisse, Gerste und Hafer brauchte man als Tierfutter. Vom Weizen wurde etwa die Hälfte an eine Mühle verkauft. Ein Großteil der Ackerfläche wurde mit Hackfrüchten bestellt. Die Rüben wurden an das Vieh verfüttert. Die abgekochten Kartoffeln landeten fast alle im Schweinetrog. Unsre Äcker und Wiesen hatten eine Fläche von etwa 40 Hektar und verteilten sich auf die ganze Markung. Neben uns war ein zweiter landwirtschaftlicher Betrieb in der gleichen Größe und Struktur. Die übrigen Dorfbewohner betätigten sich als Klein- und Kleinstlandwirte, die meistens noch einem Nebenerwerb nachgingen.

Morgens um 5:30 Uhr musste ich jeden Tag aufstehen, die Pferde füttern und tränken, den Stall ausmisten und neu einstreuen. Meist reichte die Zeit nicht, um auch die sechs Tiere zu putzen, was dann im Laufe des Tages noch nachgeholt werden musste. Um 8:00 Uhr Frühstück, anschließend Pferde aufzäumen. Ein Gespann mit zwei Pferden zog jeden Tag den Wagen zum Futterholen. Das andere Gespann diente zur Ackerarbeit. Nach dem Mittagessen um 12:00 Uhr ging es sofort weiter, meist mit Ackerarbeit bis etwa 17:00 Uhr. Nach dem Abendvesper musste noch der Stall versorgt werden und dann endlich gab es ein einfaches Nachtessen. Anschließend trafen wir uns am Abend mit Jugendlichen bei der Dorfblinde oder gingen in die Kirche, zum Singen.

In meinem Bauerndasein machte ich mancherlei Erfahrungen. Bei der oft schweren Arbeit kamen mir viele Gedanken über den „einzigsten gottgewollten Beruf“. Ich hatte große Freude an allem, was lebt und wächst. Ob Pflanzen oder Tiere, alles fesselte mein Interesse. Wichtig wurde mir der Lebensgrundsatz, dass man unbedingt alles zur richtigen Zeit tun musste. Man konnte es nicht verschieben. Wetter, Jahres- sowie Tageszeit bestimmten die Arbeit. Es gab Tage des Säens, Düngens und Erntens, auch Zeiten der Ruhe und der Erholung. Die Pflanzen und die Tiere leben, nehmen Nahrung auf, wachsen und haben eine bestimmte Lebensdauer. All dies ist nicht wissenschaftlich zu erklären. Wenn wir alles aus Gottes Hand annehmen, empfinden wir es als Geschenk, auch unter Bedrängnissen.

Es gab in dieser frohen Zeit meines ersten Lehrjahres einige besondere Erlebnisse, die ich nicht vergessen kann. Als eines der Pferde ein Huf-

eisen verloren hatte, musste ich mit diesem zum Dorfschmied. Nicht nur das Verhalten meines Tieres, sondern besonders auch die fremdartige Einrichtung der Schmiede und die Praxis des Schmiedens fesselten meine ganze Aufmerksamkeit. Da ich mich nicht ausschließlich auf das Pferd konzentrierte, drehte sich dieses blitzschnell herum und galoppierte zur Schmiede hinaus, durch das ganze Dorf zurück in seinen Stall. Noch Wochen später lachten die Dorfbewohner, wenn ich ihnen begegnete und machten sich lustig über den Großknecht vom "Linsenbauer", wie sie meinen Lehrherrn nannten und wie dieser hinter dem Pferd her, durch das Dorf gerannt war. Ein andermal hatte ich in einer Kurve die Pferde so stark herumgezogen, dass mir der Wagen umkippte. Zum Glück war er nicht beladen. Die Leute erzählten trotz meiner Ungeschicklichkeit lobend, dass sie aus der Ferne beobachteten, wie ich die Tiere abhängte, mit ihrer Zugkraft wie selbstverständlich den Wagen wieder auf seine Räder stellte und ohne Schaden weiterfuhr.

Unsere damaligen Transportmöglichkeiten sind heute unvorstellbar. Als wir nach der Ernte den Weizen getrocknet und in Säcke abgefüllt hatten, beluden wir den großen Wagen. Am anderen Morgen musste ich als Großknecht vorne auf dem Kutschersitz, die Peitsche schwingend, mit dem Doppelgespann zur Mühle in die Kreisstadt und dort den Weizen abliefern. Es gab damals noch keine geteerte Landstraße. Mit den eisenbereiften Rädern des schwer beladenen Wagens holperte ich über das Kopfsteinpflaster. Die Straßenverhältnisse in dieser ländlichen-abgelegenen Gegend, entsprachen 1947 fast den Gegebenheiten zur Römerzeit. Ich hatte die Wahl, vorne neben den Pferden zu laufen und mich an diesen fest zu halten, oder hoch auf dem Wagen mich von einem Kopfstein zum andern durchschütteln zu lassen. Auch die Rückfahrt mit dem leeren Wagen bot keinerlei Vergnügen. Durchgeschüttelt und -gerüttelt, aber froh und dankbar kam ich am späten Nachmittag wieder auf dem Hof an.

In der ganzen Lehrzeit war die Familienharmonie nur ein einziges Mal gestört. Es bedrückte mich und tagelang rätselte ich herum, bis ich von der Bäuerin die Ursache erfuhr. Der Viehhandel war wichtig für die ganze Familie. Neben der monatlichen Milchabrechnung von der Molkelei war der Viehverkauf die hauptsächliche Geldeinnahme.

Eine ältere Kuh, die nicht mehr trächtig wurde und auch keine Milch mehr gab, sollte verkauft werden. Der reisende Viehhändler wollte keinen angemessenen Preis bezahlen. Die Bäuerin, die alle 14 Tage mit dem Bus

zum Einkaufen in die Kreisstadt Ehingen fuhr, besuchte dort einen ihr bekannten Metzger und wurde mit diesem handelseinig. Sie erhielt zwar einen viel höheren Preis, aber wir mussten das Tier bei ihm abliefern. Die Bäuerin hatte mich heimlich eingeweiht und eines Morgens, als alle auf dem Acker waren und ich eigentlich im Schweinestall helfen sollte, schickte sie mich mit großen Sorgen los, um dieses Problem zu erledigen.

Sie wollte die ganze Zeit beten, denn ein Stück Großvieh kann man normalerweise nur zu zweit führen. Mit einem Strick wird ein Halfter, ähnlich wie bei Pferden gemacht. Dann befestigt man ein längeres Seil vorne am Kopf um das Tier zu führen oder fest zu halten. Der zweite Mann geht hinterdrein und treibt mit einem Stock und kräftigen Schlägen auf das Hinterteil das Tier vorwärts. Die Gefahren sind vielerlei. Das Tier kann nicht wollen und sich einfach hinlegen. Es kann wild werden und mit den Hörnern stoßen und unter Umständen durchgehen. Ich hatte Glück, die Kuh reagierte auf mein freundliches Reden, auch auf die Drohung mit dem Stock und auf Ziehen am Seil. Streckenweise marschierten wir in einem gleichmäßigen Tempo. Öfter mussten wir auch stehen bleiben. Es war für mich sehr anstrengend. Über die Landstraße und innerhalb der Stadt benötigte ich über vier Stunden für die etwas mehr als zehn Kilometer zur Metzgerei. Als ich am Nachmittag wieder zuhause ankam, konnte es mein Lehrherr fast nicht fassen, wie ich ganz allein dies gemeistert hatte. Wieder einmal wurde mir bewusst, dass es hier ähnlich wie schon vor Jahrhunderten zugging.

Das Schlimmste passierte mir aber dann beim Pflügen im Herbst. Ich strengte mich riesig an, um gerade Pflugfurchen fertig zu bringen, als die Pferde plötzlich stehen blieben und sich auch mit der Peitsche nicht mehr bewegen ließen. Erstaunt schaute ich mich um und bemerkte, dass in der Umgebung überall die Pferde standen. Man hörte von Weitem die Kirchenglocken zum Gebet läuten. Staunend wurde ich gewahr, wie die anderen Pferdeführer sich bekreuzigten, ihre Hände falteten und beteten. Ich freute mich über die Pause und setzte mich einfach auf den Pflug. Als das Glockenläuten beendet war, zogen die beiden Tiere plötzlich an und ich fiel rückwärts in die Furche. Die Pflugführung hatte sich aber in meiner Hose eingehakt und hilflos wurde ich über den Acker gezogen, bis die Hose zerfetzt war und ich mit dem blanken Po auf dem Acker lag.

Die Pferde hatten, als die Glocken zu läuten aufhörten, ohne mein Kommando angezogen und die Arbeit fortgesetzt. Zum Glück hatte ich

noch eine Jacke dabei, die ich mir beim Heimweg um den Bauch wickeln konnte. Nie mehr habe ich erlebt, dass meine Bäuerin so herzerreißend lachte. Dann aber wurde sie sehr ernst und sagte: „Hättest du, wie jeder christliche Mensch beim Glockenläuten, dich hingestellt und bekreuzigt und ein Vaterunser gebetet, wie es sich gehört, so wäre dies nicht passiert. Gott ist dir sehr gnädig gewesen, dass nichts Schlimmeres geschah. Wenn die Leute dich so gesehen hätten, wäre es nicht bei dem Gelächter geblieben, sondern auch unserem Pfarrer wäre dies berichtet worden und wir hätten uns für den Knecht schämen müssen.“

Im Winter, als wir keine Ackerarbeit tun konnten, fuhren wir zu viert Langholz. Von einem großen Waldgebiet in der Nachbarschaft transportierten wir Baumstämme zu einer Sägerei in Ehingen. Wir zogen früh los. Als Erstes schleppten unsere Pferde die schon gefällten Baumstämme, nachdem wir die Äste abgesägt hatten, zu dem vorher ausgesuchten zentralen Lagerplatz. Für mich war es erstaunlich, wie gut es lief, als wir am Nachmittag mit unseren Pferden und mit dicken Seilen die Stämme auf-luden. Dazu wurde der normale Wagen auseinandergenommen. Die Deichsel mit der vorderen Achse war zwischen den Pferden und die Hinterachse kam in entsprechendem Abstand unter die Baumstämme. Auf diese Weise entstand ein richtiger Langholzwagen. Die Fahrt ging öfters durch enge Kurven des Geländes und war nicht einfach. Deshalb fuhr der Sohn voraus. Ich bemühte mich in der Fahrspur meines Vordermannes zu bleiben. Auf einmal krachte es hinter mir mit vielen kleinen Schlägen, wie bei einem Maschinengewehrfeuer. Mit dem längsten Baumstamm hatte ich den Bretterzaun des Pfarrgartens gestreift und Latte für Latte abgerissen. Es gab eine große Aufregung mit dem katholischen Pfarrer und seinem Mesner. Erst in der Sägerei begriffen wir, dass mein längster Stamm eine Länge von 24 Metern hatte. Da auf dem Fahrzeug vor mir, der längste Stamm nur 20 Meter lang war, hätte ich nicht so genau in der Spur des Vordermannes fahren dürfen. Wieder hatte ich dazugelernt.

Grenzgänger und Freiheitshelfer

Eines Abends kam der junge Bauer aufgeregt vom Pfarrhaus. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr ich den Grund der Nervosität. Beim Pfarrer hatten sich zwei deutsche Soldaten versteckt, die aus französischer Gefangenschaft geflohen waren. Innerhalb Frankreichs, durch das

Elsass und in die französische Zone konnten sie durch Angehörige der katholischen Kirche geleitet werden. Das geplante Ziel war eigentlich das Kloster in Oberdisingen, das direkt an der Grenze zur amerikanischen Zone lag. Man hatte aber Bedenken, da sich zu dieser Zeit auch Menschen im Kloster aufhielten, auf die man sich nicht verlassen konnte. Offensichtlich wusste der Pfarrer auch keinen Rat, weshalb er sich an meinen Lehrherrn wandte. Ich hatte gleich den Eindruck, dass der Pfarrer, der mich in der Zwischenzeit gut kannte, um meine Hilfe bat, mich aber nicht direkt ansprechen wollte.

Mein Vorschlag wurde auch sofort angenommen. Noch in der Nacht bauten wir einen langen, zerlegbaren Holzkasten auf unseren Wagen, mit dem wir immer wieder Mist auf die Äcker fuhren. Er hatte innen eine Breite von etwa 70 cm und war genau so hoch. Bei 4 Meter Länge befand sich unten eine Klappe, durch die man zwischen den Vorder- und Hinterrädern hineinsteigen konnte. Damit war Platz für zwei liegende Männer und auch für noch etwas Gepäck. Das Bodenbrett hatte über die ganze Länge auf beiden Seiten einen breiten Spalt, sodass auch für einen längeren Aufenthalt genügend Luft hereinkam. Von oben wurde alles mit einer alten Plane versehen und dann dick mit Pferdemist abgedeckt. Ein mustergültiger Mistwagen stand vor uns. Damit man es sich im Inneren etwas bequemer machen konnte, wurde der Boden des Hohlraumes mit Strohsäcken belegt und mit Decken und Kopfkissen ausgestattet.

Nach dem Frühstück stand ich mit meinem präparierten Mistwagen vor dem Pfarrhaus. Dort erklärte ich meine Route. Die beiden flüchtigen Männer bedankten sich beim Pfarrer und verschwanden in meiner Mistwagenkiste. Nach zwei Stunden Fahrt kamen wir an den französischen Wachposten vorbei. Diese hatten keinen Verdacht geschöpft. Über die Äcker und Wiesen im Grenzgebiet gelangten wir hinauf zu dem Waldstück, das bereits in der amerikanischen Zone lag. Dort durften meine Fahrgäste aussteigen und das letzte Stück mit mir vorne auf dem Bock sitzen und den wunderschönen Morgen genießen. Am Waldrand angekommen, sahen wir vor uns den Bahnhof von Erbach. Nun hatten sie ihre Freiheit wieder und konnten mit dem Zug nach Ulm und Stuttgart gelangen, ohne weitere Kontrollen durch die amerikanische und englische Besatzungszone. Wir verabschiedeten uns in großer Freude. Am Waldrand lud ich meinen Mist ab und zerlegte die Kiste, sodass man von

außen nichts sehen konnte. Mit dem leeren Wagen ging es vorbei an den französischen Wachposten. Hoch auf meinem Wagen fröhlich sitzend erreichte ich schon zum Mittagessen den Bauernhof.

Niemand hatte je etwas gemerkt. Mit großer Selbstverständlichkeit fuhr ich immer wieder unseren Mist, mit den versteckten Menschen in das Nachbardorf. Es waren im Laufe der Monate über dreißig Touren, bei denen ich morgens am Pfarrhaus einen kürzeren Halt machte und zwei Männer in die Kiste packte und dann in die Freiheit entließ. Insgesamt waren es zirka 60 Leute. Wie froh und dankbar war ich, dass ich Männern nach allen schweren Kriegserlebnissen helfen konnte, wohlbehalten in ihre Heimat zurückzukehren.

Die ganze Aktion hatte für meine eigene Familie noch einen besonders positiven Nebeneffekt. Ich fand bei der Vorbereitung in der Scheune des Bauern eine stabile Kiste. Diese durfte ich mit Kartoffeln füllen und die Bäuerin schenkte mir noch ein ordentliches Stück gerauchten Schweinespeck dazu. Die Kiste wurde mit großen Schrauben verschlossen. Ich konnte sie in Erbach an die Adresse meines Vaters bei der Reichsbahndirektion Stuttgart bahnlagernd zur Abholung beim Güterbahnhof Stuttgart aufgeben. Da auf der Kiste „Umzugsgut“ mit der Inhaltsangabe „Bücher“ und die Adresse „Reichsbahndirektion Stuttgart“ stand, konnte Vater sie ohne Kontrollen im Stuttgarter Hauptbahnhof in Empfang nehmen. Er brauchte dazu immer einen Tag Urlaub. Drei Stunden dauerte es mit seinem Handwagen, bis er auf dem Güterbahnhof ankam und der Rückweg dauerte genau solange. Es gab auch für ihn ja sonst noch keine Transportmöglichkeiten. Aber die Freude über diese Unterstützung war größer als alle Anstrengungen. Die reichhaltige „Bücherkiste“ wanderte auf meinem Mistwagen mehrere Male nach Erbach und von dort konnte ich sie dann 14 Tage später wieder leer aus dem Bahnlager abholen.

Die Kontrollen auf dem Bahnhof Stuttgart waren damals sehr streng. Man nahm den Schwarzhändlern, den Tauschhändlern und auch den so genannten Hamsterern die Lebensmittel einfach weg, die sie in ihren Taschen versteckt hatten. An Weihnachten bekam ich von der Bäuerin sogar ein ganzes Ferkel geschenkt, das wir miteinander schlachteten und im Koffer verstauten. Bei meiner Ankunft zum Weihnachtsurlaub im Stuttgarter Hauptbahnhof war alles abgesperrt. Dies bedeutete Großrazia nach essbaren Geschenken, die von den Reisenden damals transpor-

tiert wurden. Zum Glück konnte ich mich mit dem schweren Koffer aus dem Zug heraus über den gegenüberliegenden Bahnsteig retten. Unbemerkt konnte ich das Untergeschoss erreichen. Durch meine frühere Tätigkeit beim Hitlerjugend-Streifendienst kannte ich mich auf dem Bahnhof bestens aus und verbarg mich dort, bis die Razzia vorüber war. Nachts um 1:00 wurde es ruhig und von einem bahneigenen Telefon aus konnte ich Vater direkt verständigen, da er in der Wohnung auch ein Telefon der Eisenbahn hatte. Im Morgengrauen des Sonntages trafen wir uns zum Weihnachtswiedersehen. Drei Stunden lang zogen wir miteinander das geschlachtete Ferkel mit dem Handwagen zur Wohnung meiner Eltern. Der leckere Weihnachtsbraten und die gemeinsame Freude waren die verdiente Entschädigung für die Anstrengungen dieser nächtlichen Heimreise.

Der Dorfbüttel, Fronarbeiter und fahrendes Volk

Ein belustigende Erscheinung war der Dorfbüttel. Neben der Kirche stand das Schulhaus. Dort befand sich das Büro des Dorfbüttels. Seine Funktion kannte ich nicht. Eines Tages, wir saßen gerade beim Mittagessen, ertönte seine Glocke auf der Straße und die ganze Familie rannte aus dem Haus, um zu hören, welche Botschaft er verkündete. Da stand ein Mann vor uns, bekleidet mit einer uralten Uniform genau wie ich sie einmal auf einem Bild meines Großvaters gesehen hatte. Er schwang seine Glocke und rief laut: „Der Gemeinde ist bekannt zu geben: Die Fronarbeiter treffen sich morgen früh um 7 Uhr beim Schulhaus zum Frondienst. Schaufel und Spaten sind mitzubringen.“ Dann zog er etwa 200 Meter weiter und wiederholte den gleichen Text nach seinem Läuten. Mein Bauerklärte mich auf, dass jeder Dorfbewohner drei Tage im Jahr für die Gemeinde Frondienst leisten müsse. Die zwei größeren landwirtschaftlichen Großbetriebe, zu denen wir gehörten, waren jedes Jahr zu sieben Tagen Frondienst verpflichtet. Er dürfe sich aber auch durch einen Familienangehörigen, der über 18 Jahre alt ist, vertreten lassen.

Natürlich war es meine Aufgabe als sein Großknecht, für ihn den Frondienst auszuführen. Ich konnte nun mit verschiedenen Männern zusammenarbeiten, mit denen ich sonst nicht bekannt geworden wäre. Unsere wichtigste Aufgabe war, die Wege des Dorfes zu reparieren, Straßenbäume zu setzen und alle möglichen Aufgaben der Gemeindeverwal-

tung zu erfüllen. Die Fronarbeiten wurden im Herbst und im zeitigen Frühling anberaumt, wenn wir auf den Äckern nicht mehr viel zu tun hatten.

Überraschenderweise ertönte die Glocke des Büttels einmal mitten im Sommer. Schrecken überkam meine Bauersleute, als wörtlich ausgerufen wurde: „Es ist der Gemeinde bekannt zu geben, dass sich eine Gruppe von „Zigeunern“ (Sinti und Roma, der Verf.) auf einer Wiese niedergelassen hat. Gott schütze unser Dorf!“ Die ganze Familie rannte los und suchte alles zusammen, was in der Umgebung unseres Hofes herumlag. Der Bauer schaffte eine Schaufel und eine Axt, die am Zaun lagen, in den Stall. Die Tochter brachte einen Holzkorb ins Haus. Die Bäuerin trieb die Hühner in den Hühnerstall und dann wurden alle Türen verschlossen. Ich musste bei meinen Pferden im Stall bleiben. Der Hofhund bekam eine längere Kette und bellte wie wild, als zwei Frauen in langen, bunten Kleidern mit fünf Kindern in den Hof kamen und an die Haustüre klopfen. Da sich nichts bewegte und wir nicht öffneten, gingen die uns verdächtigen Ankömmlinge des fahrenden Volkes bald wieder weg. Nach einigen Stunden hörten wir vom Kirchturm die Glocke läuten als Zeichen, dass die Gefahr vorüber sei.

Danach konnte ich wieder hinaus auf den Acker. In der Ferne sah ich fünf größere Pferdekutschen und Wohnanhänger. Sie zogen weiter in Richtung Kreisstadt. Am Tag darauf war Sonntag. Vor der Hauptmesse bedankte sich der Pfarrer, dass alle Gemeindemitglieder ihre Türen verschlossen hielten und dass deshalb das fahrende Volk gleich wieder abgezogen war. Er gab weiter bekannt, dass bei einem Kleinbauern eine Axt und eine Schaufel entwendet worden seien. Bei unserer Nachbarin, der Mansenbäuerin, wie sie im Dorf genannt wurde, seien aber elf Hühner, die sie nicht eingesperrt hatte, gestohlen worden. Nachdem der Messner in der Kirche die Altardecke, den Messkrug sowie das kleine Altarkreuz weg geschlossen hatte, ließ er die Kirche offen.

Tatsächlich kamen einige fremde Frauen zum Beten in das Gotteshaus. Der Pfarrer wies auf die zwei weißen Rechtecke an der Wand, wo vorher Heiligenbilder hingen. Die fremden Kirchenbesucher hatten beide Bilder einfach mitgenommen. 14 Tage später wurde berichtet, dass unser Pfarrer eines der Bilder in der Kreisstadt von einem Bürger zurückkaufen konnte.

Ein Heiliger, Jesus Christus und Aberglaube

An einem Sonntagmorgen erklärte mir die Bäuerin, ich müsse unbedingt mit ihr zur Hauptmesse in die Kirche. Sie wiederholte ihre Weltanschauung und erklärte mir dazu, dass ein Gebet in der Kirche um ein Vielfaches wertvoller sei, als ein Gebet, das man zu Hause spreche. Sie kam richtig ins Schwärmen, als sie mir die Bedeutung der einzelnen Handlungen während der Messe erklärte. Ich freute mich, dass sie ihren „Pflege-sohn“ so bemutterte, denn ihre Fürsorge und Liebe waren echt. Ich merkte aber, dass die ganze Gemeinde wusste, wer da neben ihr saß und sicher kannten sie alle meine Vorgeschichte und wussten auch, dass ich nicht katholisch war. Später bemerkte ich, dass in der Kirche eine strenge Sitzordnung galt. Die erwachsenen Männer und auch die älteren Jugendlichen saßen oben auf der Empore, rechts zwischen den verheirateten Frauen nur Kleinstkinder und auf der linken Seite die ledigen Mädchen, davor die Lausbuben. Also wäre mein richtiger Platz entweder links vorne bei den Buben oder bei den Männern auf der Empore gewesen.

Ich staunte über alles, was sich vor mir abspielte. Da war der katholische Priester, der während des Gottesdienstes mit Hilfe der Ministranten sein Messgewand mehrfach wechselte. Es gab den Männerchor, der immer wieder auf der Empore ein vielstimmiges, lateinisches Lied sang. Alles war sehr feierlich. Nach einigem Glöckleinläuten, Hinknien und Aufstehen legte der Priester sein Messgewand ab und bestieg die Kanzel. Über die Predigt war ich sehr überrascht, denn er redete nicht über Maria und die Heiligen, wie meine Bäuerin dies tat.

Er predigte von Jesus Christus, wie ich es im Konfirmandenunterricht früher gehört hatte. Da ich sehr gespannt und konzentriert zu ihm aufschaute, begegneten sich unsere Blicke öfters. Manches Mal hatte ich sogar das Gefühl, als würde er jetzt extra für mich sprechen und ich merkte auch, wie die Bäuerin sich freute, als sein Blick länger auf mir ruhte. Ich fühlte mich zu ihm hingezogen und er war mir auf Anhieb sympathisch und gleichzeitig ein Rätsel. Auf meine Frage meinte die

Bäuerin, niemand im Dorf wisse genau, wie alt unser Pfarrer sei, aber: „Er ist ein Heiliger und weit über 70!“

Ich konnte nichts weiter über ihn erfahren, denn der Priester ist in solch einem Dorf kein Gesprächsthema, so weit er sich an die gewohnte Tradition hält. Auch von anderen Dörflern hörte ich nur, er sei ein Heiliger. Er war früher als Jesuitenpater in der ganzen Welt unterwegs. Damals hätte er den Namen eines Heiligen gehabt, den aber niemand kannte. Als er dann in den Ruhestand gehen sollte, wählte er sich für sein Alter unser Bauerndorf aus, um dort für den Rest seines Lebens den Menschen zu dienen und seine Pflicht bis zum Schluss zu tun. Man nannte ihn einfach Pfarrer Barth und unter diesem Namen war er weit hin bekannt.

In aller Frühe jeden Morgen kniete er vor dem Altar und betete allein in der Kirche. Die Dorfbewohner fragten ihn öfters nach dem Grund seiner vielen Gebete und bekamen immer die gleiche Antwort: „Ich bete Tag und Nacht wegen eurer Sünden.“ Da er im Dorf allgegenwärtig war und jeden kannte, gab es nichts was man vor ihm verbergen konnte. Man erzählte mir, dass wenn irgendwo zwei Menschen miteinander Streit hätten, er plötzlich schweigend dabei stünde und die Streithammel liebevoll anschaute. Den Betreffenden würden dann plötzlich die streitbarsten Argumente und Worte entfallen und der Friede sei wieder hergestellt.

Einmal sei der Linienbus an der Haltestelle nicht mehr angelaufen. Der Pfarrer kam dazu als der Fahrer die Motorhaube öffnete und sagte nur: „Fahr nur weiter mein Sohn!“ Als der Fahrer ihm verdutzt gehorchte und wieder ans Steuer saß, stand der Pfarrer mit gefalteten Händen neben dem Bus und betete. Der Motor sei sofort angelaufen, wie wenn nichts gewesen wäre. Unser Bauer erzählte mir, sein Pferd sei einmal krank geworden und habe nicht mehr gefressen. Als er es dem Pfarrer berichtete, gab ihm dieser geweihtes Kochsalz, das er gleich dem Pferd füttern sollte, solange er in der Kirche für seine Heilung bete. Das Pferd hätte das Salz aufgeleckt und dann normal weitergefressen und sei seitdem wieder gesund.

Ein besonderes Verhältnis verbindet Gläubige

Weil mich dieser Pfarrer so sehr interessierte, besuchte ich jeden Sonntag die Hauptmesse. Eines Abends, nachdem ich meine Pferde gefüttert hat-

te, zog es mich in die Kirche und tatsächlich kniete der Pfarrer vor dem Altar. Er bemerkte, dass ich mich in eine Kirchenbank setzte. Er nahm mir gegenüber Platz. Wir staunten beide. Ich über seinen schwarzen Kittel und seine Freundlichkeit. Er wunderte sich über meine direkte Art, mit ihm zu sprechen. Offensichtlich hatte er noch nie einen so jungen Menschen getroffen, der ihm ohne Scheu begegnete. Irgendwie fassten wir gleich Vertrauen zueinander. Auf seine Bitte erzählte ich ihm meinen ganzen Lebenslauf. Leider konnte ich dies von ihm, dem so viel Älteren nicht verlangen.

Er sagte nur: „Ich glaube an Jesus Christus, den Sohn Gottes, der uns die Sünden vergibt, wenn wir an ihn glauben.“ Er erwähnte dann noch, dass er sich freue, mich in der Hauptmesse zu sehen. Aber etwas streng betonte er, bei den übrigen kirchlichen Veranstaltungen wolle er mich nicht dabei haben. Außerdem sei ich jederzeit bei ihm im Pfarrhaus willkommen. Natürlich war ich jetzt erst recht neugierig. Von der Bäuerin wollte ich genau wissen, was es in der Kirche noch alles gibt. Sie erklärte mir die Bedeutung sämtlicher Messen und Feste. Aber dann hatte sie Schwierigkeiten, mir die Gebetszusammenkünfte, die Litaneien und Sondergebete zu erklären. Sie brachte mir ein Büchlein, in dem die wichtigsten Heiligen beschrieben wurden und erklärte mir diejenigen, zu denen sie immer betete. Jene hatten die Zuständigkeit, sie und ihre Familie vor Unfällen zu schützen. Einen ihr persönlich ganz wichtigen Heiligen, nämlich den Heiligen Antonius, empfahl sie mir besonders. Diesen rief sie dann an, wenn sie irgendetwas verloren oder verlegt hatte. Ich durfte mich in Zukunft mitfreuen, wenn sie diese Dinge wieder fand.

An einem Sonntagnachmittag wurde eine Litanei zur „Heiligen Mutter Gottes“ angesetzt. Ein andermal Rosenkranzbeten. Jedes Mal schlich ich mich heimlich an den Kircheneingang. Es war für mich ein Schock, die sonst vernünftigen Frauen auf den Knien zu sehen und monoton dasselbe beten zu hören. Sie beteten nicht zu Gott und auch nicht zu Jesus Christus, sondern zu Heiligen oder zur Maria. Pfarrer Barth hatte mich irgendwann bemerkt und beim nächsten zufälligen Wiedersehen bat er mit strengem Blick um einen Besuch am Abend im Pfarrhaus. Die Türe im Pfarrhaus öffnete seine „Hauserin“. So nannte man damals die Haushälterin des Pfarrers. Diese Frau war seine Schwester und schien uralte. Sie verließ das Pfarrhaus nur, um zur Messe zu gehen und hatte dann immer ein weißes Kopftuch auf und saß rechts auf der vordersten Bank.

Wortlos geleitete sie mich in eine Art Besprechungszimmer, in dem alle Wände mit Büchern bedeckt waren. Nun musste ich mich bei ihm verantworten und fühlte mich sehr unsicher. Zuerst schien Pfarrer Barth traurig, weil ich ihm nicht gehorcht hatte. Dann aber konnte ich ihm frank und frei erklären, dass ich das Verhalten der Beterschar nicht verstehen könne. Schon früher hatte ich ihm von meinem SS-Ausbilder erzählt und was mir dieser über die feierlichen Handlungen der Kirche beibrachte. Nun erklärte er mir, dass er die alte Tradition der Kirche einhalten müsse. Er habe als Seelsorger ganz für die Menschen und ihre Bedürfnisse da zu sein.

Diese würden sich in der katholischen Tradition zu Hause fühlen und sie seien es gewohnt, auf diese Weise Gott zu dienen. Als Priester habe er seine Pflicht zu tun. Seit seiner Jugend war er strenggläubiger Jesuit. Erst in seinen späteren Tagen sei ihm Jesus Christus begegnet und er habe seither eine neue Beziehung zur Bibel. Gott aber schaue das Herz eines jeden Menschen an und das Wichtigste sei, dass die Kirchgänger ja Gott dienen wollen. Er erklärte mir, ich müsse durchaus nicht katholisch werden, denn ich hätte Jesus Christus in mein Leben aufgenommen und glaubte der Bibel.

Das „Hexenerlebnis“ und Volksaberglaube

Eines Tages, als ich am frühen Morgen in den Pferdestall kam, waren bei einem der Tiere an Schwanz und Mähne die Rosshaare zu kleinen Zöpfen zusammengeflochten. Es bedeutete für mich eine große Mühe, dies alles wieder zu entwirren. Als der Bauer in den Stall hereinschaute, war er entsetzt und bestellte sofort den Pfarrer. Nach kurzer Zeit kam dieser mit zwei Messdienern, die eine Schüssel Weihwasser trugen. Mit einem Wedel bespritzte er die Pferde und den ganzen Stall, dann sprach er laut ein Gebet und verfluchte die Hexe, welche diese Zöpfe geflochten hatte. Die ganze Familie, der jüngere Knecht und auch ich waren anwesend. Dann zog der Pfarrer wieder ab und wir frühstückten. Dabei wurde mir klar gemacht, dass wenn ein Pferd im Stall am Morgen Zöpfe hätte, dies durch den Besuch einer Hexe in der Nacht entstanden wäre. Ich erklärte, dass ich ab sofort im Stall übernachten würde. Wenn die Hexe größer sei als ich, werde ich sie mit einer Mistgabel erstechen. Für den Fall aber, dass sie etwas kleiner wäre als ich, werde ich einen dicken Stock bereit-

halten und die Hexe würde dann mit einigen blauen Flecken abziehen. Dabei schaute ich unseren Knecht an, der drei Jahre jünger und einen Kopf kleiner war als ich. Am folgenden Tag zeigte ich ihm im Pferdestall meinen Stock und er versprach, nie mehr einem Pferd Zöpfe zu verpassen. Er habe vor meinem Stock genauso Angst wie vor der Verfluchung durch den Pfarrer. Am folgenden Sonntag ging er mit mir zur Kirche. Bis dahin hatte er kein Interesse am Gottesdienst gezeigt.

Einmal erlebten wir nachts einen Sturm mit einem fürchterlichen Gewitter. Der Strom war ausgefallen. In der Küche kniete bei Kerzenlicht die ganze Familie und betete ein Vaterunser nach dem anderen, damit der Blitz unseren Hof nicht treffen möge. Der Bauer jammerte, wenn doch der Mesner endlich die Glocken läuten würde. Tatsächlich hörte man kurz darauf die Kirchenglocken. Als ich am andern Morgen fragte, warum die Glocken läuten mussten, wurde ich über den Volksglauben aufgeklärt. Die Glocken vertrieben die Wolken und den Sturm. Wegen dem Läuten sei noch einmal alles gut gegangen. Als ich am nächsten Tag unserem Nachbarn begegnete, schimpfte der fürchterlich über den Mesner. Dieser hatte nach seiner Meinung eine halbe Stunde zu früh mit den Glocken geläutet, denn der größte Teil des Regens, der für unser Dorf bestimmt war, sei nun im Nachbardorf heruntergegangen.

Eines Morgen saßen wir beim Vesper. Die Stimmung war irgendwie bedrückt. Es gab kalten Tee zum Trinken, statt wie üblich unseren Apfelmost. Auf mein erstauntes Fragen erfuhr ich, dass im Dorf ein Mann gestorben sei. Es war allen deutlich peinlich mir zu sagen, dass der Bauer deshalb keinen Most aus dem Keller geholt hatte, weil er sich vor dem Geist des Toten fürchtete. Nur zögernd wurde ich aufgeklärt, dass solange die Leiche noch nicht unterm Boden liege, sie herumgeistere und man deshalb nicht in den dunklen Keller könne. Ich schnappte mir den Krug und holte den Most. Nach dem Vesper wollte ich wieder zu meinen Pferden. Die Tochter hielt mich aber zurück. Sie hatte aus der vielen Magermilch, die wir von der Molkerei zurück bekamen, Käse gemacht. Dieser lag auch im Keller und musste täglich mit Salzwasser eingerieben werden. Ihre Angst im Keller allein zu arbeiten war riesengroß. So musste ich bis nach der Beerdigung auch bei der Käseproduktion helfen.

Ein anderes Mal stand ich bei der Apfelernte auf der Leiter. Auf dem Nachbargrundstück tat ein Mann dasselbe. Plötzlich hörte ich unseren Pfarrer Barth diesen mit Namen ansprechen und ihn bitten, schnell von

der Leiter herab zu kommen. Anschließend stieg er selbst auf die Leiter und holte die obersten Äpfel und sagte: „Diese will ich für dich herabhohlen. Denn wenn ich von der Leiter falle, komme ich in den Himmel. Wenn du aber herabfällst, landest du direkt in der Hölle. Komme heute Abend um 20 Uhr zu mir ins Pfarrhaus, wir müssen dringend miteinander sprechen!“ Nachdem die schwer zu erreichenden Früchte geerntet waren, zog Pfarrer Barth wortlos weiter.

Einige Tage darauf hatten wir unsere Brechäpfel schön in Kisten verpackt und ich musste sie spät am Abend noch zu einem Kleinbauern bringen, der oben in der Nähe der Hauptstraße wohnte. Dieser handelte im Nebenerwerb mit Äpfeln. Zu meinem Erstaunen war beim Rückweg nördlich von unserem Dorf dicker Nebel auf der Höhe aufgezogen. So etwas hatte ich vorher nur unten im Donautal erlebt. Am Feldkreuz, das ich auf dem Heimweg passierte, bemerkte ich in den Nebelschwaden eine knieende Gestalt. Natürlich zog ich ganz nahe an ihr vorbei und hörte sie irgendetwas von Maria, der heiligen Mutter Gottes beten. An der Kleidung erkannte ich eine Frau aus unserem Dorf, die mir in der Kirche wegen ihrem Wichtigkeit schon öfters aufgefallen war.

Von der Frühmesse kommend erzählte die Bäuerin am andern Tag ganz aufgeregt, dieser Frau sei am Abend die „Heilige Mutter Gottes“ erschienen und habe ihr große Neuigkeiten mitgeteilt. Der Bauer wurde wütend und schimpfte, diese sei doch geisteskrank. Die Bäuerin aber und ihre Töchter waren tief beeindruckt und meinten, ihr Vater habe unrecht. Es sei gut, wenn die Maria sich um unser Dorf kümmere. Beim Mittagessen erfuhr ich, dass auch die Töchter noch am Morgen zur Kirche gegangen waren, um der Frau zu begegnen. Am selben Nachmittag wollte ich allein zu Fuß auf einen unserer Äcker um den dort abgeladenen Mist zu zerstreuen. Dabei begegnete mir ein vornehmes Pferdegespann. Auf dem Kutscherbock saß ein hagerer, schwarz gekleideter Herr mit einem breitkrempeigen Hut. Im Innern entdeckte ich zwei katholische Priester. Sie fuhren direkt zum Pfarrhaus. Auf Umwegen ging ich schnellstens auch dorthin. Das Pferdegespann mit dem Kutscher wartete vor dem Pfarrhaus, sonst war nichts zu sehen. Schnell stieg ich unbemerkt über den Zaun des Pfarrgartens und legte mich unter das dichte Buschwerk neben dem offenen Fenster des Besprechungszimmers. Ich hörte laute Worte, verstand aber nichts, denn sie redeten lateinisch miteinander. Dann

plötzlich ertönte die Stimme meines verehrten Pfarrers. Ich hatte ihn vorher und auch nachher nie so zornig reden hören.

Er rief: „Diese Frau ist geisteskrank und hysterisch und es ist kein guter Dienst für die katholische Kirche, wenn wir sie zu einer Heiligen machen.“ Eine andere Stimme aber sagte, man könne die Frau in ein Kloster aufnehmen und dort pflegen. Es sei sehr gut für die Kirche, wenn die Heilige Mutter Gottes an vielerlei Orten erscheinen würde. Plötzlich sprachen sie wieder lateinisch weiter und verließen danach den Raum. Ich machte mir Sorgen, denn in früheren Gesprächen mit Pfarrer Barth war mir klar geworden, dass es vielen Priestern dieser Kirche, neben der christlichen Botschaft auch um Macht ging. Er hatte mich aufgeklärt über seine traurigen Erfahrungen als Jesuit und ich erinnerte mich, wie er einmal sagte: „Wenn man eine Lüge oft genug wiederholt, wird sie automatisch zur Wahrheit!“

Zwei Tage später war Sonntag. Die Kirche war überfüllt und das ganze Dorf hörte gespannt auf die Mitteilungen unseres Pfarrers. Tatsächlich berichtete er von dieser Frau, sie sei krank geworden und sei nun einige Tage wegen ihrer Geistesgestörtheit in einer Klinik. Pfarrer Barth hatte es also gegen die Meinung seiner Amtsbrüder fertig gebracht, dass unser Dorf nicht mit einer Marien-Erscheinung berühmt wurde. Schon in der Woche darauf begegnete ich unterwegs dieser Frau. Auf meine vielen Fragen konnten mir aber weder die Bäuerin noch ihre Töchter eine vernünftige Antwort geben. Ich wagte nicht, Pfarrer Barth auf dieses Thema anzusprechen.

Fast jeden Abend nach getaner Arbeit traf sich die Jugend des Dorfes in der Kirche. Es kamen manches Mal bis zu 20 Jugendliche. Außer mir kamen von auswärts noch unser Knecht und der Knecht des Nachbarn, alle andern waren im Dorf geboren und aufgewachsen. Die meisten Jungen, die zum Teil in der Kreisstadt in Ausbildung standen und abends nach Hause kamen, erschienen. Manches Mal waren auch ein paar Mädchen oder sehr junge Kinder dabei. Wir besprachen, was uns gerade bewegte. Oft sangen wir auch Kirchenlieder miteinander. Sehr gerne denke ich an diese Treffen zurück.

Einmal standen wir miteinander in der Eingangshalle der Kirche, in der ein großes Bild vom früheren Pfarrer hing. Pfarrer Barth, der uns selten besuchte, stand gerade neben dem Bild, als ein 12-jähriges Mädchen

zu mir sagte: „Du wirst einmal katholischer Priester und ich werde dann deine Hauserin!“ Als ich erstaunt das Kind anschaute, das unter dem Bild des früheren Priesters stand (und diesem in gewisser Weise sehr ähnlich sah), traf mich der strenge Blick von Pfarrer Barth und ich hörte ihn in einem Befehlstone, der für mich ganz fremd klang: „Du wirst nicht katholisch werden. Du wirst einmal heiraten!“ Als ich am andern Tag wieder zur Kirche kam, hing statt des Bildes des früheren Pfarrers ein Marienbild an dieser Stelle.

Biblische Prophetie erfüllt sich

Es geschah im Mai 1948. Mit zwei Pferden und einem Hackgerät zog ich durch die Kartoffelreihen. Der alte Bauer kam ganz aufgeregt angerannt um mich abzulösen. Ich sollte schnell zur Kirche gehen, denn der Pfarrer sei übergeschnappt. Er tanze in der Kirche herum und rufe jedem zu: „Jesus Christus kommt“. So schnell ich konnte, lief ich dorthin. Schon von Weitem rief er mir zu: „Helmut, der Staat Israel ist ausgerufen. Die Juden sind nach 2000 Jahren in ihre Heimat zurückgekommen. Die Offenbarung der Bibel erfüllt sich. Jesus Christus kommt bald. Ich bin alt und erlebe es nicht mehr, aber deine Generation wird die Wiederkunft unseres Herrn erleben!“ Er war höchst aufgeregt. Am Sonntag darauf hatte er einen Mann bestellt, der in der Kirche Lichtbilder von Jerusalem zeigte. Er redete nur noch davon, dass jetzt Jesus Christus bald wiederkommen werde. Ich hatte in den folgenden Wochen den Eindruck, als ob er sich total veränderte. Er war stiller geworden und die Leute sagten, er bete nur noch Tag und Nacht.

Im Herbst war mein erstes Lehrjahr und die Zeit in dem Dorf im Kreis Ehingen an der Donau zu Ende. Beim Abschied hatten wir alle Tränen in den Augen. Die alte Bäuerin überreichte mir kurz vor meinem Abmarsch noch eine Kerze. Sie sagte, diese sei vom Papst persönlich geweiht. Es würde bald der Tag des „Großen Wehe“ kommen. Dann werde es auf der Welt stockdunkel und nur die geweihten Kerzen könnten noch Licht geben.

Sehr herzlich verabschiedete ich mich von Pfarrer Barth. Wir wussten beide, es war ein Abschied fürs Leben. Ich bin ihm auch nie mehr begegnet. Zum Schluss prägte er mir noch einmal ein: „Du brauchst nicht

katholisch werden, du hast Jesus Christus.“ Es war ein Geschenk, dass ich diesem Pfarrer begegnet bin. Seine Worte waren für mich wie ein Vermächtnis: „Du hast Jesus Christus!“

Was er mir damit gesagt hatte, begriff ich in seinem ganzen Umfang erst viele Jahre später. Im 1. Joh.5, 12 steht: „Wer Jesus Christus hat, der hat das Leben“ . Das Heil und das ewige Leben haben wir in Christus allein und nur im Glauben an ihn, ohne alle traditionellen Zusätze oder Abstriche. Wir müssen den Himmel nicht „verdienen“, sondern ihn uns von Jesus schenken lassen!

Mein zweites Lehrjahr auf der Domäne Monrepos

Das zweite Jahr der landwirtschaftlichen Ausbildung verbrachte ich wie geplant auf einem Großbetrieb, der Staatsdomäne Monrepos. Sie gehörte zum früheren Krongut der württembergischen Könige und wurde jetzt von der staatlichen Hofverwaltung in Erbpacht verwaltet. Was ich nicht ahnen konnte – auf diesem Betrieb wartete ein beispielloser, zwölfmonatiger Überlebenskampf auf mich, der mir etliche Male den inneren Frieden zu rauben drohte. Die Ausbildungszeit auf diesem Hof führte mich in eine Lebensrealität, die nichts mehr zu tun hatte mit der naturnahen Romantik und familiären Beschaulichkeit, wie ich sie auf der Schwäbischen Alb erlebt hatte.

Monrepos liegt idyllisch am Rande der Stadt Ludwigsburg. Vom Bahnhof aus marschierte ich am frühen Montagmorgen zur Domäne und staunte nicht wenig über diese großzügige Schlossanlage. Hinter dem großen Tor führte eine breite geteerte Straße zu einem langen Gebäude. Mitten durch dieses große Haus fiel mir ein breiter Durchgang zum landwirtschaftlichen Wirtschaftshof ins Auge. An der linken Seite stand eine kleine Gaststätte. Auf der rechten Seite entdeckte ich eine hölzerne große Türe, auffallend hoch und geschnitzt, wie eine Kirchentüre. Die Tafel daneben trug die Aufschrift: „Domäne Monrepos“. Neben der Glocke zum Ziehen befand sich ein kleines Täfelchen: „Hofverwaltung“ und der Name meines neuen Lehrherrn.

Ich wurde von einer jungen Dame eingelassen und eine Treppe höher in einen altertümlichen Saal geführt, der wie in einem Schloss üblich eingerichtet war. An den Wänden hingen prächtige Ölgemälde und oben war eine sehr schöne Stuckdecke. Auf einem dunklen Teppich stand der gewaltige Tisch mit Stühlen. Eine breite Türe führte in den Nebenraum. Dieser etwas kleinere Raum hatte viele Bücher an den Wänden und einen altertümlichen Schreibtisch mit gepolsterter Sitzgelegenheit für den Chef.

Nach kurzer Zeit kam die Dame wieder und bedauerte, alle seien auf dem Acker. Sie führte mich hinunter in die Büroräume der Verwaltung.

Aber offensichtlich waren auch dort alle unterwegs. Auf der anderen Seite des Treppenhauses hörte ich das Treiben in einer Küche. Über die weite Hofanlage kamen wir zu den Unterkünften der Mitarbeiter. Dieses Gebäude war lang und hatte drei Haustüren. Sie führte mich zum Obergeschoss in einen Raum mit sechs Betten, einem Tisch, Stühlen und Schränken. Dies war also mein neues Zuhause. Auf der Stelle sollte ich mich in Arbeitskleidung begeben und in der Küche melden. Die Gebäude schlossen den Innenhof als ein großes Rechteck ein. Auf der andern Seite sah ich riesige Stallungen. Gegenüber dem Schloss stand ein fünfstöckiges Silogebäude, daran anschließend die Schleppergarage mit der Werkstatt. Daneben ein Lagerhaus für Kunstdünger und sonstige Vorräte.

Als ich gerade über den Hof lief, begrüßte mich der Mechaniker sehr freundlich als neuen Lehrling. Er hatte gerade etliche Ersatzteile auf einen offenen Lieferwagen geladen. Neben einem Fass mit Dieselöl und sonstigen Ölarten lag dort eine komplette Werkstattausrüstung. Er erklärte mir, die Zuckerrübenenernte, die jetzt gerade auf vollen Touren laufe, bedeute auch die höchsten Anforderungen an den technischen Betrieb. Sofort fuhren wir los. Am Rande des Zuckerrübenfeldes stand ein großer Schlepper und ich durfte helfen, die gebrochene Kraftstoffleitung auszuwechseln. Dabei konnte ich mich umsehen und staunte nur so über die riesigen Anbauflächen.

Zuckerrübenenernte mit Sträflingen

Das Zuckerrübenfeld hatte eine Größe von 120 Hektar, das sind 1,2 Quadratkilometer an einem Stück! Mein erster Lehrbetrieb auf der Alb umfasste ganze 40 Hektar, verteilt auf viele Parzellen, die zusammen etwa ein Drittel der Fläche dieses einen Ackers ergaben. Mit einem Pferdegewinn und einer Art Mähmaschine schnitt ein Mann den im Boden steckenden Zuckerrüben die Blätter ab. Eine ganze Kolonne von Frauen, mit Gabeln bewaffnet, schaffte diese auf die Seite. Dann fuhr ein Schlepper mit einem entsprechenden Pflug durch die Reihen und warf die Zuckerrüben aus dem Boden heraus. Eine andere Gruppe von Frauen bemühte sich, die Zuckerrüben mit kleinen Hacken von den Erdresten zu säubern. Dann kamen von Ochsen gezogene Fahrzeuge mit eisernen Rädern und zwei Mann je Wagen luden mit Gabeln die Rüben auf. Es

waren zehn Wagen, die gleichzeitig geladen wurden. Wenn diese voll waren, wurden die Ochsen an leere Wagen gespannt und die nächsten Fuhren geladen. Schwere Lanz-Bulldoggs zogen schließlich jeweils fünf aneinander gehängte Wagen zum benachbarten Güterbahnhof.

Ein älterer Mann stellte sich mir als Verwalter vor und wies mich an, mit einem dieser Fünferzüge mitzufahren, denn auf dem Güterbahnhof sei ein Engpass beim Verladen. Dort wurde jeder volle Wagen neben einem Eisenbahnwaggon abgestellt. Zwei Mann auf jedem Fahrzeug hatten die Aufgabe, die Zuckerrüben hinüber auf die Schienenfahrzeuge zu schaufeln. Für die nächsten fünf Tage war dies mein Arbeitsplatz. Er bedeutete extrem harte Knochenarbeit.

Der riesige, breitschulterige Arbeitskollege fragte mich lachend, ob ich auch Sträfling sei? Er wollte wissen, was ich „ausgefressen“ hätte, dass ich hier zu dieser Schwerstarbeit eingeteilt worden sei? Erst jetzt bemerkte ich seinen gestreiften Sträflingsanzug und auch, dass auf jedem der anderen vier Wagen jeweils zwei Sträflinge schaufelten. Am Ende des Zuges stand ein Wachtposten in Polizeiuniform, der alles genau beobachtete. In meinem ersten Lehrbetrieb hatte ich mit Hilfe meiner Atemübungen schon viele Wagen mit Mist beladen. Zur sichtbaren Befriedigung meines gestreiften Partners aber konnte ich bei dieser schweren Arbeit nicht lange mithalten. Er befahl mir, mich niederzusetzen und mich zu erholen. Dann schaufelte er den ganzen Wagen in kürzester Zeit leer. Danach half er noch den zwei Sträflingen neben uns, die offensichtlich auch überfordert waren. Sowohl auf dem Acker beim Aufladen als auch hier beim Einladen in die Eisenbahnwagen sollte ein 20-Minuten-Takt eingehalten werden. Eine Verschnaufpause gab es nur beim Wagenwechsel und wenn der Eisenbahnwaggon voll war.

In einer Pause konnte ich mich dem Wachmann vorstellen. Dabei erfuhr ich, dass insgesamt dreißig Häftlinge mit drei Wachposten in unserem Betrieb beschäftigt waren. Aus dem Gefängnis von Ludwigsburg konnten sich Sträflinge, die kurz vor ihrer Entlassung standen, für die letzten sechs Wochen ihrer Haft zur Landarbeit melden. Sie machten dies gerne, weil die Arbeit in frischer Luft normalerweise Erholung bedeutete. Das Risiko der Flucht sei kurz vor der Entlassung kein Problem mehr, sagte mir der Wachmann. Zur Freude meiner Leidensgenossen konnte ich bei ihm erreichen, dass wir am nächsten Tag auf jedem Wagen statt zwei, drei Sträflinge bekamen, denn mein gestreifter

Arbeitskollege hatte mir klar gemacht, dass die Mitarbeiter auf dem Feld die Zuckerrüben „nur“ etwa eineinhalb Meter hoch auf den Wagen werfen müssten. Die Güterwagen aber, die wir beladen mussten, waren zwei Meter höher als unser Standpunkt auf den Wagen und auch die Entfernung zu denselben war weiter, sodass diese Verladearbeit tatsächlich allerhärteste Kraftanstrengung bedeutete.

Durch die Anforderung einer dritten Arbeitskraft war ich von dem zweiten Tag an bei allen Sträflingen hoch angesehen. Jeder erzählte mir seine oft traurige und erschütternde Lebensbeichte, die ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Sie forderten mich auf, ihnen bei der Arbeit zuzuschauen und nur dann aktiv zu werden, wenn ein Aufseher oder gar der Hofverwalter irgendwo auftauchte. Vor beiden hatten sie offensichtlich allergrößten Respekt.

Die Zuckerrübenernte ging am Freitagabend offiziell zu Ende. Der Samstag war dann der Tag des großen Aufräumens. Ich wurde einer Arbeitskolonne zugeteilt, die zwei zusammengebrochene Wagen bergen musste. Auf dem Feld lagen leere Dieselölkannister sowie abgebrochene Werkzeuge. Alles Hinderliche wurde nun eingesammelt und anschließend der Riesenacker umgepflügt. Am Sonntag, dem Ruhetag begriff ich die Vorteile dieses Ackerbaubetriebes. Hier musste man keine Tiere füttern. Meine Kameraden und ich hatten also wirklich frei.

Als Dienstjüngster im Großbetrieb

Als Neuankommeling unter 12 Lehrlingen musste ich noch einiges lernen. Die anderen waren alle in ihrem dritten Lehrjahr und bereits als Vorarbeiter eingesetzt. Der oberste Chef und Lehrherr war Diplomlandwirt und wurde von seinem Hofverwalter vertreten, der früher in Ostpreußen ein Rittergut verwaltet hatte. In der Hierarchie darunter kamen dann zwei Aufseher, die schon seit zwanzig Jahren im Betrieb tätig waren. Die älteren Lehrlinge fungierten als Hilfsaufseher und hatten Gruppen bis zu 50 Mitarbeiter zu führen. In der Werkstatt hantierte ein Schlossermeister als Hofmechaniker. Der Fuhrpark mit insgesamt sieben schweren Schlepfern unterstand einem Kraftfahrzeugmeister. Die weiteren Beschäftigten bestanden aus 20 deutschen Landarbeitern, die schon jahrelang auf dem Betrieb lebten. Dazu kamen im Sommer fünfzehn polnische Gastarbeiter und dreißig Sträflinge mit drei Wachleuten. Wir beschäftigten außerdem

150 sogenannte Tagelöhner, meist Frauen aus der Umgebung. Sie traten morgens um 7:00 Uhr zur Arbeitsverteilung im Hof an.

Im Pferdestall standen insgesamt 12 Pferde, betreut von zwei Rossknechten. Im Viehstall wurden 40 Zugochsen für den Ackerbaubetrieb gehalten, dazu vier Milchkühe für den Eigenbedarf. Zwei Stallarbeiter betreuten die Tiere. Ein anderer Mann versorgte den Schweinestall mit ca. hundert Mastschweinen, von denen jede Woche ein bis zwei Stück geschlachtet wurden. In Küche und Haushalt waren 15 weitere Personen beschäftigt. Dieser landwirtschaftliche Großbetrieb hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der ländlichen Idylle, die mich auf der Schwäbischen Alb so sehr beeindruckt hatte. Neben dem Vertragsanbau von Zuckerrüben für die Süddeutsche Zucker Aktiengesellschaft gab es regelrecht industrielle Produktionsziele: Die Saatgutvermehrung von zwei Weizensorten, die Erzeugung von Speiseerbsen und verschiedenen Gemüsesamen, sowie ein ausgeprägter Feldgemüseanbau.

Unser Arbeitstag begann morgens um 5:45 Uhr mit einer sogenannten Frühstunde. Die Aufseher, die Lehrlinge und die 20 deutschen Landarbeiter mussten antreten, um die Werkzeuge und Geräte für den Tageseinsatz vorzubereiten. Um 6:30 Uhr trafen sich die Lehrlinge im Chefspesesaal mit dem Lehrherrn und dem Verwalter zum gemeinsamen Frühstück. Pünktlich mussten wir am Tisch stehen, solange der Lehrherr hinter seinem Stuhl stand, bis die Runde vollzählig war. Dann neigte er sein Haupt und faltete wortlos die Hände. Nach mehreren Sekunden der Stille setzte er sich und dann auch wir. Das Essen begann. Dabei wurden fachliche Gespräche über den geplanten Arbeitseinsatz geführt. Oft wurde daraus auch ein kurzer Unterricht. Anschließend um 7:00 Uhr trafen wir uns mit allen Mitarbeitern im Hof zur Arbeitsverteilung.

Der Verwalter und die zwei Aufseher konnten innerhalb kürzester Zeit, manchmal auch mit lauten Kommandos, die über 200 Arbeitswilligen in Kolonnen mit den älteren Lehrlingen als Gruppenführer einteilen. Meistens wurden diese dann auf (damals) modernen luftbereiften Wagen von Schleppern gezogen und zum Acker gefahren. Das Mittagessen wurde irgendwo im Freien eingenommen. Die Getränke und das Essen kamen in entsprechenden Transportgefäßen mit Essgeschirr und Besteck zu den jeweiligen Einsatzorten. Die Mittagspause dauerte in der Regel eine halbe Stunde. Je nach Arbeit gab es auch zwischendurch eine Pause für Getränke. Abends um 17:00 Uhr ging es zurück zur Hofstelle.

Als Abschluss des Tages gab es das allgemeine Händewaschen, noch etwas ganz Besonderes. Man stelle sich vor, da kommen etwa 150 Personen vom Acker und wollen sich gleichzeitig die Hände waschen. An der Hauswand in etwa 20 Meter Abstand befanden sich nur zwei Wasserhähne. An jedem stand ein Aufseher und brüllte: „Schnell einweichen und dann der Nächste!“ Die Sache hatte sich eingespielt. An jedem Wasserhahn bildete sich eine lange Kolonne. Jeder durfte nur kurz seine Hände unter den Wasserstrahl halten und indem er sie rieb, schloss er sich wieder hinten an die Kolonne an. Wer saubere Hände hatte, oder wem es zu dumm wurde, schied aus und ging weiter. Spätestens nach dem dritten Durchgang war man sauber, denn die Verschmutzung bestand in der Regel nur aus Ackererde, welche sich leicht entfernen ließ.

Abendunterricht mit erstem Ärger

Wir Lehrlinge trafen uns wieder im Chefspeisesaal zum Nachtessen. Zweimal in der Woche erhielten wir am Abend noch einen speziellen Unterricht von unserem Lehrherrn, der für mich immer hochinteressant war. Die anderen Lehrlinge befanden sich im dritten Ausbildungsjahr. Alle stammten aus der Landwirtschaft und hatten schon vielerlei praktische Erfahrung. Die meisten hatten an Ausbildungskursen in ihren heimischen Landwirtschaftsschulen teilgenommen. Meine praktische Erfahrung stammte aus dem ersten Lehrjahr in einem Familienbetrieb. Im Gegensatz zu den anderen, die nur schweigend dasaßen, stellte ich zur Freude meines Lehrherrn öfters fachliche Fragen.

In der dritten Lehrstunde, bei der ausnahmsweise auch der Verwalter teilnahm, passierte etwas Seltsames. Auf eine meiner Fragen machte der Verwalter eine ärgerliche Bemerkung. Darauf erklärte mein oberster Chef, dass ich als Abiturient so fragen müsse. Nach Abschluss dieses Lehrjahres würde ich in Hohenheim studieren und so wie er selbst Diplomlandwirt werden. Er erklärte weiter, dass ich später einmal einen landwirtschaftlichen Großbetrieb selbstständig führen würde. Der Verwalter zeigte sich sichtbar wütend über seine Zurechtweisung und meine Gleichstellung mit dem hohen Chef. Dieser ließ sich durch seinen Verwalter aber nicht beirren. Am andern Morgen bei der Arbeitsverteilung erhielt ich als neue Tätigkeit vom Gutsherrn die Aufgabe, seine beiden Reitpferde zu versorgen. Jeden Tag musste ich sie füttern und putzen.

Neben den Stallarbeiten durfte ich mit den beiden Pferden auch bei Einkaufsfahrten für die Küche unterwegs sein. Öfters hatte ich den Montagewagen von der Schleppergarage zum Einsatzort auf einen Acker zu fahren und am Abend wieder zurückzubringen.

Mit Intrigen unter Druck gesetzt!

Eines Morgens erhielt ich den Auftrag, eines der Pferde zu satteln, da der Chef ausreiten wolle. Gerade als ich das Pferd übergab, kam der Verwalter mit dem älteren der Aufseher zum Stall. Lauthals beschimpfte er mich als Schlamper und schlimmer. Auch der Aufseher stimmte ein. Sie führten den Chef der Staatsdomäne an meinen Futterkasten im Stall. Dort befand sich der Hafer für die von mir zu versorgenden Reitpferde. Als sie die obere Klappe öffneten, lag auf dem Futter eine Strohmatten und darauf fünf kleine Mäuse. Sie behaupteten ernsthaft, ich würde Mäuse züchten und damit das Pferdefutter mit Mäusedreck vergiften. Mein Lehrherr blieb ganz ruhig und ließ sie weiter schimpfen. Bevor er sein Pferd bestieg, sagte er zu mir so laut, dass es alle hören konnten: „Wenn dies noch einmal vorkommt, wird dieser Kasten verschlossen und nur Sie bekommen einen Schlüssel, dass niemand außer Ihnen in den Futterkasten etwas hineinlegen kann.“ Der Verwalter und der Aufseher zogen wutentbrannt ab.

Als ich am andern Morgen mit den Pferden fertig war, teilte mir der Verwalter mit, dass in der Küche die Kartoffeln ausgegangen seien. Unterhalb des Lagerhauses befand sich ein großer Kartoffelkeller. Ich sollte mehrere Säcke füllen und sie zur Küche tragen. Auftragsgemäß füllte ich verschiedene Säcke. Als ich den Keller verlassen und den ersten Sack zur Küche tragen wollte, stand ich vor der von außen verschlossenen Türe. Der Verwalter hatte mich also absichtlich eingesperrt. Es gab verschiedene Abwurfschächte, aber alle waren vergittert. Zum Glück brannte noch das Licht. An einem Schacht konnte ich hoch kriechen und erhielt einen Ausblick über den Hof. Die anderen kamen gerade vom Acker zum Mittagessen zurück. Ich rief nach Kräften, aber die Menschenmenge war so laut, dass mich niemand hörte. Vielleicht hatte der Verwalter sogar eine plausible Lüge vom Stapel gelassen, weshalb ich beim Mittagessen fehlte. Etwas unsanft rutschte ich den Schacht herunter und fiel auf eine Stelle, wo man Abfall zusammengetragen hatte.

Dabei entdeckte ich einen dicken rostigen Draht, den ich so verbiegen konnte, dass sich damit das Schloss der Kellertüre von innen öffnen ließ. Schnellstens eilte ich in Richtung Speisesaal. Im Haus angekommen, bekam ich Bedenken, weil ich total verdreckt war.

Als ich jemand kommen hörte, eilte ich kurzerhand die Treppe hinauf. Dort befand sich die Wohnung des Verwalters. Gerade rechtzeitig konnte ich mich noch neben einem Schrank im Treppenhaus verstecken bevor dieser seine Wohnung betrat. Offensichtlich hatte er es eilig, denn er ließ seinen Schlüssel mit dem gesamten Schlüsselbund von außen im Türschloss stecken. Sofort schlich ich mich heran und schloss seine Wohnungstüre zu. Vorsichtig betrat ich im unteren Stock unbemerkt den leeren Speisesaal und hängte den Schlüsselbund an den Kleiderhaken. Zur Arbeitsverteilung nach dem Mittagessen erschien der Verwalter nicht. Wie ich später erfuhr, hatte er nach einer der Küchenangestellten erst dann laut gerufen, als alle Übrigen weg waren. Sein Stolz hatte es wohl nicht zugelassen, dass andere merkten, wie er in seiner Wohnung eingeschlossen, hilflos ausharren musste. Aber dies alles war nur der Anfang eines hasserfüllten Kleinkrieges ...

Episoden einer hintertriebenen Heiratsvermittlung

Am nächsten Nachmittag wurde ich in den Hausgarten beordert. Dort begegnete ich zum ersten Mal der Ehefrau des Lehrherrn. Vor einem Geräteschuppen im Garten lagen auf dem Boden viele Spaten, Schaufeln und Rechen durcheinander. Als sie mich kommen sah, schimpfte sie heftig über meine Schlamperei, dass hier diese Geräte so herumlagen! Sicher schaute ich reichlich verdutzt, denn ich war zum ersten Mal hier im Garten und wirklich unschuldig. Nachdem sie mir barsch erklärte, dass ich alles sofort sauber aufräumen solle, ging sie weg. Dies war also meine neue Chefin!

Eine Tagelöhnerin, die sich auskannte, zeigte mir dann, wo die Geräte ihren Platz hatten und was ich weiter im Garten tun sollte. Wir hackten fleißig das Gemüse und sie meinte ganz beiläufig, dass die Chefin wohl nicht Unrecht hätte, „ihren Schwiegersohn“ schon beim ersten Brotlaib zu erziehen. Als ich erstaunt erwiderte, dass ich doch nicht der Schwiegersohn sei, erklärte sie, dies sei aber die allgemeine Meinung der Mitarbeiter. Auf diese etwas merkwürdige Weise erfuhr ich, dass die Familie meines Lehrherrn eine einzige Tochter und Erbin habe, die gleich alt wie ich, zurzeit in Heidelberg Biologie studierte.

Ich sollte auch das Fahren mit Ochsengespannen lernen. Deshalb wurde ich des öfteren auf dem abgeernteten Zuckerrübenacker mit zwei Zugochsen zum Eggen eingesetzt. Es bedurfte schon einiger Übung, mit den sturen Tieren in einer Kolonne hintereinander zu fahren. Insgesamt waren wir zwanzig Gespanne und ich hatte erst nach drei Tagen die innere Ruhe, um mit diesen Tieren richtig umzugehen.

Im Stall blieb immer derselbe Ochse zurück. Auf meine neugierige Frage klärte mich ein Tierpfleger auf. Es handle sich hierbei nicht um eine geplante Reserve, sondern dieses Tier wurde nur zwischen dem Stall und der Mistlagerstätte zum Transport auf dem Hofgelände eingesetzt. Schon mehrfach hatte der Ochse, wenn er irgendwo im Gelände einen

Graben sah, unaufhaltsam den Wagen dorthin gezogen und umgeworfen. Dabei machte er die Erfahrung, dass die Arbeit sofort beendet wurde, wenn der Wagen umgekippt war. Als wir dann mit allen zwanzig Ochsen gespannt eingesetzt wurden, um Mist auf den Acker zu fahren, wurde ich vom Verwalter zu einem Gespann eingeteilt, bei dem ausgerechnet dieser schlaue Ochse, dessen Aussehen ich mir wohl gemerkt hatte, auf der linken Seite vor den Wagen gespannt war.

Ein Ochse als Attentäter!

Alle wurden zur Eile angetrieben und es blieb mir nichts anderes übrig, als unverzüglich hinter den anderen hinauszufahren. Beim Vorbeifahren an der Schlosserei packte ich noch schnell eine dicke Eisenstange auf meinen Wagen. Notfalls wollte ich, wenn der Ochse wild losziehen würde, mit dieser Stange zwischen den Rädern die Fahrt blockieren. Und tatsächlich erspähte der Ochse, auf der linken Seite auf der ich neben dem Wagen herlief, den von ihm schon ersehnten Graben, durch den ein kleiner Bach floss.

Alles ging sehr schnell. Ich rannte mit meiner Eisenstange und konnte sie gerade noch zwischen die Speichen des linken Vorderrades stecken. Durch die Blockierung dieses Rades bekam der Ochse einen kräftigen Schlag. Er hing mit der Kette um den Hals hilflos an der steilen Böschung. Offensichtlich hatte er sich ein Bein gebrochen. Der beladene Wagen mit dem anderen Ochsen stand noch auf der Ebene. Für den Aufseher, der sofort dazukam, war die Sache eindeutig. Der Ochse war nicht mehr zu retten. Mit einem großen Messer wurde ihm an Ort und Stelle der Hals aufgeschnitten. Sodann wurde er mit einer Kette an den Hinterbeinen in den Hof gezogen und geschlachtet. Ich wurde von allen für meine Geistesgegenwart gelobt, denn sie waren froh, dass der volle Mistwagen nicht in den Bach gestürzt war, von wo er mit großer Mühe hätte wieder herausgeholt werden müssen. Am Abend erklärten alle, dass ich als Fuhrmann, der links vom Wagen lief, beim Umkippen von diesem erfasst worden wäre, wenn ich nicht noch rechtzeitig mit der Eisenstange das Gefährt hätte blockieren können. Es herrschte betroffenes Schweigen, nachdem der Stallknecht deutlich verlauten ließ, dass dieser Ochse auf ausdrückliche Anordnung des Verwalters eingespannt worden war

und er mich auch persönlich zu diesem Gespann eingeteilt hatte. Allen Anwesenden wurden die lebensbedrohlichen Absichten des Verwalters sofort klar.

Lebensgefährlicher Anschlag auf Pferde und Fuhrmann

Einige Tage später wurden die zwölf Pferde, auch die Reitpferde, vor sechs luftbereifte Wagen gespannt. Wir fuhren alle hintereinander zum Güterbahnhof im Nachbarort. Dort beluden wir diese mit dem Düngemittel Thomasmehl, das auf zwei Güterwagen offen angekommen war. Wir sechs Pferdekutscher arbeiteten sehr hart, bis wir das offene und unverpackte Düngemittel gemeinsam auf unsere Wagen geladen hatten. Meine Pferde waren leichte Reitpferde, die andern hatten schwere Ackerpferde. Meine Bitte, aus diesem Grund meinen Wagen leichter zu beladen, blieb erfolglos. Der Verwalter hatte nämlich befohlen, dass alle Wagen gleich schwer beladen werden sollten. Der Heimweg hätte ja nirgends eine starke Steigung. Die ganze Strecke sei eben, nur etwa 500 Meter auf der Hauptstraße hätten ein stärkeres Gefälle. Kurz vor unserer Abfahrt kam der Verwalter auf seinem Fahrrad und befahl, dass ich als Letzter hinter den andern die Heimfahrt antreten solle. Ich erhielt als Sonderaufgabe, unsere Verladestelle zusammenzukehren. Das Gewicht des beladenen Wagens überforderte meine Pferde, deshalb machte ich mir Sorgen über den Heimweg.

Die Straße war anfänglich eben und geteert und mit den luftbereiften Gummirädern ging es anfangs ganz gut. An der abschüssigen Steigung angekommen, wollte ich die Handbremse zudrehen, aber das Handrad an der Bremse drehte sich leer. Irgendjemand hatte das Bremsgestänge unten am Wagen abgesägt. Mit letzter Kraft konnte ich die Pferde, die durch den Schub des schweren Gefährts bereits trabten, nach rechts herum ziehen, knapp an einem Straßenbaum vorbei. Der volle Wagen prallte mit einer Seite gegen den Baum, der zum Glück diesem Gewicht standhielt. Meine zwei Pferde hingen an der Böschung. Ein Pferd hatte eine blutende Wunde am Kopf von der Deichsel, die beim Aufprall abgebrochen war.

Nach einigem guten Zureden hatten sich die Pferde beruhigt und ich konnte sie ausspannen. Gemütlich zog ich mit den Tieren zurück zum Hof. Dort war schon Feierabend. Die Lehrlinge saßen mit dem Chef bereits beim Nachtessen, aber ohne den Verwalter, der mit den beiden Aufsehern

mit erstauntem Gesicht im Hof stand. Mir aber war klar, dass sie Bescheid wussten und das Unglück angezettelt hatten. Ihr Plan war teilweise gelungen und alle drei waren vom sichtbar schlechten Gewissen gezeichnet. Deshalb zog ich wortlos an ihnen vorbei, versorgte die Pferde und ging zum Nachtessen. Dem Verwalter blieb nur übrig, die anderen Lehrlinge nach dem Essen zu einem Großeinsatz zu holen. Mein Wagen, der schräg am Baumstamm hing, musste an Ort und Stelle umgeladen und dann, weil er beschädigt war, zum Teil demontiert und nach Hause gefahren werden. Auch dieser Sachverhalt zeigte allen offensichtlich: Der Verwalter wollte mir wieder an Leib und Leben Schaden zufügen!

Spät am Abend wurde ich zum Chef gebeten. Die Geschehnisse der vergangenen Tage hatten ihn doch sehr entsetzt. So machte er mir den Vorschlag, die Lehre auf einer anderen Domäne fortzusetzen, mit deren Besitzer er ein freundschaftliches Verhältnis hatte. Er zeigte aber auch Verständnis dafür, dass ich trotz allem gerne hier bleiben wollte, denn ich konnte von Ludwigsburg aus sonntags immer zu meinen Eltern nach Hause fahren. Auf mein Versprechen hin, in Zukunft noch besser aufzupassen und alles Verdächtige ihm sofort zu melden, schickte er mich einige Tage in Urlaub.

Rache des Lehrlings und weitere Anschläge

Die Woche darauf, als ich wiederkam, wurde auf dem großen Feld, auf dem wir Zuckerrüben geerntet hatten, Weizen eingesät. Die fünf Meter breite Sämaschine wurde von drei Pferden im Trab über den vorher einwandfrei geeggtten Acker gezogen. Die Tiere kamen damit an die Grenze ihrer Belastbarkeit. Auch ich durfte mit zwei Reitpferden und einem dritten Pferd jeweils zwei Stunden morgens und mittags die Sämaschine fahren. Am Ackerrand stand der Wagen mit Saatweizen. Am Nachmittag stand auch mein Chef mit seinem Fernglas in der Nähe, um die Arbeiten zu beobachten. Gerade als ich einen neuen Sack mit Saatweizen auf die Schulter nehmen wollte, um ihn in die Sämaschine zu füllen, was ich mehrmals schon einwandfrei gemacht hatte, brüllte hinter mir der Verwalter, wie blöde und unfähig ich sei. Er befahl mir, den Sack wieder abzusetzen. Obwohl er sonst nie irgendetwas anrührte, nahm er den Sack auf seine Schultern, um ihn selbst in die Sämaschine zu füllen.

Ich reagierte leider nicht mit christlicher Feindesliebe und Vergebensbereitschaft. Gerade als er mit einem Fuß auf das Trittbrett der Sämaschine steigen wollte, zockte ich leicht mit dem Leitseil. Ich kannte meine Pferde sehr gut. Normale Ackerpferde hätten nicht reagiert. Aber diese Reitpferde waren sehr empfindlich. Sie zogen sofort an und da ich das Leitseil gleich wieder anzog, blieben sie augenblicklich stehen. Diese zwanzig Zentimeter reichten, dass der Verwalter mit dem Sack auf dem Rücken daneben trat und dann der Länge nach unter der Sämaschine lag. Ich beobachtete, wie mein Lehrherr sich anstrengte, nicht laut loszulaufen. Fluchend stand der Verwalter wieder auf und ich musste den schweren Sack vom Boden aufheben und in die Maschine füllen. Dabei bemerkte ich, dass der Verwalter in der Zwischenzeit seinen Spazierstock, mit dem er immer sehr vornehm herumstolzerte, an das Rad der Sämaschine angelehnt hatte. Solange er nun damit beschäftigt war, von seinen Kleidern die Ackererde abzuklopfen, machte ich noch einmal dasselbe Spiel mit meinen Pferden. Ein Rad rollte über diesen wertvollen Stock, der krachend in zwei Teile zerbrach.

Am Tag darauf musste ich kurz vor Feierabend den Montagewagen des Hofmechanikers mit zwei Pferden vom Acker nach Hause fahren. Ich trieb die Reitpferde zum Galopp und überholte in diesem ungewöhnlichen Tempo den auf dem Fahrrad sitzenden Verwalter. Dabei merkte ich gerade noch, wie dieser mächtig erschrak. Meine Pferde trabten weiter und ich schaute nicht zurück. Der Verwalter erschien nicht beim gemeinsamen Nachtessen. Aber am andern Morgen beim Frühstück trug er seinen Arm in einer Schlinge.

Normalerweise wäre ich nach einer gewissen Zeit im Pferdestall als Hilfsaufseher im Ackerbau- und Feldgemüseanbau eingesetzt worden. Dies hätte eine direkte Zusammenarbeit mit dem Verwalter bedeutet. Es war mir daher sehr willkommen, für den Rest meiner Lehrzeit als Schlepperfahrer und Hilfsmonteur in der Werkstatt eingesetzt zu werden. Ich hatte mit dem Hofmechaniker ein ganz besonders gutes Verhältnis. Dieser gab mir als Erstes einen ausführlichen Unterricht darüber, welche Möglichkeiten bestanden, mich bei der Arbeit zu sabotieren. Auf seine Anregung hin kontrollierte ich jedes Mal, bevor ich losfuhr, sämtliche Räder und auch die Bremsen. Einmal hatte jemand an einem eisenbereiften Rad einen Splint gezogen. Wenn ich dies nicht vorher bemerkt hätte,

wäre unterwegs das Rad aus der Achse gesprungen und der Wagen umgekippt. Sogar an einem Schlepper, mit dem ich in die Stadt fahren sollte, entdeckte ich am Bremsgestänge mehrere gelöste Schrauben.

Als ich ein andermal mit einem schweren Schlepper zum Pflügen auf den Acker hinausfuhr, blieb mir dieser auf unerklärliche Weise in der ersten Furche einfach stehen. Genau wie der Hofmechaniker mir erklärt hatte, kamen aus dem Auspuff weiße Dampfwolken. Sofort öffnete ich die Kraftstoffleitung und ließ das Wasser, das man mir heimlich in den Tank gefüllt hatte, auslaufen. Nachdem ich an der Entleerschraube etwa einen Liter auslaufen ließ, konnte ich den Motor, solange er noch warm war, von Hand einige Male durchdrehen und rasch anwerfen. Die Eingeweihten wussten, dass man in den Schleppertank einen Liter Wasser einfüllen konnte, welches dann auf den Tankboden unterhalb des Ansaugstutzens sank. Wenn aber der Schlepper in einer Pflugfurche schräg stand, kam dieses Wasser in den heißen Motor und verpuffte zu Wasserdampf. Wer nicht sofort bei noch warmem Motor Abhilfe schuf, konnte den Schlepper nicht mehr anwerfen und musste ihn abschleppen lassen. Es gab weitere kleine und große Anschläge auf mich, die ich aber Gott sei Lob und Dank stets rechtzeitig bemerkte, sodass wunderbarerweise kein Schaden entstand. Unser Lehrherr betonte mehrfach seine Zufriedenheit mit mir.

Die Tätigkeit in der Hoftechnik und speziell mit den Schleppern bedeutete für mich keinen Nachteil. Ich wurde nicht wie die anderen Lehrlinge als Hilfsaufseher mit einer Arbeitskolonne eingesetzt. Durch das Schlepperfahren kam ich viel herum und konnte manches beobachten. Ganz wichtig wurde für mich auch der abendliche Unterricht vom Chef, in dem ich auf meine Fragen die richtigen Antworten erhielt und immer mehr dazulernte. Alle größeren Arbeiten wurden dabei besprochen und das Wie und Warum gründlich erklärt.

Landwirtschaftliche Spitzenerträge

Besonders interessierte mich die Aufteilung der verfügbaren Ackerfläche. Am sorgfältigsten gepflegt wurden die 40 Hektar Saatweizen. Den Samen bezogen wir von Saatzuchtbetrieben. Bei der Aussaat achtete man streng darauf, dass der Acker sauber eingesät wurde und keinerlei Lücken entstanden. Andernfalls wären Samen des aufkeimenden Un-

krautes in die neue Weizensaat gekommen. Später mussten die Arbeitskolonnen immer wieder in breiter Front durch die Reihen ziehen und jegliches Unkraut von Hand ausreißen. Kurz vor der Ernte wurde der Acker von einer Prüfungskommission abgenommen, damit der Weizen als anerkanntes Saatgut weiterverkauft werden konnte.

Die Anbaufläche für Zuckerrüben hatte als Hackfrucht für eine gesunde Fruchtfolge und für die Bodenernährung absoluten Vorrang und musste in der Regel dreimal so groß wie die Weizenanbaufläche geplant werden. Die Rüben wurden in der Zuckerfabrik zu Speisenzucker verarbeitet. Die zurückgelieferten Abfallprodukte verfütterten wir an die Ochsen. Auf einem Feld mit zehn Hektar Speiseerbsen hatten die Tagelöhner wochenlang die Aufgabe, die noch grünen Erbsenschoten in große Behälter zu sammeln, welche dann nach dem Verwiegen an eine Konservenfabrik geliefert wurden. Die Erbsen wurden dort in Büchsen eingemacht und waren ein begehrter Leckerbissen.

Ein fünf Hektar großer Acker wurde mit Rettichsamen eingesät. Bei der Ernte war ich auch dabei. Morgens um 4:00 Uhr mit Hilfe von Scheinwerfern begannen wir, die großen, roten Rettiche zu ernten und auf Wagen zu verladen. Im gepflasterten Hof wurden sie von Frauen in Gummianzügen mit Wasserschläuchen abgespritzt, in Fünferbündel zusammengebunden, gezählt und in Kisten verpackt. Schnellstens kamen sie auf die bereits wartenden Wagen der Gemüsehändler und somit rechtzeitig auf den Markt. Beim Ernten der Rettichreihen mussten wir darauf achten, dass jeweils alle 50 cm eine Pflanze zur Samengewinnung stehen blieb. Diese Einzelgänger schossen dann in die Höhe und entwickelten sich zu einer etwa anderthalb Meter hohen Staude. Nach der Samenreife wurden diese nachts bei Scheinwerferlicht mit einem Spezialgerät abgeschnitten. Nachdem wir sie noch im Morgengrauen auf Wagen verladen hatten, konnten wir sie tagsüber auf der Dreschmaschine dreschen. Gerade rechtzeitig vor der Weizenernte konnte man den Samen im noch freien Lagerhaus großflächig, etwa zehn Zentimeter hoch zum Trocknen ausbreiten. Dazu mussten fünf Mann im Wechsel etwa einen Monat lang diese Samen bei geöffneten Fenstern mit großen Schaufeln hin und her bewegen. Endlich nach dem Trocknen konnten sie in Säcke verpackt werden. Drei große Lastzüge mit Anhängern beluden wir mit diesem kostbaren Rettichsamen.

Wir hatten zudem einen Hektar Blumenkohl, der an die Gemüsehändler ging. Dazu zwei Hektar Gelbe Rüben, die von den Frauen gewaschen und gebündelt wurden. Zwei Hektar Rote Rüben wurden gereinigt und ohne Blätter auf Wagen verladen, die sie zu einer Konservenfabrik brachten. Zwei Hektar Kartoffeln dienten dem Eigenbedarf. Sie wurden sortiert und wanderten in den Keller. Man brauchte sie in der Küche und für die Fütterung der Schweine. Auch einen Hektar Majoran, eine stark riechende Gewürzpflanze, hatten wir vorschriftsmäßig angebaut. Als wir ihn miteinander besichtigten, hatte der Pflanzenbestand jedoch größere Lücken. Entweder war das Saatgut nicht einwandfrei oder das Wetter war nach der Saat zu trocken. Wir entschieden uns, diesen Acker umzupflügen.

Als ich im Herbst beim Unterricht die direkte Frage nach der Wirtschaftlichkeit unserer verschiedenen Anbaumaßnahmen stellte, gab der Lehrherr Einblick in seine Ergebnisrechnung. Die Zuckerrüben brachten, obwohl sie die dreifache Anbaufläche belegten, etwa so viel Geldeingang wie die ca. 40 Hektar Saatweizen. Der Weizen, wie die Zuckerrüben benötigten denselben Arbeitsaufwand. Die Zuckerrüben verlangten einen großen Kräfteinsatz bei der Ernte. Beim Weizen war es die sehr intensive Unkrautbekämpfung, die je nach Witterungsverlauf einen extrem hohen Arbeitseinsatz erforderte. Dass aber die 10 Hektar handgepflückte Speiseerbsen in diesem Jahr, trotz dem hohen Aufwand, mehr Ertrag brachten als die 40 Hektar Saatweizen war für mich erstaunlich.

Die größte Überraschung bedeuteten aber unsere fünf Hektar Rettich. Der gesamte Aufwand von Saat und Ernte wurde durch den Verkauf der frischen Rettiche an die Gemüsehändler gedeckt. Auch der Lehrherr konnte es kaum fassen, denn der Erlös des Rettichsamens brachte zusätzlich mehr Geldertrag, als die 120 Hektar Zuckerrüben und 40 Hektar Saatweizen zusammen.

Offensichtliche Verachtung

An einem Lanz-Bulldogg war der senkrecht stehende Auspuff defekt und ich musste ihn in der Werkstatt auswechseln. Dabei zerbrach der alte Auspuff und der schwarze Ruß stäubte über mich. Gesicht und Hemd sowie die Hände wurden schwarz. Ich hatte gerade den neuen Auspuff aufgesetzt, als ich hinter mir im Hof ein Pferd schnauben hörte. Zum

ersten Mal sah ich die Tochter meines Lehrherrn, die im Sattel saß. Hoch zu Ross schaute sie voller Verachtung auf mich herab und ritt dann weiter. Der Hofmechaniker schickte mich sofort zum Waschen. Es war ihm sehr peinlich und er entschuldigte sich, dass ich „meiner Braut“ so im Dreck begegnen musste.

Einige Monate später musste ich zusammen mit einem Lehrling auf verschiedenen Feldern Bodenproben entnehmen, die wir in kleine Päckchen einfüllten und in einer Tasche verstauten. Der Lehrherr schickte seine Tochter auf dem Fahrrad, um diese Proben bei uns abzuholen. Nun begegnete ich der Tochter zum zweiten Mal. Ich gab mir Mühe, sehr höflich zu sein und versuchte, ihr die Nummerierung der Päckchen zu erklären, damit sie dies an entsprechender Stelle berichten könnte. Sie sei nicht hierher gekommen, um sich mit mir zu unterhalten, erklärte sie hochnäsiger, nahm mir die Tasche aus der Hand und fuhr zum Hof zurück.

Kurz darauf lud mich der Chef ein, am kommenden Sonntag mit der „ganzen Familie“ den berühmten Pferdemarkt in Ludwigsburg zu besuchen. Um 14:00 Uhr erwartete er mich, sauber angezogen, an seiner Autogarage, von wo aus wir miteinander dorthin fahren würden. Auftragsgemäß stand ich pünktlich vor der Garage. Es kam aber niemand. Gegen 14:30 Uhr erschien dann die Köchin und teilte mir mit, dass auf Wunsch der Chefin der Pferdemarktbesuch ausfallen müsste.

Fluchtversuch eines Doppelmörders

Von meinen vielen Erlebnissen ist mir ein akut lebensbedrohliches Ereignis besonders in Erinnerung geblieben. Des öfteren besuchte ich nach Feierabend die gefangenen Sträflinge, die neben meiner Unterkunft in vergitterten Räumen von drei Wachleuten bewacht wohnten. Diese hatten nichts dagegen, wenn ich mich mit den Einzelnen unterhielt. Sie sahen es im Gegenteil als sehr positiv, wenn die Gefangenen ihr Herz bei einem Außenstehenden ausschütten durften. Für mich waren die Einzelschicksale sehr interessant, umso mehr, als die Sträflinge ja in der Regel erst drei Wochen vor ihrer Entlassung auf der Domäne arbeiteten. So erfuhr ich immer wieder große Neuigkeiten. Einmal begegnete mir ein Neuzugang, der sich irgendwie argwöhnisch verhielt. Mit grimmigen

Augen beobachtete er mich schon von Weitem. Ich wunderte mich, als einer der Wachleute feststellte, dieser Kerl hätte genau dieselbe Figur und Größe wie ich. Aber das Gesicht des anderen sei stets grimmig und er würde mit niemandem reden. Einige Tage später musste ich mit dem Lanz-Bulldogg und einem Vierscharpflug den missglückten Majoranacker umpflügen. Wir hatten vorher entdeckt, dass der Schlepper, vermutlich wegen einem gebrochenen Kolbenring, sein Motorenöl schnell verbrauchte. Der Hofmechaniker gab mir deshalb von seinem Montagewagen einen offenen Putzeimer mit etwa zehn Litern dickem Öl als Vorrat aus seinem Getriebeölfass. Dieser Eimer stand nun neben meinem Sitz in der offenen Schlepperkabine. Ich hatte den Auftrag, nach etwa einer Stunde das Öl im Motor nachzufüllen.

Etwa 500 Meter von mir entfernt hackten die 30 Sträflinge auf dem Kartoffelacker unter Aufsicht der drei Wachposten. Als mein angehängter Pflug etwas holperte, schaute ich zufällig zurück und sah, wie der mir so unsympathische Häftling kurz hinter meinem Pflug herlief mit dem unzweideutigen Ziel, hinten auf den Schlepper aufzuspringen. Mir war blitzschnell klar, er hatte sich beim Hacken zwischen die Kartoffelreihen gelegt und den Wachleuten war nicht aufgefallen, dass einer fehlte. So konnte er sich durch einen hoch stehenden Weizenacker zu dem freien Feld schleichen, auf dem ich pflügte. Sofort nahm ich den Gang heraus und als er sich schon mit beiden Händen hinten am Schlepper festhielt, um heraufzusteigen, packte ich den Eimer mit dickflüssigem Getriebeöl und stülpte ihm diesen über seinen Kopf. Ich sprang vom Schlepper und rannte, was ich konnte, zu den Wachleuten. Einer von ihnen lief eiligst zurück zur Domänenverwaltung und alarmierte die Polizei. Nach einer größeren Suchaktion wurde der Mann noch vor Einbruch der Dunkelheit gefunden.

Es war ihm nicht mehr möglich gewesen, sich von dem dickflüssigen Öl zu befreien und daran scheiterte seine weitere Flucht. Natürlich bekam ich ein großes Lob von der Polizei, die dazu extra ihren obersten Chef von Ludwigsburg schickte. Etwa 14 Tage später erhielt ich die Mitteilung, dass es sich bei diesem Gefangenen um einen lange gesuchten zweifachen Mörder handelte, der kürzlich wegen einem kleinen Diebstahl zu drei Wochen Haft verurteilt worden war und in der folgenden Woche bereits hätte entlassen werden sollen. Der Polizeidirektor ließ mir

ausrichten, ich sei dessen dritter Mordkandidat gewesen. Der Flüchtige hätte gestanden, dass er auch mich ermorden wollte, um in meinen Kleidern zu fliehen.

Das ausgefallene Erntedankfest

Vor dem Erntedankfest, das auf der Domäne Monrepos immer ganz groß gefeiert wurde, kam der Hofmechaniker extra auf mich zu, um mir den ganzen Verlauf zu schildern. Er meinte, dass ich dazu ganz sauber angezogen sein müsste, denn ich hätte die Aufgabe, nach dem offiziellen Teil, bei dem einige große Reden gehalten würden, den „Freudentanz“ mit der Tochter meines Chefs zu eröffnen. Nicht bloß er wurde enttäuscht, als ich ihm sagte, dass ich noch nie mit einer Dame getanzt hätte und gar nicht tanzen könne. Zur großen Enttäuschung meines Lehrherrn fuhr ich an diesem Tag mit dem Fahrrad nach Hause und schwänzte die ganze Festlichkeit.

Kurz darauf war das Ende der Lehrzeit. Der Lehrherr bedauerte meinen Abschied und meinte, ich solle doch öfters als Student sonntags auf Besuch zu seiner Familie nach Monrepos kommen. Bedeutungsvoll betonte er: „Sie sind dann nicht mehr Lehrling, sondern Student der Landwirtschaft und damit mein Kollege!“ Er schenkte mir noch 300 Mark für den Studienanfang und bat mich, auf der Hochschule Hohenheim unbedingt in die Studenten-Verbindung „Württembergia“ einzutreten, zu der auch er gehörte. Wir hätten dann die Chance, uns mehrfach im Jahr wiederzusehen. Zu den größeren Studentenfesten komme er immer mit seiner ganzen Familie.

Beginn des Studiums in Stuttgart-Hohenheim

Staunend stand ich vor dem wunderschönen Schloss in Hohenheim, in dem sich das Sekretariat der Hochschule sowie verschiedene Lehrsäle befanden. Dort musste ich mich zum Studium der Landwirtschaft einschreiben! Mir war richtig festlich zumute, als ich anschließend den wunderschönen Schlosspark durchwanderte. Als Mensa diente die Schlossgaststätte. Dort aß ich zu Mittag. Ich hatte ja jetzt einen Studen-tenausweis. Noch am selben Nachmittag begab ich mich auf die Suche nach einem geeigneten Zimmer. Von Anfang an machte ich mir keine finanziellen Illusionen und wusste, dass ich mein Geld sehr einteilen musste. In meinem ersten Lehrjahr verdiente ich monatlich 40 DM und im zweiten Lehrjahr 60 DM, neben freier Kost und Wohnung. Dieses Geld hatte ich alles zusammengespart.

Mit Vater war vereinbart, dass er mir während der Semesterzeit monatlich 100 DM zur Verfügung stellt und ich (damals selbstverständ-lich) in den Semesterferien von ihm kein Geld bekäme und dieses selbst verdienen müsse. Deshalb freute ich mich, als ich ein besonders günsti-ges Zimmer im Dachgiebel eines alten Bauernhauses fand. Es war nur neun Quadratmeter groß, möbliert mit einem Tisch, einem Stuhl, einem Bett und einem Wandregal. In der Ecke stand ein Kanonenofen. Vor der Türe, auf der Bühne, war für mich ein Kleiderschrank reserviert. Ein Stockwerk tiefer konnte ich die Waschgelegenheit der Hausbesitzer mit-benützen. Zum Kochen hatte ich eine kleine elektrische Kochplatte und einige Töpfe. Das Zimmer war für mich ideal, denn es kostete ganze 35 DM im Monat. Für meine Studiengebühren musste ich monatlich 60 DM ausgeben. So verblieben mir von dem Geld, das ich monatlich von meinem Vater bekam, gerade noch 5 DM. Diese hatte ich jedoch bereits am ersten Tag für mein Mittagessen in der Mensa ausgegeben.

Da meine Ersparnisse nicht sehr weit reichten, erkundigte ich mich sofort nach einem Nebenverdienst. Niemand in Hohenheim konnte mir aber

Hoffnung machen. Ich erfuhr nur, dass man kurzfristige Arbeit ausschließlich über eine Vermittlungsstelle in Stuttgart erhalten konnte und dabei in der Regel feste Verträge für bestimmte Wochentage abschließen müsste.

Ich stürzte mich voll auf das Studium und belegte alle Pflichtfächer, in denen später eine Prüfung abgelegt werden sollte. Oft fühlte ich mich als der eifrigste Student, denn die anderen lebten meist sehr sorglos mit dem Grundsatz: „Man ist nur einmal im Leben Student.“ Mir aber steckten die Kriegserlebnisse voll bewusst in den Knochen. Meine Angst war tatsächlich, es könne bald wieder Krieg geben zwischen West und Ost – und mir den Studienabschluss vermässeln. So verfolgte ich von Anfang an das Ziel, mein Studium so kurz wie möglich zu gestalten.

Erfolgreiche Heiratsvermittlung meinerseits

Obwohl ich es als einen gewissen Zeitverlust betrachtete, war ich mit sieben anderen Studenten meines Semesters in die Studentenverbindung des früheren Lehrherrn eingetreten. Die Charaktere der Studienkollegen empfand ich als sehr andersartig. Sie feierten bei den abendlichen Veranstaltungen bis in die frühen Morgenstunden. Ich verließ grundsätzlich nach dem offiziellen Teil die Zusammenkunft und begab mich auf meine Studentenbude. Einer schien mir gleichgesinnt und wir saßen dann in den Vorlesungen immer nebeneinander. Auch sein Vater, Arbeiter in einem landwirtschaftlichen Lagerhaus, konnte ihm nur sehr wenig Geld geben. Natürlich erzählten wir uns viel von unserer Vergangenheit und über unsere bisherige Ausbildung. Wenn ich ihm von meiner abenteuerlichen Lehrzeit in Monrepos berichtete, staunte er, denn er hatte nur Kleinbetriebe kennen gelernt. Als Fazit meinte er, wir hätten unser Studium verfehlt, wenn wir es nicht schafften, irgendwo in einen größeren landwirtschaftlichen Betrieb einzuheiraten. Nach einigen Monaten fand das erste große Fest in der Universität statt. Die alten Herren mit ihren Familien feierten ein Wiedersehen mit den Bundesbrüdern und mit den neuen Studenten. Beim ersten Tanz bemühte sich dieser „Verbindungsbruder“ und Nebensitzer sofort um die Tochter meines früheren Lehrherrn und wick den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite. Von da an ging er mir aus dem Weg. Er heiratete später in das Hofgut Monrepos ein und ich war ungewollt sein Brautwerber.

Meinen ersten Nebenjob fand ich bei der städtischen Müllabfuhr Stuttgart. Zusammen mit einem Studenten leerte ich hinter einem Müllauto herlaufend die Abfalleimer. Da der Fahrer des Müllautos immerfort drängelte, entwickelte sich die Arbeit als hoffnungslose Überforderung. Noch Tage danach kämpfte ich mit Rückenschmerzen.

Zufällig hörte ich, dass immer am Donnerstag beim Schlachthof in Stuttgart starke Männer gesucht würden, die in der Lage seien, die Viertel von frisch geschlachteten Rindern auf Lastzüge zu verladen. Das Frischfleisch wurde in Paris zur Versorgung der Bevölkerung erwartet. Diese Arbeit erwies sich für mich als ideal. Ich hatte es ja gelernt, schwere Lasten auf meine Schultern zu nehmen, ohne mich dabei zu sehr anzustrengen. In Gedanken konnte ich dabei alles revidieren, was ich in den vorausgegangenen Tagen gelernt hatte. Und das Besondere für mich war nicht nur die gute Bezahlung, ich bekam auch noch drei Mahlzeiten, bei denen ich beliebig nachfassen konnte. Mein Arbeitgeber, eine Fleischgroßhandlung, verkaufte mir dann noch Wurst und Fleisch mit einem Preisnachlass von bis zu 30 Prozent. Einen großen Rucksack voll schleppte ich jeden Donnerstag nach Hohenheim und lieferte die vorher bestellte Ware mit einem Aufschlag von 15 Prozent an verschiedene Nachbarn und sogar an einen „Tante-Emma-Laden“ ab. Damals wurden die kleinen Lebensmittelläden liebevoll so genannt. Zwar hielten sich dadurch meine finanziellen Probleme in Grenzen, aber ich fehlte jeden Donnerstagsmorgen in der Vorlesung und am Nachmittag bei den praktischen Übungen.

Nach einem solchen Schlachthausstag begegnete ich, schwer bepackt, wieder der Tochter meines früheren Chefs aus Monrepos. Wir fuhren beide mit der Straßenbahn von Stuttgart nach Hohenheim. Zum ersten Mal erwiderte sie meinen Gruß sehr freundlich und wir unterhielten uns ganz kameradschaftlich. Auf ihre Frage nach meinem schweren Rucksack erzählte ich ihr, dass ich im Schlachthof nebenher Geld verdiene. Das war offenbar ein schwerer Fehler. Sie sagte darauf kein Wort mehr. An der nächsten Haltestelle verließ sie den Motorwagen und nahm im Anhänger Platz. Am Ziel stieg sie aus, ohne sich noch einmal umzudrehen. Offensichtlich stand ein Student, der im Schlachthof sein Geld verdienen musste, unter dem Niveau einer hochwohlgeborenen Dame, die als einziges Kind die Erbin eines Gutshofes war.

Mein Studienkamerad, dem ich haarklein alles über Monrepos erzählt hatte, kam lange Zeit nicht mehr zu den Vorlesungen. Mir wurde gesagt, er sei ständig mit seiner Braut unterwegs, um mit ihr alles Sehenswerte zu besichtigen. In einem vornehmen Lokal würden sie regelmäßig miteinander zu Abend essen. Jahre später wurden sie ein Ehepaar. Ich freute mich für meinen früheren Lehrherrn. Auf diese Weise hat er, indirekt durch meine Erzählungen, doch noch einen Diplomlandwirt als Schwiegersohn erhalten. Im zweiten Semester bin ich aus der Verbindung ausgetreten und erfuhr nichts mehr vom weiteren Schicksal der Domäne Monrepos.

Gutes Auskommen in armer Zeit

An einem Donnerstagabend, als ich gerade die Fleischgroßhandlung verließ, wurde ich von einem Metzger vom Nachbardorf angesprochen. Da ich einen Führerschein besaß und Autofahren konnte, bekam ich von ihm eine weitere gut bezahlte Tätigkeit. Jeden Samstagmorgen musste ich mit seinem Auto die Bestellungen von Fleisch- und Wurstwaren an die verschiedenen Gaststätten in der Umgebung ausliefern.

Eine weitere Einnahmequelle

Wir Studenten in Hohenheim bekamen eine besondere soziale Vergünstigung. Die Hochschule spendierte uns jede Woche sieben Essensmarken, mit denen wir in verschiedenen Gaststätten eine warme Mahlzeit begleiten konnten. Jede Marke hatte einen Zahlungswert von 2,50 DM und wurde im Sekretariat der Hochschule um je eine Mark abgegeben. Nun begegnete ich vielen Studenten, die von ihren Eltern genügend Geld bekamen und denen das einfache Essen nicht gut genug war. Von diesen wurden mir ihre Marken angeboten, die ich zum Preis von einer DM abkaufte. Bei den Gaststätten, die ich mit Fleisch belieferte, konnte ich die Essensmarken zum Wert von 2,50 DM verkaufen. Das Geld reichte ab sofort nicht nur für meinen Unterhalt, sondern auch für die vielen Bücher, die ich kaufen musste.

Bereits nach dem zweiten Semester legte ich die Prüfungen für das Vordiplom mit besten Zeugnissen ab. Ich erfuhr danach, dass die Hochschule Hohenheim eine Filiale der Technischen Hochschule in Stuttgart

sei. Deshalb belegte ich dort auch noch Vorlesungen in Betriebswirtschaft mit der Absicht, zuerst in Hohenheim die Prüfungen der landwirtschaftlichen Fächer abzulegen und dann noch in Stuttgart ein weiteres Diplom zu erreichen. Viel Zeit verbrachte ich auf der Fahrt zwischen den beiden Unis. Diese Straßenbahnzeit nutzte ich, um Bücher und Manuskripte zu lesen, die uns beim Studium empfohlen wurden.

Der richtungsweisende Jungmännerkreis

Als Student suchte ich lange nach Anschluss an einen Kreis bibelgläubiger junger Männer. Es gab in Hohenheim zwar eine Gruppe der Studentenmission. Ich konnte mich dort aber nicht recht wohl fühlen, denn die Wortführer verhielten sich etwas schwärmerisch. Vom Charakter her, vielleicht auch durch meine Kriegserlebnisse, bin ich eher nüchtern veranlagt.

Gott sitzt im Regiment! Das durfte ich wieder einmal hautnah erleben. Das Doppelstudium hatte ich vom dritten Semester an begonnen. Durch einen Autounfall gab es bei der Straßenbahn einmal Verspätung und ich versäumte deshalb meine Anschlussbahn. Als ich mir überlegte, dass ich nun den wichtigen Abendvortrag versäumen würde, bemerkte ich viele junge Männer, die sich freudig unterhaltend alle in eine Richtung bewegten.

Naseweis ging ich hinterdrein. Am Ziel im Haus Danneckerstraße 48 A stellte ich staunend fest, dass sich hier die Stuttgarter Station der Aidlinger Schwestern befindet. Durch diesen „Zufall“ landete ich in deren Jungmännerstunde und fühlte mich dort sofort zuhause. Ich kannte bereits einige der Schwestern aus meinem Lazarettaufenthalt. Regelmäßig besuchte ich ab sofort den Jungmännerkreis. Rückschauend sehe ich es als eine gnädige Fügung an, denn ich wusste vorher nichts von der Existenz dieser Zusammenkunft. Schwester Gertrud hielt jeden Mittwochabend mit „ihren“ jungen Männern eine bemerkenswerte Bibelstunde.

Prägende Begegnungen

Auch lernte ich dort interessante Menschen meines Alters kennen. Noch heute bin ich mit vielen in herzlicher Freundschaft verbunden. Einer wurde sofort mein wichtigster Ansprechpartner. Es war Harald Fölsch. Wenn ich irgendetwas nicht verstand, gab er mir umfassend Auskunft,

stets bereit, meinem Bibelverständnis weiter zu helfen. Er überraschte mich immer neu mit seiner Demut und großen Geduld, die für mich so total fremdartig waren. Später zeigte sich, dass er die idealen Eigenschaften mitbrachte, um mit Menschen, die in der jüdischen Tradition aufgewachsen waren, über die Realität des Jesus von Nazareth zu sprechen. Er arbeitete mehrere Jahrzehnte in Südafrika als Judenmissionar. Heute ist er für viele Juden in Deutschland ein Segen und bringt wertvolle Schriften heraus.

Auf einer ganz anderen Wellenlänge lag Karl-Ernst Widmann. An den Wochenenden befand er sich häufig bei Radtouren auf der Schwäbischen Alb, mit anderen jungen Männern aus der Bibelstunde. Sie berichteten oft von ihren Erlebnissen und von einem Ferienhaus, zu dem Schwester Gertrud häufig mitging. Als Schwabe zeigte er ein enormes Durchhaltevermögen. Damit hatte er die idealen Voraussetzungen, später Missionsdirektor der Deutschen Indianer-Pionier-Mission (DIPM) zu werden und für die Indianer Brasiliens in großem Segen zu wirken. Die DIPM war aus der Zeltmission von James Rathlef hervorgegangen.

Eher fremdartig empfand ich die Begeisterungsfähigkeit von Gotthold Beck. Es berührte mich seltsam, wenn er am Schluss der Stunde noch „ein Lied zur Ehre Gottes schmetter“ wollte. Die Redewendung „Ein Lied schmetter“ kannten wir aus der Nazizeit. Es erinnerte mich an Menschen, die in dieser Art und Weise für Adolf Hitler schwärmten. Erst viel später, als ich seine Missionstätigkeit in Japan mit eigenen Augen sehen konnte, begriff ich: Als Missionar braucht man ein gutes Maß an Begeisterung. Es ist eine der Voraussetzungen, in vielen oft widrigen Situationen nicht zu verzagen. Mit eigenen Augen konnten wir in Tokio und an vielen Orten Japans erleben, wie dankbar mittlerweile Tausende von Japanern ihrem deutschen Missionsehepaar sind, das ihnen die Liebe Gottes und den Weg zu Jesus zeigt.

Stellen Sie sich eine Gruppe von Menschen vor, die miteinander einen hohen Berg besteigen. Sie sehen ihr Ziel, den Gipfel, schon vor Augen. Die einen vergessen vor Begeisterung ihre Schwäche und die kritischen Stellen des schweren Weges. Sie erringen den Gipfel. Die anderen aber werden müde, sie müssen sich auf halbem Wege in einer Gaststätte erholen. Die Begeisterten kommen froh ans Ziel! Die Lauen bleiben auf halbem Wege hängen.

Manche der Teilnehmer des Jungmännerkreises kamen noch vor der Stunde zu Schwester Gertrud, denn sie hatten immer Wichtiges mit ihr zu besprechen. Sie bekamen auch persönliche Ratschläge von ihr. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie Schwester Gertrud darum kämpfte, dass ihre „Buben“ tadellos in die Stunde kamen. Frisch gewaschen, mit sauberen Fingernägeln, ordentlich frisiert und rasiert und mit frischen Socken das waren ihre Anforderungen. Unermüdlich wiederholte sie, dass ein Christ nur dann ein guter Zeuge Jesu sei, wenn auch das Äußere stimmte. Eine Sensation war es, als einer der Kameraden einen elektrischen Rasierapparat mitbrachte und jeder ihn ausprobieren durfte. Dies war zu jener Zeit eine grandiose Neuheit.

Zu viele Schönheiten für mich

Mein 24. Geburtstag wurde für mich zum unvergesslichen Erlebnis. Er fiel auf einen Mittwoch und ich besuchte morgens die Vorlesung in der Technischen Hochschule Stuttgart. Danach überlegte ich mir, dass dieser Tag ja irgendetwas Besonderes bieten müsse. Kurz entschlossen aß ich nicht in der Mensa, sondern schlenderte auf die Königstraße. Es war ein strahlender Sonntag und ich nahm das Mittagessen in einer vornehmen Gaststätte ein. Anschließend setzte ich mich gemütlich zu einer Tasse Kaffee mit Kuchen in ein Straßencafé mitten auf der Stuttgarter Königstraße. Ich erfreute mich an meiner Lieblingsbeschäftigung, nämlich andere Leute zu beobachten.

Plötzlich kam eine Gruppe von etwa zehn jungen Damen, aus einer Kosmetikschule, direkt auf die Straße spaziert. Lachend und auffallend herausgeputzt defilierten sie miteinander auf und ab, um von allen Leuten bewundert zu werden. Ich staunte gewaltig und überlegte, dass ich doch einmal heiraten wolle und mir überhaupt nicht vorstellen konnte, wie einmal meine Frau aussehen soll. Die eine jener Schönen war blond, die andere schwarz, eine weitere rothaarig. Die eine war größer, die andere kleiner. Jede sah anders aus und mit Erstaunen stellte ich fest, dass mir eigentlich jede gut gefiel. Wie sollte ich nur die richtige Frau finden? Meine Not wurde aber fast unerträglich, als diese Damen ihren Auftritt kurzerhand beendeten und zu meiner Überraschung auf den freien Plätzen um mich herum sich auch an Kaffee und Kuchen ergötzten. Sie befanden sich alle im richtigen Alter und ich hätte jede heiraten kön-

nen! Nun konnte ich sie aber aus der Nähe beobachten und mich befiel ein Schock. Nicht bloß die unnatürliche Bemalung, der Duft und ihr Benehmen, alles widerte mich kolossal an.

Schnell bezahlte ich meine Rechnung und ergriff die Flucht. Mitsamt meinen quälenden Fragen kam ich zu früh in die Danneckerstraße, als Schwester Gertrud gerade die Treppe herab kam. Sie freute sich, dass ich, der sonst immer in der hintersten Reihe saß, ihren Rat suchte. Ich erzählte nun haargenau mein Erlebnis mit den Kosmetikschülerinnen: „Da saß ich und von all den jungen Damen, hat mir jede gefallen und ich hätte sie alle heiraten können. Aber nur auf mindestens zehn Meter Entfernung. Sobald sie auf drei Meter an mich herankamen, packte mich das blanke Entsetzen. Wenn ich katholisch wäre, würde ich sofort in ein Kloster eintreten.“ Schwester Gertrud schüttelte sich vor Lachen. Wie ein begossener Pudel stand ich da. Zum Glück kam schon der Nächste, der etwas Eiliges auf dem Herzen hatte und wir mussten unsere Besprechung abbrechen.

Ein Satz aus der nun folgenden Bibelstunde wurde mir sehr wichtig. Schwester Gertrud betonte, dass wir für unseren zukünftigen Lebensweg beten sollten und insbesondere auch für die richtige Frau. Von diesem denkwürdigen Tag an las ich immer morgens den Bibellesezettel und bat Gott um eine Frau, die an Jesus glaubt und die Bibel liest.

Weisungen von der Oberin Christa von Viebahn

Der Erste, der sich von unserem Jugendkreis in einer Bibelschule anmeldete, war Harald Fölsch. Kurz darauf kamen auch Karl-Ernst Widmann und Gotthold Beck zur Ausbildung in die Bibelschule Beatenberg in der Schweiz. Ich durchlitt eine schlaflose Nacht und überlegte, dass ich Betriebswirtschaft studierte. Bin ich deshalb ein echter Kapitalist und kein richtiger Christ? Wegen der verschiedenartigen Verdienstmöglichkeiten, denen ich nachging, hatte ich unter meinen Mitstudenten sowieso den Spitznamen: „Kapitalist“. Ich muss dem aber entgegnen, dass ich wie viele andere einfachst lebte und genau so abgerissen herumgelaufen bin. Mit den Söhnen von Großgrundbesitzern, die von ihren Eltern sehr viel Geld bekamen, hatte ich fast keine Verbindung. Vermutlich kam dieser Spitzname daher, weil ich diesen besseren Herren, wenn sie über ihre Verhältnisse gelebt hatten, des öfteren Geld ausleihen musste.

Mit Gewissensbissen über meine Berufsausbildung belastet, hatte ich mir vorgenommen, die Gründerin des Schwestern-Mutterhauses in Aidlingen, Christa von Viebahn, persönlich zu befragen. Mit der Straßenbahn und dem Omnibus kam ich in aller Frühe nach Ehningen. Von dort ging es zu Fuß nach Aidlingen. Erstaunt schauten mich die Schwestern an, als ich etwas müde vor der Haustüre stand und unangemeldet mit der blinden Mutter Oberin eine Besprechung haben wollte. Meine Erscheinung entsprach der eines Landstreichers, denn ich trug immer noch die Uniform, mit der ich vor mittlerweile fünf Jahren aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Ich konnte mir zu diesem Zeitpunkt keine anderen Kleider kaufen.

Nach kurzer Wartezeit durfte ich zu Mutter von Viebahn und es folgte eine zweistündige, ganz entscheidende Besprechung. Ich schilderte ihr alle Sorgen und Fragen und auch meinen etwas ungewöhnlichen Lebenslauf, dazu das Ziel meines Studiums. Ich sagte: „Ich werde einmal fremdes Geld verwalten, vielleicht später sogar Millionen.“ Darauf erwiderte sie: „Jesus Christus gebraucht auch solche Leute. Für ihn sind gute Manager sehr wichtig. Mache dein Studium fertig. Tue alles, was dir Gott zeigt und ergreife den größten Posten, den du erreichen kannst. Du mußt so vielseitig ausgebildet werden, wie irgend möglich.“

Dankbar und frohen Mutes verließ ich diese Frau. Mit Sorge hatte ich nämlich von ihr den Rat erwartet, in eine Bibelschule gehen zu müssen. Ich lebte richtig auf als sie sagte: „Jesus Christus braucht auch Manager!“ Denn das entsprach gerade dem, was ich werden wollte. Die betriebswirtschaftlichen Fächer interessierten mich mindestens genauso wie die landwirtschaftlichen, die mir viel Freude bereiteten.

Mit erhobenem Haupt legte ich den Fußmarsch nach Gärtringen zurück. Ein Bus brachte mich zurück nach Stuttgart. Normalerweise wusste ich immer, wie viel Geld ich in der Tasche habe. Aber an diesem Tag hatte offensichtlich die Rechenmaschine in meinem Kopf versagt. Am Stuttgarter Hauptbahnhof zählte ich gerade noch 29 Pfennige. Zu wenig für die Heimfahrt nach Hohenheim. Wenige Stunden vorher erzählte ich noch vom werdenden Millionär. Zum Glück war Hauptverkehrszeit und die Straßenbahn deshalb überfüllt. Mangels Geldes fuhr ich an diesem bedeutungsvollen Tag ohne Fahrausweis nach Hause.

Erst Tage später überlegte ich, warum besuchte ich eigentlich die Oberin von Viebahn – wollte ich aus der Schule laufen? Vielleicht hatte

ich es satt zu studieren und immer nebenher Geld zu verdienen und für überhaupt nichts anderes mehr Zeit zu haben. Die, welche Missionar werden wollten, gingen sonntags in die Bibelstunde und öfters mit Jugendlichen zum Bibellager. Sie hatten es also viel besser als ich. Wie auch immer – die Oberin hatte es fertig gebracht, mich wieder zu aktivieren und in die Realität zurück zu holen. Wenn ich da an den falschen Menschen geraten wäre, hätte ich mein Studium wahrscheinlich aufgegeben. Vielleicht wäre ich ohne echte Berufung in die Mission gegangen (und gescheitert, wie so manch anderer) oder hätte sonst eine Fehlentscheidung getroffen. Nun aber packte ich wieder mit neuem Schwung an. Ich kämpfte und arbeitete Tag für Tag und war von Herzen für diesen weisen Rat dankbar.

Professor Dr. Karl Schiller

Professor Schiller wurde später weithin bekannt als Finanzminister der SPD in der ersten Großen Koalition. Während meiner Studentenzeit hielt er an der Technischen Hochschule in Stuttgart Vorlesungen über das neu eingeführte Fach „Politikwissenschaften“. Auch an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim wurde das Fach „Landwirtschaftspolitik“ von ihm eingerichtet und gegen den Willen der anderen Professoren zum Hauptfach erklärt. Schiller unterschied sich von dem übrigen Lehrpersonal durch die Art seines Auftretens sowie durch seine Ansichten. Er stand in einem gewissen Gegensatz zu allen anderen.

Keiner der Hohenheimer Professoren fuhr damals einen PKW. Er aber kam von Stuttgart in das Institut mit seinem Auto, das immer - für alle sichtbar - vor dem Schloss Hohenheim parkte. Weil er ein brillanter Redner war, hatten seine Vorlesungen großen Zulauf. Die Stunden bei ihm aber hinterließen bei mir den Eindruck einer genialen, genauestens geplanten Schau. Was mich besonders interessierte, war nicht der Inhalt seiner Rede, sondern die Art und Weise, wie er alles vortragen konnte. Damit erreichte er, dass seine Vorlesungen ausnahmslos bis auf den letzten Platz belegt waren.

Eines Tages geschah etwas Ungewöhnliches. Ich hatte mich vorher in der Bücherei etwas lange aufgehalten und kam zu spät in den Unterrichtsraum der Uni, zu einem lange vorher angekündigten Vortrag des Professors. Der Redner war sichtlich verärgert über mein spätes Eintreffen. Der einzige Platz, der noch frei war, befand sich direkt vor seinem Rednerpult und so schauten wir uns während der Rede öfters in die Augen. Als er seine Ausführungen beendet hatte, sagte er: „Ich habe nun zwei Stunden referiert. Wer von Ihnen kann mir mit einem Satz wiederholen, was ich versucht habe, Ihnen klar zu machen?“ Durch meinen vorderen Platz und seinen immer wieder auf mich gerichteten strengen Blick war ich gezwungen, sehr genau aufzupassen. Nach meiner Auffassung war es zwar ein sehr imponierender Auftritt, aber den Inhalt seines Vortrages

empfang ich als oberflächlich. Ich meldete mich trotzdem und gab als Antwort: „Sie haben zwei Stunden geredet und dabei nur eine wichtige Aussage gemacht, die Sie ständig und mit anderen Worten und Redewendungen wiederholten. Nämlich: Politik ist die einzige Wissenschaft, die den Menschen hilft, im Frieden miteinander auszukommen.“

Zuerst starrte er mich an. Dann lachte er aber laut und rief: „Sie sind der einzige Student auf dieser Welt, der mich versteht.“ Dass er dies ernsthaft meinte, bewies mir sein weiteres Verhalten. Ich wurde noch am gleichen Tag zu einem Treffen in sein Privathaus nach Stuttgart eingeladen. Er hielt jede Woche einmal eine Zusammenkunft ab, bei der sich Personen aus Wirtschaft und Politik zum Gedankenaustausch trafen. Es gab immer ein kaltes Buffet mit verschiedenen Getränken. Seine Sekretärin und ich waren als die Jüngsten zum Bedienen eingeteilt. Die Gesprächsthemen ergaben sich eher zufällig aus den verschiedenen Tätigkeiten und den besonderen Berufserfahrungen der Besucher. Für mich Anfänger waren diese Einladungen natürlich hochinteressant.

Die Hochschule Hohenheim hatte damals erst 200 Studenten. Etwa 15 Professoren mit ihren Familien wohnten im Ort. Für manche Nebenfächer kamen die Dozenten von auswärts angereist. Ich empfang es als Vorteil, dass fast jeder jeden kannte. Man fühlte sich irgendwie zu Hause. Professor Schiller, als Außenseiter aus Norddeutschland, passte nicht in diese schwäbische Dorfgemeinschaft. Er machte sich öffentlich lustig über die spießbürgerliche Professorenengesellschaft mit ihren hausbackenen Frauen, die sich nur über Koch- und Backrezepte unterhalten konnten. Von seiner eigenen Frau wurde berichtet, dass sie schon seit über einem Jahr in Amerika unterwegs sei und des öfteren vom amerikanischen Präsidenten und verschiedenen amerikanischen Regierungsstellen eingeladen worden wäre.

Bislang war ich in dieser kleinen Dorfgemeinschaft nicht aufgefallen. Aber nun wurde ich als der „junge Freund“ des Herrn Professor Schiller zum Gesprächsthema. Plötzlich hatte ich das Gefühl, allgemein bekannt zu sein und bemerkte, dass die Professorenfrauen ein besonderes Augenmerk auf mich hatten. Dies alles änderte sich jedoch blitzartig und schlug ins Gegenteil um und das kam so: Professor Schiller gab ein großes Fest. Anlass war die Ankunft seiner Frau aus Amerika. Außer deutschen Politikern und einigen Professoren waren viele Angehörige der

amerikanischen Militärregierung eingeladen. Es wurde nur Englisch gesprochen.

Anschließend reiste der Gastgeber mit seiner Frau und einigen Amerikanern nach Bonn zur deutschen Regierung. Am Tag darauf brachte ich mit der Putzfrau und der Sekretärin die Wohnung wieder in Ordnung. Natürlich unterhielten wir uns nebenher über alles Mögliche und ich schenkte beiden einen Bibellesezettel. Wie ich später erfuhr, hat die Sekretärin, die mit ihrem Chef ein sehr enges Verhältnis pflegte, diesem etwas aus dieser Bibellese vorgetragen. Es entstanden sofort erhebliche Spannungen von seiner Seite. Ich aber erhielt von ihm Hausverbot und öffentlich machte er sich über mich lustig. Er erklärte vor allen Studenten und den Professoren, dass er mit Jesus Christus, mit der Bibel und auch mit mir nichts zu tun haben wolle.

Als großes Glück empfand ich nun, dass meine Prüfung bei ihm bereits abgelegt war und zwar mit einem „Sehr Gut“. Zu meinem Unglück erlebte ich hautnah, dass in diesem Studentendorf plötzlich jeder von meinem Abgeschriebensein wusste und die meisten mich nun geringschätzig anschauten.

Zum ersten Mal verliebt – und geschockt!

Während meines Studiums gab es für mich zunächst nur Arbeit und eine gewisse Eile, mit der ich die gesteckten Ziele erreichen wollte. Oft beneidete ich Studenten, die eine Freundin hatten, sowie Ältere, die bereits verheiratet waren. Eines Tages besuchte ich die Bücherei gegenüber dem Schloss. Am Eingang stolperte ich und stieß hinter der Türe unsanft mit einem jungen Mädchen zusammen. Natürlich war es mir sehr peinlich. Als ich versuchte, mich etwas umständlich zu entschuldigen, lachte sie herzlich und ich konnte nur mitlachen.

Gebannt blieb ich stehen und staunte. Sie stand wunderschön vor mir, mit ihren langen blonden Haaren und ihrer traumhaft schönen Figur. Ihre großen blauen Augen strahlten mich fröhlich an. Ich fühlte mich so angezogen, dass ich einfach neben ihr herging, und sie bis zum Eingang des Schlosses begleitete. Beim Verabschieden sagte sie: „Hier bin ich zu Hause.“ Später erfuhr ich, dass sich tatsächlich in dem Obergeschoss eines Seitenflügels noch eine Wohnung befand. Dort lebte die „Schöne“ mit ihrer Mutter. Als Witwe eines Professors durfte sie nach dem Tod ihres Mannes mit ihren Kindern dort wohnen bleiben. Ihre Tochter, in die ich mich augenblicklich über beide Ohren verliebt hatte, war 18 Jahre alt und Schülerin in der Oberstufe eines Gymnasiums.

Als ich mir in den kommenden Tagen etwas Mühe gab zu beobachten, wer um die Mittagszeit aus dieser Schule kam, begegnete ich ihr tatsächlich wieder und sie freute sich sichtbar. Etwas schüchtern fragte ich, was sie am Nachmittag tun würde und brachte es sogar fertig, eine Vorlesung zu versäumen, um mit ihr im Park spazieren zu gehen. Natürlich erzählte ich ihr Vieles von mir und sie erzählte ihren etwas einfacheren Lebenslauf. Auch wollte ich wissen, ob sie in der Bibel lese, was sie aber verneinte. Trotzdem schien sie mir und diesem Thema gegenüber sehr aufgeschlossen. Meine Zuneigung wurde von ihr voll erwidert und ich war ernstlich überzeugt, die Frau meines Lebens gefunden zu haben, um die ich schon einige Zeit betete. Tage später begleitete ich sie in die Woh-

nung, um auch ihre Mutter kennen zu lernen. Diese verhielt sich mir gegenüber etwas skeptisch.

Es war ein warmer Frühlingstag, ich saß beim Lernen auf meiner Bude, als die angebetete Blondine mir einen überraschenden Besuch abstattete. Sie staunte über die Einfachheit meines Zimmers. Zuerst war ich sprachlos. Ihre großen blauen Augen faszinierten mich erneut. Spontan und blauäugig erklärte ich ihr: „In zwei Jahren werde ich mein Diplom haben und irgendeine Anstellung finden. Du hast bis dahin dein Abitur, dann werden wir heiraten. Ich will dich rein in die Ehe bringen. Deshalb begleite ich dich jetzt zurück zu deiner Mutter. Dort frage ich, ob ich dich nächste Woche am Pfingstsonntag zum Jugendtreffen nach Aidlingen mitnehmen darf.“ Wir erhielten von der Mutter die Genehmigung. Und so fuhren wir am Pfingstmorgen in aller Frühe los und ich freute mich, sie dem Jungmännerkreis vorzustellen, wo wir Schwester Gertrud begegneten.

Entsetzt schaute sie meine Begleiterin an und sagte dann: „Da kann ich nur noch Tag und Nacht zu meinem Herrn schreien.“ Ich begriff eine Weile gar nichts, zumal meine Freundin von allem sehr angetan war. Erst spät am Abend brachten uns Bus und Straßenbahn wieder nach Hohenheim zurück. Auf den Anschluss wartend, saßen wir auf einer Bank. Sie erzählte mir, dass sie am vergangenen Sonntag von einem Großonkel abgeholt worden sei. Erst am Montagmorgen habe er sie direkt in die Schule gebracht. Sie erzählte mir weiter, dass er ihr zum Abschied hundert DM geschenkt hätte. Ich erwiderte, dass ich mich darauf freue, später auch so viel Geld zu verdienen, um anderen Menschen etwas verschenken zu können. In meiner Naivität begriff ich nichts über den Hintergrund des großen Geldgeschenkes ihres „Onkels“. Später wurde mir klar: Sie war von der christlichen Botschaft beim Pfingstjugendtreffen so berührt, dass es ihr ein Bedürfnis war, sich bei mir auszusprechen. Denn von diesem „Großonkel“ war sie für wunschgemäße Liebesdienste so reichlich entlohnt worden!

Das große Studentenjahresfest nahte und natürlich war ich überglücklich, zum ersten Mal auch mit einer Freundin bei diesem Anlass zu erscheinen. Unseren Treffpunkt vor der Bücherei hatten wir genau abgesprochen und ich belegte im großen Festsaal für uns zwei Plätze. Pünktlich stand ich am vereinbarten Ort und wartete. Das Fest hatte längst begonnen, aber niemand kam. Ich eilte zum Seitenflügel des Schlosses.

Die Haustüre stand offen. Deshalb ging ich die Treppe hoch und stand vor der halb offenen Wohnungstüre. In einem Zimmer brannte eine Kerze und ich hörte ein Geräusch. Kurzerhand betrat ich das Zimmer meiner Angebeteten. Entsetzt sah ich sie mit einem Studenten splitternackt im Bett liegen und ergriff die Flucht. Verzweifelt erreichte ich meine Studentenbude. Mir war sterbenselend zumute. Alles erschien mir unbegreiflich, schmerzlich und enttäuschend. Erst nach Tagen konnte ich wieder eine Vorlesung besuchen.

Auf der Straße traf ich den Studentenpfarrer, den ich von der Studentenmission her kannte. Er begrüßte mich und sagte vorwurfsvoll: „Wie kannst du dich mit einem Mädchen einlassen, das mehr sexuelle Erfahrung hat als eine fünfzigjährige Hure.“ Meine flüchtige Bekanntschaft mit der Tochter eines Professors war rasch bekannt geworden. Sie hatte sich in ihrer Schulklasse darüber lustig gemacht, dass ich sie „rein in die Ehe“ bringen wolle und dass ich auch gar nichts begriffen hätte, als sie mich über ihre Abenteuer mit Männern aufklären wollte. So wurde ich zum zweiten Mal das Gesprächsthema an unserer Hochschule.

Als ich einem der anderen Professoren einige Fragen zum Thema seiner Vorlesung stellte, wurde ich am Nachmittag in seine Wohnung eingeladen. Er wollte mir ein Buch über diesen Stoff ausleihen. Seine Frau lud mich spontan zu Kaffee und Kuchen ein. Dabei durfte ich auch die Tochter kennen lernen, die sichtlich errötend am Tisch saß. Ich erfuhr, dass sie dieselbe Schulklasse besuchte wie meine Ex-Freundin. Sie bemühte sich erstaunlicherweise, mir besonders freundlich zu begegnen, was mir aber eher peinlich war. Das Erlebnis mit der „ersten Freundin“ hatte ich noch keineswegs verdaut.

Eine Woche später wurde ich mit einigen Studenten wieder zu einem anderen Professor zur Nachmittags-Kaffeestunde eingeladen. Ich bemerkte, wie er an mir besonderes Interesse zeigte. Seine drei Töchter waren anwesend. Eine junge Dame saß neben mir. Sie war eine Klassenkameradin der Ex-Freundin. Unter den wohlwollenden Blicken ihrer Mutter entwickelte sich eine sehr lange Unterhaltung über Gott und die Welt. Damit war diese Begegnung für mich aber abgehakt. Es berührte mich sehr merkwürdig, dass alle diese Mädchen aus der gleichen Schulklasse kamen wie die blauäugige Blondine.....

Die Abenteuer des Baron-Chauffeurs „Fischer“

Am Ende des vierten Semesters plante ich, während der Ferien in Hohenheim zu bleiben, um mich voll auf das Lernen zu konzentrieren. Neben der Vorbereitung auf meine Prüfungen beabsichtigte ich, zur Abwechslung jeden zweiten Tag im Schlachthof Geld zu verdienen, um mir ein finanzielles Polster zu verschaffen. Ziel war, mich im nächsten Semester zu jeder möglichen Prüfung, zu der ich zugelassen würde, sofort anzumelden.

Bedrückend empfand ich, dass in der Hochschule jeder über mich etwas zu munkeln hatte. Mein Naturell entsprach dem eines sturen „Dickfellers“, wenigstens hatte ich mir dies bis dahin eingebildet. Durch das Erleben mit Herrn Professor Schiller und anschließend mit den jungen Damen der Mädchenschule war ich plötzlich empfindsamer geworden. Immer kam in mir das Gefühl hoch, als ob die andern mich beobachteten und über mich tuschelten. In der Mensa, als ich gerade über dieses Problem nachdachte, wurde ich von einem Studenten namens Fischer angesprochen. Er wusste, dass ich gut Auto fahren konnte.

Sein Problem war nun, dass er sich bereits für drei Monate in den Sommerferien bei einem Baron im Hohenloher Land als Chauffeur verdient hatte. Überraschend fand er aber bei der Bank in seiner Heimatstadt eine bessere Verdienstmöglichkeit. Er bat mich deshalb dringend, statt seiner die Stelle des Chauffeurs anzunehmen und sofort zu dem Baron zu fahren. Die Möglichkeit, einige Zeit aus Hohenheim zu verschwinden, dabei Geld zu verdienen und sogar der Chauffeur eines Barons zu sein, lockte mich.

Mein neuer Name – für drei Monate

Schon am anderen Tag machte ich mich auf den Weg zu einem Dorf im Hohenloher Land. Dort bewohnte der Baron mit seiner Frau, drei Kindern und einem beträchtlichen Hofstaat sein Schloss. Ich kam mir vor wie in

einer verzauberten Welt. Eine große Türe mitten am Schloss führte in einen riesigen Vorraum. Die breite Treppe leitete mich ins Obergeschoss. Dort begegnete ich einer sehr vornehmen Dame. Sie stellte sich als die Hauslehrerin vor, zuständig für den Schulunterricht der Kinder und brachte mich in die Bücherei. Ich staunte über die vielen Bücher, welche alle Wände bedeckten. Kurz darauf erschien der Baron, ein älterer Herr. Er freute sich sehr, mich als neuen Chauffeur einzustellen. Ich erklärte ihm, dass mein Mitstudent Fischer leider nicht kommen könnte und versprach, den Fahrdienst genauso gut auszuführen. Als ich meinen Namen Eberspächer nannte, meinte er, dieser Name sei zu schwierig und seine ganze Familie hätte sich bereits auf den Herrn Fischer eingestellt. Also heiße ich hier in seinem Schloss: „Herr Fischer“. Etwas schockiert über diese plötzlich verordnete Namensänderung war ich schon, aber ließ mir nichts anmerken.

Er schickte mich einen Stock tiefer in den Speisesaal des Gesindes. Dort durfte ich mich mit Kaffee und Kuchen stärken, bis sein Sekretär, ein Herr von Wangen, mich zu einer Fahrprüfung abholen würde. Etwa eine Stunde saß ich in dem Speisesaal neben der großen Küche. Eine der Köchinnen stellte die vier Hausmädchen, die gerade das Essen zubereiteten, vor und erklärte mir den ganzen Hofstaat. Am Gesindetisch würden außer mir noch der Hofverwalter, sein Stellvertreter, zwei Gärtnergesellen und ein Pferdepfleger an den drei täglichen Mahlzeiten teilnehmen.

Im oberen Stock sei der Herrschaftstisch. Dort säßen die höheren Angestellten sowie der Herr Baron mit seiner Frau und drei Kindern. Eine reiche Tante aus Amerika gehöre auch zum erlesenen Publikum sowie eine Erzieherin, die Hauslehrerin und vor allem die Gutshofsekretärin, die sehr wichtig sei. Sie habe den ganzen Einkauf und Verkauf unter sich. Der wichtigste Mann nach dem Baron sei auch dort meistens anwesend, nämlich sein Sekretär. Die weiteren ständigen Mitarbeiter, wie der Gärtnermeister und der Chef des Obstbaubetriebes würden nicht von der Schlossküche versorgt, auch nicht die vielen Obstpflückerinnen und die Mitarbeiter im Gärtnereibetrieb.

Darauf erschien der Sekretär und kommandierte mich zu einem nagelneuen V 170 Mercedes-Kombiwagen, mit dem ich in Zukunft meine Dienste tun sollte. Er unterzog mich einer sehr strengen Fahrprüfung. Wir waren drei Stunden miteinander durch verschiedene Dörfer und auch in der Stadt Heilbronn unterwegs. Als ich das Auto wieder vor-

schriftsmäßig in der Garage geparkt hatte, erklärte er mir, dass ich die Fahrprüfung bestanden hätte. Er habe nicht erwartet, dass ein junger Student so gut fahren könne. Daraufhin zeigte er mir das Verwaltungsbüro, in dem ich mich am andern Morgen bei der Gutshofsekretärin melden sollte. Beim Nachtessen traf ich bei der Vorstellung meiner zukünftigen Kameraden auf äußerst verschiedenartige Charaktere.

Romantisches Turmzimmer

Der Pferdepfleger, der sich auch für kleinere Reparaturen im Hause zuständig erklärte, brachte mich schließlich mit dem Gepäck in meine Unterkunft. An einer Seite des Schlosses, im runden Turm führte eine steile Wendeltreppe hinauf in das Turmzimmer. Zu meiner Freude erhielt ich den romantischsten Raum der ganzen Anlage als Quartier. Ich hatte Fenster nach allen Seiten. Mir bot sich ein herrlicher Ausblick über das kleine Dorf mit seinen Einwohnern und einer prächtigen Kirche. Weit sah man über das bergige Hohenloher Land. Ich war begeistert. Direkt unter mir war ein Schlossgraben, der die Gebäude umgab. Vom Schlosshof kam man durch ein großes Tor über die Brücke hinaus zum Platz mit dem Dorfbrunnen. Ich erblickte neben der Kirche das Pfarrhaus, eine Gaststätte und zwei Ladengeschäfte. Vom hohen Turmzimmer aus konnte ich alles bestens beobachten, was sich um das Schloss herum bewegte.

Mein Chauffeursquartier war einfach und mit allem ausgestattet, was ich brauchte. Auf der Kommode stand eine Waschschüssel, daneben ein großer Krug. Das Waschwasser musste ich am Brunnen vor dem Schloss holen. Der Pferdepfleger wies mich ein und empfahl, dass ich verbrauchtes Wasser einfach zum Fenster hinaus in den Schlossgraben gießen sollte. Romantischer ging es wirklich nicht mehr. Nach dem ich meine Habseligkeiten im Schrank und in der Kommode verstaut hatte, eilte ich mit dem Krug die Treppe hinunter zum Dorfbrunnen. Dort begrüßte mich eine junge Dame sehr freundlich und stellte sich als die Kindererzieherin vor. Sie erzählte mir, wie der Herr Sekretär den neuen Chauffeur Fischer (so wurde ich ab sofort genannt) beim Nachtessen schon gelobt hätte. Weiter erzählte sie mir, sie sei auf dem Weg zum Hexenhaus hinter dem Schlossgarten. Dort spiele sie immer am Nachmittag mit den herrschaftlichen Kindern. Sie meinte, es sind ja nur etwa 200 Meter durch den Garten zu diesem Häuschen und jetzt am helllichten Tage könne sie noch

hingehen, um etwas zu holen, das sie vergessen hatte. Nachts habe es aber dort Gespenster und es sei sehr gefährlich im Dunkeln. Niemand dürfe in der Nacht hingehen. Sie sagte das mit großem Ernst. Ich war natürlich äußerst neugierig und begleitete sie deshalb auf dem kurzen Weg hin und zurück. Aber das Häuschen hatte für mich nichts Auffälliges. Innen standen nur Gartenmöbel. Unter einem großen Vordach befanden sich einige Liegestühle.

Tüchtige Arbeit wirkt ehrverletzend

Nach dem Frühstück am andern Morgen um 7 Uhr meldete ich mich bei der Gutshofsekretärin. Sie beauftragte mich, an zwölf verschiedenen Stellen in Heilbronn für die Baronsfamilie und für den Gutshofbetrieb bestellte Waren abzuholen. Die Gutshofsekretärin bemühte sich freundlich und hilfreich, mich in meine Aufgabe einzuführen. Anhand des Stadtplanes von Heilbronn stellten wir gemeinsam den Tourenplan zusammen. Wir machten auch einen Zeitplan und sie kündigte mich telefonisch überall an. Auf diese Weise konnte ich die Besorgungen sehr schnell erledigen. Bereits zum Mittagessen war ich mit allen Aufträgen fertig und wieder zurück.

Nach der Mittagspause durfte ich die Baronin mit ihren drei Kindern zum Einkaufen in verschiedene Dörfer fahren. Es waren zwei Mädchen, 12- und 14jährig und ein Sohn mit acht Jahren. Dieser wollte am liebsten immer nahe bei mir bleiben. Er hatte offensichtlich an dem neuen Chauffeur Freude. Am zweiten Tag ging die Tour nach Stuttgart. Das Auto wurde in der Obstplantage mit lauter Kistchen gefüllt, in denen die wunderschönsten Äpfel lagen. Wieder wurde ich telefonisch angemeldet und konnte den Großteil meiner Ladung in einem der bekanntesten Lebensmittelläden auf der Königstraße in Stuttgart abgeben. Der Lagerverwalter dort bat mich, auch die leeren Kisten von früheren Lieferungen mitzunehmen. Der Herr Sekretär sei zu vornehm, um sich damit abzugeben.

Wir zerlegten diese Kisten kurzerhand, da mein Auto im Innern nicht genügend Platz hatte. Auch bei der zweiten Adresse, dem amerikanischen Konsulat, wusste man Bescheid. Die Empfänger freuten sich riesig über die wunderschönen Äpfel. Wieder standen leere Kisten zur Mitnahme bereit. Zum Glück hatte ich eine stabile Schnur im Auto, mit der ich alle zerlegten Kisten zusammenband und auf dem Dach befestigte.

Obwohl ich auf dem Rückweg mit dieser Ladung nicht so schnell fahren konnte, kam ich wenige Minuten vor zwölf Uhr zum Schloss zurück. Zufällig war die Frau Baronin gerade beim Blumenschneiden und lachte fröhlich, als sie mich mit dem voll beladenen Fahrzeug kommen sah. Beim Mittagessen erhielt ich von dem Baumwart ein großes Lob für die vielen leeren Kisten. Er schimpfte über den Herrn von Wangen, der nach seinen Auslieferungen die leeren Kisten nie zurückbrachte.

Am Nachmittag fuhr Frau Baronin mit ihren Kindern und der Erzieherin auf ein anderes Schloss zu Verwandten. Sie konnte offensichtlich gut Auto fahren und ich bekam frei. Nun durfte ich die Gärtnerei und die Obstplantage eingehend besichtigen. Es war für mich sehr lehrreich. Nachdem das Auto am späten Nachmittag zurück war, musste ich es waschen und ordnungsgemäß in die Garage fahren.

Am dritten Tag nach dem Frühstück stand plötzlich der allseits gefürchtete Sekretär mit strenger Miene vor mir. „Sie sind hiermit fristlos entlassen. Ich verlange von Ihnen, dass sie sofort ihren Koffer packen und das Schloss verlassen!“ Ich erklärte ihm, dass ich vom Herrn Baron persönlich eingestellt worden sei und damit nicht unter dem Befehl des Verwalters stehe. Er wurde ganz bleich vor Wut. Beim Gespräch mit der Gutshofsekretärin ging mir ein Licht auf. Er war so wütend, weil durch die schnelle Abwicklung der mir übertragenen Aufträge sein Stolz beleidigt wurde. Ich hatte die verschiedenen Fahrten in der halben Zeit erledigt und noch eine Menge Kisten zurückgebracht. Daher fürchtete er um sein Ansehen, vielleicht sogar um seine Weiterbeschäftigung.

Auch am nächsten Tag stand die Auslieferung von Obst an alle möglichen Verwandten und Freunde des Herrn Baron auf dem Plan. Mit Straßenkarten ausgerüstet, konnte ich meine Tour wieder genau festlegen und es klappte alles bestens. Bei den zukünftigen Fahrten brachte ich nicht bloß die leeren Kisten zurück, sondern auch manchen Blumenstrauß, diverse Briefchen und Päckchen für die Frau Baronin oder die Kinder, die sich stets riesig freuten.

Unter schwerem Verdacht

Eine Woche später hatte ich wieder einen freien Nachmittag. Beim Nachtessen meldete mir die Köchin, dass ich sofort in der Bücherei erscheinen müsse. Ich wurde an die Stirnseite eines langen Tisches gebe-

ten. Am anderen Ende saß der katholische Priester. Rechts von ihm saß der Herr Sekretär, links die Erzieherin, die sich ständig Tränen abwischte. Ich staunte nicht wenig, als der Priester mir eröffnete, dass er beauftragt sei, über mich Gericht zu halten. Laut Anklage sei ich vor zwei Tagen nachts in das Schlafzimmer der Erzieherin geschlichen, um mit dieser zu schlafen. Die Erzieherin besuchte zu der Zeit mit den Kindern für mehrere Tage die Großmutter des Barons. In ihrem Bett schlief deshalb eine ältere Tante der Kinder, die überraschend zu Besuch gekommen war. Ich hätte ihr die Bettdecke weggezogen und dann erst den Irrtum bemerkt. Nach dem ich mich höflich entschuldigt hätte, sei ich leise wieder weggeschlichen.

Der Sekretär wusste als Zeuge freudig auszusagen, dass ich bereits am ersten Tag abends die Erzieherin am Brunnen getroffen hätte und mit ihr im Hexenhaus gewesen sei. Mir wurde blitzartig klar, dass dieses Häuschen für gewisse Liebespaare eine besondere Bedeutung hatte und dass der Priester es öfter mit viel Weihwasser, vermutlich gegen gute Bezahlung, vom nächtlichen Spuk hatte befreien müssen. Ich musste mir diesen Priester genau ansehen und schaute ihm lange in die Augen, was ihn sehr unsicher machte. Guten Gewissens konnte ich erklären, dass ich heute bei dieser „Gerichtsverhandlung“ zum ersten Mal den Namen der Erzieherin erfuhr und sie bisher nur dieses eine Mal in meinem Leben gesehen hatte. Ich erläuterte weiter, nur deshalb mit ihr gegangen zu sein, weil mich die Geschichte des so genannten Hexenhauses interessierte. Im Übrigen könne man das Verfahren vereinfachen, denn der richtige Zeuge sei nicht der Herr von Wangen, sondern die Schläferin, die offensichtlich in diesem besagten Bett gelegen sei. Die Sitzung wurde damit unterbrochen und der Sekretär beauftragt, mit der betreffenden Tante eine halbe Stunde später zu erscheinen.

Der vornehmen Dame wurde ich dann gegenübergesetzt. Sie erklärte, der nächtliche Besucher sei kein so junger Mann gewesen, sondern eher mittleren Alters. Daraufhin meinte ich überzeugend, dass doch die ganze Anklage falsch und die Erzieherin wirklich unschuldig sei. Vermutlich müsse alles nur ein böser Traum gewesen sein. Das ältere Fräulein war plötzlich auch dieser Meinung und bat, die Sache nicht so ernst zu nehmen. Der Priester entließ daraufhin den falschen Zeugen, welcher sich gewaltig ärgerte und enttäuscht abzog. Mit vornehmen, frommen Wor-

ten erklärte der Kirchenvertreter die Verhandlung als abgeschlossen – wir beteten gemeinsam ein Vaterunser und verließen den Raum.

Am Abend begegnete ich noch einmal der Erzieherin. Sie bedankte sich sehr, dass ich ihr so aus der Patsche half. Für sie bestand Gefahr fristlos entlassen zu werden. Der Mann „mittleren Alters“, der öfters auf Besuch kam, war ihr Freund, der als Verwalter auf einem Gutshof in der Nähe arbeitete. Sie hatte ihn von ihrer plötzlichen Abreise nicht mehr benachrichtigen können. Als Lohn für meine gute Tat dürfe ich nun dreimal bei ihr schlafen. Ich war erst sprachlos über diese Prämie und sagte ihr dann klipp und klar, dass dies nicht in Frage käme.

Hochwohlgeborene und einfachere Menschen

Die Gutshofsekretärin erklärte mir nach einigen Tagen, dass ich bei der ganzen Baronsfamilie sehr beliebt sei, aber mein Benehmen wäre überhaupt nicht herrschaftlich. Dies hatte die Frau Baronin schon am ersten Tag bemerkt und mich deshalb, obwohl herrschaftlicher Chauffeur, an den Gesindetisch zum Essen beordert. Mir war dies sehr recht, denn das ganze vornehme Gehabe empfand ich viel zu umständlich und zeitraubend.

Eine besondere Art von Anstandsunterricht erfuhr ich jedoch wenige Tage später vom Herrn Baron persönlich. Im Büro wurde mir mitgeteilt, dass mein Chef von mir an diesem Tag spazieren gefahren werden wolle. Startklar saß ich im PKW auf dem Schlosshof, als ich im Rückspiegel entdeckte, dass der Baron bereits regungslos neben dem Auto stand. Ich erwartete, dass er einsteigen würde. Nach einiger Zeit kapierte ich endlich, dass ich ihm die Autotüre von außen öffnen musste. Nun erst stieg er ein. Ich nahm am Steuer Platz und wartete wieder auf seine Anweisung. Vermutlich meinte er, ich hätte mir im Büro vorher die Tour beschreiben lassen. Als er merkte, dass ich ahnungslos war, sagte er: „Der Herr Baron wünschen, dass das Auto zum Hochstand fährt.“

Ich kannte diesen Platz, da ich mit den Kindern schon mehrfach dorthin gefahren war. Man hatte eine schöne Aussicht auf einen Gutshof, der dem Baron gehörte und verpachtet war. Am Ziel angekommen saß er längere Zeit unbeweglich und steif neben mir, bis ich endlich begriff, dass ich ihm die Türe abermals öffnen musste. Er machte dann seinen

Spaziergang und ich wartete geduldig im Auto. Als ich ihn dann im Rückspiegel bemerkte, begriff ich langsam, dass ich außen hätte warten müssen, um bereit zu sein, ihm sofort die Autotüre zu öffnen. Höflich fragte ich, wohin es weiter geht? Er erklärte mir kurz: „Der Herr Baron wünschen, dass das Auto in den Schlosshof fährt.“ Dort angekommen stieg ich schnell aus, um ihm die Türe zu öffnen. Als ich losfahren wollte, blieb er wieder abwartend an der Eingangstüre des Schlosses stehen. Schnell stieg ich noch einmal aus und öffnete ihm auch diesmal. Als er hineinging, lächelte er zum ersten Mal. Offensichtlich hatte er erkannt, dass ich doch kein ganz hoffnungsloser Fall war.

Wenn ich die Baronin mit den Kindern zu Nachmittagsbesuchen ins Hohenloher Land fahren durfte, lernte ich auch meine Lektionen. Ich bemühte mich wirklich alles richtig zu machen, aber immer wieder betonte man, dass ich keine herrschaftliche Erziehung hätte. Man stellte mich als „unseren Herrn Fischer“ vor und am Verhalten der Gastgeber wurde mir schnell klar, dass ich im Auto zu warten hatte. Manches Mal begegnete mir der Gärtner oder Hausmeister, dem ich dann bei der Arbeit zuschaute. So deutlich zu spüren, dass ich nicht zu der hohen Gesellschaft gehörte, empfand ich manches Mal als hart und schmerzlich. Mit keinem dieser Adeligen aber wollte ich tauschen und freute mich, dass ich diese hochwohlgeborenen Rituale nur als eine Art Schauspieler auf Zeit mitspielen musste.

Ein diebisches Gespenst

Im Dorf hatte es sich herumgesprochen, dass ich im Turmzimmer wohne und ich bemerkte, wie die Menschen öfters ängstlich zu mir herauf schauten, wenn ich abends am Fenster stand. Als dann unterwegs eine Bäuerin mich so prüfend anschaute, fragte ich sie gerade heraus, was denn in dem Turm so besonders sei. Sie bekreuzigte sich dreimal und sagte dann flüsternd: „Oben im Turm treffen sich Gespenster. Es sind die alten Vorfahren des Barons, die im Grab keine Ruhe finden. Am schlimmsten sei es bei Neumond, wenn es ganz dunkel ist.“ Sie wusste, dass dann die im Schloss Schlafenden kratzende Geräusche hörten. Oft sei es so, als ob jemand etwas Schweres über das Dach ziehe. Sie hielt die Hand vor ihren Mund, als sie noch leise hinzufügte: „In drei Tagen ist wieder Neumond!“

Am nächsten Tag kroch ich durch die ganze Bühne um zu untersuchen, was es dort alles gab. Im großen Dachraum standen Kisten und Dinge, die man nicht mehr brauchte. Am andern Ende ging es durch eine Türe in den abgewinkelten Querbau. Dort lagerte von der letzten Ernte her noch ziemlich viel Getreide. Wieder hatte ich so meine Vermutungen. Deshalb spannte ich eine dünne stabile Schnur unter meiner Zimmertüre durch bis hinüber auf die andere Seite des Daches. Das Ende der Schnur nahm ich mit in das Bett in der Hoffnung, dass wenn jemand darüber ginge, ich ein Zucken spüren würde. Und tatsächlich – in der dritten Nacht zuckte die Schnur und ich schlich leise zur Türe hinaus. Irgendjemand hatte sich von der Wendeltreppe aus auf die andere Seite bewegt. Ich blieb in einer Ecke sitzen und wartete auf das Gespenst. Trotz der Dunkelheit bemerkte ich ein weißes Tuch, das sich lautlos auf mich zu bewegte. Kurz bevor es mich erreichte, schaltete ich eine Taschenlampe an und leuchtete in das überraschte Gesicht des Pferdepflegers. Jetzt knipste ich in meinem Zimmer das helle Licht an. Dem Dieb blieb nichts anderes übrig, als mit mir zu gehen und wir saßen miteinander im „Gespensterturm“.

Er war also das berühmte Schlossgespenst, das den Sack Weizen immer fast lautlos über die Turmtreppe nach unten brachte. Von diesem Tag an hatten wir ein kameradschaftliches Verhältnis. Ich besuchte ihn öfters im Pferdestall. Am andern Tag beim Frühstück hörte ich, dass die Gespenster wieder da gewesen seien. Der katholische Priester war schon bestellt und mit seinen Messknaben und viel Weihwasser wurde das ganze Dachgeschoss abermals geweiht. Im Büro der Gutshofsekretärin sah ich mit großen Augen eine Abrechnung an die Kirche für diese Dienstleistung. Wie ich weiter erfuhr, war in diesem Jahr schon das dritte Mal Gespensterbesuch!

Der geheimnisvolle Einsiedler

In einem kleinen Häuschen zwischen der Gärtnerei und den Obstbaumanlagen lebte ein Mann ganz allein. Es war der Baumwart. Normalerweise hätte er auch am Herrschaftstisch versorgt werden müssen. Er war aber ein Einsiedler, der seine Arbeit tat und mit niemand Kontakt pflegen wollte. Umso mehr wunderte es mich, dass er mich mit der Bitte ansprach, einen Sack Weizen heimlich in die Mühle zu schaffen, und

dann das Mehl bei ihm abzuliefern. Den Sack kannte ich sehr wohl von der nächtlichen Begegnung mit dem „Gespenst“. Als ich diesen Auftrag ausgeführt hatte, lud er mich zu einer Tasse Kaffee in sein Heim ein. Ich staunte über die vielen Bücher und auch über die gediegene Einrichtung.

Von dem Pferdepfleger hatte ich bereits erfahren, dass dieser Mann früher einmal als Rektor einer großen Schule vorstand. Sein Hobby sei, Bäume zu züchten. Der Baron hätte ihn zu diesem Zweck eingestellt. Vielleicht habe ich mich zu gründlich umgesehen, denn irgendetwas störte ihn an mir. Als er mich fragte, was ich von ihm wüsste, witterte ich plötzlich Gefahr. Ich spielte den Naiven, wusste gar nichts und machte mich schnellstens aus dem Staub.

Vorsichtig erkundigte ich mich auch bei dem Gärtner über diesen Einsiedler. Er erklärte mir, dass der Herr Baron diesen Mann hier versteckt halte. Er sei ein polizeilich gesuchter, früherer Nazi und lebe nun unter falschem Namen mit einem einfachen Beruf. Es sei am besten, wenn man mit ihm nichts zu tun hätte. Bei meinen abendlichen Erkundungsgängen, beobachtete ich öfters das Haus von Weitem und bemerkte, dass nachts manchmal heimliche Besucher kamen. Ohne Licht führen sie in die Gärtnerei hinein. Das Haus war völlig abgedunkelt und schien absolut ruhig. Man konnte äußerlich nichts feststellen. Als ich vorsichtig bei dem Pferdepfleger nachfragte, den ich wiederholt beobachtete, wie er mit dem Baumwart sprach, deutete dieser an, dass man darüber nicht reden dürfe. Ich konnte von ihm auch nur erfahren, was ich bereits wusste. Als Letztes hörte ich noch, dass aus dem Weinkeller des Barons wöchentlich eine Flasche Wein für die nächtlichen Besuche zur Verfügung gestellt werde. Da dies aber bei weitem nicht ausreiche, Sorge er mit seinem heimlichen Nachschlüssel für den notwendigen Nachschub aus dem herrschaftlichen Keller.

„Nüchterne“ Liebesgeschichte mit Fräulein Rosel

Fräulein Rosel – so hieß die verantwortliche Gutshofsekretärin mit Vornamen. Ihr unterstand die ganze Verwaltungsarbeit für den Schlossbetrieb, die Gärtnerei und die Obstplantage. Neben der Buchhaltung und dem Schriftverkehr war sie zuständig für Einkauf und Verkauf. Von ihr erhielt ich alle Aufträge und Papiere für die Fahrten. Sie war mein wichtigster Ansprechpartner. Von der ersten Stunde an arbeiteten wir problemlos zusammen. Sie kannte bereits die Adressaten und machte mich auf mögliche Schwierigkeiten aufmerksam. Es lief alles zu jedermanns Zufriedenheit.

Wenn ich es zeitlich schaffte, ging ich noch vor dem Nachtesen zu ihr ins Büro, um abzurechnen. Nach dem Essen wartete ich am Tor auf sie, bis sie vom Herrschaftstisch nach Hause ging. Wenn ich verspätet von den Fahrten zurückkam, wartete sie im Büro auf mich. Regelmäßig ging ich vom Schloss mit ihr zu einem kleinen Häuschen, etwa 500 Meter entfernt. Dort unter dem Dach bewohnte sie eine Zweizimmerwohnung und ich verabschiedete mich regelmäßig vor dem Gartentor. Da ich Frühaufsteher war, holte ich sie öfters auch am frühen Morgen dort ab. Wir gingen dann miteinander ins Schloss zum Frühstück. Bald wurden wir zum Dorfgespräch. Unser kurzer gemeinsamer Spaziergang morgens und abends fiel allgemein auf. Mit der Zeit wunderten sich die Leute, dass wir am Gartentor uns immer trennten. Während der ganzen Zeit betrat ich nicht ein einziges Mal ihre Wohnung. Eisern eilte ich schnellstens zurück in mein Turmzimmer und studierte in meinen vielen Büchern.

Dass wir uns sehr gut verstanden, bemerkte auch die nächste Umgebung. Fräulein Rosel berichtete mir, wie sie von der Frau Baronin unter vier Augen gefragt wurde, ob wir ein Liebespaar wären. Aber sie antwortete ihr, dass wir wie Bruder und Schwester seien und uns einmalig gut verstehen würden. Als einige Dorfbewohner Ähnliches wissen wollten, erwiderte ich überall, wir leben wie Bruder und Schwester und sind uns

hier zum ersten Mal begegnet. Auf einer Spazierfahrt sprach mich die Baronin an und meinte, dass unser Fräulein Rosel sich seit meinem Hiersein sehr positiv verändert habe. Sie schaute mich lange an und wartete auf eine Erklärung, die ich ihr jedoch schuldig blieb.

Stolzer Verdienst

Damals arbeitete man noch sechs Tage in der Woche. Der Sonntag war frei. Fräulein Rosel und ich gingen miteinander regelmäßig zur Kirche, entweder im Dorf oder irgendwo in der Umgebung. Bei sehr gutem Wetter ließen wir uns in der Küche Verpflegung mitgeben, unternahmen große Spaziergänge und kamen erst zum Nachtessen zurück. Irgendwie fühlten wir beide uns sehr glücklich, einen Gleichgesinnten gefunden zu haben. So kam es, dass ich nicht nur wie geplant drei Monate den herrschaftlichen Chauffeur spielte, sondern auch den ersten Teil des Wintersemesters das Studium versäumte und weiterhin auf dem Schloss blieb. Hauptgrund für mein Versäumnis war aber nicht nur die interessante Arbeit oder mein besonderes Verhältnis zu Rosel, sondern meine wirtschaftlichen Interessen. Ich verdiente beim Baron jeden Monat stolze 500 DM. Bei freier Kost und Wohnung hatte ich keinerlei private Ausgaben. In vielen Fällen bekam ich ein Trinkgeld von den Leuten, die ich belieferte.

Nach den mir peinlichen Geschichten mit der blonden Professorentochter sowie Professor Schiller war ich froh, dass ich monatelang nicht zurück in die alte Umgebung musste. Auf dem Schloss erholte ich mich gut, sodass bei meiner Rückkehr nach einem halben Jahr alle, die mich kannten, über mein Aussehen staunten. Ich hatte zwar viele Vorlesungen versäumt. Mich tröstete aber, dass nun das Geld reichte, um mich ganz auf das weitere Studium konzentrieren zu können. Das fünfte Semester war schon in vollem Gange. Trotzdem wollte ich die geforderten Prüfungen so früh wie irgend möglich ablegen, deshalb lernte ich Tag und Nacht, und kümmerte mich um sonst nichts.

Aufregender Besuch

Bis 30. November war ich beim Baron und hatte gerade 10 Tage Studium mit großem Eifer und viel Energie hinter mich gebracht, als ich einen Brief erhielt, der mich riesig freute. Er kam natürlich von meiner Guts-

hofsekretärin. Sie schrieb, dass sie jetzt nach dem Hochbetrieb im Sommer eine Woche Urlaub bekomme und mich besuchen wolle. Im Hohenheimer „Gasthof zur Garbe“, den ich von meinen früheren Fleischlieferungen gut kannte, mietete ich ein Zimmer und holte Rosel am Bahnhof Stuttgart ab. Wir freuten uns wie Kinder auf die gemeinsame Zeit. Am Vormittag war ich noch im Unterricht der Uni. Zum Mittagessen trafen wir uns im Gasthof und nachmittags gingen wir gemeinsam zu den Vorlesungen. Am Abend besuchten wir meist gute Vorträge. Wenn ich am Nachmittag frei hatte, lernte ich auf meiner Studentenbude und sie fand immer etwas zu lesen. Die Zeit verging rasch und am letzten Tag schwänzte ich die Vorträge. Wir gingen den ganzen Tag miteinander spazieren und empfanden großen Abschiedsschmerz. Am liebsten wären wir für immer beieinander geblieben.

Während wir so wanderten, machte ich ihr den Vorschlag, aus den Diensten beim Baron auszusteigen und sich eine Anstellung in Stuttgart zu suchen. Wenn wir bald heiraten würden, könnten wir für immer beieinander sein. Mit Freuden hätte sie ja gesagt, aber ihr Verstand sagte nein. Sie rechnete mir vor, dass ich nach Beendigung meines Studiums, bei der schlechten Wirtschaftslage der Nachkriegszeit mindestens zehn Jahre brauchen würde, bis ich einen entsprechenden Beruf hätte und in der Lage wäre, eine Familie zu ernähren. Ich war damals 22^{1/2}, sie aber zwölf Jahre älter. Sie meinte ganz nüchtern, dass sie in zehn Jahren über 44 sei. Wenn wir dann endlich Geld hätten, um mit gutem Gewissen Kinder zu bekommen, sei dies nicht mehr möglich. Der Sinn des Heiratens war nach ihrer Auffassung, möglichst viele gesunde Kinder zu haben und diesen eine schöne Jugend zu bieten. Dies entsprach natürlich auch ganz meiner Vorstellung von der Ehe. So saßen wir beieinander und überlegten scharf.

Der Abschied

In meiner Verzweiflung entwickelte ich alle möglichen Theorien, um heiraten zu können. Die Rosel starrte wie geistesabwesend in die Ferne. Ich redete weiter, aber sie hörte mir gar nicht mehr zu. Traurig brachte ich sie zum Gasthof. Am andern Morgen fuhren wir mit der Straßenbahn zum Bahnhof. Als sie in den Zug eingestiegen war, setzte sie sich und

schaute nicht mehr nach mir. Seit klar war, dass wir keine gemeinsame Zukunft sahen, konzentrierte sie sich auf etwas, das ich damals nicht ahnen konnte.

Die Weihnachtsfeiertage verbrachte ich bei meinen Eltern in Esslingen. Mitte Januar befand ich mich bereits voll konzentriert im Studium, als wieder ein Überraschungsbrief kam. Rosel schrieb, dass sie mich besuchen wolle. Natürlich hatte ich nach einigem Abstand eingesehen, dass Heiraten der falsche Weg gewesen wäre. Trotzdem freute ich mich riesig, sie wieder zu sehen. Auf dem Bahnhof Stuttgart trafen wir uns kurz vor der Mittagessenszeit. Wir begrüßten uns wie in alten Zeiten frohgemut. Aber sie sagte sofort, dass sie am Abend wieder wegfahren werde. Sie sei nur gekommen, um mit mir zu sprechen und von mir Abschied zu nehmen. Im Schlossgarten in Stuttgart fanden wir darauf eine Ecke, in der wir miteinander ungestört plauderten.

Die dramatische Lebensgeschichte von Fräulein Rosel

Endlich erfuhr ich alles über ihre traurigen Jugenderlebnisse. Ich möchte sie hier festhalten, um zu zeigen, wie es manchmal im Krieg zugehen konnte. Rosel hatte ihre Jugend in Ostpreußen auf einem Rittergut verbracht. Ihr Vater war Verwalter bei einem Baron und hatte die ganze Verantwortung für ein großes Anwesen. Ihre Mutter starb sehr früh, sodass sie für ihren Vater und ihren älteren Bruder den Haushalt führte. Der Baron und seine Frau hatten einen Sohn, der gleich am Anfang des Krieges gefallen war. Den Tod seines einzigen Sohnes verkraftete der Gutsherr nicht. Er starb aus Gram zwei Jahre später. Auch der Bruder von Rosel wurde Soldat und fiel im Russlandfeldzug.

Nun lebte sie zusammen mit ihrem Vater und versorgte auch die verwitwete Frau Baronin. Als ihr Vater starb, führte sie den Haushalt der Baronin und war gleichzeitig Haus- und Hofverwalterin, somit zuständig für alles, was auf dem Rittergut zu geschehen hatte. Der Krieg ging seinem Ende entgegen und die Russen waren im Anmarsch. Man hörte bereits den Kanonendonner und im Dorf packten die Menschen ihre Sachen zur Flucht. Sie aber konnte nicht weggehen, denn die alte, schwer kranke Baronin musste versorgt werden. Mit großem Gefechtslärm kamen die Russen näher und sie sah vom Schloss aus den ersten russischen Panzer in das Dorf unten am Berg einfahren, als ihre Chefin

starb. Die Sieger kamen auch ins Schloss. Rosel war allein und führte die drei jungen Offiziere in das Sterbezimmer.

Darauf veranlassten die Russen, dass im Garten des Schlosses von den Soldaten ein Grab ausgehoben wurde. Sie trugen die Leiche hinab. Es waren fast 50 Männer mit ihren drei Offizieren, die mit entblößten Häuptern ums Grab standen. Einer hielt eine Rede auf russisch und alle sangen ein Lied. Dann wurde das Grab zugeschaufelt und die Offiziere blieben allein da und machten ihr klar, dass sie ein Essen kochen sollte. Als sie dann mit den drei Offizieren gegessen hatte, warfen sie das Los untereinander. Der Sieger nahm sie an der Hand und zog Rosel ins herrschaftliche Schlafzimmer. Dort wurde sie vergewaltigt, anschließend vom zweiten Offizier und dann noch von dem dritten. Blutend und weinend lag sie im Bett. Aber alle drei kamen mit Blumen und baten sie, doch wieder aufzustehen. So lebte sie dann im Schloss über drei Wochen lang mit den Offizieren zusammen. Sie wurde nie alleine gelassen, damit sie nicht fliehen konnte. Die Offiziere wechselten sich Tag und Nacht beim Wachehalten ab und jeden Tag vergingen sie sich mehrfach an der jungen Frau. Was unten im Dorf geschah, hatte sie nie erfahren. Sie hörte nur manchmal Schreie von Menschen.

Eines Tages kam ein Dolmetscher, der ihr klar machte, dass sie mit nach Berlin kommen müsse und zwar in einer russischen Uniform, die er ihr gleich mitgebracht hatte. Ihre persönlichen Sachen packte sie in zwei große Koffer und noch am Abend saßen die drei Offiziere mit ihr in einem PKW Richtung Berlin. Sie hatten die Absicht, sie als ihre uniformierte Sekretärin bei ihren Vorgesetzten einzuschleusen. Kurz nach der Ankunft in Berlin erklärten die drei Russen, dass sie Rosel nun doch nicht behalten könnten und fragten, wo in Deutschland sie noch Verwandte hätte. Eine Tante wohnte in Bonn. Deshalb besorgten sie ihr eine Fahrkarte für den Zug dorthin. Sie waren noch sehr freundlich beim Abschied und versorgten sie reichlich mit Geld.

In Bonn wurde sie mit Freuden bei der Tante aufgenommen. Zuerst besuchte sie einen Arzt, da sie merkte, dass sie schwanger war. Dieser ging mit ihr zu einem Hundezüchter, der noch Tabletten hatte, die man Zuchthunden gibt, damit sie ungeplanten Nachwuchs nicht bekommen können. Sie nahm diese Tabletten ein und hatte dann unter sehr großen Schmerzen eine Frühgeburt. Langsam wurde sie wieder gesund. Danach vermittelte ihre Tante sie einem hohen Regierungsbeamten, der auf

einem Ministerium an leitender Stelle arbeitete. Sie wurde seine Sekretärin. Am Feierabend kam immer dessen Frau, um ihren Mann abzuholen. Dabei lernte sie die neue Sekretärin kennen und die beiden wurden trotz des großen Altersunterschiedes gute Freundinnen. Die Beamtenfrau lud Rosel oft nach Hause ein. So arbeitete sie tagsüber bei ihrem Chef und abends saß sie mit dessen Gattin zusammen.

Ihre Tante starb überraschend und sie wohnte nun allein in Bonn. Eines Tages kam die Frau des Chefs zu ihr mit dem Vorschlag, die Wohnung ihrer Tante aufzugeben und ganz zu den kinderlosen Eheleuten zu ziehen um eine Ehe zu dritt zu führen. Da sie selbst durch Erbschaft ein größeres Vermögen habe und deshalb auch für die Zukunft finanziell versorgt sei, wolle sie sich scheiden lassen. Rosel solle ihren Mann heiraten und möglichst viele Kinder bekommen. Trotz des sehr großen Altersunterschiedes wäre sie ja abgesichert, da sie als Ehefrau des hohen Staatsbeamten eine große Rente bekommen würde und damit ohne Sorgen ihre Kinder großziehen könne.

Rosel wollte damals nicht heiraten, kündigte und nahm die Stelle beim Baron auf dem Schloss im Hohenloher Land an, wo wir uns beide kennen gelernt hatten. Durch die Freundschaft mit mir habe sie aber erlebt, wie schön es ist, nicht mehr allein zu sein. Deshalb habe sie an Weihnachten nun dem Beamten aus Bonn ihr Jawort gegeben. Jetzt erst fiel mir wieder ein, dass sie während unserer gemeinsamen Zeit auf dem Schloss jeden Samstag von Fleurop eine rote Rose bekam. In einer Vase stand sie auf ihrem Schreibtisch. Die Blume von der vorangegangenen Woche nahm sie immer mit in ihre Wohnung. Nie hatte ich mir Gedanken über die wöchentliche Rose gemacht und deshalb auch nicht nachgefragt.

Nach ihrem ausführlichen Lebensbericht reiste Fräulein Rosel mit dem Zug nach Bonn weiter. Dies war ein Abschied fürs Leben. Sie hat sich nie mehr gemeldet.

Mit Überraschungserfolgen zum Diplom

Am 1. Dezember 1952, kurz vor dem Ende des fünften Semesters, war ich endlich nach Hohenheim zurückgekehrt. Gott sei Lob und Dank hatte ich nach dem zweiten Semester schon alle Prüfungen für das Vordiplom abgelegt. Nach dem dritten Semester war nur die Prüfung in Agrarpolitik bei Professor Schiller. Nach dem vierten Semester ging ich als Chauffeur zum Baron. Die so ganz andere Tätigkeit als Fahrer brachte Abstand von den Problemen, die ich mit Professor Schiller hatte. Auch die belastende Bekanntschaft mit der Professorentochter war dadurch vergessen. Seelisch und finanziell hatte ich mich bestens erholt, um nun meine letzten zwei Semester zu planen. Auf der Bank lagen über 3000 Mark! Alle anderen Tätigkeiten wurden abgesagt und ich konnte mich jetzt vollzeitlich dem Studium widmen. Die einzige Unterbrechung bestand in dem wöchentlichen Besuch des Aidlinger Jungmännerkreises in Stuttgart.

Mein Ziel, bis zum sechsten Semester alle Prüfungen für das Diplom abzulegen und gut zu bestehen, schien ziemlich unerreichbar, nachdem ich fast ein Semester gefehlt hatte. Zufällig sprach mich ein Student an, der zwei Jahre vor mir sein Studium mit Notabitur als Kriegsteilnehmer begonnen hatte. Nach bestandenem Diplom berichtete er mir freudig, dass er gerade seine Habseligkeiten zusammenpacke. Seine handschriftlichen Notizen aus den Vorlesungen wolle er aber nicht weiter aufbewahren. Er bot mir diese gegen Bezahlung von 40 Mark an. Ohne Zögern griff ich zu. In seinen Aufschrieben waren persönliche Ansichten des jeweiligen Professors zu einzelnen Themen deutlich gekennzeichnet. Besonders festgehalten und unterstrichen war auch, was von der allgemeinen Meinung der Lehrbücher abwich. Sogar einzelne Witze oder spaßhafte Erklärungen, welche die Professoren einfließen ließen, konnte man nachlesen. Ich bezahlte und erhielt einen ganzen Koffer mit Notizen. Er lachte und meinte: „Nun kannst du in allen Fächern deinen Eiser machen, wie damals in der Anatomie.“

Tatsächlich hatte ich mit Hilfe seiner Aufschriebe im Vordiplom in Anatomie ein „Sehr Gut“ fertig gebracht. Die praktischen Übungen in diesem Fach fanden immer ohne mich statt, da ich ja donnerstags im Schlachthof arbeitete. Der Professor für Anatomie war bekannt dafür, dass er vielerlei lustige Anekdoten zum Besten gab. Ich hatte mir deshalb das Aufgeschriebene dieses Studenten sehr gut eingeprägt. Besonders die mir witzig und sehr komisch erscheinenden Beispiele hatte ich mir gut gemerkt. Als er bei der mündlichen Prüfung meinte, mich doch nie in den praktischen Übungen gesehen zu haben, kam mir schnell eine Ausrede zu Hilfe. Als er dann eine sachliche Frage stellte, antwortete ich mit einem seiner eigenen Späße. Angeregt durch seine Begeisterung, bot ich eine Anekdote nach der anderen und erhielt von dem erfreuten Prüfer die begehrte Eins. Die gründlichen Notizen meines Studienkollegen verhalfen mir auch im Hauptdiplom zu den besten Zeugnissen. Genau nach Plan gelang es tatsächlich, bereits im sechsten Semester alle für das Diplom notwendigen Prüfungen abzulegen.

Das einzige Fach, in dem ich erhebliche Probleme bekam, war ein Hauptfach, das vom Rektor der Hochschule abgehalten und geprüft wurde. In Tierzucht gab es drei Schwerpunkte: Pferdezucht, Rinderzucht und Schweinezucht. Es ist auch denkbar, dass dieser Professor gegen mich gewisse Vorurteile hatte. In einer früheren Diskussion über die zukünftigen Probleme der Landwirtschaft war ich ihm unangenehm aufgefallen, weil ich erklärte, die Pferdezucht müsse als Hauptfach gestrichen werden, da sie für die Zukunft nur noch Nebenbedeutung hätte. Pferdehaltung würde bald höchstens ein Hobby sein. Die moderne Landwirtschaft müsse in Zukunft ganz auf Maschineneinsatz umgestellt werden. Die sehr aufwendige Verwendung von Zugpferden sei finanziell nicht mehr zu rechtfertigen. Aus dieser Überzeugung heraus hatte ich die Literatur und meine Aufschriebe über Pferdezucht beim Lernen leichtsinnigerweise übergangen. Leider erfuhr ich zu spät, dass gerade die Pferdezucht ein besonderes Hobby jenes Professors sei.

Dieses Examen erlebte ich als eine riesige Katastrophe, denn mein Prüfer stellte nur Fragen aus der Pferdezucht. Ich konnte sie nicht beantworten. Normalerweise hätte das ganze Prüfungsfeld abgefragt werden müssen. In den Fächern Viehzucht und Schweinezucht wäre ich bestimmt mit guten Zensuren durchgekommen. Sichtlich freute er sich, mir mitzuteilen, dass er mir als Zeugnis in Tierzucht eine glatte „Sechs“

geben werde. Da Viehzucht beim landwirtschaftlichen Diplom aber ein Hauptfach ist, hätte ich damit die Prüfung nicht bestanden.

Total geknickt verließ ich an diesem Tag die Hochschule. Als ich mich am späten Nachmittag etwas erholt hatte, besuchte ich das Sekretariat. Die Sekretärin berichtete, dass sehr zum Ärger der verschiedenen Professoren die Prüfungskommission eilig einberufen wurde, weil einer der Studenten in einem Hauptfach ein „Ungenügend“ bekommen sollte. Damit wäre er ja durchgefallen. Sie berichtete weiter, dass unter den Anwesenden ein großer Streit entstanden sei, denn dieser Student hätte in allen anderen Fächern lauter Einser und Zweier. Gegen den Willen des Rektors wurde von den anderen Professoren mehrheitlich beschlossen, dass dieser Prüfling in Tierzucht mindestens eine Vier bekomme. Damit habe er das Diplom bestanden. So kam es auch. In allen Diplomfächern erhielt ich gute und sehr gute Noten, nur in Tierzucht glänzte ein „Genügend“. Damit war ich unwiderruflich „Diplom-Landwirt“.

Gegen meinen Wunsch, weitere Semester für Betriebswirtschaft anzuhängen, um auch noch Diplom-Betriebswirt zu werden, wehrte sich mein Vater mit Erfolg. Er vertrat die Ansicht, dass es genügt, einen akademischen Grad zu besitzen und dass später hauptsächlich die persönlichen Fähigkeiten zählen würden. Es erschien ihm aber wichtig, dass ich sofort eine Doktorarbeit beginne, denn nach seinen Erfahrungen im Berufsleben war ein solcher Titel für den späteren Erfolg vorteilhaft. Meine Vorstellung, nach dem Diplom einen verdienten Urlaub einzulegen, durchkreuzte er, indem er mich ständig ermahnte, nun das richtige Thema für eine Doktorarbeit zu finden.

Drama um zwei Doktorarbeitsthemen

Wenn ich schon nicht Betriebswirtschaft weiterstudieren durfte, war ich entschlossen, eine Doktorarbeit in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zu erarbeiten. In Frage kam für mich nur Politikwissenschaft oder Volkswirtschaft. Politikwissenschaft schied aus, da Professor Schiller diesen Lehrstuhl innehatte. Im Institut für Volkswirtschaft besprach ich mich mit Professor Ellinghaus. Dieser freute sich über meinen Wunsch und erinnerte sich lebhaft an die mündliche Prüfung, die ich bei ihm so gut bestanden hatte.

Das Kommunistische Manifest von Karl Marx gehörte zu den Hobbythemen dieses Professors. Damals in der Prüfung hatten wir die vorgeschriebene Zeit wesentlich überschritten, da wir an diesem Thema hängen blieben. Es gab zwischen uns eine spannende Diskussion über die Rolle von einzelnen Juden während der kommunistischen Revolution. Weiter ging es mit der Tatsache, dass nach dem kirchlichen Kreditgabeverbot für Christen verschiedene Juden Schritt für Schritt in der Kapitalwirtschaft des damaligen Europa sehr mächtig wurden. Die Rothschilds hatten im 16. und 17. Jahrhundert in Böhmen begonnen, eine Finanzmacht aufzubauen. Er erinnerte sich noch, dass ich in der Prüfung erwähnt hatte, Mose habe in der Bibel den Juden die Zinswirtschaft verboten. Viele hätten aber dieses von Gott verbotene Machtmittel gegenüber den Nichtjuden ausgebaut und über die kapitalistische Marktwirtschaft seien sie dabei, weltweit immer mächtiger zu werden (z.B. wirken sich 5 Prozent Zinsen heute auf ein Kapital von 100.000 € so aus, dass es sich in max. 20 Jahren auf rund 200.000 € erhöht). Wenn sich ein entsprechendes Anlageverhalten wie in vergangenen Jahrhunderten über mehrere Generationen progressiv fortpflanzt, können wir die Machtexplosion von Finanzclans vielleicht erahnen.

Als ich ihm bei dieser Unterredung schilderte, wie ich von Kindheit an immer nach dem Sinn der Steuern fragte, schlug er als Thema für meine Doktorarbeit: „Die Steuerbelastung der deutschen Landwirtschaft“

vor. Darüber hatte sich offensichtlich noch niemand Gedanken gemacht. Außerdem ließ er durchblicken, dass die Landwirtschaft für die Menschen so wichtig sei, dass sie eigentlich nicht besteuert werden dürfe, sondern bei näherem Hinsehen geplant subventioniert werden müsse, um die Ernährung der Völker sicherzustellen. Er deutete an, sobald ich die neuesten Statistiken zusammengetragen hätte, daraus eine hochinteressante Doktorarbeit unter seiner Mithilfe als Doktorvater zu veröffentlichen.

Interessanterweise gab er mir Schriften aus den Vorträgen von Professor Schiller über Agrarpolitik und einige Bücher, die aus dem Englischen übersetzt waren und sich mit den grundsätzlichen Problemen der Landwirtschaft und der Volksernährung beschäftigten. Weiter erhielt ich die Aufgabe, beim Statistischen Bundesamt in Wiesbaden alles für mich interessante Zahlenmaterial zu erheben und mit diesen Aufzeichnungen zur weiteren Besprechung spätestens nach drei Monaten wieder bei ihm zu erscheinen. Vater stellte mir sein Arbeitszimmer zur Verfügung. Voller Freude stürzte ich mich in die Arbeit und suchte und forschte und machte viele Zusammenstellungen. Bei der nächsten Besprechung kam der Vorschlag, dass ich doch bei der Oberfinanzdirektion Stuttgart nach weiteren Auskünften fragen solle.

Er rief seine Sekretärin und diktierte einen ausführlichen Brief an den Herrn Finanzpräsidenten - persönlich - bei der Oberfinanzdirektion Stuttgart. Am andern Tag stand ich vor dem großen Gebäude der Oberfinanzdirektion, das von Fliegerbomben ziemlich verschont worden war. Ich fragte den Hausmeister, der vor mir militärisch stramm stand, als ich mit dem Brief vom Institut für Volkswirtschaft in der Hand nach dem Herrn Finanzpräsidenten fragte, den ich persönlich aufsuchen müsse. Er verwies mich in den vierten Stock. Dort waren die Gänge mit Teppichen belegt. Aus der Türe mit der Aufschrift „Finanzpräsident“ hörte ich eine laute Männerstimme heftig schimpfen. Bei der Anmeldung nebenan stand die Türe offen. Ich trat einfach ein und erklärte der Sekretärin, dass ich einen Brief für den Herrn Präsidenten persönlich hätte. Sie meinte entsetzt, dass dieser keine Zeit habe. Aber schon rief es aus dem Nebenzimmer: „Bringen Sie sofort diesen Brief zu mir!“ Während er las, stand ich mitten in dem pompösen Präsidentenbüro. Plötzlich polterte er los: „Jetzt bilden sich schon die Professoren ein, dass ich als Finanzpräsident auch noch für Doktorarbeiten zuständig sei.“ Er griff zum Telefon und

sagte im Befehlston: „Ich schicke einen jungen Mann zu Ihnen, dem geben Sie alle Unterlagen über die Landwirtschaft“. Indem er mir den Brief zurückgab, sagte er: „Gehen Sie auf Zimmer 236.“ Mit einer Handbewegung wies er mich hinaus und ich verschwand liebend gerne.

Im besagten Raum hatte der Mitarbeiter schon zwei Leitz-Ordner und einen Stapel Unterlagen für mich bereit gestellt. „Nehmen Sie alles mit, und lassen Sie sich bei mir nicht mehr sehen. Dem Präsidenten können Sie ausrichten, dass ich auch ohne diese Arbeit noch genügend zu tun habe!“ erklärte dieser wütend. Er drückte mir den ganzen Stapel in die Hand und schob mich zur Türe hinaus. Da stand ich mit einer Ladung Akten auf dem Gang. Zum Glück hatte ich es mir in der landwirtschaftlichen Ausbildung angewöhnt, immer eine lange Schnur in der Tasche zu haben, mit der ich nun ein großes Paket schnüren konnte. Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln kam ich zurück nach Esslingen und arbeitete ohne Unterbrechung. Weitere zwei Monate waren verstrichen und meine Arbeit machte Fortschritte. Professor Ellinghaus zeigte sich bei der nächsten Besprechung sehr zufrieden und entließ mich mit vielen guten Ratschlägen.

Fünfeinhalb Monate ackerte ich bereits dieses Thema durch. Eines Morgens machte ich Freiübungen auf unserem Balkon. Plötzlich erblickte ich zwei Polizeiautos und ein Zivilfahrzeug in unseren Hof einbiegen. Schon klingelte es an der Glastüre. Ich öffnete und wurde von zwei Polizisten festgehalten, während die anderen die Wohnung besetzten. Ein Zivilbeamter fragte nach meinem Namen und erklärte mir dann, dass die gesamten Unterlagen über Steuern auf Anordnung des Landgerichtes Stuttgart wegen Verletzung des Steuergeheimnisses beschlagnahmt seien. Sie hatten Behälter mitgebracht und nahmen alles mit, was sie über Steuern finden konnten. Am Nachmittag suchte ich aufgeregt meinen Doktorvater auf. Er wusste bereits, dass die Kriminalpolizei schon monatelang nachforschte, wer die geheimen Steuerakten der Oberfinanzdirektion Stuttgart mitgenommen habe.

Nachdem der Finanzpräsident sich nicht mehr erinnern konnte, von wem das Schreiben war, das ich ihm vorgezeigt und das er mir wieder zurückgegeben hatte, wurde die Kriminalpolizei eingeschaltet, die alle Hochschulen und Universitäten in der Umgebung abfragte. Mein Doktorvater war zu der Zeit nicht zu erreichen. Die Sekretärin, die den Brief geschrieben hatte, war in der Zwischenzeit ausgeschieden. Erst bei weite-

ren intensiven Fahndungen wurden die Kriminalbeamten auf mich aufmerksam. Natürlich betrübte es mich fürchterlich, dass ich nun monatelang vergeblich gearbeitet hatte. Mein Doktorvater tröstete mich, er habe ein viel besseres Thema. Gespannt erschien ich zur nächsten Unterredung. In der Zwischenzeit hatte er von der Bundesregierung in Bonn den Auftrag erhalten über die wirtschaftliche Entwicklung des Neckar-Raumes ein Gutachten zu erarbeiten. Ich bekam als neues Thema: „Die wirtschaftliche Entwicklung und Industrialisierung des Raumes Esslingen am Neckar“. So lautete nun die Überschrift der hoffentlich zukünftigen Doktorarbeit.

Wieder erhielt ich von ihm ein Empfehlungsschreiben, aber dieses Mal an den Oberbürgermeister der Stadt Esslingen. Das Gutachten meines Professors hatte den Sinn, ein Förderungsprogramm der Regierung einzuleiten. Der Oberbürgermeister war so begeistert, dass er mir sofort im Rathaus den Trausaal zur Verfügung stellte und in Anwesenheit von verschiedenen Beamten wurde mir der Schlüssel zu diesem Raum feierlich überreicht. Da die vielen Hochzeitbesucher bei Trauungen früher den Geschäftsbetrieb im Rathaus gestört hatten, wurde diese Abteilung nach auswärts verlegt. Die Stühle für die Besucher wurden durch Tische ersetzt, auf denen in kürzester Zeit alle möglichen Akten für mich bereitlagen, die nach Ansicht der Stadtverwaltung für meine Erhebungen wichtig waren. Ich erhielt ein eigenes, städtisches Telefon und ein Angestellter des Rathauses unterrichtete mich über die verschiedenen Dienststellen. Diese wurden angewiesen, mir jede gewünschte Auskunft zu erteilen. Ich konnte selbst alle wichtigen Unterlagen kopieren und nach meinen Anweisungen Auszüge zusammenstellen lassen. Der Verwalter des Stadtarchivs erhielt Anweisung, alle meine Fragen vorrangig zu bearbeiten.

Schon in kürzester Zeit konnte Professor Ellinghaus sein Gutachten der Regierung in Bonn abliefern. Durch die Schnelligkeit meiner Arbeiten und die umfassenden Erkenntnisse, die sich daraus ergaben, verzichtete er auf die weitere Erforschung von Stuttgart und Ludwigsburg. Seine Darstellungen wurden bei der Bundesregierung sehr gewürdigt. Das Endergebnis meiner Bemühungen war nicht nur der Ausbau des Neckar-Kanals bis nach Plochingen und die Planung des Binnenhafens in Stuttgart-Bad Cannstatt. Auch die Planung eines Industrie-Förderprogrammes für den Raum Stuttgart kam daraufhin zustande.

Ganz wichtig war für mich, neben Professor Ellinghaus als Doktorvater, dessen Assistent Dr. Ellinger. Dieser freute sich genau so wie der Professor über die umfassenden Ergebnisse meiner Arbeit. Er setzte sich sofort mit mir zusammen und wir erarbeiteten das Inhaltsverzeichnis. Kurz darauf lieferte ich den Entwurf für die endgültige Doktorarbeit bei Prof. Ellinghaus ab. In seiner Begeisterung hatte er alle möglichen weiteren Ideen, die man noch berücksichtigen sollte. Zu meinem Glück hörte sein Assistent Dr. Ellinger zu, der dann mit mir alle diese Vorschläge auf den Boden der Realität zurückbrachte. Er gab mir auch die Empfehlung, als Nächstes die komplette Arbeit in Reinschrift vorzulegen. Diese wurde dann voll akzeptiert und Dr. Ellinger bekam den Auftrag, sie zur Beurteilung dem Co-Referenten bei einem anderen wissenschaftlichen Institut vorzulegen.

Vom Thema her kam hierfür nur das Institut für Politikwissenschaften des Herrn Professor Schiller in Frage. Dieser hatte kurz vorher bei einer Tagung wieder negativ über mich gesprochen, als er erfuhr, dass ich an einer Doktorarbeit schreibe. Anscheinend zufällig bekam er genau zu der Zeit, als ich meine fertige Doktorarbeit abgab, von der amerikanischen Regierung eine Studienreise nach Indien geschenkt. Er war nun längere Zeit auf Reisen und schied für die Beurteilung meiner Arbeit aus. Herr Dr. Ellinger hatte die Situation erfasst und verhinderte, dass meine Reinschrift in dessen Institut lange liegen blieb, um dann womöglich in die Hände von Professor Schiller zu gelangen. Mit der Begründung, dass ich hauptsächlich Landwirtschaft studiert hätte, sandte er die gesamten Unterlagen an das Institut für Landtechnik. Der dortige Professor hatte selbstverständlich nichts an meiner Doktorarbeit auszusetzen und so musste ich die mündliche Prüfung nicht in Politikwissenschaften, sondern glücklicherweise in Landmaschinentechnik ablegen, was eigentlich nicht zu meinem Thema gehörte.

Die mündliche Doktorprüfung bedeutete für mich reine Freude. Besonders deshalb, weil der Professor für Landtechnik meine ganze Vorgeschichte in Hohenheim kannte. Er genoss es sichtlich, mit mir anlässlich der Prüfung einen ganzen Vormittag lang zu diskutieren. Das Ambiente gestaltete sich traditionsgemäß sehr vornehm. Sowohl die Herren Professoren, als auch der Prüfling mussten im schwarzen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte erscheinen. Auf dem Tisch, an dem wir saßen, stand ein großer Blumenstrauß. Der Professor ließ es sich nicht

nehmen, zwischendurch Kaffee mit Keksen servieren zu lassen. Da ich als armer Student keinen schwarzen Anzug oder weißes Hemd und auch keine passende Krawatte besaß, musste ich alles bei einem Kleiderverleiher für diesen Tag leihen. Das Einzige, was mir bei der Doktorprüfung gehörte, waren Unterhose und Socken. Und selbst diese „Wertstücke“ hatte mir meine Braut (über sie berichte ich im nächsten Kapitel) kurz zuvor geschenkt.

Oft denke ich dankbar an diesen großen Tag zurück. Ich kann immer wieder nur staunen über Gottes Fügungen in meinem Leben.

Das „Gerbera-Treffen“ und unsere Verlobung

Vielleicht werden Sie sich gefragt haben, woher jetzt meine Braut kam. Vorbereitendes geschah in einer Jungmännerstunde der Aidlinger Schwestern. Zufällig brachte einer der Kameraden den „Knigge“ mit. Damals das Standardwerk über gutes Benehmen. Schwester Gertrud, war hellauf begeistert, dass ihre jungen Männer in dieser wirren Zeit an Regeln für das Miteinander großes Interesse zeigten und dementsprechend „gutes Benehmen“ lernen wollten. Wir trafen uns von da an bereits eine Stunde früher. Abschnittsweise lasen wir einander vor und besprachen eingehend jede Regel.

Nach einiger Zeit berichtete Schwester Gertrud, dass der ganze Jungmännerkreis zu Kaffee und Kuchen bei Familie von Schulzendorf in Stuttgart eingeladen worden sei. Dieser Besuch wurde als praktische Übung für Anstand und Benehmen vorbereitet. Jeder sollte ein Blumensträußchen mitbringen und blitzsauber erscheinen, da auch einige junge Damen dazu eingeladen seien. Alle freuten sich, und da zu jener Zeit die Gerbera-Blumen etwas Besonderes waren und auch günstig angeboten wurden, stand bei Vollzähligkeit ein riesengroßer Gerbera-Strauß auf dem Tisch. Wir machten wie geplant unsere Vorstellungsrunde. Jeder berichtete kurz aus seinem Leben.

Die Letzte in der Runde war Fräulein Gimple. Sie kam gerade von einer größeren Reise aus den skandinavischen Ländern zurück. Wie die meisten von uns, besaß sie noch keinen Fotoapparat. Aber sie zeigte viele Postkarten und berichtete über alle möglichen interessanten Erlebnisse. Unter anderem reichte sie auch Bilder von einer Kirche in Stockholm herum, die sie besonders beeindruckt hatte. Der erste Programmpunkt war bereits beendet, da fragte ich noch einmal nach dieser Engelbrechts-Kirche und wollte diese Bilder genauer betrachten. So kam es, dass wir ausgiebig miteinander ins Gespräch kamen. Dabei wechselten wir zu allen möglichen Themen, die uns beide interessierten. Um uns herrschte lautlose Stille.

Als ich nach Ende des Treffens mit Karl-Ernst Widmann zum Bahnhof marschierte, meinte dieser, es sei doch eine sehr aufschlussreiche Zusammenkunft gewesen. Auf meine erstaunte Frage erklärte er: „Jeder brachte wie abgesprochen Gerberas mit. Der große Strauß auf dem Tisch war einfach wunderbar. Nach unserer Vorstellung hast du noch einmal nach der Kirche in Stockholm gefragt. Wir alle haben daraufhin volle zwei Stunden zugehört, wie ihr euch zuerst über das Gotteshaus, dann über die Landwirtschaft, anschließend über die Industrialisierung des Stuttgarter Raumes und schließlich noch über den Ausbau des Neckar-Kanals unterhalten habt. Alles war hochinteressant. Aber das Zusammensein war viel zu kurz!“

Gott sei Lob und Dank unterhalte ich mich mit diesem „Fräulein Gimple“ auch jetzt noch, nach über fünfzig Jahren des gemeinsamen Ehelebens, und zwar stundenlang. Zwei Jahre hatte ich darum gebetet, die richtige Frau zu bekommen. In diesem Gerbera-Treffen fand ich eine, die es mit mir ausgehalten hat, bis heute. Welch ein Wunder! Später erzählte mir meine Braut, dass sie sich sehr gewundert hätte, dass auch ich an dem schlichten Gotteshaus in Stockholm Gefallen fand. Von ihren eigenen Angehörigen habe niemand auch nur annähernd so reagiert wie ich.

Nach Fertigstellung meiner Doktorarbeit verlobten wir uns. In der Wohnung meiner Schwiegermutter in Stuttgart fand die Verlobungsfeierlichkeit statt, zu der wir unsere ganze Verwandtschaft eingeladen hatten. Am Morgen dieses bedeutsamen Tages fuhren wir auf den „Roten Berg“ bei Stuttgart-Untertürkheim. Unter Glockengeläut steckten wir uns gegenseitig die Ringe an. Zu Hause angekommen erlebten wir ein mit viel Liebe vorbereitetes Fest.

Vergebliche und erfolgreiche Bewerbungen

Das deutsche Wirtschaftswunder war noch nicht angelaufen. Erste zaghafte Betriebsgründungen konnte ich damals den wenigen Zeitungsanzeigen entnehmen. Nachdem ich Landwirtschaft und Betriebswirtschaft studiert hatte, bewarb ich mich z.B. für den Posten des Betriebsleiters einer Zuckerfabrik. Des weiteren als Verkaufschef beim Landmaschinengroßhändler. Auch als Handelsvertreter für Lebensmittel bewarb ich mich, außerdem als Filialleiter einer Bank, und bei einem Kfz.-Betrieb. Selbst bei einer Großmühle fragte ich nach einem Posten. Insgesamt schrieb ich genau 20 Bewerbungen in den verschiedensten Branchen. Darauf erhielt ich 20 Absagen, meistens ohne besondere Begründung. Bei einigen aber zeigte das Begleitschreiben der Rücksendung meiner Unterlagen das aktuelle Problem etwas ausführlicher. Es kam dabei klar zum Ausdruck, dass ich trotz des vielseitigen Studiums zwar eine gewisse Qualifikation hatte, aber als Berufsanfänger war ich mangels praktischer Erfahrungen für die ausgeschriebenen Positionen noch nicht geeignet.

Nach dem Kriegsende 1945 und anschließender Währungsreform 1948 konnte es eigentlich keine erfahrenen Fachleute in meinem Alter geben. Sehr verzweifelt sahen meine Braut und ich keinen Weg, wie ich unter diesen Gegebenheiten je in das Berufsleben einsteigen könnte. Gemeinsam haben wir bei jedem Zusammensein ernstlich um Gottes Führung gebetet. Irene hatte zu der Zeit bereits eine Anstellung als Hauswirtschafts-Lehrerin. Wir gedachten bald zu heiraten, aber ohne Anstellung und Verdienst konnte ich mir dies nicht vorstellen.

Mein Vater wusste auch keinen Weg. Er war in der Zwischenzeit stellvertretender Direktor im Eisenbahn-Ausbesserungswerk Esslingen geworden, einer riesengroßen Reparaturwerkstätte für Dampflokomotiven. Die Loks kamen nach einer gewissen Betriebszeit hier an. Sie wurden demontiert und neu aufgebaut. Dabei wurden sämtliche Lager- und Verschleißteile ersetzt, die nicht mehr einwandfrei erschienen. Da man die

notwendigen Ersatzteile nicht auf einem Markt beschaffen konnte, mussten sie alle in der Fabrik selbst hergestellt werden. Dies bedingte einen sehr umfangreichen Maschinenpark mit den ausgefallensten Werkzeugmaschinen und Vorrichtungen.

In Esslingen befand sich eine vielseitige Metallindustrie. Dort wurden ständig Reparaturen notwendig, für die es nirgends Ersatzteile gab. Mein Vater und das Werk wurden somit zur Anlaufstelle für ausgefallene Teile, die er nach Vorgabe auf Sonderwunsch herstellen konnte. Um die technischen Probleme zu lösen, musste er oft in den umliegenden Firmen Besuche machen. Eines Tages schlug er vor, dass ich als sein Assistent mitgehen sollte, um dabei Einblick in die technischen Probleme der Industrie zu bekommen. Es war für mich hochinteressant und sehr lehrreich, mit Vater unterwegs zu sein. Freudig besuchte ich oft auch allein die verschiedenen Betriebe und betätigte mich als Bote, der die Zeichnungen und Rückfragen hin und her transportierte.

Auch die Maschinenfabrik Esslingen, die älteste und größte Firma in diesem Raum wurde öfters von Vater besucht. Wie freute er sich über die Gelegenheit, mir diese Firma vorzuführen! Er hatte eine spezielle Anfrage – die Direktion wollte alle großen Pressen generalüberholen lassen. An der Pforte wurde er von einem alten Bekannten erwartet. Mein Vater stellte mich als neu gebackenen Herrn Doktor vor, der möglichst viel von diesem Fabrikbetrieb kennen lernen wolle. Der Pförtner erwiderte, dass er strengstens angewiesen worden sei, ihn wegen der Wichtigkeit unverzüglich beim Generaldirektor zu melden. Wir hörten, wie er telefonisch die Ankunft von Herrn Eberspächer zusammen mit seinem Sohn, Herrn Dr. Eberspächer, meldete.

Wir wurden von einem Ingenieur, der uns bereits unterwegs alle möglichen technischen Details mitteilte, zum obersten Direktor geleitet. In einem Chefszimmer, wie ich es vorher noch nie gesehen hatte, versanken wir in dunklen Ledersesseln. Der Generaldirektor war ganz begeistert über den noch so jungen Herrn Doktor und gratulierte freudig meinem Vater zu seinem Sohn. Als er mir eine Zigarre anbot, benahm ich mich sehr hilflos. Er lachte und erklärte mir, dass man selbstverständlich bei einer Besprechung auf höchster Ebene miteinander teure Zigarren rauchen müsse. Sehr interessiert fragte er auch nach meinem Studium und dem weiteren Werdegang.

Anstellung mit Hindernissen

Darauf hin erklärte er, dass der wichtigste Beruf für die Zukunft der des Wirtschaftsprüfers sei und dass nur dies mein Berufsziel sein könne. Er berichtete von vier solcher Herren, die derzeit die Maschinenfabrik Esslingen unter die Lupe nähmen. Seiner Sekretärin gab er die Anweisung, sofort den ranghöchsten dieser Prüfer her zu bestellen. Tatsächlich meldete sich nach kurzer Zeit ein Wirtschaftsprüfer, der auch einen Dokortitel hatte. Im Befehlstone erklärte er diesem, dass er bei der obersten Leitung der Schwäbischen Treuhand in Stuttgart veranlassen müsse, dass ich dort als Betriebsprüfer eingestellt würde. Die Schwäbische Treuhand hatte die Prüfung verschiedenster Unternehmen zur Aufgabe. Der Sekretärin musste ich darauf meinen Lebenslauf diktieren, den der Prüfer mit einem Empfehlungsschreiben des Herrn Generaldirektors zur Vorlage mitnahm. Anschließend wurde ich Zeuge der hoch informativen technischen Besprechung.

Schon einige Tage später erhielt ich von der Schwäbischen Treuhand in Stuttgart die Aufforderung, zum Vorstellungsgespräch zu erscheinen. Ohne weitere Fragen wurde ich als Betriebsprüfer eingestellt und bekam einen Anstellungsvertrag. Ich sollte mich 14 Tage später zum Arbeitsbeginn in Stuttgart einfinden. Wir waren überglücklich, denn damit konnten wir unser gemeinsames Leben planen. Als ich an dem betreffenden Morgen zur Arbeit erschien, meldete ich mich wie vereinbart auf dem Sekretariat bei einem der Direktoren.

Über zwei Stunden saß ich im Vorzimmer und wunderte mich über die vielen Herren, die ins Nebenzimmer zu Besprechungen kamen und gingen und mich so fragend anschauten. Dann endlich wurde ich vorgelassen und der Abteilungsdirektor eröffnete mir, dass der Mitarbeiter, den ich ersetzen sollte, nach einer hoffnungslos erscheinenden Krankheit nun doch wieder überraschend gesund geworden sei. Daher sei für mich keine Arbeitsstelle frei. Die Prüfungsgesellschaft bezahle mir als Abfindung einen Betrag von 500 DM. Da saß ich nun, ziemlich erschüttert und fragte, ob man mich nicht weiter empfehlen könne. Der Direktor sah meine Enttäuschung und erklärte mir, dass er mit dem Präsidenten des Württembergischen Landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbandes gut befreundet sei. Sofort telefonierte er mit diesem und bereits eine Stunde

später saß ich bei Herrn Präsident Grimminger, der mich ohne Zögern einstellte.

Meine Braut verdiente damals als Lehrerin 350 DM im Monat. Ich musste als Berufsanfänger mit 300 DM im Monat beginnen. Zusätzlich bekam ich monatlich 350 DM für Fahrtkosten und Reisespesen. Der Herr Präsident betonte die großen Zukunftschancen im Prüfungsaußendienst des Landesverbandes.

Prüferalltag im Landesverband

Nun folgte eine Woche Einarbeitungszeit im Zentralbüro in Stuttgart. Ich musste verschiedene Prüfungsberichte studieren und meine Fragen stellen. Auch war ich bei Besprechungen anwesend, die von älteren Außenprüfern geführt wurden. Die zukünftigen Kollegen benahmen sich erstaunlicherweise ziemlich unfreundlich und gaben mir nicht gerne Auskunft. Einer der Betriebsprüfer klärte mich dann auf: „Sie als der Herr Doktor sollten keine so elementaren Fragen stellen. Man sollte doch annehmen dürfen, dass Sie nach langem Studium vieles besser wissen als wir.“ Es war für mich als Anfänger recht schwierig, keinerlei Hilfsbereitschaft erwarten zu dürfen. Die erfahrenen Mitarbeiter hatten offenbar die Sorge, dass ich u.U. nach der Einarbeitungszeit in eine höhere Laufbahn einsteigen und als „Studierter“ sogar ihr Vorgesetzter werden könnte.

Nach dieser spannenden Woche begann der Außendienst. Am Treffpunkt Hauptbahnhof Stuttgart übergab man mir eine Tasche mit sämtlichen Akten einer Großbäckerei in Schwäbisch-Hall, die ich nun allein zu prüfen hatte. Im Zug studierte ich die Unterlagen und begriff, dass ich von dieser Materie rein gar nichts wusste. Schleunigst begab ich mich in das Hotel, indem im letzten Jahr die Betriebsprüfer untergebracht waren und studierte weiter in meiner Akte.

Nach dem Mittagessen wollte ich kurz frische Luft schnappen und staunte. Gegenüber dem Hotel befand sich ein großer Buchladen. In dessen Schaufenster lag ein Lehrbuch über Betriebsprüfung. Dieses wurde zur wichtigsten Grundlage meiner weiteren Tätigkeit und natürlich intensiv studiert. Erst am späten Nachmittag begab ich mich zu der Großbäckerei. An diesem Tag kam ich aber nicht mehr zur Prüfung der Akten, denn der Leiter der Firma lud mich zu einem ausgiebigen Abendessen ein, bei dem wir uns gegenseitig geschäftliche Fragen stellten.

Die Großbäckerei beschäftigte über 100 Mitarbeiter. Das frisch gebackene Brot wurde mit eigenen Lieferwagen in ganz Süddeutschland an Lebensmittelgeschäfte geliefert. In der zweiten Wochenhälfte liefen nur

Brezeln und Brötchen auf den Förderbändern durch die großen Tunnelöfen. Am zweiten Tag begann ich hoch motiviert mit den Prüfungsaufgaben. Ich kämpfte wacker und versuchte all die Unterlagen zu erarbeiten, die ich im Bericht des Vorjahres fand. Telefonisch wurde mir dann mitgeteilt, dass nach meiner 14-tägigen Tätigkeit, zwei erfahrene Betriebsprüfer kämen, um mich bei der Schlussbesprechung zu unterstützen. Diese entsetzten sich über meine stümperhaften Leistungen und mussten zwei ganze Tage weiterprüfen, um meine Aufstellungen zu ergänzen. Die abendlichen Besprechungen mit den leitenden Angestellten dieses Betriebes dauerten immer sehr lange und ich war fix und fertig, als die erste Prüfung mehr oder minder erfolgreich hinter mir lag.

Zur Erholung war ich Samstag und Sonntag bei meinen Eltern in Esslingen und meine Braut kam auf Besuch. Wir musizierten miteinander, sangen Lieder und freuten uns übers Zusammensein. So gestärkt begann die neue Woche. Diesmal bekam ich Akten einer Firma in Bad Waldsee. Es handelte sich um eine Mühle, die geprüft werden musste. Nicht weit vom Bahnhof Bad Waldsee sah ich die Großmühle mit ihren unübersehbaren Silotürmen. Ich hatte nun schon erste Prüfungserfahrung und als nach zwei Wochen ein älterer Kollege kam, konnten wir bereits am folgenden Tag die Schlussbesprechung abhalten. In den nächsten Wochen musste ich mehrere kleine Mühlen prüfen. Da es sich um Genossenschaftsmühlen handelte, wurden die vertraglichen Verhältnisse eingehend kontrolliert. Insbesondere suchte ich nach den früheren Genossenschaftsmitgliedern, die nach dem Krieg noch vorhanden waren. Es war eine sehr traurige Arbeit, denn die jungen Leute von damals waren alle aus dem Krieg nicht zurückgekommen. Oft gab es nur noch einen sehr alten Mann, der Bescheid wusste. Die Auskünfte und Berichte waren entsprechend entmutigend. Gewissenhaft notierte ich alles, was ich irgendwo erfahren konnte.

Bei den meisten musste ich feststellen, dass es für die Zukunft keinen großen Sinn machte, diese veralteten Mühlen wieder in Gang zu bringen. Ohne Unterbrechung war ich 6 Wochen unterwegs und wurde überstrapaziert. Ständig mit dem Bus und zu Fuß unterwegs, erkältete ich mich schwer. Die Übernachtungsmöglichkeiten waren primitiv, meist in unbeheizten Zimmern. Als ich wieder zur Arbeit kam, lobte man meine Berichte, zeigte sich aber sichtlich enttäuscht über die Krankheit, die mich ins Bett zwang. Ein Nachfolger bekam deshalb den Auftrag, diese

kleinen Mühlen rechtlich der Großmühle in Bad Waldsee einzugliedern. Ziel war, sie sobald als möglich zu liquidieren.

Die nächsten Prüfungen machte ich zusammen mit einem jüngeren Betriebsprüfer, einem absoluten Fachmann. Für mich wurde er der ideale Lehrer, mit dem ich dann über ein Jahr unterwegs sein konnte. Wir fuhren nach Schwäbisch-Hall zu einem größeren Landmaschinenbetrieb. Beide waren wir in unserem Element. Anschließend prüften wir im Hohenloher Land die Bezugs- und Absatzgenossenschaften. Diese kauften den Bauern ihre Produkte ab und leiteten sie an Großhändler weiter. Andererseits beschafften sie alle Dinge, die von den Landwirten benötigt wurden. Ich lernte dabei Wichtiges über die Bedingungen von Handelsgeschäften kennen.

Etwas Neues ergab die Prüfung einer ungewöhnlichen Genossenschaft im Kreis Ludwigsburg, deren Mitglieder sich mit der Zucht von Pudelhunden befassten. Sie hatten viele Preise bei Ausstellungen gewonnen. Bei Durchsicht der Belege fielen Ummengen von Friseurrechnungen auf. Für die Ausstellungen wurden den Hunden die Haare geschnitten und bei manchen sogar Dauerwellen gelegt.

Später bekam ich die Aufgabe Unterlagen zu sammeln über die kleineren Genossenschaften in den Dörfern, die den größeren Genossenschaften eingegliedert werden sollten. Es war nicht ganz einfach die entsprechenden Auskunftspersonen zu finden. Ich erinnere mich lebhaft, wie ein schon sehr gebrechlicher Mann mich durch das Lagerhaus einer solchen dörflichen Genossenschaft führte und mir alle notwendigen Auskünfte gab. Danach lud er mich in seine bescheidene Wohnung zum Nachtessen und Übernachten ein. Dort stand ich vor seinem Schreibtisch mit den Bildern von vier jungen Männern in Soldatenuniform. Die Mutter weinte laut los, als er mir erklärte: „Sie sind alle im Krieg gefallen - Gefallen für Führer, Volk und Vaterland, auf dem Feld der Ehre!“ Tief bewegt und voller Mitgefühl verließ ich meine so großzügigen Gastgeber.

Die Sache mit dem württembergischen Genossenschaftswein

Als Nächstes kam ich zu einer Winzergenossenschaft. In ihrer Buchhaltung waren Fehler, die ich aufklären sollte. Ich addierte und addierte. Der Kellermeister bedauerte mich sehr wortreich und lud mich ein, zur Entspannung seine Kellerorganisation kennen zu lernen und dabei die speziellen Weinsorten zu probieren. Da ich noch wenig Erfahrung hatte, fiel ich voll auf ihn herein und beendete schon am frühen Nachmittag meine Arbeit, um das Bett aufzusuchen. Erst am nächsten Morgen war ich wieder arbeitsfähig und konnte die restlichen Fehler finden. Ich werde nie das schlaue, schmunzelnde Gesicht des Kellermeisters vergessen, der sich über seinen gelungenen Streich freute.

Mein spannendstes Abenteuer erlebte ich bei einer Winzergenossenschaft im Kreis Heilbronn. Sie wurde in den alten Akten als relativ klein und unbedeutend beschrieben. In der Zwischenzeit wurde aber dort ein großer Keller gebaut und auch sonst erschien sie als sehr geschäftstüchtig. In den letzten drei Jahren konnten sogar die Trauben der Nachbardörfer von ihr aufgekauft werden. Mein Chef, Herr Präsident Grimlinger, hatte diese Genossenschaft bei einer Unterrichtsversammlung besonders gelobt, da ihr Umsatz in den vergangenen Jahren sehr gestiegen sei. Einer der Prüferkollegen bemerkte scherzhaft, dass der Wein dieser Genossenschaft früher nur von verheirateten Männern getrunken werden konnte. Als man ihn fragte, wie er auf diese Idee käme, erklärte er: „Wer von diesem Wein getrunken hat, muss in der Nacht im Schlaf von seiner Frau mehrfach gedreht werden. Die Säure des Weines brennt sonst dem armen Menschen die Magenwand durch.“

Ich prüfte wie üblich den Geldverkehr und die gesamten Abrechnungen. Zu meiner Aufgabe gehörte es, eine Mengenabrechnung durchzuführen. Dafür stellte ich die Zahlen über das Gewicht der angelieferten Trauben zusammen und verglich sie mit der Menge des verkauften Weines und den Lagerbeständen. Ich konnte rechnen, wie ich wollte, meine Ergebnisse ergaben immer viel zu hohe Verkaufszahlen, im Verhältnis

zur Traubenanlieferung. Wir waren streng angewiesen, bei solchen Tatbeständen sofort unseren Herrn Präsidenten persönlich zu informieren. Unter keinen Umständen durften wir etwas nach außen verlauten lassen. Der gute Ruf der württembergischen Weine musste gewahrt bleiben. Noch am gleichen Tag erschien der Chef. Ziemlich aufgeregt knöpfte er sich den Kellermeister vor. In seinem Schrecken legte dieser ein umfassendes Geständnis ab. Ich bekam noch am selben Abend von meinem Chef ein hohes Lob für diese wichtige Entdeckung.

Der aufzuklärende Sachverhalt war ganz einfach und doch sehr ungewöhnlich. Der Kellermeister hatte eines Tages, wie üblich, die Daten über den Inhalt der großen Weinfässer mit Kreide auf die Vorderwand der Fässer geschrieben. Dazu stand er normalerweise auf einem kleinen Hocker, um die Schrift hoch oben anzubringen. Einmal aber stieg er voreilig auf den Auslaufhahn eines Fasses. Der Hahn brach ab und der gute Mann blieb nach dem Sturz einige Zeit bewusstlos am Boden liegen. Als er zu sich kam, war das gesamte Fass leergelaufen. In seiner Verzweiflung kam er auf die Idee, von allen Fässern einen kleinen Teil herauszunehmen und den kostbaren Saft in das leer gelaufene Fass zu füllen. Die nun in allen Fässern fehlende Menge ersetzte er kurzerhand mit Zuckerswasser.

In der folgenden Nacht überlegte ich mir, dass bei dieser Vorgehensweise die Weinmenge nicht falsch sein konnte. Durch die Tätigkeit des rührigen Kellermeisters musste doch das Endergebnis stimmen. Mein Chef hatte in der Nacht vermutlich dieselbe Überlegung. Noch einmal wurden daraufhin die gesamten Mengenrechnungen gemeinsam überprüft. Der Präsident bekam einen Lachanfall, als wir miteinander feststellten, dass die Rechnerdifferenzen dadurch entstanden waren, dass ich bei der Zusammenstellung der Traubenmenge, die von den Winzern angeliefert wurde, die Spalten verwechselt und dadurch die Unstimmigkeiten selbst erzeugt hatte.

Rückblickend erwies sich mein „erfolgreiches“ Prüfungsergebnis für die Weiterentwicklung der württembergischen Winzergenossenschaften von richtungweisender Bedeutung. Den Fachleuten war längst bekannt, dass diese Weine im Verhältnis zu ihrem Zuckergehalt viel zu viel Säure enthielten. Aber man war unentschlossen und deshalb hilflos und mancherlei Theorien wurden von Fachleuten diskutiert. Nach dieser Geschichte aber, die sich nur in der Chefetage herumsprach, wurden lan-

desweit angewendete Regelungen getroffen. Beim Keltern der Trauben wird ein Teil des frisch gepressten Traubensaftes eingefroren und dann nach Abschluss der Gärung dem fertigen Wein als sogenannte Süßreserve zugefügt. Nach einiger Lagerungszeit wird er in die Flaschen abgefüllt und verkauft. So erhält der Wein heute seinen eigenen, angenehmen Zuckergehalt, der die Säure kompensiert und das Getränk sehr süffig und verträglich macht. Seit Jahrzehnten gilt der württembergische Wein als gut und wird auch über die Landesgrenzen hinaus sehr gerne getrunken.

Berufliche Krisen und Hochzeitsvorbereitungen

Nur an den Wochenenden besuchte ich meine liebe Braut. Dieses wochenlange Unterwegssein war für mich eine zu große Belastung und wir wünschten uns beide sehr, dass wir für immer beieinander sein dürften. Die Rückfrage bei meinem Arbeitgeber, ob ich vielleicht im Büro eingesetzt werden könnte, wurde verneint, da man dort Kriegsbeschädigte und Alte beschäftigte.

Ein Hoffnungsschimmer kam überraschend in Sicht. Ein Verwandter meiner Braut betrieb mit seinem Partner eine Sanitär-Großhandlung. Er passte aber mit diesem wesentlich älteren Teilhaber nicht zusammen. Deshalb fragte er vorsichtig, ob wir beide nicht miteinander eine neue Firma gründen könnten. Wir beteten um einen klaren Hinweis und den Plan Gottes für uns. Eines Sonntags besuchte dieser Großhändler uns überraschend. Er war extra nach Stuttgart gefahren, und machte mir das Angebot, mit ihm zusammen doch die neue Sanitär-Großhandlung zu eröffnen. Wir betrachteten dies als Gebetserhörung und ich sagte freudig zu. Daraufhin planten wir unseren Hochzeitstermin auf den 28. Dezember 1954, dem Geburtstag meines Vaters. Beim Landesverband konnte ich noch nicht kündigen, da unser Verwandter mit seinem Geschäftspartner noch in einem Rechtsstreit stand, dessen Ausgang sich nicht abschätzen ließ.

Nachdem ich schon über ein Jahr für den Landesverband als Betriebsprüfer unterwegs war, suchte ich den Präsidenten auf, teilte ihm mit, dass ich Ende Dezember heiraten wolle und bat um Gehaltserhöhung. Er freute sich sichtbar und versprach, eine Gehaltserhöhung ab November zu genehmigen. Es wurde eine bittere Enttäuschung: Die neue Gehaltsabrechnung wies statt seither 300 DM im Monat ganze 305 DM aus. Vermutlich war dies nicht vom Chef so diktiert worden, sondern von einem mir unbekanntem Feind. Das Lohnbüro hatte einen absichtlichen Fehler gemacht. Die meisten Kollegen wähten in mir einen Anwärter auf den Posten des Chefs, der sich schon in einem würdigen Alter

befand, aber als Präsident des Landesprüfungsverbandes von Baden-Württemberg einen guten Ruf besaß.

Wir kamen gemeinsam zu dem Entschluss, dass ich nicht reklamieren sollte. Wir waren sicher, dass der weitere Weg klar gezeigt werden würde. Meine Braut unterrichtete als Hauswirtschaftslehrerin in Weil im Schönbuch, dann in Gärtringen und später in Sindelfingen. Mit Freude widmete sie sich ihren Lehrfächern Hauswirtschaft, Handarbeit und Turnen. Dass mein Verdienst zur Versorgung einer Familie nicht ausreichen würde, bedrückte uns ungeheuer.

Am liebsten hätten wir die Hochzeit noch einmal verschoben, bis meine berufliche Situation geklärt gewesen wäre. Nach dem Angebot des Verwandten hatten wir aber den Termin schon allgemein bekannt gegeben und die Gäste auf den 28. Dezember 1954 eingeladen. Die standesamtliche Zeremonie fand am Tag zuvor statt. Zur kirchlichen Trauung



1954: Das Hochzeitspaar:
Helmut und seine Irene.

trafen wir uns mit allen Verwandten in der Petruskirche in Stuttgart-Gablenberg. Ein Onkel meiner Braut, Pfarrer Schuler, der jahrelang in Indien als Missionar gedient hatte, predigte über Psalm 73, Verse 23 + 24. Dort steht: „Dennoch bleibe ich stets bei dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand und leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an.“ Wie ausgezeichnet passte doch dieser Text in unsere ungewisse Situation.

In meinen Ehering ließ Irene die Bibelstelle „Jeremia 17,7-8“ eingravieren: „Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verlässt und dessen Zuversicht der Herr ist. Der ist wie ein Baum, am Wasser gepflanzt, der seine Wurzeln zum Bach hinstreckt. Denn obgleich die Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, sondern seine Blätter bleiben grün; und er sorgt sich nicht, wenn ein dürres Jahr kommt, sondern bringt ohne Aufhören Früchte.“ In den Ehering meiner Braut ließ ich „1. Johannes 5,4b“ eingravieren: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Trotz aller Ungewissheit feierten wir ein großes Fest im Walderhohlungsheim Stuttgart-Degerloch. Von den Vettern und Basen wurden viele lustige Stücke aufgeführt. Auch an musikalischen Darbietungen und Liedern fehlte es nicht. Am andern Morgen traten wir die Hochzeitsreise zum Haus Schönblick bei Schwäbisch-Gmünd an. Im schwarzen Anzug dort ankommend wurde ich als Herr Vikar begrüßt. Spaßeshalber sagte ich, die liebe Art meiner Frau hätte wohl auf mich abgefärbt.

Am frühen Morgen des 31. Dezember 1954, drei Tage nach dem schönen Fest, besuchte uns überraschend der Verwandte. Er brachte den Anstellungsvertrag zur Unterzeichnung gleich mit. Bei einem Gerichtstermin zwei Tage nach unserer Hochzeit, am 30. Dezember, hatte er mit seinem Teilhaber einen Vergleich geschlossen. In seiner neu zu gründenden Sanitär-Großhandlung sollte ich ab dem 1.1.1955 geschäftsführender Prokurist sein. Durch die Einlage von 10.000 DM wurde ich zum stillen Gesellschafter, mit einem Gewinnanteil von jährlich zehn Prozent des Reingewinns. Ich hatte in den anderthalb Jahren meiner Tätigkeit beim Landesverband mein Grundgehalt gespart und auch meine Frau leerte ihr Konto. Dadurch waren unsere sämtlichen Ersparnisse, die wir für unsere Hausstandsgründung schon eingeplant hatten, über Nacht „weggefegt“.

Mit der Anstellung als Prokurist wurde ich für den gesamten Geschäftsablauf zuständig. Das monatliche Anfangsgehalt war mit

600 DM doppelt so hoch wie beim Landesverband und reichte damit zum Beginn unseres Ehestandes. Für jedes folgende Jahr war eine Gehaltserhöhung um weitere 100 DM festgelegt. Nach der Unterzeichnung des Vertrages einigten wir uns darauf, die Hochzeitsreise abzubrechen, damit ich ab sofort als Prokurist der neuen Firma zur Verfügung stünde.

Dies war auch dringend erforderlich, denn der gerichtliche Vergleich beinhaltete, dass das gesamte Warenlager innerhalb von 14 Tagen umziehen sollte. Dazu musste unsere neue Firma eröffnet werden. Noch am 31. Dezember kündigte ich per Telegramm die Anstellung beim Landesverband. Bereits am Tag darauf, am 1. Januar also, begann unser Ehealltag mit einer sehr aktiven Tätigkeit, nämlich mit dem Umzug des umfangreichen Sanitärwarenlagers. Dies bestand aus vielen Röhren, Badewannen, Waschtischen und Wasserarmaturen samt Zubehör. Viele Fahrten wurden nötig, von der alten Firma in die Halle einer ausgedienten, katholischen Kirche in Sindelfingen, die wir als Zwischenlager mieten konnten. Teile des zentnerschweren Umzugsgutes machten uns große Mühe. Ein Glück, dass meine liebe Frau noch Weihnachtsferien hatte und dadurch von Anfang an mit anpackte. Damit im Lager der früheren Firma nachts nichts gestohlen werden konnte, übernachteten wir drei Nächte auf einem Strohhaufen, den wir im früheren Büroraum aufgeschüttet hatten. Dabei beleuchtete ein riesiger Scheinwerfer die im Hof gestapelten Waren, sodass wir jeden Eindringling sofort entdeckt hätten.

Oft sprachen wir später über diesen ungewöhnlich „romantischen“ Anfang unserer Ehe. Beim Zusammenleben erkannten wir sehr schnell unsere Charakterunterschiede. Ich wunderte mich, dass meine Frau so viele Dinge anders beurteilte. Als wir zum Beispiel an einem Garten vorbeikamen, schwärmte Irene begeistert: „Welch schöne Rosen!“ Auch ich stand davor, stellte aber fest: „So viel Unkraut gibt es dazwischen, das man dringend weghacken müsste!“ Ähnliches geschah wieder und wieder. Meine liebe Frau freute sich über all das Positive und Schöne, das ihr vor Augen kam – mir fielen stets als Erstes negative Seiten einer Sache auf, welche dringend verbessert werden müssten. Diese meine Begabung war vielfach der Schlüssel zu späteren geschäftlichen Erfolgen. Beide Charaktere zusammen ergaben ein fröhliches, brauchbares Team, wie es sich heute, nach fünfzigjährigem gemeinsamen Wandern deutlich darstellt. Erst jetzt erkenne ich dankbar, dass Irene in mir vor allem das Gute sah und sieht – welch ein Glück für uns beide!

Unsere Ehe im Auf und Ab der jungen Sanitär-Großhandlung

Unser neuer Arbeitsplatz und Wohnsitz sollte ab sofort Sindelfingen werden. Diese Stadt war uns schon bekannt als Standort des Karosserie-werkes Daimler-Benz. Damals hatte man den Eindruck, dass die Anlage des Autokonzerns größer war als das gesamte Wohngebiet der ca. 12.000 Einwohner. Nach verzweifelmtem Suchen konnten wir in einem Einfamili-enhaus ein Dachstübchen mieten. Es war ein 12 qm „großes“ Zim-merchen ohne Küche, Bad und eigenem WC, möbliert mit Einzelbett, Couch, rundem Tischchen und zwei Stühlen. Ein kleiner Kleiderschrank vervoll-ständigte die spartanische Möblierung, der Rest blieb im Koffer. Das Essen wurde in einem kleinen Kochtopf erhitzt, von einer Elektroplatte auf dem Fußboden.

Meine Frau arbeitete weiterhin als Hauswirtschaftslehrerin im etwa 15 km von Sindelfingen entfernten Weil im Schönbuch. Wir waren sehr froh, als sie nach einigen Monaten ihre Versetzung hierher erreichen konnte und nicht mehr mit dem Bus zwischen Arbeitsstelle und Woh-nung hin und herfahren musste. Zu Fuß zur Schule gehen zu können, bedeutete für sie als Hausfrau eine Erleichterung. Trotzdem wurde vieles für sie nicht einfacher. In dem ländlichen Dorf war die Autorität des Leh-rers allgemein anerkannt. Hier aber wurde sie mit dem neuen Geist einer werdenden Industriestadt konfrontiert. Sindelfingen hatte bereits die alten Traditionen und Ordnungen über Bord geworfen. Viele Schulkinder waren antiautoritär erzogen und erklärten frei und frank, dass sie keine Lust hätten, Dinge zu lernen, die sie nicht interessierten. Es war in jeder Beziehung kein leichter Anfang.

Die Geschäftsleitung startet durch

Als Prokurist der Firma besaß ich einen alten Volkswagen, mit dem ich Kunden besuchte. Wir beschäftigten als Mitarbeiter eine Schreibkraft und einen Lagerarbeiter. Am Anfang musste ich überall mit zupacken.

Ich war Mitarbeiter für alles in dieser kleinen Großhandlung: Aufladen, abladen, telefonieren, Briefe diktieren, Rechnungen prüfen, einfach für alles zuständig. Dadurch lernte ich vieles über das mir bis dahin unbekannte Sanitärfach.

Der Firmeninhaber fuhr aus repräsentativen Gründen einen neuen Mercedes. In ganz Deutschland besuchte er Kunden und Lieferanten. Es wurde schnell sichtbar, dass er eine besondere Begabung besaß. In kürzester Zeit konnte er dauerhafte Geschäftsverbindungen mit Lieferanten und Kunden herstellen. Unsere Umsätze stiegen rasant. Mit weiteren Angestellten arbeiteten wir von morgens 7:00 Uhr bis abends 19:00 Uhr und länger. Die Mittagspause dauerte eine halbe Stunde. Wir alle waren glücklich, denn schon nach wenigen Monaten planten wir ein eigenes Firmengebäude mit großen Lagerflächen, einer Verladerampe und vier geräumigen Büros. Mit Stolz und Freude zogen wir in unsere neue Firma um. Die Lieferanten schickten nun ihre Vertreter hierher. Die Kunden kamen mit dem Lieferwagen in das Lager. Vieles wurde einfacher. Wir machten die günstigsten Einkäufe und mancher Großauftrag verließ unser Haus. Ich bekam bald einen neuen Volkswagen.

Was uns jungen Eheleuten aber Not bereitete, war das winzige Dachstübchen. Bald löste sich das Wohnungsproblem auf eine recht unübliche Weise. Der hiesige Bürgermeister freute sich sehr über die neue, aufstrebende Großhandlung und hatte versprochen, dass wir nach der Heirat eine städtische Wohnung bekommen würden. Allerdings waren wir nicht die Einzigen, die nach solchem Versprechen Hoffnungen hegten. Bei einem Besuch auf dem Wohnungsamt erklärte man mir kurz und bündig, dass vor mir schon viele andere, nämlich über hundert Familien auf eine städtische Wohnung warteten. Wir stünden ganz unten auf der Warteliste.

In Firmennähe war eine kleine Arbeitersiedlung entstanden. Als ich dort im Vorbeifahren einen Möbelwagen stehen sah, wollte ich Genaueres wissen und stieg aus. Den ausziehenden Arzt kannten wir. Ich erklärte spontan: „Ich bin der neue Mieter, am besten, Sie geben mir gleich die Schlüssel und ich warte, bis Sie alles eingepackt haben.“ Nach einer halben Stunde sauste ich zu meiner Frau in das kleine Dachstübchen. Eilig packten wir unsere Habseligkeiten in den Volkswagen und zogen in die gekaperte Dreizimmerwohnung. Sofort verfasste ich ein Dankschreiben an den Bürgermeister und kündigte dabei an, dass wir sobald die Einrichtung komplett sei, ihn herzlich zum Einstand einladen würden.

Als erstes Möbelstück traf nach wenigen Tagen ein Klavier ein, das meine Frau schon vor längerer Zeit auf Ratenzahlung bestellt hatte. Aus der Sanitärfirma holten wir verschiedene Kästen als Sitzgelegenheit und eine größere Kiste als Tisch. Im Schlafzimmer lagen die Matratzen auf dem Boden. Über das geöffnete Fenster legten wir einen Besenstiel. Dies ersetzte den Kleiderschrank. Besuch konnten wir bis auf Weiteres natürlich keinen empfangen.

Enttäuschende Jahresbilanz, Engpässe und Reibereien

Als das Geschäftsjahr für die Firma um war, erstellte ich die Jahresbilanz und begab mich damit zu unserer Volksbank in Sindelfingen. Der Bankdirektor freute sich seinerseits über die steigenden Umsätze. Meine ständigen Bitten um eine Krediterhöhung wollte er aber erst nach Vorlage der Bilanz prüfen. Voll Stolz übergab ich ihm diese, denn wir wiesen schon im ersten Jahr einen Gewinn von etwas über 70.000 DM aus. Prüfend blätterte er in meinen Unterlagen, bis er von seinem Stuhl aufstand und erregt rief: „Sind Sie und Ihr Chef komplett verrückt? Mit so einer Bilanz hier zu erscheinen und auch noch um einen weiteren Kredit zu bitten. Nicht mit meiner Bank! – Ich bin bereit den Kredit in laufender Rechnung in derselben Höhe noch ein Jahr stehen zu lassen. Aber ein zusätzliches Darlehen ist nicht möglich.“

Nachdem er sich wieder ein wenig beruhigt hatte, erklärte unser Bankdirektor, dass der Inhaber Privatentnahmen in Höhe von 80.000 DM getätigt hatte. Bei einem ausgewiesenen Jahresgewinn von 70.000 DM bedeute dies eine Verminderung unseres ohnehin geringen Eigenkapitals um 10.000 DM. Da der Firmenchef aus dem Gewinn noch eine zu erwartende Einkommensteuer mit ca. 30.000 DM bezahlen müsse, die auch als Privatentnahme gelte, wäre zu erwarten, dass das Eigenkapital im kommenden Jahr sich entsprechend weiter vermindere. Die Firma sei damit hoffnungslos unterkapitalisiert und überschuldet. Sehr kleinlaut zog ich ab. Erst nach Tagen berichtete ich meinem Verwandten davon. Der aber ärgerte sich und erklärte, er verbitte sich jegliche Einmischung in seine Privatangelegenheiten. Im Übrigen habe er das Recht, wenn er so fleißig arbeite, den Gewinn auch beliebig auszugeben.

Durch die Kundschaft, die ständig Waren abholte, war eine Vergrößerung unseres Warenlagers unumgänglich. Obwohl der Umsatz stieg,

brachte mir aber die tägliche Post neben den vielen Rechnungen Berge von Mahnungen. Unser Chef schimpfte über meine Unfähigkeit, das Finanzwesen der Firma im Griff zu behalten. Er war in eine größere Wohnung umgezogen, die monatlich 1.200 DM Miete kostete. Hier führte er einen aufwändigen Haushalt. Manche unserer größeren Lieferanten und Kunden gehörten zu seinem illustren Gästekreis.

Als Daimler-Benz zum ersten Mal nach dem Kriege ein neues Personenwagenmodell herausbrachte, konnte mein Chef durch seine Beziehungen zu den Direktoren das dritte Fahrzeug vom Produktionsband erhalten. Er durfte es selbst abholen und machte mit seinen dortigen Freunden ein großes Fest.

Meine Frau und ich waren sehr glücklich miteinander in unserer städtischen Dreizimmer-Sozialwohnung, die nur 65 DM Miete kostete. Auch dort gab es kein Bad und keine Warmwasserheizung. Die Küche hatte den einzigen Wasserhahn der ganzen Wohnung. Ein Kohleofen stand im Wohnzimmer. Trotz der Einfachheit fühlten wir uns in unserem Zuhause sehr wohl. Irene tat weiterhin ihren Dienst als Lehrerin. Besonders freuten wir uns, als sich unser erstes Kind anmeldete. Viel Grund gab es zum gemeinsamen Gebet für unser Kind und immer wieder für die Zukunft. Wir machten uns nämlich wegen der zunehmenden Spannungen an meinem Arbeitsplatz Sorgen.

Bei unserer Firma drohten bereits die ersten Prozesse wegen Zahlungsverzug, als der Inhaber bei Daimler-Benz unseren ersten Lastwagen auf Ratenzahlung kaufte. Dieser war für das größer werdende Geschäft dringend notwendig und bezahlte sich durch die ersparten Speditionsrechnungen fast von selbst. Dennoch bedeuteten die monatlich fälligen Raten eine weitere Anspannung unserer Finanzlage. Mein Chef klagte nun häufiger über den nach seiner Meinung unfähigen Prokuristen, der die notwendigen Kredite für die laufende Firmenerweiterung nicht zu beschaffen wusste.

Bei Dritten drohte er: „Wenn das Kind geboren ist, werde ich meinen Prokuristen entlassen.“ Auch über unsere Genügsamkeit mokierte er sich. Des öfteren bemerkte er bei anderen: „Die beiden sind glücklich, obwohl sie in einer ganz einfachen Wohnung leben und nur einen billigen Volkswagen fahren.“ Er konnte es nicht verstehen, dass ich mit dem Geld, das wir durch zwei Gehälter bekamen, nicht auch schon längst meiner Frau

einen Pelzmantel gekauft hatte. Irene verspürte keinerlei Bedürfnis, in Stuttgart von mir groß ausgeführt zu werden. Nach außen wollte ich nie glänzen und irgendwie angeben. Ich leistete meine Arbeit nach wie vor unauffällig. Er dagegen war durch entschiedenes Auftreten und seine enorme Kontaktfreudigkeit sehr erfolgreich. Er hatte die Gabe zu handeln und Aufträge zu vermitteln, die wir überlebensnotwendig brauchten. Seine Erfolge nahmen ihn aber auch voll gefangen. Für Gott war keine Zeit mehr. Wir unterschieden uns persönlich immer mehr, weshalb jeder von uns seine Aufgaben für sich allein erledigte.

Unerwartete Hilfe von der Landeszentralbank – und neue Not

Eine überraschende Wendung änderte die gesamte finanzielle Situation unserer Firma. Nachdem wir viel gebetet hatten, darf ich mit vollem Recht von einem Wunder schreiben. Die Landeszentralbank (heute: Deutsche Bundesbank) in Stuttgart wollte sich ein umfassendes Bild über neu eröffnete Betriebe machen. Deshalb erhielt ich von dieser die Aufforderung, mit unserer Bilanz in die Sprechstunde nach Stuttgart zu kommen. Schweren Herzens nahm ich den Termin wahr, hatte ich doch mit meinen Aufstellungen schon einmal so schlechte Erfahrungen gemacht.

In der Schalterhalle der Landeszentralbank begegnete mir ein altbekanntes Gesicht. Es war ein früherer Studienkollege, der gleichzeitig mit mir promovierte. Er war jetzt Bankdirektor bei der Dresdner Bank. Wir feierten unser Wiedersehen in einem Café. Natürlich erwähnte ich auch die Finanznöte unserer Firma. Er erklärte, dass er sehr viele Wirtschaftsbosse kenne, die von ähnlichem Kaliber seien wie mein Chef. Sofort stellte er klar, dass es nun meine Aufgabe sei, die Finanzen wieder in Griff zu bekommen. Bei weiterer Geschäftsentwicklung müsse der Gewinn der Firma eben höher steigen als die privaten Ausgaben des Inhabers. Er hielt mir nicht nur eine Moralpredigt, sondern er konnte mir auch einen genialen Weg zum Erfolg aufzeigen und zwar wie folgt:

Die Landeszentralbank hatte, um den vielen neuen Firmen aus finanziellen Engpässen zu helfen, die Finanzierung von Lieferungen durch Wechselzahlungen ermöglicht. Ich konnte dadurch unsere größeren Warenbezüge mit einem Wechselpapier, das heißt, mit einem vertraglichen Zahlungsversprechen begleichen, das erst nach drei Monaten eingelöst werden musste. Die wichtigste Voraussetzung war nur, dass ich

pünktlich zur Zahlungsfrist die Forderung begleichen konnte. Ein geplatzter Wechsel hätte den sofortigen Konkurs der Firma zur Folge gehabt.

Der Weg führte über ein kompliziertes Genehmigungsverfahren. Der freundliche Studienkollege half tatkräftig, die Formulare richtig auszufüllen und wir erhielten die beantragte Genehmigung von der LZB. Mit den meisten Lieferanten erreichte ich dabei, dass wir nach drei Monaten die Hälfte des Betrages um weitere drei Monate mit einem Wechsel verlängern konnten. Damit wurden unsere Lieferantenrechnungen erst nach sechs Monaten endgültig bezahlt. Die Sache funktionierte einwandfrei. Durch den schnellen Warenumsatz wurden wir wieder zahlungsfähig, und ich konnte nach kürzester Zeit sogar einen Großteil unserer Lieferantenrechnungen mit Skonto bezahlen. Der Gewinn durch den Skontoabzug deckte die Finanzierungskosten und Bankgebühren der laufenden Wechsel.

Das Geschäft der Firma lief auf Hochtouren, aber mein Chef äußerte sich weiter unzufrieden. Trotz des einwandfrei funktionierenden Betriebes gab es unerklärliche Spannungen, deren genaue Ursachen mir schleierhaft geblieben sind. Vermutlich wäre es von mir klüger gewesen, auch meine Leistungen einmal ins rechte Licht zu setzen. Aber vielleicht hätte gerade das nur zum offenen Streit geführt, den ich vermeiden wollte.

Unser geliebter Sohn Reinhart

In der eigenen Familie erlebten wir etwas Großartiges, nämlich die Geburt unseres Sohnes. Von Herzen freuten wir uns. Als Erstes brachte ich meiner Frau einen riesigen Strauß roter Rosen in die Klinik. Welch ein überwältigendes Gefühl, als ich Reinhart zum ersten Mal sehen durfte! Er wurde gebracht, um an der Mutterbrust zu trinken. Da lag er ganz still mit geschlossenen Augen und schlief.

Die Krankenschwester kam herein und sagte entsetzt: „Der trinkt ja gar nicht!“ Dann nahm sie ihn von der Mutter weg, zog ihm die Windeln herunter und klatschte richtig auf sein nacktes, kleines Hinterteil, bis er laut brüllte. Ich ärgerte mich natürlich, dass jemand mein Söhnlein so behandeln konnte. Sie legte ihn dann wieder an die Brust meiner Frau. Als ich mich bei der Stationsschwester über die „Misshandlung“ meines Sohnes beschwerte, klärte mich diese auf. Unser Sohn hatte gerade fünf

Gramm zugenommen und die Muttermilch musste abgepumpt werden, weil sie so üppig vorhanden war. Als ich wieder auf Besuch kam, weinte meine Frau, denn unser Kind wollte einfach nicht trinken. Reinhart nahm nach der Geburt trotz aller Bemühungen der Fachleute nicht zu, sondern die Waage zeigte immer ein noch geringeres Gewicht und die Kurve am Bettchen ging beängstigend nach unten. Nach einer Woche wurde meine Frau entlassen. Die Schwestern waren erleichtert, denn ein Neugeborenes, das sich so hartnäckig weigerte Nahrung aufzunehmen, hatten sie noch nie erlebt. Vom Aidlinger Mutterhaus kam für die ersten drei Wochen eine erfahrene Säuglingsschwester zur Unterstützung meiner Frau. Das Füttern des Säuglings blieb tägliche Hauptaufgabe. Unser Sohn überlebte trotz allem und war ein richtiger Sonnenschein, der allerdings unter keinen Umständen essen wollte. Die ganze Verwandtschaft bemühte sich und viele beteten, dass er doch endlich Freude am Essen finden würde.

Eine Wohnungsbaugesellschaft als fragwürdiger Großkunde

Das Geschäft forderte meinen ganzen Einsatz. Der Wiederaufbau in Deutschland war voll im Gange. Ein Ehepaar aus Heilbronn gründete in der stark zerstörten Stadt ein großes Wohnungsbauunternehmen und wurde in kürzester Zeit unser größter Kunde. Sie brachten es fertig, bei meinem Chef für die Bauten, die wir belieferten, lange Zahlungsziele auszuhandeln. Wieder hatten wir Meinungsverschiedenheiten. Bei einem Umsatz von weit über 100.000 DM im Monat und einem Zahlungsziel von drei bis zu sechs Monaten betrug unsere Geldforderung in kürzester Zeit über eine halbe Million DM.

Dass Umsatz nicht Gewinn heißt, war mein Dauerthema, denn es war nicht bloß der Zinsverlust sondern auch unser Risiko, das mir Not und wirklich schlaflose Nächte bereitete. Mein Chef begriff dies anscheinend erst, als der Kunde mit seiner weinenden Frau im Büro saß und erklärte, ein Subunternehmer habe gegen sie wegen Zahlungsverzug geklagt und nun Konkursantrag gestellt. Ich hatte meine Zahlen im Kopf und mir war sofort klar, dass wir einen Verlust in Höhe dieser Forderungen nicht überleben würden. Unsere Liquidität kam noch nicht vom erzielten Gewinn, sie war nur eine Folge meines geschickten Finanzverhaltens.

Spontan bot ich an, die gesamte Buchhaltung und alle Unterlagen durchzuarbeiten, um zu prüfen, welche Möglichkeiten bestünden, diese

Firma und damit unser Geld zu retten. Meine Mühe lohnte sich. Das Bauunternehmen war nur wegen der großzügigen Geschäftsführung zahlungsunfähig. Eine Zusammenstellung und Bewertung der vorhandenen Bauplätze, fertigen Wohnungen und der halbfertigen Bauten war im Vergleich zu den Verbindlichkeiten positiv. Damit bestand die Chance, dieses Unternehmen zu retten. Ich schlug ihnen vor, was ich in meiner Betriebsprüfungszeit gelernt hatte und erreichte bei dem Ehepaar, dass sie mich zum treuhänderischen Geschäftsführer mit Bankvollmacht in ihre Firma einsetzten. Von diesem Zeitpunkt an arbeitete ich fast ein Jahr lang drei Tage in der Woche in Heilbronn und führte die Wohnungsbaufirma. Die neu eröffnete, großartige Möglichkeit, unsere Forderungen mit Finanzwechslern zu begleichen und diese dann über weitere Zeiträume mit günstigen Zinsen zu verlängern half mir, beide Firmen zahlungsfähig zu halten.

Zusätzlich hatte ich die seitherigen Verpflichtungen in der Sanitär-Großhandlung, nämlich Überwachung der Zahlungstermine und Bewältigung des Geldverkehrs. Dies erforderte viele Überstunden. Mancher Sonntag wurde nun leider für mich ein Tag der Arbeit. Wie dankbar war ich, als nach etwa acht Monaten alle offenen Rechnungen von der Heilbronner Wohnungsbaugesellschaft ordentlich bezahlt wurden. Ich konnte meine Tätigkeit mit der Übergabe eines geordneten Betriebes an die Besitzer beenden. Dass ich etwas Außerordentliches geleistet hatte, kam mir erst viel später in den Sinn. Mein Chef aber klagte, dass er mir monatelang Gehalt bezahlt hätte, obwohl ich die meiste Zeit in Heilbronn tätig gewesen sei. Er hatte noch immer nicht begriffen, dass wir am eigenen Konkurs knapp vorbei geschlittert waren, und dass durch meinen Doppelseinsatz seine Firma gerettet wurde.

Gründung von Auslandsfilialen

Mein Chef hatte in der Zwischenzeit etwas Geniales geleistet. In der Schweiz entdeckte er einen immensen Bedarf an Wasserarmaturen. Bereits in sehr großer Stückzahl lieferten wir diese an unsere deutschen Kunden. Miteinander besuchten wir unsere Lieferanten, um die Geschäfte auszuweiten. In Zürich mieteten wir Geschäftsräume und einen Lager-schuppen, stellten einen Schweizer als Geschäftsführer ein und meldeten bei der Aufsichtsbehörde den Filialbetrieb unserer Firma an. Dasselbe

geschah auch in Österreich. In Salzburg konnten wir mitten in der Stadt ein Gebäude mieten, das für unsere Zwecke sehr geeignet war. Dort wurde einer unserer Mitarbeiter aus Sindelfingen Geschäftsführer. So kamen wir innerhalb kürzester Zeit zu zwei Filialbetrieben. Die Umsätze unserer Firma stiegen gewaltig. Die Arbeit der kaufmännischen Verwaltung in drei verschiedenen Ländern wurde für mich eine Art Hobby. Für die Hauptbuchhaltung in Sindelfingen beschäftigten wir inzwischen eine versierte Buchhalterin.

Für mich bedeutete dies, dass ich zweimal im Monat nach Zürich und zweimal nach Salzburg fahren musste. Dort blieb ich in der Regel jeweils zwei Tage. Ich bedaure heute sehr, dass ich an den Abenden in den Hotels viel Zeit gehabt hätte, die Bibel in Ruhe zu lesen. Wie schon erwähnt, interessierte mich statt dessen brennend alles, was mit Steuern zu tun hatte. So studierte ich hauptsächlich Bücher und Veröffentlichungen über das deutsche Steuerrecht.

Die Schweizer Konkurrenz aber wehrte sich bald gegen die Importe aus Deutschland. Sie brachte es bei ihrer Regierung fertig, die Zollgesetze so zu ändern, dass die Liefermöglichkeiten sehr erschwert wurden. Unser Lastwagen wurde an der Grenze vom Zoll grundsätzlich schikanieren und aufgehalten, sodass er immer spät am Abend oder gar in der Nacht in Zürich ankam und nicht mehr entladen werden konnte. Bald darauf kündigten die Schweizer Mitarbeiter gemeinsam. Sie wollten nicht länger bei einer ausländischen Firma arbeiten, die ihre eigene Industrie schädige. Da schlossen wir die Filiale in Zürich und wandten unsere ganze Kraft dem Aufbau der Salzburger Filiale zu.

In Österreich fing für uns der „korrupte Balkan“ an

Zwischen der wohl geordneten Schweiz und dem Österreich der Nachkriegszeit war für uns ein himmelweiter Unterschied. Zwar zeigten sich die Österreicher immer sehr freundlich. Ein Vertreter unserer Lieferfirma hatte mich aber vorgewarnt. Er sagte, ich müsse mich darauf einstellen, dass Österreich zum korrupten Balkan gehöre. Das besetzte Land sei noch auf dem Wege zu einem Rechtsstaat. Man könne sich auf Vereinbarungen nicht immer voll verlassen. Auch sei es gut, wenn man stets genügend Kleingeld bei sich trage, um jederzeit Trinkgeld zu verteilen.

Als ich dann das erste Mal allein nach Salzburg kam, um unsere Firma zu besuchen, fragte ich einen Mann nach dem Weg. Dieser verhielt sich sehr zögerlich und tat so, als ob er sich nicht auskenne. Als ich ihm rasch ein Geldstück in die Hand drückte, bekam ich eine einwandfreie Antwort. Auf einem verkehrsreichen Platz musste ich noch einmal fragen. Dieses Geldschenken an fremde Personen berührte mich zunächst etwas peinlich. Deshalb bat ich einen Polizisten um Auskunft. Auch dieser verhielt sich wie mein vorheriger Ansprechpartner. Nach dem Erhalt eines Geldstückes war er sogar bereit, mit mir zu fahren und geleitete mich bis zu unserer Firma!

Einmal kam mein Chef sehr ärgerlich von einer Reise zurück und erklärte mir, ich solle sofort alles liegen lassen und nach Salzburg fahren. Schon eine Stunde später befand ich mich auf der Autobahn. Trotz meiner Fragen gab er mir vorher keine klare Auskunft. Ich kam noch während der Geschäftszeit ans Ziel. Unser Geschäftsführer war außer sich. In einem Nachtlokal hatte unser Chef einen Mann getroffen, der ihm sofort so sympathisch erschien, dass er ihn am nächsten Morgen als Lagerverwalter einstellte und ihm alle Schlüssel der Firma übergab. Der Neueingestellte war am ersten Tag sehr fleißig und informierte sich mit großem Interesse über alle unsere Verkaufsgegenstände, die er in Zukunft verwalten sollte. In der darauf folgenden Nacht kam er aber heimlich mit verschiedenen Freunden und organisierte einen großen Diebstahl. Zum Glück konnte unser deutscher Geschäftsführer eine fast lückenlose Liste der gestohlenen Waren aufstellen, mit der ich noch am gleichen Abend einen bekannten Anwalt in Salzburg aufsuchte.

Mit Hilfe der Polizei konnten wir dann in der Nacht noch erfahren, dass der Dieb am Einstellungstag aus dem Stadtgefängnis entlassen worden war. Dort hatte er eine Strafe wegen Diebstahl abgesessen. Die ganze Nacht war ich mit der Polizei unterwegs und wir suchten Personen aus dem Bekanntenkreis des Entlassenen auf. Bei der dortigen Polizei waren diese Herren alle aktenkundig. Wir trafen im Morgengrauen einen Mann, der sich auffallend unsicher verhielt und ich bat die Polizisten sofort, mit mir in dessen Wohnung zu gehen. Im Garten stand ein etwas baufälliger Schuppen und tatsächlich fanden wir alle gestohlenen Gegenstände dort wieder. Diese ärgerliche Angelegenheit konnte daraufhin ohne großen finanziellen Schaden beendet werden.

Nachdem ich alle Schlösser in unserer Firma gewechselt und mich von der langen Nacht erholt hatte, trat ich die Heimreise an. Rückschauend ist es interessant, dass mit meinem Chef über diese Angelegenheit nie ein Wort gewechselt wurde. Was später noch sehr wichtig werden sollte, war der Schlüsselbund, an dem ich von diesem Tag an einen Schlüssel für jede Türe in unserer Filiale Salzburg mit mir führte.

Der österreichische Handelsvertreter und das gestohlene Auto

Kurz darauf stellte mein Chef einen Ingenieur aus Salzburg ein. Dieser war ihm von einem Kunden als Handelsvertreter für Österreich empfohlen worden. Er kam in unsere Firma nach Sindelfingen. In seinem Anstellungsvertrag legte ich fest, dass er die verschiedenen Installationsbetriebe in den Großstädten Österreichs besuche, um für uns Sanitäraufträge zu holen. Dazu bekam er Kopien der Kundenverzeichnisse und die entsprechenden Preislisten. Einige Tage vorher kaufte ich für unseren neuen Vertreter einen wunderschönen neuen, capriblauen Volkswagen. Beim Einparken in unseren Hof hörte ich am rechten Kotflügel ein leises Kratzen. Meine Nachprüfung ergab, dass aus einer abgestellten Kiste ein dicker, langer Draht herausragte, der diesem Kotflügel einen kleinen Strich verpasste. Zum Glück konnte man diesen aber nur sehen, wenn man davon wusste. Dies sollte später ein wichtiges Indiz für mich werden und viele nicht alltägliche Erlebnisse hervorrufen.

Der österreichische Vertreter trat mit viel Charme auf und war auch mir sofort sympathisch. Ich machte mit ihm einen Übergabevertrag für das neue Auto. Fast den ganzen Tag besprachen wir noch Einzelheiten bezüglich seines Arbeitsverhältnisses. Am späten Nachmittag fuhr er zurück nach Salzburg, wo er angeblich wohnte. Vereinbarungsgemäß hofften wir auf seine Reiseberichte und auf große Aufträge. Wochenlang war totales Schweigen. Auch in der Filiale Salzburg hatte er sich nicht ein einziges Mal gemeldet. Ich versuchte, ihn telefonisch zu erreichen. Die Telefonnummer war falsch. Der Brief, den wir dem Herrn Ingenieur schrieben, kam als unzustellbar zurück.

Zu meinen Routinebesuchen startete ich wieder einmal Richtung Salzburg. Ich wählte die Nacht, weil da die Autobahn noch frei war und ich sehr rasch durch das verkehrsreiche München fahren konnte. Frühmorgens gegen 5:00 Uhr erreichte ich Salzburg. Auf dem Weg in die

Innenstadt erblickte ich plötzlich einen neuen capriblauen Volkswagen. Ich wendete, denn es war der mir so bekannte Typ und dieselbe Farbe, nur das Fahrzeug hatte eine Salzburger Autonummer. Die weitere Untersuchung aber bestätigte meinen Verdacht. Am rechten Kotflügel war der feine Kratzer, den ich selbst bei der ersten Fahrt verursacht hatte. Es bestand kein Zweifel mehr, dies war der gestohlene Firmenwagen. Sofort suchte ich die nächste Polizeidienststelle auf. Mein heftiges Klingeln brachte einen total verschlafenen Beamten in Aktion. Dieser ließ sich trotz meiner inständigen Bitten nicht bewegen, Hilfe zu holen und das gestohlene Fahrzeug sicherzustellen. Dies sei kein Notfall und wenn ich unbedingt auf einer Beschlagnahme dieses VWs bestehen würde, soll ich gefälligst um 9:00 Uhr wieder kommen. Dann seien seine Kollegen verfügbar und könnten diesen Fall ordnungsgemäß aufnehmen. Damit schlug er mir die Türe vor der Nase zu.

Da stand ich nun neben dem gestohlenen Fahrzeug und war nach meiner Einsicht zur Selbsthilfe verpflichtet. Mein Sindelfinger Auto parkte ich auf dem öffentlichen Parkplatz in der Nähe des Bahnhofs und steckte mir einen großen Schraubenschlüssel und einen ganz kleinen Schraubenzieher in die Tasche. Dies reichte damals noch aus, um eine abgeschlossene Autotüre zu öffnen und die Zündung kurzzuschließen. Unter dem Rücksitz des Wagens fand ich die dort vermutete deutsche Autonummer, die ich sofort anmontierte. Ohne Papiere konnte ich aber nicht über die offizielle Grenze nach Deutschland fahren. Es war mein Glück, dass ich einen Waldweg kannte, auf dem ich ohne Zollkontrolle von Salzburg nach Bad Reichenhall hinüber nach Deutschland gelangte. Das gerettete Fahrzeug stellte ich auf der deutschen Seite beim Bahnhof Reichenhall ab und der Zug brachte mich wieder zurück nach Salzburg.

Im Zug begegnete ich einem Gesprächspartner, der mir erklärte, auf dem Balkan müsse man das Trinkgeld nicht nach dem Essen geben, sondern im voraus schon bei der Bestellung. Als ich dies in der Gaststätte ausprobierte, brachte mir der Kellner, der mir vorher sehr mürrisch vorkam, freundlich lächelnd einen kostenlosen Nachtisch. Nachträglich überlegte ich, ob der Polizist, den ich am frühen Morgen offensichtlich aus dem Schlaf holte, nicht ganz anders reagiert hätte, wenn er gleich mit einem Geldschein begrüßt worden wäre?

Meine Verhaftung und Flucht aus dem Zentralgefängnis

Dieser gelungene „Diebstahl“ freute mich natürlich riesig. Es war schon Mittag geworden, als ich wieder in Salzburg ankam. Hungrig suchte ich eine Gaststätte auf und genoss das Mittagessen. Gerade als ich bezahlte und gehen wollte, betrat ein dunkel gekleideter Herr mit zwei Polizisten in Uniform das Lokal. Er trat an meinen Tisch und erklärte laut: „Sie sind hiermit wegen Autodiebstahl verhaftet, bitte folgen Sie uns.“ Sehr kleinlaut bestieg ich ein Polizeiauto und saß zwischen den beiden grimmig dreinschauenden Beamten. Der Weg führte zum Zentralgefängnis. Mehrere große Gebäude mit vergitterten Fenstern begrüßten mich. Die ganze Anlage umgab eine hohe Mauer, auf der ein Stacheldrahtzaun angebracht war. Am Tor standen mehrere Wachposten. Sehr eindrücklich begriff ich meine hoffnungslos erscheinende Lage.

Ich wurde in einen größeren Raum im vierten Stock geführt. Zwei Beamte versuchten, mich zu verhören und ein Protokoll anzufertigen. Der Mann, der auf mich einredete, war äußerst gereizt. Ein zweiter Beamter saß daneben und schwieg. Ich schimpfte über den Polizeiposten, der am frühen Morgen keine Lust hatte, sich mit meinem eiligen Auto-Problem abzugeben. Als mein Gegenüber mir hartnäckig unterstellen wollte, alles sei erlogen, ärgerte ich mich und behauptete, Österreich sei offensichtlich kein Rechtsstaat. Ich verlangte, dass augenblicklich ein Rechtsanwalt käme und die deutsche Botschaft über diese ungeheure Misswirtschaft bei der österreichischen Polizei benachrichtigt würde.

Das Verhör wurde unterbrochen und ich saß mit einem Bewacher allein im Raum. Die beiden Beamten stritten sich im Nebenzimmer. Da ich ein gutes Gehör habe, konnte ich der ganzen Unterhaltung folgen. Der vorher schweigende Beamte versuchte zu erläutern, dass man mich frei lassen müsste, da ich im Recht sei. Der andere erwiderte darauf, dass er unbedingt auch einen Dienstwagen wolle und deshalb müsse das Auto beschlagnahmt werden. In der weiteren Diskussion erklärte er, dass er dieses Fahrzeug mindestens zwei Jahre zur eigenen Verfügung hätte, denn solange könne man einen Rechtsstreit hinauszögern. Als sie wieder kamen, verlangte der Gereizte die sofortige Bekanntgabe des VW-Standortes, da der Wagen polizeilich beschlagnahmt werden müsse. Wenn ich das Auto herausgäbe, würde ich in die Freiheit entlassen. Bei

meiner Weigerung müsse ich, da es nun bereits Freitagnachmittag sei, bis Montag in Untersuchungshaft bleiben. Selbstverständlich bekäme ich dann am Montag zu meiner Verteidigung einen Rechtsanwalt. Nach dieser „hoffnungsvollen“ Eröffnung erklärte ich, dringend auf die Toilette zu müssen und ein Wachmann begleitete mich zu der WC-Anlage, vor deren Eingang er stehen blieb.

Ich erkannte urplötzlich meine Fluchtmöglichkeit und handelte. Nach Übersteigen einer zwei Meter hohen Trennwand landete ich auf der Damentoilette. Vorsichtig kam ich zum Ausgang und bemerkte mit Freuden, dass diese WC-Anlage übers Eck gebaut war. Der wachhabende Polizist konnte nicht sehen, wie ich leise über den Gang schlich und die Treppe nach unten nahm.

Als ich den zweiten Stock erreichte, ging vor mir eine Türe auf und ein vornehmer Herr mit Aktentasche trat mir in den Weg. Er begrüßte mich freundlich: „Guten Tag Herr Pfarrer.“ Blitzartig wurde mir bewusst, dass ich einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd trug. Höflich erwiderte ich: „Grüß Gott Herr Direktor. Ich freue mich, Sie zu sehen. Leider habe ich mich verspätet und muss eilig zum Bahnhof.“ Darauf bot er mir an, mich in seinem Auto dorthin zu fahren. Als angeblicher Herr Pfarrer grüßte ich aus dem Autofenster alle Personen, die mir begegneten sehr freundlich und mit besonderer Höflichkeit die Wachposten, die am Eingang stramm standen und vorschriftsmäßig ihren obersten Chef grüßten. Unsere Unterhaltung auf der Fahrt war sehr kameradschaftlich. Er erzählte mir, wie glücklich er verheiratet sei und dass er zwei Söhne habe, die nun bald studieren würden. Am Bahnhof bedankte ich mich und lief so schnell als möglich in die Schalterhalle. Durchs Fenster beobachtete ich erleichtert, wie dieser rettende Engel ahnungslos weiterfuhr.

Ich eilte hinaus zum Parkplatz vor dem Bahnhof, stieg schnell in mein eigenes Auto und, ohne gestoppt zu werden, fuhr ich über die Grenze heim nach Sindelfingen. Der Zug brachte mich in derselben Nacht zurück nach Bad Reichenhall. Am anderen Morgen standen beide Personenwagen unversehrt vor unserer Firma. Mein Arbeitgeber nahm dies wortlos zur Kenntnis. Vierzehn Tage später kam über die Staatsanwaltschaft eine Anklage gegen mich wegen Autodiebstahls. Zwei Beamte der Interpol in Zivil besuchten mich während der Arbeitszeit, um ein Verhör anzustrengen. Nachdem ich unseren Kaufvertrag über das Auto, den Leihvertrag mit dem Herrn Ingenieur aus Österreich und den sonsti-

gen Schriftverkehr vorgelegt hatte, wurde ein Protokoll angefertigt und von mir unterschrieben.

Monate später erhielt ich die Ladung zu einer Gerichtsverhandlung nach München. Ich wurde des Diebstahls einer Taschenlampe angeklagt, die sich bei der Rücknahme des Fahrzeuges im Handschuhfach befand, sowie des Diebstahls eines Kleiderbügels, der noch auf dem Rücksitz lag. Unser Rechtsanwalt beantragte, den Fall wegen Geringfügigkeit niederzuschlagen. Damit war dieser Rechtsstreit erledigt. Ich ahnte noch nicht, dass ich mit einer Akte, die von diesem Tag an bei Interpol geführt wurde, viele Jahre danach in unangenehmer Weise wieder konfrontiert werden würde. Aber davon später!

Die Erfindung des Ellipso-Waschtischs

Auf einer Erkundungsreise durch Italien lernte unser Firmenchef eine bedeutende Fabrik kennen, die Porzellanwaschtische herstellte. Dadurch wurde er inspiriert, modernere Waschtische als die üblichen zu entwerfen. So erfand er den formschönen sogenannten Ellipso-Waschtisch. Gegenüber seitherigen Modellen, die von oben gesehen wie ein großes D geformt waren und mit der Breitseite an die Wand geschraubt wurden, wirkten die Neuen sehr elegant. Sie hatten eine elliptische Form und wurden in Süditalien extra für uns preisgünstig hergestellt. Diese genialen Waschtische waren in kürzester Zeit ein beliebter Verkaufsschlager. Lastzugweise wurden sie in Sindelfingen angeliefert und gingen weiter an verschiedene Großkunden und zu unserer Filiale nach Österreich. Die Ertragslage unserer Firma verbesserte sich beachtlich.

Trotzdem fragten wir uns als Eheleute öfters, ob ich mich nicht woanders bewerben sollte. Wenn wir aber miteinander darüber beteten, wurde uns klar, dass Christen nicht aus der Schule laufen sollten. Wir mussten beobachten und warten, bis ein klarer Weg gezeigt würde. Auch meine Schwiegermutter war nun nicht mehr davon überzeugt, dass die Tätigkeit in der Sanitär-Großhandlung die Lebensstellung bedeutete, die wir ursprünglich erhofft hatten. Als ihre Bekannte einen Bauplatz an einem Südhang in Stuttgart verkaufen wollte, drängte sie uns diesen zu erwerben. Die Eigentümerin war eine ältere Dame, die von einer kleinen Rente lebte. Da ich den Kaufpreis von 40.000 DM nicht aufbringen konnte, bot ich ihr eine Ratenzahlung über eine Laufzeit von 10 Jahren an. Zu

meinem Erstaunen freute sie sich über die Möglichkeit, ihre monatlichen Renteneinnahmen zu erhöhen. Der Kaufvertrag kam zustande. Für uns ein Wunder.

Das unerwartete Eigenheim

Mein Chef plante, für sich einen Bungalow zu bauen. Als er ein sehr günstiges Angebot in Döffingen erhielt, sagte er sofort zu. Er überraschte uns damit, dass er neben seinem Bauplatz auch für uns einen Platz reservieren ließ, mit der Möglichkeit, darauf ein ähnliches Gebäude zu erstellen. Wir überschlugen die Kosten. Die erste vorbereitende Handlung war der Verkauf des Bauplatzes in Stuttgart. Es geschah wieder ein Wunder. Der Kaufinteressent hatte Geld genug, um uns die ganze Summe sofort bar zu zahlen. Die alte Dame, an die unsere monatlichen Raten gingen, war bereit, zur Sicherheit eine zweitrangige Grundschuld auf unserem neuen Bauplatz zu akzeptieren. So mussten wir trotz des Weiterverkaufes nicht den gesamten Kaufpreis auf einmal bezahlen.

Ein weiteres Wunder: Aus Gefälligkeit hatte ich einem Bekannten aus der Aidlinger Bibelstunde seinen Bausparvertrag abgekauft. Dieser wurde kurz nach der Währungsreform im Jahre 1948 abgeschlossen und war zu 40 Prozent einbezahlt. Durch die lange Laufzeit hatte er eine so hohe Bewertungsziffer, dass ich ihn von einer Vertragssumme mit ursprünglich 10.000 DM auf 80.000 DM erhöhen konnte. Nach Verhandlungen mit der Bausparkasse in Karlsruhe bekam ich sofort ein Darlehen von 50.000 DM ausbezahlt. Der Jahreszins betrug 2,5 Prozent. Die ersten zwei Jahre waren tilgungsfrei. Danach wurde eine Ratenzahlung innerhalb von 10 Jahren fällig, die bei Bedarf verlängert werden konnte. Damit war der Hausbau mit billigsten Zinsen finanziert und wir hatten zu unserer Sicherheit eine langfristige Rückzahlung festgelegt.

Es war für uns ein großer Vorteil, dass wir den rasch fortschreitenden Bau auf dem Nachbargrundstück beobachten konnten. Nachdem wir mit dem Bauen keinerlei Erfahrung hatten, beobachteten wir den Fortgang kritisch und überlegten, was wir vielleicht für uns sparsamer machen könnten? Am Ende war unser Haus über 20 Prozent billiger. Unser Bauplatz lag eigentlich für einen Bungalow ungünstig, da er seitlich eine tiefe Senke hatte. Wir machten daraus aber einen Vorteil: Bei gleichem Grundriss ergab sich im Untergeschoss noch die Möglichkeit für freie

Fenster. Wir konnten deshalb zusätzlich zwei Gästezimmer und eine Waschküche einrichten. Dadurch erhielten wir weitere Wohnfläche für unsere größer werdende Familie.

Unser „Fastenkünstler“

Groß war die Freude darüber, dass wir so schnell zu einem eigenen Heim kommen konnten. Aber wir hatten Not, denn unser geliebter Sohn wollte nach wie vor nicht essen. Er war trotz allen Bemühungen zwar größer geworden aber immer sehr mager geblieben. Mit allen Tricks versuchten wir, unsere Verwandtschaft und besonders die Großeltern, ihn zum Essen zu bewegen. Noch heute erzählt man sich von seiner Hartnäckigkeit und dem einen Satz, der überall am Esstisch ertönte: „Reinhart will nicht!“ Ein Satz von ihm, den keiner von uns vergessen kann.

Als wir feststellten, dass er eher bereit war, das Essen zu sich zu nehmen, wenn er abgelenkt wurde, brachten wir ihn des öfteren für mehrere Tage zu meinen Eltern oder zu unserer Oma nach Stuttgart und auch zu weiteren Verwandten in unserer Umgebung. Er war sehr aufgeweckt und interessierte sich für alles, was um ihn herum passierte. Manchmal vergaß er sogar vorübergehend seinen Widerstand und ließ sich bereitwillig füttern. Die Mutter meiner Frau holte beim Essen immer eine Verwandte, um ihn ganz gezielt abzulenken. Öfter machte sie dazu in einem Metall-eimer ein kleines Feuerchen, das diese dann vor den Augen des Hungerkünstlers in der Luft herumschleuderte. Bei dieser Zirkusnummer ging automatisch der Mund auf und sogar das Spinatgemüse verschwand darin. Mein Vater ging mit dem kleinen Strolch viel im Wald spazieren. Dort rief der Opa plötzlich: „Schau, ein Hase!“ – und schon war ein Stück Banane oder Brezel im geöffneten Mund gelandet.

Eine Firmenkatastrophe droht

Zu heftigen Meinungsverschiedenheiten kam es einmal, als mein Chef erfuhr, dass in Wien erstmals nach dem Krieg eine große internationale Tagung der europäischen Sanitär-Großhändler stattfindet. Er glaubte, unbedingt dort gesehen werden zu müssen. Für seinen Auftritt dort ließ er sich in Stuttgart einen schwarzen Smoking nach Maß anfertigen. Einen Bekannten bezahlte er dafür, dass er als sein „Butler“ nach Wien

mitging. Ich versuchte ihm klar zu machen, dass wir als „Ausländer“ nicht großspurig auftreten sollten. Es sei nur unser Vorteil, wenn wir im Schatten der Großindustrie unser Geschäft machen könnten. Ebenso rechnete ich ihm vor, dass unser größter Verdienst im Export nach Österreich liege. Wir waren durch die für uns positiven Zollbestimmungen begünstigt. Auch versuchte ich ihm unsere negativen Erfahrungen in der Schweiz vor Augen zu halten. Die Gegenwehr der schweizerischen Industrie hatte die Zollbestimmungen so verändert, dass wir unsere Filiale dort schließen mussten. Siegesbewusst und gestärkt kam er aus Wien nach Hause. Leider lief die Sache mit dem Export nach Österreich dann doch sehr schnell gravierend anders.

Auf Drängen konkurrierender Großhändler in Wien erhöhte nun auch die österreichische Regierung deutlich die Tarife für ihre Einfuhrzölle. Unsere Waschtische und WC-Schüsseln, die der Zolltarif bislang wie Ziegelsteine bewertete, wurden ab sofort wie Porzellangeschirr dem Zoll unterworfen. Außerdem bestand ein Großteil unseres Umsatzes aus Gasdurchlauferhitzern sowie Waschtisch- und Badegarnituren und einfachen Wasserventilen. Die Einfuhr solcher Artikel wurde ab sofort zum Schutz der österreichischen Industrie ganz verboten. Erlaubt war nur noch die Einfuhr von Ersatzteilen für diese Produkte.

Der hilfreiche österreichische Zollbeamte

Ich konnte kalkulieren wie ich wollte: Unsere Exporte nach Österreich erwiesen sich nunmehr als unrentabel. Noch ein einziger großer Auftrag ging an einen österreichischen Installateur. Für diesen beluden wir in Sindelfingen einen Lastzug mit Waschtischen und Klosettschüsseln aus Porzellan. Um mir den Zollbetrag genau auszurechnen, hatte ich die verschiedenen Gegenstände selbst abgewogen. Ich wollte bei der ersten Zollabrechnung nach den neuen Tarifen dabei sein und fuhr mit meinem PKW hinter unserem Lastzug her, bis nach Salzburg. An der Grenzzollstelle angekommen, plombierten die österreichischen Beamten die Abdeckplanen unseres Lastwagens und des Anhängers. Sie verhielten sich so, als ob die gefährlichsten Waren importiert würden. Vier Wachleute, bewaffnet mit Maschinenpistolen und todernten Gesichtern, begleiteten den Lastzug zum Hauptzollamt in die Stadt Salzburg. Dort wurde er fast feierlich den schon wartenden städtischen Zollbeamten übergeben.

Ich empfand es jetzt als wunderbar, dass mein Chef, der in Österreich Kunden besucht hatte, zufällig zu dieser Zeremonie dazukam. Er hatte einfach eine gewinnende Art und war ein Genie in der Verhandlung mit Menschen. Mit größter Freundlichkeit lud er den Leiter des Zollamtes zu einem gemeinsamen Essen ein. Sie redeten miteinander wie alte Bekannte. Die Wachleute von der Grenze zogen ab, und der plombierte Lastzug blieb auf Befehl des Zollchefs ohne besondere Bewachung vor dem Zollamt stehen. Noch vor dem Nachtessen fragte mich der Beamte, ob ich die Gewichte unserer Waren wisse. Ich gab ihm wahrheitsgetreu Auskunft und überließ ihm meine schriftlichen Zusammenstellungen und die Lieferpapiere. Daraufhin entfernte er selbst die Plomben an dem Fahrzeug und unser Fahrer durfte ohne jegliche Kontrolle sofort zur Filiale weiterfahren, um abzuladen.

Wir aßen gemütlich zur Nacht und unterhielten uns mit dem Zollchef über alles Mögliche. Er teilte uns zum Abschluss noch mit, dass er in einer Stunde mit der fertigen Zollabrechnung zu uns ins Büro käme. Als wir unsere Firma endlich erreichten, hatten die Mitarbeiter den Lastwagen bereits abgeladen und dieser befand sich schon auf der Rückfahrt. Es war Feierabend. Wir saßen allein im Büro, als der Chef des Zollamtes in seiner schmucken Uniform mit strahlender Miene hereinkam. Er hatte eine maschinengeschriebene Zollabrechnung, deren Betrag ich innerhalb von 14 Tagen überweisen sollte. Dazu überreichte er eine handgeschriebene Abrechnung mit den Worten: „Mein Satz ist zehn Prozent der ersparten Zollgebühren und ich bitte, mir diese sofort bar auszuzahlen.“

Ich war so überrascht, dass ich wortlos und staunend die geforderte Summe bezahlte, worauf er sich dankend verabschiedete. Wir waren sehr verwundert, denn wir hatten mit diesem Zollbeamten keinerlei Absprache oder Vereinbarung getroffen. In seiner offiziellen Abrechnung, mit dem Stempel des Hauptzollamtes, waren nur zehn Prozent des richtigen Gewichtes unserer Waren angegeben! In den folgenden Monaten wiederholte sich, ohne unsere Veranlassung, immer derselbe Vorgang. Wir lieferten ganze Lastzüge nach Salzburg. Diese wurden in der schon bekannten Weise von der Grenzzollstelle bis zum Hauptzollamt begleitet. Aus meinen Lieferpapieren erstellte der Salzburger Zollchef selbst die Abrechnung und unser dortiger Bürochef bezahlte, ohne die Anwesenheit von Zeugen, die errechneten zehn Prozent in bar.

Das einzige Gespräch, das ich kurz darauf mit diesem Beamten bei einer zufälligen Begegnung führte, war über die neuen Zollbestimmungen für unsere Armaturen und Durchlauferhitzer. Ohne dass ich danach gefragt hatte, machte er mir klar, dass das generelle Einfuhrverbot, das unsere Konkurrenz bei der Regierung durchgesetzt hatte, von uns umgangen werden könne. Wir müssten Wasserarmaturen und Durchlauferhitzer in Teile zerlegen. Diese Stücke fielen als Ersatzteile nicht unter das neue Einfuhrverbot und könnten deshalb ohne Probleme importiert werden. Die Teile sollten wir über mehrere Grenzzollstellen anliefern und dann in unserer Firma zu fertigen Produkten zusammenbauen. Das Geschäft lief weiter wie in alter Zeit. Die Lohnkosten für die Mehrarbeit wurden durch die höheren Verkaufsumsätze spielend gedeckt!

Unser Lastzug wird beschlagnahmt – und befreit

Über ein Jahr gab es keinerlei Probleme mit der österreichischen Konkurrenz. Um einen sehr großen Auftrag für ein neues Krankenhaus in Wien zu bekommen, musste mein Chef mehrere Male dorthin fahren. Dabei traf er alte Bekannte aus dem damaligen Sanitärkongress. Aus einem anonymen Anruf, der mich in diesen Tagen im Büro erreichte, erfuhr ich, dass sich einige Österreicher sehr ärgerten, als sie merkten, dass wir als Ausländer diesen großen Krankenhausauftrag erhielten. Als unser Lastzug mit Anhänger an der Großbaustelle in Wien abgeladen hatte, geschah es. Unser Fahrer rief mich von einer Polizeistelle aus an und teilte mir mit, dass er mit der Eisenbahn nach Hause fahren müsse, denn der Lastzug sei von der Polizei beschlagnahmt worden. Die Polizei behauptete, wir hätten für einen Transport nach Wien zuvor eine Speditionsgeheimigung vom österreichischen Staat beantragen müssen. Die Bestimmung galt aber, wie wir sofort feststellten, nur für Gefahrguttransporte. (Nach Klärung dieser Angelegenheit durften wir später weiterhin mit unserem Lastzug nach Österreich einführen.)

Die Finanzierungsraten für den Motorwagen und den Anhänger hatten wir gerade restlos abbezahlt. Mit den Fahrzeugpapieren in Händen besuchte ich daraufhin meinen Studienkameraden, den Direktor bei der Dresdner Bank wegen der Beschlagnahme. Dieser konnte mir von mehreren Fällen aus Österreich berichten, die ihm bekannt wurden. Die Fahrzeuge seien beschlagnahmt und trotz aller Bemühungen der Rechtsan-

wälte lange nicht zurückgegeben worden. Die Polizisten hatten sie irgendwie für eigene Zwecke verwendet. Ich nahm nach dieser Auskunft bei seiner Bank gegen Übereignung der Fahrzeugpapiere einen Kredit auf. Danach konnte er der Polizeidienststelle in Wien wahrheitsgemäß mitteilen, dass dieser Lastzug der Bank gehöre und deshalb sofort freizugeben sei. Er forderte in seinem Schreiben die Polizei auf, das Fahrzeug nach Salzburg zu fahren und für eine Abholung durch Dr. Eberspächer bereitzustellen. Dieser habe den entsprechenden Führerschein und werde den Laster mit Hänger ordnungsgemäß selbst in Empfang nehmen. Umgehend kam von der österreichischen Polizei die Einverständniserklärung mit dem genauen Übergabetermin an der Zollgrenze. Offensichtlich wollte sich die österreichische Polizei nicht in einen Streit mit einer deutschen Großbank einlassen.

Ich hatte durch die Kriegsausbildung den Führerschein Klasse II und war auch in meiner Studenzeit öfters mit Lastzügen unterwegs gewesen. Mit dem Zug kam ich zum Hauptbahnhof Salzburg und zum Glück eine Stunde zu früh zur Grenzzollstelle. Ich war froh, dass ich an diesem Tag keinen dunklen Anzug anhatte, sondern zum Lastzugfahren eine etwas verschlissene Arbeitskleidung, mit der ich mich frei und unauffällig wie ein Fernfahrer auf dem Zollgelände bewegen konnte. Noch hatte ich Zeit, die Situation zu überblicken. Neben der Zollstation befand sich ein großer Parkplatz für Lastzüge. An der Ausfahrt parkten mehrere offensichtlich zollrechtlich schon abgefertigte Transporter und davor stand unser Zug. Mir fiel auf, dass unser Fahrzeug weit vorne postiert war. Ich witterte eine Falle.

Deshalb blieb ich etwas unschlüssig vor dem Büro des Zollpostens stehen und überlegte. Plötzlich fuhr ein Polizeiauto vor und ich sah zwei Polizisten in Uniform, begleitet von einem dunkel gekleideten Herrn mit Aktentasche. Was für ein bekanntes Szenario! Sie begaben sich erst in die Zollstelle, nachdem sie vorher in alle Richtungen blickten. Mich, in meinen alten Arbeitskleidern beachtetten sie zum Glück gar nicht. Erschreckt ging ich langsam in entgegengesetzter Richtung weiter. Die Freude der Polizisten war für mich augenfällig und genauso die Handschellen, die sie am Gürtel trugen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, dass sie gekommen waren, um mit mir einen großen Fang zu machen. Zu gut erinnerte ich mich noch an meinen Aufenthalt im Stadtgefängnis. Auch an die gelungene Flucht mit Hilfe des Gefängnisdirektors. Ich schlender-

te lässig zu dem großen Parkplatz zurück und beobachtete, wie sie erwartungsvoll nach dem angekündigten Lastzugabholer Ausschau hielten. Natürlich machte ich mich nicht bemerkbar und schlenderte anscheinend ziellos durch die Gegend. Nach drei Stunden ohne Erfolg fuhren sie enttäuscht weg.

Daraufhin kam ich mit einem Lastzugfahrer ins Gespräch, der am andern Morgen um 4:00 Uhr starten wollte und deshalb nach der Zollabfertigung seinen Lastzug direkt hinter unserem Transporter parkte. Am Ende des großen Parkplatzes befand sich eine Gaststätte für Fernfahrer. Dort aßen wir und ich konnte mit ihm in demselben Zimmer übernachten. Am andern Morgen liefen wir miteinander zu unseren Fahrzeugen. Den Reserveschlüssel für unseren Lastzug hatte ich ja bei mir. Ein unauffälliger Start meinerseits war nur möglich, wenn ein anderer Lastzug gleichzeitig startete und man dadurch mein Anfahren nicht hören konnte.

Es klappte bestens, denn ich brauchte eine kürzere Zeit als er, um den Bremsdruck hochzufahren, da ich die Druckluftschläuche für den Anhänger abgehängt hatte. Ohne Licht fuhr ich los und kam unbehelligt durch das Niemandsland entlang der Grenze. Erst kurz vor dem deutschen Zoll schaltete ich mein Licht ein und gelangte ohne Grenzkontrolle auf die deutsche Autobahn in Richtung Stuttgart. Wie froh und erleichtert war ich, als ich in Sindelfingen wohlbehalten ankam! Ein Rückruf bei meinem Direktor von der Dresdner Bank bestätigte mir, dass rechtlich alles in Ordnung sei.

Um so überraschter war ich nach etwa vier Wochen, als ich eine Anzeige wegen Diebstahl eines Lastzuges in Händen hielt und wieder zu einer Gerichtsverhandlung nach München geladen wurde. Um Rat zu holen, besuchte ich meinen Studienkollegen bei der Dresdner Bank persönlich. Dieser stellte dann fest, dass nach angeblich neuesten österreichischen Bestimmungen wir vielleicht einer Sondergenehmigung für derartige Transporte der Direktlieferung an Baustellen bedurft hätten. Da aber der Lastzug nun im Bankeigentum war, übernahm diese den Rechtsfall. Der Prozess wegen der Sondergenehmigung wurde vom Gericht gar nicht angenommen. Eine Klage wegen Diebstahls gegen mich wurde aufgehoben, da nachgewiesen werden konnte, dass ich von der Bank zur Abholung beauftragt worden war und nicht aus eigenem Entschluss oder böswillig eine Straftat begangen hatte.

Eigentlich war alles wieder einmal sehr gut und befriedigend abgelaufen. Mein Bankfreund machte mich allerdings auf eine schwerwiegende Tatsache aufmerksam, deren Tragweite mir erst viel später klar wurde. Der Kläger in diesem Prozess wegen dem Lastzug war nicht die österreichische Zollverwaltung, sondern die Interpol. Das heißt, dieser Fall wurde der Internationalen europäischen Polizei übergeben. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen und machte mir kein Kopfzerbrechen, denn nach meiner Meinung war ich im Recht gewesen

Beschlagnahme und Ende der Salzburger Filiale

In der Osterzeit passierte uns ein besonders trauriges Missgeschick. Mein Chef hatte mit unserem „Freund“ beim Zollamt, der immer Zollgebühren in die eigene Tasche steckte, Kontakt aufgenommen. Dieser wünschte sich zu Ostern einen elektrischen Rasierapparat, den ich besorgte. In einem Päckchen schickten wir diesen an die Privatadresse unseres hilfreichen Zollbeamten. Wie es sich gehörte, war das Päckchen eingeschrieben und beim Namen stand deutlich „persönlich“. Der Empfänger aber war kurzfristig verstorben. Später wurde behauptet, seine Machenschaften seien entdeckt worden und er hätte Selbstmord begangen. Der ausliefernde Postbeamte übergab jedenfalls das Päckchen nicht der Ehefrau, sondern lieferte es beim Hauptzollamt in Salzburg ab. Die dortigen Beamten übergaben den Fall sofort der Zollfahndung. Ergebnis war eine Hausdurchsuchung bei unserer Filiale in Salzburg. Unser dortiger Geschäftsführer kam gleich in Untersuchungshaft. Die gesamte Einrichtung und das ganze Warenlager wurden beschlagnahmt.

Unser Salzburger Geschäftsführer durfte mich aus der Untersuchungshaft anrufen und auch mitteilen, dass unsere Firma geschlossen und alle Türen vom Zollamt versiegelt worden seien. Besonders verdächtig war für mich, dass er mich auffordern musste, persönlich zu einer Besprechung nach Salzburg zu kommen. Natürlich begriff ich sofort, dass irgendjemand an mir ernstes Interesse hatte. Er befand sich in einem neu erbauten Gebäude der Stadtpolizei in Salzburg. Ich bat ihn, mich mit dem Direktor der dortigen Polizeistation zu verbinden. Meinem Gesprächspartner am Telefon schlug ich vor, unseren Geschäftsführer gegen die Zahlung einer Kaution von 5.000 DM freizulassen. Nach eini-

gem Zögern stimmte der Mann zu und erhielt von mir das Versprechen, dass am nächsten Tag das Geld durch einen Boten überbracht würde.

Am andern Morgen fuhr ich nach Salzburg. Der Zufall wollte es, dass mein neuer Volkswagen im Kundendienst war und ich deshalb mit einem ganz alten Auto fuhr, dieses parkte ich direkt vor der Polizeistation. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich wieder meine alte Arbeitskleidung an. Ich staunte nicht wenig über das wunderschöne neue Polizeigebäude. Zutiefst entrüstet war ich aber, als ich dort unsere gesamte Büroeinrichtung aus der beschlagnahmten Firma vorfand. Ich erkannte die zwei Schreibmaschinen und meine Additionsmaschine, die ich von Sindelfingen mitgebracht hatte. Alles war ohne gerichtliche Verfügung mitgenommen worden, um die neue Polizeistation damit einzurichten. Ich stellte mich als Bote vor und übergab auftragsgemäß den von mir vorher ausgestellten Scheck über 5.000 DM auf der Polizei Salzburg. Der Beamte nahm den Scheck entgegen und sagte, dass ich den Gefangenen gleich mitnehmen könne. Bescheiden erklärte ich, dass ich vor dem Haus auf ihn warten würde. Selbstverständlich wollte ich vermeiden, dass mich jemand von meinen früheren „Gefängnisfreunden“ erkannte.

Unser Geschäftsführer wurde aus der Untersuchungshaft entlassen. Ich kaufte ihm eine Fahrkarte, gab ihm Taschengeld und schickte ihn mit dem Zug zurück nach Sindelfingen. Der ganze Ablauf dieser sonderbaren Angelegenheit machte mich stutzig. Wir hatten ja über die Beschlagnahme unserer Firma keinerlei polizeiliche oder gerichtliche Unterlagen. Ich befürchtete, dass die bezahlten 5.000 DM unter den Polizeibeamten verteilt werden und dass auch die beschlagnahmten Waren von diesen in Kürze zu Schleuderpreisen verkauft werden könnten. Daher telefonierte ich mit unserem Bankdirektor in Sindelfingen und ließ den ausgehändigten Scheck sofort sperren.

Rettung und Ausweg aus der Klemme

Eilig fuhr ich zur verplombten Firma. Alle Türen waren versiegelt. Die Beamten hatten aber nicht bemerkt, dass sich an der Rückseite der Lagerhalle noch eine breite Türe befand. Diese war von innen aus Platzgründen zugestellt. Da ich mir früher sämtliche Nachschlüssel besorgt hatte, konnte ich durch diese unentdeckte Türe in unsere Räume gelangen, ohne eine Versiegelung zu beschädigen. Die Büros waren total leer

geräumt. Das Warenlager fand ich unberührt vor. Ich besorgte mir Lebensmittel und verblieb die ganze Nacht und den folgenden Tag unberührt im Lager. Mit großer Mühe machte ich eine komplette Bestandsaufnahme und war froh, als ich sogar noch eine unserer Preislisten fand. So konnte ich mir den exakten Wert aller Waren zusammenstellen. Dies ergab einen Verkaufspreis von 350.000 DM.

Am späten Abend fuhr ich nach Linz und übernachtete in einem Hotel. Dort konnte ich mich waschen und mit den sauberen Kleidern, die ich im Auto mitgebracht hatte, einen unserer größten Kunden besuchen. Ich wusste, dass er über eigene Lastwagen verfügte und bot ihm an, unser ganzes Warenlager mit einem Preisabschlag von 20 Prozent bei Selbstabholung und sofortiger Bezahlung zu verkaufen. In der Verhandlung räumte ich ihm für die sofortige Zahlung weitere fünf Prozent Skonto ein. Wie erwartet wurden wir uns geschäftseinig und schon am nächsten Tag begannen wir mit der Verladung. Spät in der Nacht waren wir fertig und ich nahm bei unserem Kunden einen Scheck über den gesamten Betrag in Empfang. Zur Sicherheit hatte ich um einen Barscheck gebeten, den ich in Linz am andern Morgen bei der Bank einlöste. Der Barbetrag wurde von einem anderen Geldinstitut auf unser Konto in Sindelfingen überwiesen. Diesen Umweg schlug ich ein, um eine befürchtete Beschlagnahme durch die Polizei zu vermeiden.

Es war mir gelungen, unser gesamtes beschlagnahmtes und verplombtes Warenlager auf einen Sitz zu verkaufen und dadurch unsere Firma vor dem Bankrott zu retten. Den Verlust oder auch bloß die Blockierung eines Geldwertes von 350.000 DM hätte unsere Firma nicht überleben können. Mein Verkaufspreis für die Waren lag im Rahmen des Üblichen, denn wir gaben bei solch großen Lieferungen mindestens 20 Prozent Rabatt und bei sofortiger Zahlung auch einen Skontoabzug. Einerseits hätte ich stolz sein können über den gelungenen Schachzug. Trotzdem war ich traurig, denn das Ende unserer Filiale in Salzburg war damit besiegelt.

Bei einem Rechtsstreit mit den österreichischen Behörden hätten wir vielleicht nach jahrelangen Streitereien einen Teil des Wertes unserer Waren zurückerhalten. Die gesamte Büroeinrichtung war ja ohne amtliche Verfügung in der Polizeidienststelle in Salzburg gelandet und dort voll in Betrieb genommen worden. Vermutlich hätten die Beamten dort keinerlei Interesse gehabt, diesen Fall wahrheitsgemäß und rasch aufzu-

klären. Jedenfalls – die Behörden schenkten dem verplombten, viel wertvolleren Warenlager überhaupt keine Beachtung. Im Gegensatz zu dem gelungenen Verkaufserlös aus dem Lager war die Büroeinrichtung nur 10.000 DM wert. Offensichtlich wurde diese Angelegenheit nicht weiter verfolgt. Eine Woche später teilte ich unserem Vermieter mit, das Gebäude sei leer und er solle dafür sorgen, dass die Versiegelung an den Türen entfernt würde. Das war meine letzte Tätigkeit für die Filiale Salzburg. Es kam keinerlei gerichtliches Nachspiel wegen des „gestohlenen“ Warenlagers. Dies beweist deutlich, dass es bei der ganzen Polizeiaktion gegen unsere Salzburger Filiale nicht mit rechten Dingen zugeht.

Noch immer am Rande des Abgrunds

Mit dem Wegfall unserer Exportmöglichkeit fiel die für uns ideale Finanzierung über so genannte „Exporttratten“ (Zahlungen mit Wechselpapieren) bei der Landeszentralbank in Zukunft weg. Ich hatte zwar durch den Verkauf des ganzen Warenlagers einen kräftigen Kapitalzufluss. Dem gegenüber standen aber in wenigen Wochen zur Zahlung fällige Finanzierungswechsel. Daher musste ich bei den Lieferanten wieder längere Zahlungsziele aushandeln.

Die Eigenkapitalsituation unseres Betriebes war trotz den guten Geschäften und hohen Umsätzen auch nach Jahren noch so angespannt, dass wir nicht in der Lage waren, unvorhergesehene Rückschläge zu kompensieren. Der Gedanke, dass ich etwas Außergewöhnliches geleistet hatte, kam mir wieder nicht. Ich war total übermüdet, als ich zu Hause bei meiner Frau ankam. Ähnlich wie damals als ich mit der Weiterführung der Wohnbaugesellschaft in Heilbronn unsere Firma vor einem Konkurs gerettet hatte, saß meine geliebte Ehefrau am Esstisch und weinte. Mein Chef hatte angedeutet, mich wegen totaler Unfähigkeit zu entlassen. Aber es kam anders.

Nach kurzer Zeit erhielt ich von einer Elektroinstallationsfirma ein verlockendes Angebot, dort als Finanzchef einzusteigen. Dieser Betrieb hatte einen größeren Elektrowarenladen und beschäftigte sich vor allem im Baugewerbe mit über 50 Montagearbeitern. Wir beteten um den richtigen Weg. Den sympathischen Firmenchef ließ ich wissen, dass ich mir die Sache noch reichlich überlegen müsse.

Unserem Hauptgesellschafter rechnete ich die zukünftigen Finanzprobleme pflichtgemäß vor. Obwohl ich vermieden hatte, seine Privatentnahmen anzusprechen, wurde er sehr ungehalten. Er erklärte, dass er nun selbst mit der Bank über einen Sonderkredit verhandeln werde. Ich musste eine Bilanzabschrift anfertigen, mit der er zu einem Steuerberater ging, um diese testieren zu lassen. Einige Tage später besuchte er mit diesem zusammen unsere Hausbank. Schon nach kurzer Zeit kam er zurück ins Büro und rief: „Ich denke nicht daran, meinen Lebensstandard zu verkleinern. Ich habe das Recht aus meiner Firma Geld zu entnehmen, soviel ich will.“

Der clevere Laden in Bad Reichenhall

Unser früherer Geschäftsführer aus Salzburg hatte diese Auseinandersetzung mitbekommen. Er fühlte sich irgendwie an der Geldmisere mit schuldig und hatte Sorge, nun auch überflüssig zu werden. Ich erzählte ihm von meinem Besuch bei unserem Großkunden in Linz, der mir den Vorschlag gemacht hatte, dass wir in Bad Reichenhall an der österreichischen Grenze eine Filiale gründen sollten. Er würde dann schon dafür sorgen, dass wir dort gute Geschäfte tätigen könnten. Unser Angestellter besprach sich mit meinem Chef, der bereits am nächsten Tag mit ihm zu unserem Kunden nach Linz fuhr. Sie kamen strahlend zurück. Auf dem Rückweg hatten sie in Bad Reichenhall bereits einen kleinen Laden und eine Unterkunft für unseren Mitarbeiter gemietet. Wir richteten nun dort ein Warenlager ein. Wegen der Kleinheit war es eigentlich kein Versandlager, sondern glich einer Ausstellung. Meine neue Aufgabe war, alle 14 Tage dorthin zu fahren, die Buchhaltung einzurichten und den Geldverkehr zu überwachen.

Es ergab sich eine erstaunliche Entwicklung, die wir so nicht vorhersehen konnten und auch nicht geplant hatten. Eigentlich waren wir in unserer Firma auf Lieferungen an Installationshandwerker eingestellt. Hier aber entwickelte sich ein echtes Ladengeschäft, in das private Kunden kamen und gegen Barzahlung die Ware gleich mitnahmen. Der Hauptumsatz waren Badewannen- und Brausebatterien sowie Waschtischbatterien, Ablaufsyphons und alle Arten von Wasserhähnen. Die Verkaufszahlen stiegen laufend. Die Preise waren normal und ohne Rabatte und Preisnachlässe.

Der Grund dieses Erfolges war im „Kleinen Grenzverkehr“ zu finden. Unser Linzer Kunde hatte in Salzburg eine kleine Filiale eingerichtet. Diese beschäftigte sich damit, Salzburger Einwohner, die als so genannte Pendler in Deutschland arbeiteten, zu animieren, bestimmte Waren bei uns einzukaufen und in ihrem Vespergepäck über die Grenze zu nehmen. Gegen Barzahlung wurden von den Käufern diese Teile seiner Salzburger Filiale übergeben. Durch das Einfuhrverbot war in Österreich ein gewisser Mangel an sanitären Vorrichtungen entstanden. Durch die gehobene Qualität der deutschen Armaturen konnten wir viel höhere Preise erzielen.

Es passierte oft, dass clevere Personen größere Ladungen unbemerkt durch den Zoll brachten. Die österreichischen Strafbestimmungen waren bei Aufdeckung des Schmuggels sehr einfach. Das Schmuggelgut wurde beschlagnahmt und gehörte damit offiziell dem österreichischen Staat. Es landete groteskerweise stets auf Umwegen durch den heimlichen Verkauf der Beamten im Laden unseres Kunden. Ertrappte Schmuggler mussten für eine Nacht in Untersuchungshaft. Am andern Morgen wurden sie ohne Gerichtsverfahren und ohne Strafe freigelassen. Unser kleiner Laden in Bad Reichenhall erzielte auf ungewöhnliche Weise dauerhaft gute Gewinne.

Überraschende neue Berufsaussichten

In Stuttgart begegnete ich zufällig einem Bekannten, der in einem Steuerberaterbüro arbeitete. Er kam von einem Lehrgang und bereitete sich auf die Prüfung zur Zulassung als Steuerbevollmächtigter vor. Natürlich interessierte mich sofort, ob ich dieses Examen auch ablegen könne. Bei der Oberfinanzdirektion Stuttgart wurde ich aufgefordert, nach den Prüfungsbedingungen mindestens sechs Jahre im Wirtschaftsleben nachzuweisen. Davon mussten mindestens zwei Jahre auf Buchhaltungstätigkeit entfallen. Zwei weitere Jahre waren bei einem Steuerberater oder in leitender Stellung in der Wirtschaft zu belegen.

Zu Hause prüfte ich meine Zeugnisse und stellte fest, dass ich außer der vierjährigen Tätigkeit als Prokurist in der Sanitär-Großhandlung 3/4 Jahre als Betriebsprüfer beim Landesverband unterwegs gewesen war. Bei dieser Anstellung beschäftigte ich mich ausschließlich mit Buchhaltungen. Des weiteren war ich während meines Studiums als Teil-

zeitmitarbeiter in der Lohnbuchhaltung einer großen Baufirma angestellt. Meine Tätigkeit dort umfasste nur einige Tage am Monatsende. Wie hatte ich gestaunt, als mein damaliger Chef mir über die ganze Zeit ein schriftliches Zeugnis ausstellte! Er meinte damals, ein solches braucht man immer, wenn auch erst nach Jahren. Ich rechnete alle diese Tage meiner Anstellungen zusammen und kam tatsächlich auf genau sechs Jahre. Durch die Arbeit in der Lohnbuchhaltung der Baufirma wurde meine zweijährige Praxis in der Buchhaltung einwandfrei nachgewiesen. Die Zulassungsbeamten bei der Oberfinanzdirektion Stuttgart bezeichneten mich als „Wundermann“, denn meine verschiedenen Arbeitsverhältnisse erfüllten auf die Woche genau die vorgeschriebenen Zeiten.

Ich stellte den Antrag und wurde zur Prüfung in sechs Monaten zugelassen. Steuern und alles was damit zusammenhängt, war ja seit Jahren mein Hobby. Schon lange sammelte und studierte ich alles, was ich über dieses Thema erfahren konnte. Mir war klar, dass dieses Wissen nicht zu einer solchen Prüfung ausreichte. Die Oberfinanzdirektion erteilte zwar einen ausführlichen Vorbereitungslehrgang, den ich gerne absolviert hätte, aber die Unterrichtsstunden fanden ausschließlich an Wochentagen statt, und da musste ich in unserer Firma arbeiten.

Mit vielen anderen, denen es ähnlich erging, war ich sehr froh über einen Privatlehrer, der speziell für solche Kandidaten an mehreren Wochenenden einen sehr konzentrierten Unterricht abhielt. Ihm habe ich es zu verdanken, dass ich ohne Praxis in einem Steuerberatungsbüro die nötigen Kenntnisse erhielt, diese schwere Prüfung zu bestehen. Um den umfangreichen Stoff zu bewältigen, musste er im Eiltempo die Paragraphen mit uns durcharbeiten. Er betonte immer wieder, dass es bei der Prüfung auf Geschwindigkeit ankomme, denn es hätten sich über 200 Kandidaten angemeldet. Die Oberfinanzdirektion wolle aber nur 60 Bewerber zulassen. Aus diesem Grund seien die gestellten Aufgaben so schwierig gestaltet, dass sie in der zur Verfügung stehenden Zeit kaum gelöst werden könnten.

Unser Steuerlehrer empfahl, so viel wie möglich aus den Gesetzen auswendig zu lernen, um unter allen Umständen Zeit für die schwerer lösbaren Fragen zu verwenden. Auch nahm er mit uns die Aufgaben aus den Prüfungen der letzten zwei Jahre durch und ich erkannte, dass ich im Fach Bilanzberichtigung zu wenig Praxis hatte. Zum Glück konnte

man diesen Bereich sehr leicht auch theoretisch erlernen. So belegte ich dieses Fach mit Schwerpunkt. Das Umsatzsteuer-Gesetz umfasste damals nur 24 Paragraphen und das Einkommensteuergesetz nur 36. Diese lernte ich auswendig. Bei der gefürchteten mündlichen Prüfung bildete die sogenannte Abgabenordnung das vierte Hauptfach. Dieses Gesetz war sehr umfangreich und die meisten Paragraphen wurden durch finanzgerichtliche Urteile so ergänzt, dass ich in der kurzen Zeit nicht alles Wesentliche lernen konnte.

Das Ergebnis aller Prüfungsfächer bedeutete für mich eine große Überraschung. In Einkommensteuer, Umsatzsteuer und Bilanzberichtigung hatte ich jeweils mit „Sehr Gut“ abgeschlossen. Im Fach Abgabenordnung erlangte ich nur eine Drei. Mit der Ladung zur mündlichen Prüfung erhielt ich zudem die Mitteilung, dass ich von den 63 Prüflingen, die bestanden hatten, der Beste gewesen sei. Wegen der Vorbereitung zur mündlichen Prüfung nahm ich Rücksprache mit dem Privatlehrer. Nach seiner Auskunft konnte ich mich darauf nicht vorbereiten, da hier nur Fragen aus der täglichen Steuerberaterpraxis gestellt würden. Damit bestand für mich, der ich noch nie eine Steuerberatungspraxis betreten hatte, gar keine Möglichkeit, hier ein vernünftiges Ergebnis zu erzielen.

Unerschrocken erschien ich zur Prüfung und empfand es als nachteilig, dass die drei Prüfer ganz besonders scharf waren, mit mir über Fragen der neuesten Rechtsprechung zu diskutieren. Glücklicherweise redeten sie aus Versehen zuerst alle gleichzeitig. Dann stellte der Ranghöchste die Frage. „Was würden Sie tun, wenn sie eine landwirtschaftliche Buchstelle eröffnen müssten?“ Ich erklärte mit Nachdruck, dass ich dies auf keinen Fall tun würde, denn nur bei der Industrie könne man Geld verdienen. Sie zeigten sich über meine Antwort sichtlich erstaunt und baten mich, vor der Türe zu warten, da sie sich besprechen müssten. Als ich wieder hereingerufen wurde, erklärte man mir, dass sie zwar kein Verständnis dafür hätten, wie ich zu der neuen Rechtsprechung stünde. Da sie mich aber aufgrund meiner guten Zeugnisse nicht mehr durchfallen lassen könnten, und das Ergebnis der mündlichen Prüfung somit für mich keine Bedeutung mehr habe, verzichteten sie auf weitere Fragen. Ich hatte zu meiner eigenen Überraschung bestanden und war ab sofort amtlich zugelassener „Helfer in Steuersachen“.

Dadurch änderte sich nichts an meiner Tätigkeit in unserer Sanitär-Großhandlung. In der Zwischenzeit wurden zwei Handelsvertreter einge-

stellt, die hauptsächlich im süddeutschen Raum und im Schwarzwald unterwegs waren. Der Bodenseeraum und das ganze Schwarzwaldgebiet hatten sich zur Naherholungsregion für den Großraum Stuttgart entwickelt. Wir erhielten viele Aufträge von Privatleuten, die ihre Häuser umbauten und Ferienwohnungen einrichteten, für die sie Sanitäreanlagen benötigten. Neben meinen seitherigen Aufgaben in der Buchhaltung und Finanzierung kamen jetzt die Abrechnungen mit den Handelsvertretern und die Koordinierung der vielen Einzelaufträge sowie die Überwachung der ausgehenden Ladungen hinzu. In unserer Finanzlage änderte sich nicht viel. Zunehmendem Umsatzertrag standen die Aufwendungen für weitere Mitarbeiter gegenüber.

Überraschend kam ein Jahr nach meiner Zulassung von der Oberfinanzdirektion Stuttgart die Aufforderung, über die bisherige Tätigkeit als Steuerbevollmächtigter Rechenschaft abzulegen. Auf die Mitteilung, dass ich bisher nicht tätig war, wurde mir der Entzug der Zulassung angedroht, wenn ich nicht innerhalb eines Jahres mindestens vier Steuererklärungen für Mandanten nachweisen könne. So kam es, dass ich nebenher meist an den Sonntagen Jahresabschlüsse und Steuererklärungen erstellte. Für einen Malerbetrieb, eine Drogerie, eine Mühle und eine Flascherei konnte ich dem Finanzamt meine Tätigkeit fristgemäß nachweisen.

Ausstieg aus der Sanitär-Großhandlung

Das sechste Jahr meiner Tätigkeit als Prokurist hatte gerade begonnen als mein Chef erklärte: „Ich kann dir ab sofort nur noch das halbe Gehalt bezahlen, da ich mir ein zweites Reitpferd gekauft habe und sich meine Entnahmen dadurch steigern werden.“ Ich gab ohne Zögern mein Einverständnis, ab sofort nur noch vormittags in der Großhandlung tätig zu sein. Er war damit zufrieden – und ich empfand es als Gebetserhörung!

Für meine Frau und mich war dies ein klarer Fingerzeig. Sechs Jahre lang hatten wir darum gebetet, den richtigen Arbeitsplatz für mich zu finden. Nun konnte ich nachmittags Kunden für meine eigene Steuerberatung werben und war für dies sehr dankbar. Drei Monate später sollte unsere Firma eine eigene Sanitärausstellung in Stuttgart eröffnen. Ich kalkulierte, dass wir finanziell dazu nicht in der Lage seien und behauptete,

tete, diese Ausstellung könne kein Erfolg werden. Unser Verwandter kündigte mir ohne Zögern fristlos. Ich hätte kein Recht, seiner Geschäftsleitung ständig zu widersprechen. Mein sofortiges Ausscheiden war die Folge. Nun war ich frei und konnte in Ruhe mein eigenes Beratungsbüro aufbauen.

Die Anstellung und Tätigkeit in der Sanitär-Großhandlung hatte damit ein Ende gefunden und ich wurde ab sofort „Helfer in Steuersachen“. Rückschauend wird deutlich, dass ich genau zu dem Zeitpunkt selbstständig wurde, als durch das deutsche Wirtschaftswunder viele Menschen Unternehmen gründeten. Sie halfen mit ihren verschiedenartigen Fähigkeiten zum wirtschaftlichen Aufschwung und benötigten dringend einen Steuerberater. Alles passte wie ein Puzzle zusammen und wir konnten wieder einmal nur staunend für Gottes Führung danken.

Unser Sanitär-Großhändler verkaufte zwei Jahre später seine Geschäftsanteile und erwarb einen größeren Fabrikationsbetrieb in Schorndorf. Einige Jahre danach stand er in München bei Rot vor einer Ampel. Ein betrunkenen Fahrer verursachte einen frontalen Zusammenstoß. Unser Verwandter kam um sein Augenlicht. In der folgenden Not fand er zum Glauben an Jesus Christus! Als seine Frau einmal für mehrere Tage ins Krankenhaus kam, verbrachte er diese Zeit bei uns und wir erlebten mit ihm zusammen wunderschöne Stunden in unserem Heim. In tiefem Frieden mit Gott und den Menschen nahm unser Verwandter vor seinem Tod Abschied von uns.

Teil 3

Mein Leben bleibt abenteuerlich

Die Steuerberatung expandiert atemberaubend	372
„Freund“ Leo taucht auf ... Geschäfte, Sektparty, Damenwahl	388
Unsere glückliche Familie mit drei Kindern	395
In der Synode der Landeskirche	397
Eine verpatzte Landtagsnominierung für die CDU	399
Begegnung mit Freimaurem	402
Die „Steuerberater-Bibel“ und mein schwerer Irrtum	405
Das Autowunder für den Prediger	408
Die attraktive Handelsvertreterin	411
Zweimal 40.000 Mark „geschenkt“	413
Kein Blindtestat als „Christenpflicht“	415
Steuerehrlichkeit, Staatsmacht und der menschliche Ausweg	417
Ein Tankstellenbetrug ohne öffentliche Folgen	422
Der Kleider-Doktor – Schauspieler und Betrüger	423
Bekanntschaft mit zwei allzu Geschäftstüchtigen	426
Drei Lottogewinn-Episoden	431
Steuerliche „Machtergreifung“ der SPD	434
Männergespräche über Steuerehrlichkeit	439
Der Bauunternehmer und seine Rache am Finanzamt	442
Lieber angestellt sein statt Unternehmer	446
Die geniale Ärztin, der tüchtige Zahnarzt	448
Ein erfolgreicher Fondsvertreter wird Autoimporteuer	451
Besuch einer charismatischen Gemeinde	453
International erfolgreiche Busverkaufsfahrten	455
Spezial-Maschinenfabrik endet im Know-How-Transfer	458
Ganz alltägliche Begegnungen mit „Okkultismus“	461
Die Verpackung macht's	464
Die „Re“ und erschütternde Schicksale aus Ostpreußen	467
Amerikanische Soldaten und das Fräuleinwunder	470

Besondere Bewahrungen mit dem PKW.....	472
Die Soldaten des Paul von Lettow-Vorbeck	474
Ein frueherer SS-Offizier lasst Europa hinter sich	476

Die Steuerberatung expandiert atemberaubend

Mein bisheriges Tätigkeitsfeld in der Sanitär-Großhandlung besuchte ich nur noch vormittags, um andere in meine Aufgaben einzuarbeiten. In der übrigen Zeit konnte die eigene freiberufliche Praxis aufgebaut werden. Ich hatte vorher noch nie einem Steuerberater über die Schulter sehen und beobachten können, wie er seine beratende Tätigkeit gestaltet. In meiner Betriebsprüferzeit aber sammelte ich eine gewisse Erfahrung, wichtige Probleme und Schwachpunkte der Unternehmen schnell zu erkennen und dementsprechende Fragen zu stellen. Deshalb schaute ich hoffnungsvoll in die Zukunft. Trotzdem traf es mich hart, als ich kurzfristig meinen Arbeitsplatz in der Sanitär-Großhandlung endgültig aufgeben musste.

Aller Anfang ist schwer

Als Erstes überschlug ich unsere finanzielle Situation. Wir wohnten in einem wunderschönen eigenen Bungalow, den wir mit Schulden erbaut hatten. Die Belastung durch Zins und Tilgung betrug, trotz günstiger Finanzierung, ca. 9.000 DM jährlich. Nun benötigte ich dringend einen eigenen Volkswagen, den ich über die Bank finanzierte. Der Aufwand für die Büroeinrichtung war relativ gering. Auch der Aufwand meines Unterwegsseins und der Telefonkosten musste bedacht werden. Bei sparsamster Haushaltsführung rechnete ich mir aus, dass ich schnellstens einen Honorarumsatz von 25.000 DM bis 30.000 DM jährlich erreichen musste, um wirtschaftlich überleben zu können. Dann ließ ich mir eine Art Visitenkarte drucken, nach Art eines Arztrezeptes, mit Adresse und Telefonnummer und viel Platz für Notizen. Diese Kärtchen verteilte ich bei jeder Gelegenheit. Ich war viel unterwegs und meine Frau hatte neben ihrem Haushalt und den Kindern die zusätzliche Aufgabe, alle Telefonanrufe mit Namen und Telefonnummer aufzuschreiben, damit ich mich bei Interessenten sofort melden konnte.

Auf einer der ersten Fahrten entdeckte ich in Stuttgart-Vaihingen eine Tankstelle, die vor wenigen Stunden neu aufgemacht hatte. Als ich dort tankte, stellte ich fest, dass der Pächter gerade von einem Fachmann der BP, der Benzingesellschaft eingewiesen wurde. Selbstverständlich suchte ich sofort das Gespräch und übergab mein Kärtchen. Dabei stellte sich heraus, dass die BP-Gesellschaft gerade dabei war, im Raum Stuttgart 21 neue Tankstellen einzurichten! Der Berater war hocheifrig, als ich ihm anbot, für alle diese Tankstellen die Buchhaltung und die Ausarbeitung der monatlichen Umsatzsteuererklärungen zu übernehmen. Er übergab mir eine Liste aller Anschriften und verteilte an jeden der neuen Pächter mein Kärtchen mit Empfehlung. Jeder meiner neuen Mandanten erhielt einen Ordner, in dem die monatlichen Belege gesammelt werden mussten. Eifrig bemühte ich mich, den neuen Tankstellenpächtern buchhalterische Ordnung beizubringen. So ergaben sich viele Beratungsgespräche.

Mein Büro entstand in einem kleinen Zimmer zu Hause. Dort erledigte ich die Buchhaltungen der Tankstellen. Kurz darauf schon erhielt ich Aufträge von einer Drogerie, einer Schlosserei und einer Autoreparaturwerkstatt. Wenn der Anfang auch sehr mühsame Arbeit brachte, waren wir doch froh und glücklich über die Selbstständigkeit. Sehr dankbar bin ich heute noch für eine stundenweise Schreibkraft aus dem Nachbarhaus. Sie erwies sich als ungewöhnlich begabt und gewissenhaft. Daher konnte ich ihr sämtliche Büroarbeiten und sehr bald auch die Mandantenbuchhaltungen übergeben.

Wir starten durch

Bald erlebte ich die ersten außergewöhnlichen Beratungsfälle. Ein mir unbekannter Mann besuchte mich ganz verzweifelt, ohne Voranmeldung an einem Sonntag. Er bat um Überprüfung seines Einkommensteuerbescheides. Von seinen Eltern und verschiedenen Verwandten hatte er einige Mietwohnungsgrundstücke geerbt. Damit musste er neben seinen Lohneinkünften auch die Mieteinnahmen versteuern. Seine Einnahmen und Ausgaben hatte er peinlichst genau aufgelistet und dem zuständigen Finanzamt in Leonberg übersandt. Der Steuerbescheid, der ihm daraufhin zugestellt wurde, entsprach aber nicht seinen Angaben, sondern das Finanzamt hatte durch Zusatzschätzungen eine viel zu hohe Steuerabga-

be ausgewiesen. Auf seinen schriftlichen Einspruch kam ein schroffes Antwortschreiben des Finanzamtes. Darin hieß es, dass seine Einwendungen gegen den Steuerbescheid unerheblich seien. Wenn er nicht termingerecht bezahle, werde die Steuersumme durch den Gerichtsvollzieher eingezogen.

Ich ließ mir Vollmacht geben und besuchte tags darauf den zuständigen Sachbearbeiter beim Finanzamt in Leonberg. Der etwas ältere Finanzbeamte betonte, dass er sich in den langen Jahren seiner Tätigkeit vom Inspektor zum Steueramtmann emporgearbeitet habe. Es könne nicht sein, dass ein so junger, neu gebackener Helfer in Steuersachen einen Steuerbescheid anzweifle, den er erlassen habe. Die gültigen Steuergesetze hatte ich zum Glück in meiner Aktentasche. Ich versuchte, anhand der Einkommensteuer-Richtlinien ihn von der Rechtslage zu überzeugen. Empört erklärte er, dass für ihn seine Erfahrung und sein gesunder Menschenverstand maßgebend seien. Als ich erwiderte, dass alle Menschen vor dem Gesetz gleich seien, wurde er wütend. Ich ließ mich hinreißen zu der Behauptung: „Nur Verbrecher haben kein Gesetz.“ Da forderte er mich auf, sofort das Finanzamt zu verlassen.

Anstatt das Haus zu verlassen, besuchte ich einige Türen weiter seinen Vorgesetzten, den Direktor des Finanzamtes. Dieser empfing mich sehr entgegenkommend, denn er freute sich über die Begegnung mit einem jungen Steuerfachmann, wie er mich bezeichnete. Nach meiner Beschwerde veranlasste er augenblicklich die Änderung des falschen Steuerbescheides und mein Mandant bekam sein Recht.

In dem folgenden Gespräch klärte er mich über die Vergangenheit des deutschen Steuerrechts auf. Früher habe es nur eine sehr einfache Pauschalbesteuerung gegeben. Im Dritten Reich wurde dann die allgemeine Buchführungspflicht eingeführt, die es ermöglichte, eine objektive Gewinnbesteuerung durchzuführen. Vorher hatten nur Großbetriebe eine Art Buchhaltung. Die Handwerker und die Kleinbetriebe wurden nach amtlichen Richtlinien geschätzt und waren in gewisser Weise auf das Wohlwollen des zuständigen Finanzbeamten angewiesen. Sie wehrten sich, wenn sie unzufrieden waren, indem sie keine vollständigen Angaben mehr machten. Der Finanzbeamte, mit dem ich mich überwarf, war dies daher nicht anders gewohnt. Der Direktor meinte abschließend, die wichtigste Aufgabe der zukünftigen Steuerberater sei es, die mittelgro-

Ben Betriebe an eine durchschaubare buchhalterische Ordnung heranzuführen.

Einige Tage später bekam ich einen Anruf vom Amtsgericht Stuttgart. Ich wurde gebeten, die Konkursverwaltung einer chemischen Reinigung zu übernehmen. Der Konkursrichter hatte verfügt, dass dieser Fall wegen seiner vielen Kleinkunden von einem Steuerberater übernommen werden müsse. Irgendjemand auf dem Gericht hatte eines meiner Kärtchen erhalten und mich empfohlen. Nun wickelte ich diesen Konkurs ab. Vom Gericht wurde ein Gesamthonorar von 5.000 DM festgesetzt und an mich ausbezahlt.

Ermutigt meldete ich mich bei einem größeren Konkurs als Konkursverwalter. Der Richter schlug mir vor, einen Rechtsanwalt als Partner in meine Verwaltung mit einzubeziehen. Ich wählte den Anwalt, der mich früher einmal in den Prozessen mit der Interpol vertreten hatte. Er war sofort bereit, dieses Amt anzunehmen. Ich war fleißig mit der Abwicklung dieses neuen Falles beschäftigt, bemerkte aber, dass mein Partner gegen mich arbeitete. Die Art und Weise, wie er die auftretenden Probleme beurteilte, führte zu Meinungsverschiedenheiten und ich begriff, dass die Denkweise eines Anwaltes in vielen Dingen anders ist als die Überlegungen eines Steuerberaters. Kurz entschlossen legte ich dieses Mandat beim Amtsgericht nieder, denn ich wollte mich nicht streiten.

Unter den Tankstellenpächtern waren einige, die sich mit der neuen Ordnung, die ich ihnen beibrachte, sehr schwer taten. Der Berater der Tankstellengesellschaft erklärte mir spontan, wie zufrieden er mit mir sei. Er bewundere meine Geduld und Ausdauer. Beiläufig erwähnte er, ich sei doch früher in einer Sanitär-Großhandlung Geschäftsführer gewesen. Ihm sei zu Ohren gekommen, dass in Sindelfingen eine große Sanitär-Großhandlung kurz vor dem Konkurs stehe. Er wundere sich, wie dies bei unserem allgemeinen Wirtschaftswachstum passieren könne. Zuverlässig wisse er, dass sich der Stinnes-Konzern entschlossen habe, eine Sanitär-Großhandlung als nächsten Geschäftszweig zu eröffnen und er sei froh, dass dieser Konzern sich nicht auf das Tankstellengeschäft ausbreite.

Ein letzter Dienst

In der folgenden schlaflosen Nacht kam mir der Gedanke, dass mein Ex-Chef kurz vor dem Konkurs stehen musste, denn die Buchhalterin, die

nach mir seine Finanzprobleme bewältigen sollte, konnte dies nicht mit Erfolg leisten. Kurz entschlossen besuchte ich ihn und bat ihn um seine Erlaubnis, mit dem Stinnes-Konzern über eine Beteiligung zu verhandeln. Er war sofort einverstanden und ich meldete mich in seinem Auftrag beim Direktor des Stuttgarter Konzerns. Dieser erklärte, er sei an einer Zusammenarbeit interessiert mit der Vision, dass sich seine Firma an der bereits bestehenden Sanitär-Großhandlung in größerem Umfang beteilige. Mein Verwandter zeigte sich wie selbstverständlich einverstanden und dankbar für meine vorbereitende Tätigkeit.

Zur weiteren Prüfung bat der Direktor von Stinnes um Zusammenstellungen aller Umsätze der Sanitär-Großhandlung und um schriftliche Erklärung der weiteren Ausbaumöglichkeiten. Er interessierte sich für die Mitarbeiterstruktur, das Warenlager und insbesondere für meine Ideen zur Erweiterung des Großhandels. Ich erarbeitete sehr umfangreiche Zahlenaufstellungen und Vorschläge. Diese trug ich meinem Schwager vor und besprach sie ausführlich mit dem Stuttgarter Direktor und Vertretern der Stinnes-Hauptverwaltung. Die detaillierten Fragen des Konzerns kosteten mich viel Zeit. Nach etwa zwei Monaten intensiver Arbeit bestand Einigkeit darüber, dass der Stinnes-Konzern trotz der geringen Kapitaldecke der Firma einen Kaufpreis von 1,5 Millionen DM für 51 Prozent der Geschäftsanteile bezahle und alle Schulden der Großhandlung übernehme.

Die Einigung über dieses Vertragsangebot war am Freitagvormittag. Am Nachmittag hatte ich dann mit meinem Ex-Chef und seiner Frau die entscheidende Besprechung. Zu meiner Überraschung erklärte dieser kurz und bündig, er habe das von mir ausgearbeitete Angebot gar nicht nötig und wolle nicht weiter darauf eingehen. Ziemlich frustriert zog ich ab. Offensichtlich hatte ich mich über zwei Monate lang mit großem Einsatz umsonst bemüht. Am Sonntag darauf begegneten wir uns wieder. So ganz beiläufig erzählte er, dass er am Samstag nach unserer Besprechung die Stinnes-Zentrale besucht habe und nach dem Vertragsabschluss einen Scheck über 1,5 Millionen DM mit nach Hause nehmen konnte. Er hatte damit sein Ziel erreicht und ich spürte, wie stolz er war, Millionär zu sein.

Ich blieb etwas unglücklich zurück, aber meine Frau tröstete mich. Wir waren letztendlich im Frieden aus diesem Arbeitsverhältnis herausge-

kommen – Welch ein Geschenk! Dass ich geholfen hatte, den drohenden Konkurs zu umschiffen, war ja Christen-Pflicht. Für meinen Teil war ich alles in allem dankbar, denn mit der Steuerberatung hatte ich jetzt einen Beruf, der mir Freude bereitet. Es machte mich glücklich, anderen Leuten bei ihren Problemen zu helfen und dafür auch noch bezahlt zu werden. Wir betrachteten diese Lebensführung als eine große Gebetserhörung.

Rückblickend beschäftigte mich noch einiges. Damals vor Beginn meiner Tätigkeit in der Sanitär-Großhandlung hatten wir vertraglich festgelegt, dass ich zusätzlich zu meinem Monatsgehalt mit zehn Prozent am Gewinn der Firma beteiligt sein sollte. Das Monatsgehalt von 600 DM sollte sich jedes Jahr um 100 DM steigern. Unser schriftlicher Vertrag wurde bezüglich der Beteiligung nie gekündigt. Deshalb war er nach wie vor gültig. Bei näherer Betrachtung wäre der mir zustehende Gewinnanteil von zehn Prozent aus den letzten Jahren über 100.000 DM gewesen. Angenommen, mir hätten auch vom Verkaufserlös zehn Prozent zugestanden, so bestünde eine Forderung an meinen Partner von mehreren 100.000 DM. Nun aber ging ich leer aus.

Ich besprach dies mit meiner Frau. Sie war aber der Meinung, dass man in der Verwandtschaft nicht streiten solle und als Christ hätten wir die Aufgabe, auch diese Dinge Gott im Gebet hinzulegen. Wenn wir unsere Situation betrachteten, so hatten wir nur Grund zum Danken. Wir bewohnten ein eigenes, günstig finanziertes Haus. Mein Beruf versprach durch harte Arbeit und dicke Nerven genügend Geld einzubringen. So beteten wir miteinander und wurden uns einig, keine gerichtlichen Schritte zu unternehmen.

Etwa drei Wochen später wurde ich telefonisch zum Direktor der Käuferfirma, dem Stinnes-Konzern in Stuttgart bestellt. Dieser bedankte sich noch einmal für die Vermittlung in Sachen Firmenkauf, mit der er sehr zufrieden war, und forderte mich auf, die Rechnung für meine Tätigkeit an ihn zu übersenden. Als ich ihm erklärte, dass ich an meinen Verwandten keine Forderungen stellen wolle, war er sehr verwundert. Er sagte mir, dass die Rechtsabteilung seiner Firma eine Rechnung von drei Prozent des Kaufpreises von mir erwarte. Ich sei nach dem Maklergesetz, das auch für Steuerberater gelte, dazu berechtigt, für meine Tätigkeit eine Rechnung über 45.000 DM zu stellen. Diese würden als Unkosten von der neuen Firma übernommen, an der mein Ex-Chef mit 49 Prozent beteiligt

sei. Da ich trotzdem verzichtete, meinte er, ich solle wenigstens eine Rechnung über meine entstandenen Kosten stellen und wir einigten uns dann auf einen Betrag von 6.000 DM, den er mir sofort überwies.

Erste Großaufträge führen in die Unterwelt

Spät am Abend eines arbeitsreichen Tages klingelte das Telefon. „Hier spricht Christo Vesselinow. Ich brauche Sie dringend als Steuerberater. Kommen Sie bitte morgen früh um 10 Uhr zur Dresdner Bank in Stuttgart usw.“ Selbstverständlich war ich pünktlich zur Stelle. Im Besprechungszimmer wartete schon ein Rechtsanwalt. Auch er wurde genau wie ich am Abend vorher im Eilverfahren telefonisch bestellt. Dieser fragte mich, worum es eigentlich ginge, denn er wusste genau wie ich – einfach nichts. Eine Sekretärin führte uns gleich in das Büro des Bankdirektors. Dort standen wir unserem Auftraggeber Herrn Vesselinow gegenüber. Sehr gewandt erklärte dieser: „Hier ist mein Rechtsanwalt und mein Steuerberater und wir wissen, dass wir ein großes Geschäft abwickeln werden.“ Die Bankdirektoren waren offensichtlich begeistert und wir waren Zeugen beim Abschluss eines Kreditvertrages über 1,5 Millionen DM. Dann wurden wir sehr höflich verabschiedet. Der Rechtsanwalt hatte es eilig und bekam noch eine Visitenkarte mit der Adresse, an die er seine Rechnung schicken durfte und verschwand.

Mich lud Herr Vesselinow in ein Café auf der Königstraße ein. Jetzt erst hatten wir unsere erste Besprechung. Ich staunte nicht wenig. Er berichtete, seine Eltern seien Christen in Jugoslawien, deshalb gaben sie ihm den Namen Christo. Dies sagte er voll Stolz und betonte dabei, er sei ein Mensch, der immer nur Glück habe. Er kenne in Stuttgart alle wichtigen Personen. Durch seine guten Beziehungen habe er heute 1,5 Millionen DM „verdient“. Meine Aufgabe als Steuerberater sei nun, die Buchhaltung für einen neugegründeten Betrieb einzurichten, den er als treuhänderischer Geschäftsführer zu betreiben habe. Auf meine Fragen erfuhr ich, dass irgendwelche Ingenieure ein Bremsprüfgerät entwickelt hatten, das in dem zu prüfenden Auto angeschraubt wird und nach einer Schnellbremsung die Stärke derselben aufzeichnete. Er hätte in kürzester Zeit an fast alle Großstädte in Europa ein Mustergerät geliefert und er rechne nun mit erheblichen Verkaufsumsätzen. Im Marquardt-Bau beim

Stuttgarter Schlossplatz mietete er bereits ein Büro mit drei Räumen. Dorthin sollte ich am folgenden Tag zur Klärung weiterer Einzelheiten kommen.

Um 14:00 Uhr trafen wir uns in dem vornehm eingerichteten Chefzimmer. Herr Vesselinow überreichte mir als Erstes einen Scheck über DM 500 und erklärte mir, dass er ab sofort einen monatlichen Dauerauftrag in dieser Höhe für mich einrichten werde. Er zählte mir noch einmal seine vielen Geschäftsbeziehungen auf und versicherte, dass er mich auch an weitere Mandanten empfehlen werde. Dann musste er eilig zu einem Termin. Im Vorzimmer saß eine Sekretärin, die Werbeschriften für die neugegründete Firma versandfertig machte. Sie gab mir einen ganzen Ordner davon zum Durchstudieren.

Mein Interesse galt aber einem alten Buchhalter, der im Hinterzimmer eifrig an seinen Unterlagen arbeitete. Als ich mich vorstellte, wurde er unsicher, stand auf und ging zur Türe hinaus. Ich wartete längere Zeit geduldig, aber er kam nicht wieder. Einen Tag später rief mir die Sekretärin an, der Buchhalter sei krank und habe gekündigt. Nun musste ich mich schnellstens selbst um die Unterlagen meines neuen Mandanten kümmern. Zu meiner Überraschung stellte ich fest, dass es in der Firma keinerlei Ausgangsrechnungen gab. Man hatte bis jetzt nur kostenlose Muster geliefert. Trotzdem gab es einen umfangreichen Geldverkehr. Mit Erstaunen fand ich für jeden Tag endlos viele Überweisungen, die von der eigenen Bank zu anderen liefen und damit diesen Banken einen großen Verkaufsumsatz vortäuschten.

Auf diese Art und Weise hatte sich mein Auftraggeber, der treuhänderische Geschäftsführer, Herr Vesselinow, einen Bankkredit von 1,5 Millionen DM erschlichen. Die Bank hatte ihre ordnungsgemäße Sicherheit, da der tatsächliche Firmeninhaber die persönliche Haftung voll übernommen hatte. Er galt als gutsituiert, mit 50 Prozent an einer der größten Baufirmen Süddeutschlands beteiligt. Einige Tage später lernte ich den Chef meines Mandanten kennen und stellte ihn über diese üblen Manipulationen zur Rede. Er erklärte mir, dass er zu seinem Treuhänder volles Vertrauen habe. Herr Vesselinow, der bei diesem Gespräch dabei saß, freute sich über den Verlauf der Unterredung und erklärte, dass er mit mir sehr zufrieden sei. Deshalb habe er mich bereits an einen weiteren Großkunden empfohlen. Er gab mir dessen Anschrift und dazu auch gleich den für mich festgesetzten Besprechungstermin in der Woche darauf.

Stolperfallen in der Stuttgarter Altstadt

Die Adresse befand sich mitten in der Stuttgarter Altstadt. Mit schwarzem Anzug, weißem Hemd und Krawatte, und schwarzer Aktentasche, sah ich für dieses Milieu etwas zu amtlich aus. Die Damen, die mir im Hause begegneten, waren mir alle sehr unsympathisch. In dem Büro begrüßte mich ein freundlicher Herr, Pächter von acht verschiedenen Gaststätten im Stuttgarter Rotlichtviertel. Diese Betriebe, deren Einkünfte bislang geschätzt wurden, hatten von der Oberfinanzdirektion die Auflage erhalten, eine ordnungsgemäße Buchhaltung zu führen und monatlich Umsatzsteuererklärungen abzugeben. Eine peinliche Pause ergab sich in dieser Besprechung während der Begegnung mit der Chefsekretärin. Sie war geschminkt wie ein Ölgemälde, trug Minirock und einen tiefen Blusenausschnitt. Mein neuer Auftraggeber beobachtete mich genau. Als diese Frau wegging, meinte er lächelnd: „Das ist offensichtlich nicht Ihr Typ.“ Ich konnte dies nur bestätigen und er sagte dann: „Sie sind eben ein Mann, dem nur sportliche Frauen gefallen“, worauf ich ahnungslos nickte.

Nun äußerte er die Überzeugung, dass es besser sei, die Buchhaltung in einiger Entfernung von seinen Altstadtbetrieben durchzuführen. Er würde auch ein Büro im Marquardt-Bau mieten. Eine von ihm angestellte Sachbearbeiterin sollte immer nachmittags von 14:00 bis 16:00 Uhr dort arbeiten und entsprechend meinen Anordnungen ihre Tätigkeit durchführen. Ich war damit einverstanden.

Nach etwa vierzehn Tagen gab er mir Nachricht über das neu eingerichtete Büro im Marquardt-Bau. In zwei Räumen fand ich Büromaterial und alles Notwendige vor. Empfangen wurde ich von einer jungen Dame, die mir erklärte, sie sei von meinem Auftraggeber speziell zur Durchführung der Buchhaltung unter meiner Aufsicht eingestellt worden. Wir begannen sofort, alle Konten anzulegen. Sie hatte eine rasche Auffassungsgabe und war intelligent. Zwei Tage später hatte sie von allen acht Gastwirtschaftsbetrieben die Unterlagen gesammelt und wir begannen mit der Arbeit. Die Sache funktionierte zu meiner Zufriedenheit.

Ich war so ins Geschäft vertieft, dass ich ihr vermutlich gar nicht zuhörte, als sie mir beiläufig von ihrer wunderschönen, gemütlichen Wohnung erzählte. Beim dritten gemeinsamen Arbeiten beklagte sie sich

taktvoll, dass ich ihr gar nicht zuhöre. Auf meine erstaunte Frage behauptete sie, dass sie mich schon mehrfach persönlich eingeladen habe, doch anschließend ihre schöne Wohnung anzuschauen. Nach Gemütlichkeit stand mir aber nicht der Sinn. Ich musste noch meine verschiedenen Tankstellen abfahren und pflichtschuldig deren Buchhaltungen kontrollieren. Ahnungslos überlegte ich allen Ernstes, ob diese tüchtige Frau nicht auch Buchhaltungen in Heimarbeit für mich ausführen könnte?

Offensichtlich hatte auch sie sich Gedanken über eine engere Zusammenarbeit gemacht, aber auf ganz andere Weise. Beim nächsten Mal erledigten wir miteinander die Routinearbeit. Plötzlich erklärte sie mir, wie froh sie darüber sei, dass wir so unerwartet gut zusammenpassen würden. Ganz treuherzig und lieb erzählte sie dann, dass sie von unserem gemeinsamen Chef nicht nur die Aufgabe erhalten habe, mit mir die steuerlichen Angelegenheiten der Gaststättenbetriebe zu erledigen, sondern sie solle auch privat für mich ganz zur Verfügung stehen. Ich dürfe mit ihr in ihre Wohnung gehen und mit ihr alles machen, zu was ich Lust und Freude hätte. Sie sagte das so selbstverständlich und in ihrer mütterlichen Art sehr zutraulich.

Ich schwieg und vermutlich war mein Verhalten wieder anders, als sie es erwartet hatte. Im gleichen kameradschaftlichen Ton berichtete sie weiter, dass unser gemeinsamer Arbeitgeber, für diese Tätigkeit in Sachen Liebe mit mir, ein Sonderhonorar von monatlich 1000 DM und eine einmalige Prämie von 3000 DM für unser erstes Zusammensein vereinbart habe. Da ich keine Miene verzog, gestand sie ganz offenherzig: „Ich bin eine Edelhure und werde nur in Spezialfällen eingesetzt.“ Ich erwiderte darauf, dass ich weitere dringende Termine bei Kunden wahrnehmen müsse. Damit war meine Arbeit wie vereinbart um 16 Uhr zu Ende.

Aber zuerst setzte ich mich in ein Café, um in Ruhe nachzudenken. Von meinem Schock etwas erholt, suchte ich drei der neuen Anschriften auf. Dabei stellte ich fest, dass es sich um Nachtlokale handelte, die von 20:00 Uhr bis morgens 4:00 Uhr geöffnet waren. An den Eingängen waren Bilder von sehr dürrtüg bekleideten Damen ausgehängt. Jetzt wurde mir vollends klar, dass ich Steuerberater für die „Stuttgarter Altstadt“ geworden war. Nur ein Teil der eigentlichen Geschäftstätigkeit wurde buchhalterisch erfasst. Sicher waren es Kuppeleibetriebe, vielleicht mit Rauschgift- und illegalem Waffenhandel. Nur zur Tarnung hatte mein Auftraggeber das Buchhaltungsbüro im Marquardt-Bau eingerichtet.

Am Sonntag darauf besuchten wir die Bibelstunde in Aidlingen. Ich hoffte auf irgendeine deutliche Aussage für die Lösung meines Problems, aber ich wollte die neuen Aufträge nicht ohne weiteres verlieren. Ein Bibelvers aus dem 2. Korintherbrief, Kapitel 6, Vers 14 bewegte mich besonders: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen!“ War das die Aufforderung, dieses zweideutige Mandat niederzulegen? Die Entscheidung fiel mir wegen der guten Verdienstmöglichkeit schwer. Der Auftraggeber, der bereit war, größere Summen zu bezahlen, hatte mich kaufen wollen. In diesem Fall nicht nur mit Geld sondern mit Sex. Diesen Kunden so schnell wie möglich los zu werden, hatte absolute Priorität. Mit einem Einschreibebrief kündigte ich das Mandatsverhältnis mit sofortiger Wirkung.

Im Falle des Herrn Vesselinow glaubte ich noch, das Mandatsverhältnis mit gutem Gewissen weiterführen zu können. Die Firma machte zwar noch keine Umsätze. Meine Beratungstätigkeit an zwei Terminen in der Woche bestand im geduldigen Anhören der Berichte meines Kunden, der sich bemühte, weitere Vertretungen für Bremsprüfgeräte aufzubauen. Meine Bedenken, dass er mir die Kündigung des Mandates, bei dem Nachbarbesitzer übel nehmen könnte, hatte keine Berechtigung. Er empfing mich bei der nächsten Begegnung überfreundlich und überraschte mich mit der Mitteilung, dass er nun auch in Zürich wegen der großen Nachfrage eine Filiale gründen müsse. Zweimal in der Woche sollte ich diese besuchen. Er wolle mir für die weite Fahrt nach Zürich einen PKW stellen und das Benzin über seine Firma abrechnen. Da er wusste, dass ich nur einen Volkswagen fuhr, empfahl er einen Jaguar. Meine Frau solle bitte rasch ihre Lieblingsfarbe für das zu kaufende Auto bekannt geben!

Noch heute lacht meine Frau, wenn ich sie an diese Geschichte erinnere. Als ich ihr vom Jaguar erzählte, folgerte sie logisch: „Dein Mandant bekommt schon monatelang keinerlei Aufträge und nun will er Dir auch noch ein so teures Auto zur Verfügung stellen? Du hast Dich von der Fantasie des Herrn Vesselinow total anstecken lassen.“ In der Hoffnung, mein Büro schnellstens zu vergrößern, war ich blind geworden. Nach weiteren sechs Monaten war das Mandatsverhältnis beendet. Der Inhaber der Firma und Auftraggeber des Herrn Vesselinow musste als Bürge die riesigen Bankschulden bezahlen.

Jahre später berichtete mir einer meiner Mandanten die weitere traurige Geschichte der Altstadttaufträge. Ein Steuerberaterkollege, der vermutlich nach mir die ganzen Nachtlokale von Stuttgart übernahm, wurde wegen nachgewiesener Mittäterschaft in den dort üblichen Delikten zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Wie erleichtert war ich, dass ich auf diese lukrativen Unterweltaufträge rechtzeitig verzichtet hatte.

Gebet um die richtigen Kunden!

Am Sonntag danach wurde in der Bibelstunde des Aidlinger Diakonissen-Mutterhauses wieder ein Wort für mich wichtig. Im Psalm 1 wird verheißen, dass Menschen, die nicht auf dem Weg der Gottlosen bleiben und Gottes Wort als Quelle ihres Lebens ergreifen, Segen ernten:

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen noch tritt auf den Weg der Sünder noch sitzt, wo die Spötter sitzen, sondern hat Lust am Gesetz des HERRN und sinnt über seinem Gesetz Tag und Nacht! Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht. Und was er macht, das gerät wohl.“

Für mich war dies ein großer Trost, denn ich hatte durch meine Entscheidung, auf die Tätigkeit für zwielichtige Auftraggeber zu verzichten, die Hälfte meines Umsatzes verloren. Monatelang bemühte ich mich daraufhin erfolglos um neue Kunden. Aber wir beteten miteinander weiter um Aufträge, die zu mir passten! Zukunftssorgen, die immer wieder groß vor mir standen, waren unberechtigt. Gott sitzt im Regiment, auch wenn wir dies nicht sofort sehen.

Nach einem halben Jahr der Wartezeit geschah das Wunder! Ein großer stabiler Mann sprach mich in Stuttgart auf der Straße plötzlich an. Er wusste meinen Namen und freute sich über die Begegnung. Wie sich herausstellte, war es der damalige Scharführer der Reiter-Hitler-Jugend, der mir geholfen hatte, dass ich als Angehöriger des Hitlerjugend-Streifendienstes nicht bei den Schlägereien mit den Kommunisten mitmachen musste. Die Mitteilung über meinen Beruf quittierte er mit einem sofortigen Beratungsauftrag. Er betätigte sich als Handelsvertreter. Seine Aufträge erhielt er von der bereits auf Hochtouren laufenden Großindustrie und kassierte dafür horrendes Honorare. Doch darüber mehr im nächsten Kapitel.

Noch in der gleichen Woche stellte er mich einem seiner alten Kriegskameraden vor. Damit erhielt ich den Beratungsauftrag des damals größten Süßwaren-Großhändlers im süddeutschen Raum. Zu den gemeinsamen Bekannten meiner neuen Mandanten gehörten auch einige Pächter der größten Hotels und Gaststättenbetriebe im damaligen Stuttgart. Ich wurde der Berater des Hotels am Schlossgarten gegenüber dem Hauptbahnhof. Daraufhin übernahm ich das Mandat für die vornehme Gaststätte in der Innenstadt „Alte Kanzlei“ am Schillerplatz. Dieser Kunde empfahl mich weiter an den Pächter des Treffpunktes der Stuttgarter Prominenz, dem Hotel „Alte Post“ in der Nähe des Hauptpostamtes.

Sechs Monate nach Niederlegung meiner Beratung der Altstadtbetriebe hatte ich Aufträge, die mir Freude bereiteten und auf höchstem Niveau mehr Umsatz einbrachten, als die niedergelegten zwielichtigen Aufträge. Aber es ging noch weiter. Telefonisch wurde ich um einen Besuch in einer Großwäscherei in Korntal gebeten. Dort fanden zirka 250 Mitarbeiter ihre Arbeit. Der Vater meines neuen Auftraggebers war unerwartet verstorben. Er führte nach alter Tradition seinen Betrieb sehr autoritär und wurde von allen Mitarbeitern als Vater angesprochen. Sein Sohn arbeitete von früher Jugend an in allen Sparten der Großwäscherei praktisch mit. Die ganze Verwaltung aber, den Materialeinkauf, die Buchhaltung und den Geldverkehr bearbeitete vorher der Senior selbst. Kein Mensch außer ihm kannte sich hier aus. Niemand hatte Bankvollmacht. Sofort studierte ich die alten Unterlagen und organisierte die Neuanlage einer modernen Buchhaltung. Dann sorgte ich für die Einarbeitung der Ehefrau in die Verwaltungsangelegenheiten und die Lohnabrechnung. Dies alles, auch die Bewältigung des Zahlungsverkehrs, benötigte meine Anwesenheit an zwei Arbeitstagen jede Woche.

Als Büro nutzte ich weiterhin den kleinen Raum in unserem Bungalow in Döfingen. Dort arbeitete meine Schreibkraft nun ganztägig. Sie erledigte selbstständig die Buchhaltungen für alle Mandanten. Bald mussten wir das Dach ausbauen und gewannen noch 60 Quadratmeter Bürofläche dazu. Nach zwei Jahren suchte ich eine Nachfolgerin für meine bestens eingearbeitete Mitarbeiterin. Aus christlicher Nächstenliebe wollte sie ein soziales Jahr in einem Krankenhaus absolvieren. Ich fand eine gute Steuerfachgehilfin, die sehr selbstständig arbeiten konnte.

Zusätzlich stellte ich durch Vermittlung des Arbeitsamtes zwei junge Damen ein, mit denen ich einen Vertrag für die Ausbildung zur Steuerfachgehilfin abschließen konnte. Alles lief auf Hochtouren und zur Zufriedenheit unserer Mandanten.

Sieben goldene Jahre

Schon nach drei Jahren wurde klar, die Büroräume in unserem Wohnhaus reichten nicht mehr aus. Viele Mandanten hatten Bausparverträge gekauft, weil der Staat für eine Einzahlung von z.B. 3.600 DM dem Sparer eine Prämie von 400 DM schenkte. Zu dem Guthaben im Bausparvertrag mit 4.000 DM, das beim Bau oder Kauf ausbezahlt wurde, gab die Bausparkasse dann nach einer Wartezeit von zwei Jahren zusätzlich einen sehr zinsgünstigen Kredit in Höhe von weiteren 6.000 DM, zu 2,5 Prozent. Die meisten Bausparer hatten keine Bauabsichten und suchten deshalb einen Käufer für ihren Vertrag, um mit dem Erlös wieder neue abzuschließen und die Prämie zu erhalten. Mit den vielen zuteilungsreifen Bausparverträgen, die ich erwerben konnte, kauften wir in der Nachbarschaft einen weiteren Bungalow, der zum Bürohaus umfunktioniert wurde. Im Laufe von weiteren sieben Jahren stieg die Zahl meiner Mitarbeiter auf insgesamt sechzehn Beschäftigte. Damit wurde es auch in diesem Büro zu eng. In Sindelfingen am Goldberg bauten wir in viel Eigenarbeit ein Bürohaus mit Wohnung und zogen 1970 um.

Da ich nicht gerne mit dem PKW unterwegs war, beschränkte ich meinen Mandantenkreis von Anfang an auf Sindelfingen, den Kreis Böblingen sowie den Westteil von Stuttgart. Das Ergebnis war eine Vielzahl von Kunden auf engstem Raum. Mit insgesamt 36 Mitarbeitern hatte ich reichlich Mandanten in meiner laufenden Beratung.

Industriebetriebe:

- eine Reissverschluss-Maschinenfabrik mit ca. 600 Mitarbeitern,
- eine Werkzeugmaschinenfabrik mit ca. 300 Mitarbeitern,
- eine Maschinenfabrik mit 150 Mitarbeitern,
- eine Metalldrückerei mit 60 Mitarbeitern,
- eine Dreherei mit 30 Mitarbeitern,
- eine Brotfabrik mit zwanzig Mitarbeitern,
- drei Gießereien in verschiedenen Größen,

Großbetriebe:

eine Straßenbaufirma,
drei Druckereien,
vier Baufirmen,
zwei Dachdeckerbetriebe,
sieben namhafte Hotel- und Gastronomiebetriebe,
eine BMW-Vertretung,
eine VW-Vertretung,
eine Opelvertretung,
ein Süßwarengroßhändler,

Ladengeschäfte:

zwei Buchhandlungen,
eine Musikgerätehandlung,
zwanzig Apotheken,
vier Drogerien,
fünf Metzger,
drei Bäcker,
fünf Gemischtwarenhändler,
ein Schuhgeschäft,
ein Eisenwarengeschäft,
vier chemische Reinigungen,
fünfzehn Spielwarenläden,
drei Autovermietungen,
zwanzig Tankstellen,

Sonstige:

zwanzig Gaststätten,
zwanzig Handelsvertretungen,
sechs Bausparkassenvertreter,
drei Zahnärzte,
fünfzehn Ärzte,
fünf freie Ingenieure,
zehn Maler-Geschäfte,
fünf Elektrofirmen,
fünf Baufirmen,
drei Gipsergeschäfte,
ein Campingplatz,

Dazu kam eine schier endlose Zahl von Lohnsteuerjahresausgleichs- und Beratungskunden. Zusätzlich zu der üblichen steuerlichen Beratung nahm ich in großem Umfang Treuhandaufträge an.

Wie manch anderer Unternehmer hoffte ich, dass unsere Kinder und deren Ehepartner einmal mit mir zusammen tätig werden würden. Aus diesem Grund nahm ich keinen Teilhaber in mein Büro auf. Unsere ältere Tochter Christa machte bei uns ihre Ausbildung zur Steuerfachkraft. Sie wurde eine sehr gute Steuerfachgehilfin. Die jüngste Tochter Daniela ging noch zur Schule, zu jung, als dass ich hätte für sie planen können. Aber Gott führte uns ganz anders!

„Freund“ Leo taucht auf ... Geschäfte, Sektparty, Damenwahl

Zum ersten Mal war ich Leo bei der Reiterabteilung der Stuttgarter Hitler-Jugend begegnet. Ich war damals 15 Jahre alt. Als Scharführer hatte er etwa dreißig Mann unter sich. Er fühlte sich sehr geehrt, einen Scharführer des HJ-Streifendienstes zur Ausbildung“ in seinen Zug aufzunehmen, obwohl er ein Jahr älter und einen Kopf größer war als ich. Von seinem persönlichen Hintergrund wusste ich nichts. Ich begegnete ihm nur in der Dienstzeit bei der Reiterausbildung und ich kann mich nicht erinnern, dass wir uns einmal persönlich näher gekommen wären. Um so mehr wunderte ich mich, jetzt zwanzig Jahre später, von ihm mitten auf der Königstraße in Stuttgart mit meinem Namen angesprochen zu werden. Er erklärte mir: „Wir sind doch alte Freunde!“. Dabei hätte ich ihn keinesfalls wiedererkannt.

Er hatte von seinem verstorbenen Vater eine umfangreiche Handelsvertretung übernommen. Insgesamt sechs Vertreter besuchten Großindustriekunden. In seinem Büro arbeiteten weitere fünf Personen im Innendienst. Er vertrat namhafte Großfirmen der Metallindustrie und war ständig in ganz Deutschland und in der Schweiz unterwegs. Einmal berichtete er mir, dass er am Tag zuvor mit der Daimler-Benz AG in Sindelfingen Lieferverträge für die Ausrüstung eines neuen Automodells abgeschlossen hatte. Mindestens zehn Jahre lang würde er nun für dieses Fahrzeug die Schiebesitzführungen, eine Antriebskette im Motor, sämtliche Türenschlösser, die Glasscheiben, die Scheibenwischer und den Benzintank liefern. Ohne in Zukunft einen Finger zu bewegen, würde er allein durch die großen Umsätze der jetzt laufenden Aufträge jährlich mindestens 100.000 DM verdienen.

Freifahrtschein zum Himmel?!

Als ich ihm erzählte, dass ich in der Bibel lese, erklärte er mir, er habe dies nicht nötig. Er sei in der Kirche und zahle pünktlich seine Kirchen-

steuer. Als Gegenleistung hätte der Priester die Aufgabe, ihn in den Himmel zu bringen. Außerdem betonte er, dass er jedes Jahr einmal zur Beichte gehe. Anschließend ließe es sich wieder viel besser sündigen!

Wir hatten einen Beratungsvertrag abgeschlossen. Darin stand, dass ich seine Bilanz und die Steuererklärungen erledigen musste. Im Vertrag stand außerdem, dass ich jederzeit, wenn er in Not käme, als Berater zur Verfügung stehen müsse. Als ich dies unterschrieb, wusste ich natürlich nicht, was da auf mich zukommen würde. Im zweiten Jahr meiner Beratungstätigkeit bestellte er mich unter Berufung auf diesen Passus auf den kommenden Tag frühmorgens. Er verlangte, dass ich mit ihm nach München fahre. Er brauche mich dort beim Abschluss eines neuen größeren Vertrages als Handelsvertreter. Meine Ausrede, dass dies die Aufgabe eines Rechtsanwalts sei, ließ er nicht gelten und so begleitete ich ihn. Die Verhandlungen liefen glatt. Nach einem gemeinsamen Mittagessen konnten die Verträge unterzeichnet werden und wir stiegen in sein Auto in Richtung Heimat.

Etwa nach 500 Metern stellte er sein Auto mit einer Vollbremsung an den rechten Straßenrand und rief aus: „Hast du diese Frau nicht gesehen!“ Er sprang aus dem Auto und eilte in die Fußgängerzone. Ich sah, wie er dort mit einer langhaarigen Dame redete. Sie trug auffallend hellblonde Haare und sehr hohe Stöckelabsätze. Als er endlich ins Auto zurückkam, erklärte er, er müsse wegen dieser Dame unbedingt in München bleiben. Er brachte mich auf den Hauptbahnhof und ich konnte mit dem Zug nach Hause fahren.

Offensichtlich war bei diesem Vertragsabschluss meine Anwesenheit hilfreich, denn er wollte mich von da an öfters bei Neuabschlüssen dabei haben. Durch die Münchner Erfahrung gewitzigt, versuchte ich anlässlich der Fertigstellung der nächsten Jahresbilanz bei ihm eine Erhöhung meines Honorars durchzusetzen. Er wurde aber richtig wütend. Nach einiger Zeit einigten wir uns doch noch zu meinen Gunsten. Es war am Nachmittag eines heißen Spätsommertages. Deshalb sagte er zur Versöhnung: „Dann gehst du wenigstens mit in die Alte Kanzlei (eine bekannte Gaststätte im Zentrum von Stuttgart). Heute, zur Feier des Tages, werden wir nur Sprudel trinken.“ Er verstand darunter allerdings Sekt, was ich noch nicht wusste. Als er mich dann informierte, dass er sich dort mit Stuttgarter Geschäftsleuten treffe, hatte ich die Hoffnung, vielleicht neue Kunden zu bekommen. Deshalb ging ich mit.

Es wurde tatsächlich ein erfolgreicher Besuch. In dem Pächter der Alten Kanzlei fand ich einen Mandanten, der mir bis zur Aufgabe meiner Beratungspraxis treu blieb. Als mein Freund Leo verkündete, dass wir heute nur Sprudel auf seine Rechnung trinken werden, riefen die Anwesenden sofort weitere Freunde an und luden sie auch zum Fest ein. Nach zwei Stunden saßen dann über 30 Männer beieinander. Sie kannten sich alle und tranken ihren „Sprudel“, nämlich Sekt, auf Kosten des Gastgebers. Ohne besonderen Anlass wurde es ein riesiges Gelage. Als der Wirt um 23:00 Uhr verkündete, dass sein Sektbestand aufgebraucht sei, ließen diese Herren sich aber nicht verdrießen, sondern telefonierten ungeniert die Sektvertretung an. Bereits eine halbe Stunde später kam die Nachlieferung aus dem Hause Kessler in Esslingen.

Die einzige Frau im Raum, eine ältere Kellnerin, hatte ähnlich wie ich kein Interesse an der Verlängerung der Party. Zu meinem Glück bemerkte sie, wie ich heimlich verschwinden wollte. Sie wies mich daraufhin, dass hier in der Innenstadt die Polizei sehr wachsam sei und mit Sicherheit würden wir bereits beobachtet. Wenn ich das Lokal verließ, und zu meinem Auto ginge, würde ich sehr wahrscheinlich von einem Polizisten verhaftet. Dies geschehe in dem Moment, wenn ich meinen Zündschlüssel in das Zündschloss meines Autos steckte. Dann hätte ich meinen Führerschein für ein halbes Jahr wegen Alkohol am Steuer verloren.

Wie dankbar war ich für diesen Hinweis wie auch für die Einladung, mit ihr hinter der Theke ein gebratenes Hähnchen zu verspeisen. Nach dem Essen wurde es mir etwas besser. Die Unterhaltung mit dieser Dame war eine ganz neue Erfahrung und ich wurde hellwach. Sie erzählte mir, wie dankbar sie sei für den jetzigen Pächter der Gaststätte. Als „Altkellnerin“ sei sie wichtig für Stammgäste wie an diesem Abend. Sie sei so eine Art Beichtmutter. Mit fast jedem dieser Herren hatte sie in der Vergangenheit schon eine vertrauliche Aussprache. Als ich nach meinem Freund Leo fragte, lachte sie und sagte: „Der hat einen speziellen Beichtpriester und kennt nur blonde Puppen mit silberlackierten Fingernägeln.“ Nun wusste ich Bescheid.

Ein Blick aus der Türe zeigte mir einen Polizisten direkt neben meinem PKW. Ich zog mich schnell wieder zurück ins Haus. Zu weiterem Sektgenuss hatte ich nun wirklich kein Verlangen mehr. Nach Auskunft der Kellnerin sollte es mindestens bis morgens um 3:00 Uhr in voller

Stärke so weitergehen. Sie zeigte mir ein Nebenzimmer. Dort konnte ich mich für einige Stunden auf eine Bank legen. Nach einer kräftigen Tasse Kaffee startete ich bei Sonnenaufgang nach Hause. Auf den bereits belebten Straßen konnte ich nirgends mehr Polizei entdecken. Wieder hatte ich mit Leo eine überraschend lehrreiche Erfahrung gemacht.

Im alten VW zum Beichtvater

Aufmerksam beobachtete ich bei den weiteren Begegnungen alle seine Besonderheiten. In der Garage neben seinem Haus standen zwei große Mercedes-Personenwagen, mit denen mein Freund allein und bei ganz großen Strecken auch mit Chauffeur Kunden besuchte. Neben verschiedenen Gartengeräten war dort ein alter Volkswagen abgestellt. Ich fragte ihn, wozu er diesen halte. Die Antwort war für mich ungewöhnlich. Der über zehn Jahre alte VW hatte noch nicht viele Kilometer. Er erklärte mir, dies sei sein wichtigstes Fahrzeug, denn es sei sein Beichtfahrzeug. Jedes Jahr einmal fahre er mit diesem unscheinbaren Auto zu einem auswärtigen Priester.

Die Absolution für seine Sünden wolle er durch Beichte und Buße nach den Regeln der Kirche erfahren. Selbstverständlich bereue er dann seine Untaten. Damit seine Buße nicht so hoch ausfalle, habe er einen alten verschlissenen Anzug an und fahre mit diesem Auto zu seinem Beichtvater, der ihn schon gut kenne. Bei der Menge und der Art seiner Sünden würde es sonst zu teuer. Großzügig bot er mir an, dass ich mit seinem Volkswagen auch dorthin fahren könne. Er sei davon überzeugt, dass es sich anschließend wieder viel besser sündigen ließe, wenn man zwischendurch eine Absolution erhalten habe. Diese neue Erklärung hat mir dann tatsächlich die Sprache verschlagen. Sehr lange musste ich über ihn und seine Kameraden nachdenken, die ich an jenem Sektabend kennen gelernt hatte.

Blondinenideal

Das letzte, sonderbare Erlebnis geschah, als ich wieder zu einem Termin bestellt wurde. Bei meiner Ankunft kam seine Sekretärin aus dem Büro und erklärte mir, er hätte überraschend wegfahren müssen und auf Wunsch seiner Frau sei der Termin mit mir nicht abgesagt worden. Seine

Frau erwarte mich oben in der Wohnung. Im Wohnzimmer saß die Dame des Hauses. Überrascht stellte ich fest, dass dort für uns beide ein wunderschöner Mittagstisch gedeckt war. Sie saß mir gegenüber mit einer riesigen, toupierten, blonden Frisur, geschminkt nach allen Regeln der Kunst. Die gepflegten Hände lagen auf dem Tisch mit langen, silberlackierten Fingernägeln. Das Kleid hatte einen tiefen Brustausschnitt. Vermutlich habe ich diese Frau mit großen Augen angesehen. Als ich gerade überlegte, ob ich aufstehen und schnell verschwinden soll, kam sie mir zuvor mit der Bitte, unbedingt zu bleiben. Sie sagte, ich dürfe mich nicht von ihrer äußeren Erscheinung irritieren lassen, denn ihr Mann habe ihr diesen Aufzug vorgeschrieben. Sie habe keine anderen Kleider, und wenn sie nicht gehorche, würde er sie verprügeln. So blieb ich schweigend sitzen und erfuhr eine ungewöhnliche Geschichte.

Als ich Leo damals im Krieg kennen lernte, war er etwa 17 Jahre alt, ein großgewachsener, etwas schüchterner junger Mann. Wir wurden damals sexuell nicht besonders aufgeklärt. Man war der Meinung, dass sich dies alles so wie in den früheren Generationen von selbst ergeben würde. Seine Frau berichtete mir nun über Leo's Werdegang.

Sein Vater hatte extrem viel Erfolg mit Handelsvertretungen. Nach dem Krieg wollte er seinen damals etwa 20-jährigen Sohn und Nachfolger, nach dem Abitur, in das große Leben einführen. Neben dem etwas schüchternen Auftreten störte ihn dessen schamvolle Zurückhaltung gegenüber Frauen. Sicher glaubte er, dass hier die Hauptursache für die vermeintlichen Verhaltensstörungen seines Sohnes lag. Er selbst war ein weltgewandter Mann, der bei seinen vielen Reisen in den verschiedenen Großstädten vermutlich auch manche engere Beziehung zu Frauen unterhielt. Nach dem Schulabschluss nahm er seinen Sohn mit auf die Reise. In einer Großstadt lebte eine Bekannte, die er dafür bezahlte, dass sie seinen Sohn aufkläre. Bei dieser Frau musste Leo nun 14 Tage wohnen. Ihr war die Aufgabe übertragen worden, ihn in alle möglichen sexuellen Praktiken einzuführen. Sie tat es offensichtlich mit großem Erfolg. Denn er wurde danach zu einem brauchbaren, sehr erfolgreichen Handelsvertreter für die Großindustrie.

Als Nebenwirkung aber stellte sich eine Besonderheit heraus. In seinem Unterbewusstsein gab es ab sofort nur einen Frauentyp, der dem Erscheinungsbild dieser ersten Dame entsprach. Sie musste also unbe-

dingt eine volumige, blonde Frisur haben, schlank sein und auf Stöckelabsätzen stolzieren. Ihre langen, silberlackierten Fingernägel musste sie stets zur Schau tragen. Leo's Frau erzählte traurig weiter, dass ihr Vater mit anderen Kollegen am Stammtisch eine Wette abgeschlossen habe, die er gewann. Er erhielt einen Betrag von 50.000 DM dafür, seine Tochter für ein Experiment zur Verfügung zu stellen. Ihre Haare wurden hellblond gefärbt und hochtoupirt. Ihre langen Fingernägel entsprechend hergerichtet und silbern lackiert. Zu einer festlichen Veranstaltung kamen alle an der Wette Beteiligten und noch einige Gäste als Schiedsrichter. Das Wetthonorar wurde schon nach der ersten Begegnung fällig. Es zeigte sich sofort, dass die hergerichtete junge Dame ideal als zukünftige Frau zu Leo passen würde.

Die Stammtischfreunde kamen kurz darauf zu der großen Hochzeitsfeier und die Freude war riesig. Leo richtete einen mustergültigen Haushalt mit Haushälterin und Köchin ein. Seine Frau durfte nichts arbeiten. Der Chauffeur brachte sie zweimal in der Woche zum Friseur, zur Kosmetikerin und zur Pflege ihrer Hände. Sie war Tag und Nacht seine Sexspielerin. Anfangs nahm er sie mit auf die Reise. Als das erste und dann das zweite Kind kam, musste sie als Mutter zuhause bleiben. Ihr Leben änderte sich aber in keiner Weise. Sie lebte nun schon fast zehn Jahre wie in einem vornehmen Gefängnis. Stets umgeben von Köchin und Haushälterin. Die Woche war von ihrem Mann in bestimmte Termine bei Friseur, Kosmetikerin, Schneiderin usw. eingeteilt. Ich musste ihr versprechen, mit niemand darüber zu reden. Wenn ich aber irgendeine Möglichkeit sähe, ihr zu helfen, sollte ich ihr Nachricht geben. So gingen wir auseinander. Ich war erschüttert und ratlos.

Zwei Wochen später fuhr ich mit meiner Frau nach Übersee in Urlaub. Kurz vor der Rückreise erreichte mich der dringliche Anruf von Leo. Sein Chauffeur holte mich am Flughafen zur Besprechung bei einem Rechtsanwalt ab. Dort erfuhr ich einen traurigen Sachverhalt. Wie üblich besuchte mein Freund mit seiner Frau ein Sommerfest des Tennisclubs. Bei der großen Tanzparty verschwand sie plötzlich. Mit einem anderen Mann, den sie dabei kennen lernte, hatte sie für immer das Weite gesucht. Trotz großem Polizeieinsatz konnte man keine Blondine finden. Sie meldete sich dann etwas später bei der Polizei. In der Rechtsanwaltskanzlei erschien an diesem Tag eine sportlich-schlanke Frau mit brau-

nem Bubikopf und kurz geschnittenen, nicht lackierten Fingernägeln. Sie trug Sportschuhe anstatt hoher Absätze. Als Leo sie sah, weinte er bitterlich, denn er konnte in ihr nicht mehr seine Frau erkennen. Im gegenseitigen Einvernehmen wurde die Ehe geschieden.

Unsere glückliche Familie mit drei Kindern

Nachdem unser kleiner Sohn sich weiter als Fastenkünstler auszeichnete, machten wir uns sorgenvolle Gedanken bei der Geburt des zweiten Kindes. Kurz vor meinem Ausscheiden aus der Sanitär-Großhandlung erblickte ein gesundes Töchterchen das Licht der Welt. Sie aß mit Freuden mehr als geplant und war wie Reinhart ein lachender Sonnenschein. Sie gedieh prächtig. Auch unser Sohn freute sich herzlich an seiner kleinen Schwester Christa. Später zeigte sie sich als ein liebes, unkompliziertes, typisches Mädchen. Reinhart benahm sich ritterlich zu ihr. Sehr erfreute er uns mit seiner wachen Art, die sich für alles um ihn herum interessierte. Einmal faszinierten ihn die zarten Zappelfingerchen des Babys so sehr, dass er diese in alle Richtungen ausprobieren wollte. Als er erfuhr, dass die kleinen Gliedmaßen abbrechen könnten, meinte er zuversichtlich: „Dann kaufen wir eben neue Finger!“

Rückschauend erkenne ich schuldbewusst, dass mich das Büro übermäßig in Anspruch nahm, und mir dadurch viel zu wenig Zeit für unsere Kinder blieb. Büro und Wohnung befanden sich zum Glück unter einem Dach. Trotz allem Zeitdruck war die Familie bei den gemeinsamen Mahlzeiten meist vollzählig. Das Tischgebet war uns selbstverständlich. Abends erklangen mit Haustochter und Sekretärin vierstimmige Lieder. Ich erinnere mich mit Freuden auch an die schönen Wochen der gemeinsamen Urlaube und an die Unterhaltungen mit Sohn und Töchtern. Reinharts überdurchschnittliche Intelligenz war offensichtlich, manchmal fehlte aber die Freude am Lernen. Meine Frau brachte den 14jährigen an eine Sprachschule für Ausländer in das frühere Haus des Schriftstellers Rudyard Kipling nach Burwash/Südengland. Dort waren Jungen aus aller Herren Länder bestrebt, ihr Englisch zu perfektionieren. Er entdeckte seine Freude an der englischen Sprache und ab sofort hatte er mehr Ehrgeiz beim Lernen.

Ich staunte später über seine Fähigkeit, genau abzuschätzen, was an Fleiß notwendig war und die Zeit so einzuteilen, dass er sein Abitur ohne

großen Aufwand mit befriedigendem Zeugnis abschloss. Nebenher verblieb ihm noch ausgiebig Zeit das Freibad zu besuchen. Der Klassenlehrer beurteilte es als Phänomen, dass ein Schüler mit so genau kalkulierten Anstrengungen seine gesteckten Ziele erreichen konnte. Auch später während der Bundeswehr-Ausbildung fiel er bereits bei der ersten Eignungsprüfung durch seinen hohen Intelligenzquotienten auf, was ihn mit Stolz erfüllte.

Unser drittes Kind, wieder eine gesunde Tochter, wurde geboren, als wir in Döffingen wohnten. Wir waren übergücklich. Jeden Morgen war es für mich das Erste und spät am Abend das Letzte, an Danielas Bettchen zu stehen. Mir ist lebhaft vor Augen, wie sie sich immer freute und mit bezauberndem Lächeln rief: „Mapa-Pama!“ statt Mama und Papa.

In der Synode der Landeskirche

Am Anfang unserer Ehe hatten meine Frau und ich immer in aller Frühe miteinander gebetet. Meine Beratungstätigkeit bekam wie geschildert größere Ausmaße. Für mich als Frühaufsteher lag es daher nahe, meistens um 4:00 Uhr in meinem Büro als Erstes die wichtigen Briefe ungestört zu diktieren. Schon beim Aufwachen dachte ich über meine Probleme nach und fand fortan keine Ruhe mehr, mich auf Gottes Wort in der Bibel zu konzentrieren. Deutlich empfand ich, wie ich mich zum „Namenschristen“ veränderte, für den Gottes Wort und Jesus Christus nicht mehr den ersten Platz im Leben einnahmen.

Döffingen, unser kleines evangelisches Dorf, in dem wir wohnten und in dem ich mein Büro betrieb, bekam einen christusgläubigen Pfarrer. Da meine Frau auch Kinderstunden hielt und sich sonst immer wieder gemeinsame Interessen zeigten, wuchs ein freundschaftliches Verhältnis zu der Pfarrfamilie. Auf Wunsch unseres Pfarrers wurde ich Kirchengemeinderat. Sehr gerne hörte ich sonntags seine Predigten. Auch erinnere ich mich lebhaft an die Mesnerin, die mir eines Sonntags erklärte, seitdem ich zur Kirche komme, seien nicht nur von dem hier ansässigen Arzt ein Fünf-DM-Geldstück in der Opferkasse sondern auch von mir noch eines. Als ich nachfragte, erfuhr ich, dass die Einheimischen nur Fünf- und Zehn-Pfennig-Stücke einwarfen.

Nachdem ich in Sindelfingen und Böblingen durch meine Steuerberatung viele Bekannte bekam, brachte es unser Pfarrer fertig, mich für die Synode zu empfehlen. Dies ist ein den Kirchengemeinden übergeordnetes parlamentarisches Gremium der Landeskirche. Tatsächlich wurde ich auch nach Stuttgart entsandt. Es gab vorher keine Wahlveranstaltungen. Ich wurde einfach gefragt, ob ich einverstanden sei, in der Synode tätig zu werden.

Die erste Sitzung hat mich dann allerdings geschockt – und es wurde nicht besser. Vor oder nach der Arbeit gab es kein Gebet, kein Lied, auch keine biblische Andacht. Die Herren, die sich hier trafen, waren geistlich

offenbar in verschiedene Gruppen aufgespalten. Sie hatten wiederholt heftige Meinungsverschiedenheiten, die nicht wirklich ausgetragen oder beigelegt wurden. Der Tonfall in den Besprechungen war entsprechend angespannt. Die Materie war für mich neu und ich blieb ein passiver Zuhörer. Nach und nach wurde mir bewusst, dass ich zur Lösung der in der Synode aufgeworfenen Probleme nichts Helfendes beitragen könnte.

An fünf Sitzungen nahm ich teil, immer wieder in der Hoffnung, in irgendeiner Weise meine persönliche Aufgabe zu erkennen. Schließlich habe ich mich nach etlichen Monaten ernüchert aus der Synode zurückgezogen.

Eine verpatzte Landtagsnominierung für die CDU

Angesichts des straff organisierten Berufsalltags hielt ich es für ungeeignet, in einer Partei tätig werden zu können. Von meiner Art her bin ich auch viel zu offen und zu undiplomatisch, um Politiker zu sein. Durch einen Mandanten, der ein bekanntes und begeistertes Mitglied der CDU war, wurde ich aber nachdrücklich auf die Christlich-Demokratische Union Deutschlands hingewiesen. Er meinte, es sei unsere Christenpflicht, beim Aufbau von Nachkriegs-Deutschland tatkräftig mitzuhelfen. Mit ihm zusammen nahm ich an etlichen Veranstaltungen der CDU im Kreis Böblingen teil und war nicht wenig überrascht, als eine größere Gruppe von Parteimitgliedern mich für die Wahl in den Stuttgarter Landtag vorschlug.

Es fiel mir sehr schwer, mein Einverständnis zu geben, denn ich erkannte deutlich, dass ein Freiberufler erhebliche Nachteile hinnehmen musste, wenn er sich für eine Partei einsetzte. Ich machte mir auch keine Hoffnung, dass die Tätigkeit im Landtag für mein Büro vorteilhaft sein und zusätzliche Aufträge bringen könne. Landtagsabgeordnete, die ich kennen lernte, hatten vergleichbare Probleme nicht. Viele, mit denen ich sprach, waren Beamte. In der Verwaltung oder als Lehrer hatten sie eine gesicherte Position. Wenn sie nach ihrer Parteitätigkeit in den normalen Beruf zurückkehrten, waren sie angesehene, gemachte Leute mit entsprechenden Aufstiegschancen.

Wieder einmal an einer wichtigen Weichenstellung meines Lebens wurde mir der Weg durch die weitere Entwicklung klar gewiesen, wofür ich sehr dankbar bin. Bei der Diskussion über Gewerkschaften, Entwicklungen am Arbeitsmarkt, Besteuerung der Kleinverdiener und über die Fragen der Sozialversicherung musste ich schmerzvoll erkennen, dass meine praktischen Erfahrungen als Steuerberater nicht in das Wunschbild der CDU-Parteimitglieder passten.

Auf Rückfrage berichtete ich über einige Missstände im deutschen Steuerrecht. Als beispielsweise auffällig bezeichnete ich Lohnabrechnun-

gen für die vielen Arbeiter in einer größeren Baufirma. Unsere Steuergesetze waren für die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung aufgebaut. Ein normaler Arbeiter im Baugewerbe und auch in vielen Handwerksbetrieben hatte im Laufe der Monate einen schwankenden Arbeitslohn. Beim Lohnsteuerjahresausgleich wurde dem insofern Rechnung getragen, als man der Besteuerung den Jahreslohn zugrunde legte, um vorübergehende Nachteile der teils zu hohen Progression in der monatlichen Steuertabelle auszugleichen. Die Überzahlungen wurden deshalb im Lohnsteuerjahresausgleich vom Finanzamt zurückbezahlt.

Dies führte zu einer großen Bevorzugung vieler ausländischer Gastarbeiter, die ab November bis März des folgenden Jahres oder auch länger, in ihre Heimat zurückkehrten. Bei einer Besteuerung nach dem gesamten Jahreslohn waren die meisten steuerfrei. Ihre sechsmonatige Tätigkeit ergab einen geringeren Jahreslohn als bei ihren deutschen Kollegen. In einer Diskussion schlug ich deshalb vor, bei ausländischen Gastarbeitern die Lohnsteuer nach dem Monatslohn und nicht nach dem Entgelt eines Jahres abzurechnen. Damit würden sie ihren deutschen Arbeitskollegen gleichgestellt.

Eine weitere Problematik ergab die Gesetzgebung des Kindergeldes, das vom Finanzamt den Betrieben zur Weitergabe an die Arbeitnehmer ausbezahlt wurde. Ich erlebte, wie ausländische Gastarbeiter alle möglichen Kinder aus ihrer Verwandtschaft rechtsgültig adoptierten, um durch die ihnen zustehenden Kinderfreibeträge lohnsteuerfrei zu werden. Zusätzlich erhielten sie das ihnen nun zustehende Kindergeld bar ausbezahlt. In der Praxis bedeutete dies, dass in einer von mir betreuten Baufirma, die viele Ausländer beschäftigte, bald alle Gastarbeiter sehr kinderreich waren. Einer zeigte sich besonders tüchtig. Er hatte nach der Winterpause plötzlich 21 Kinder und bezog jetzt monatlich mehrere 1.000 DM Kindergeld aus der deutschen Staatskasse.

Meine Bemühungen, dies den Parteifreunden als Missbrauch darzustellen, führte zu lautstarkem Ärger. Sie bezeichneten mich als einen Ausländerhasser, der sich grundsätzlich gegen die Gastarbeiter stellen würde. Ich versuchte weiter zu erklären, dass durch die Gleichstellung der Lohnsteuer die Mehreinnahmen des Staates dazu verwendet werden könnten, entsprechend hohe Freibeträge für geleistete Überstunden an die deutschen Arbeiter zu geben. Nach meiner Erfahrung wollten diese oft ungern Überstunden leisten, da der Mehrverdienst und auch die

Überstunden- und Nachtzuschläge voll in die Progression der Lohnstauertabelle fielen. Der Ausweg vieler Arbeiter führte eher in die abendliche Schwarzarbeit. Nach meiner Erfahrung gab es bereits größere private Zusammenschlüsse, die in der freien Zeit am Freitagmittag, an den Samstagen und auch sonntags ganze Kolonnen mit Schwarzarbeitern organisierten.

Die Diskussion endete in einer hasserfüllten Atmosphäre und mit der Erklärung des Vorsitzenden, dass man so einen Ausländerfeind wirklich nicht in den Landtag wählen könne. Diese Niederlage betrückte mich überhaupt nicht. Aber die mehrheitliche Einstellung der kurzsichtigen Partei-„Freunde“, die sich fürchteten einer unangenehmen Tatsache ins Auge zu sehen, stimmte mich nachdenklich. Sie waren nicht bereit, sich offensichtlichen Missständen wirkungsvoll zu stellen, weil sie Sorge hatten, dadurch unpopulär zu werden.

Wie viel Schaden mag unser Land in den letzten Jahrzehnten durch opportunistisches Verhalten gewählter Politiker erlitten haben!?

Begegnung mit Freimaurern

Eine Druckerei im Zentrum von Stuttgart war in Familienbesitz. Drei Brüder pflegten miteinander ein bestes Verhältnis und betätigten sich in der Firma mit vollem Einsatz. Gespräche über steuerliche und wirtschaftliche Probleme führten wir meist nach Feierabend, um ungestört beraten zu können. Meistens saß auch der greise Vater, der vor vielen Jahren die Firma gründete, hoch interessiert aber schweigend dabei. Auf Nachfrage erfuhr ich, dass er vor Jahren aus einer Freimaurerloge ausgetreten sei und seine Firma auf deren Verlangen an die drei Brüder übertragen hatte. Seither verhalte er sich völlig schweigsam, obwohl er, trotz seines hohen Alters, noch voll geschäftsfähig wäre.

Überraschend starb er im Winter darauf an einer schweren Grippe. Bei der Beerdigung beobachtete ich eine Gruppe von Männern, die sich für mich sehr fremdartig verhielten. Es handelte sich um seine früheren Logenbrüder. Einer von ihnen sprach mich direkt an. Als er erfuhr, dass ich steuerberatend tätig sei, bat er um meine Anschrift und besuchte mich tags darauf. Er war Inhaber eines Elektro Einzelhandels, der in der Königstraße von Stuttgart ein Ladengeschäft betrieb und auch größere Aufträge für die Industrie ausführte. In den folgenden Gesprächen stellte ich fest, dass er in den vergangenen Jahren erhebliche wirtschaftliche Probleme zu bewältigen hatte. Seine Mitgliedschaft in der Loge aber war der Schlüssel für seinen jetzigen Aufschwung. Nebenbei brachte ich zum Ausdruck, dass ich auch andere Logenbrüder gerne beraten würde.

Durch seine Empfehlung war ich kurze Zeit darauf zur Veranstaltung einer Freimaurerloge in Stuttgart eingeladen. Ich hatte den Eindruck, dass es sich um einen besonderen Gästeabend handelte. Jedenfalls bemerkte ich einige Personen, die offensichtlich ihre besondere Aufmerksamkeit auf mich gerichtet hatten. Manche Verhaltensweisen und Rituale waren sehr fremdartig und haben mich sehr abgestoßen. Zu meiner Überraschung bekam ich am Ende der Veranstaltung die schriftliche

Einladung zu einer Art Aufnahmeprüfung und Vorbesprechung für meinen Eintritt in die Loge.

Am vorgeschriebenen Termin wurde ich freundlichst in einen halb abgedunkelten Raum geleitet. Der Tisch war mit einem Leuchter und brennenden Kerzen geschmückt. Dort saßen sieben Herren. In einigem Abstand an der Breitseite des Tisches durfte ich auf einem Sessel mit einer hohen Lehne Platz nehmen. In der Mitte saß der Vorsitzende. Sein Sessel hatte eine höhere Lehne als die andern. Rechts und links saßen je drei Herren. Das Ganze erinnerte mich lebhaft an mein Erlebnis beim Kriegsgericht. Es war aber eine noch gespenstischere Umgebung. Sie machte mich sofort hellwach. Als der Vorsitzende das Wort ergreifen wollte, trafen sich unsere Blicke. Er schwieg erschreckt. In der Zwischenzeit konnte ich jedem der Anwesenden in die Augen schauen. Ein merkwürdiger Widerstand baute sich in mir auf und viele Gedanken schossen mir durch den Kopf.

Hier spürte ich nicht eine tödliche Härte wie damals bei der SS. Irgendwie berührte mich jedoch eine fremde Macht, die in mir zunehmende Abwehr wachrief. Nach einer längeren Stille des inneren Kampfes, als sich meine Augen wieder mit denen des Vorsitzenden trafen, ließ dieser verlauten: „Wir sind zusammengekommen, um zu prüfen, ob wir Sie als Maurer in unsere Loge aufnehmen können. Aber ich habe den Eindruck, dass nicht wir Sie prüfen, sondern dass Sie uns examiniert haben. Deshalb würden wir gerne das Ergebnis Ihrer Überlegungen erfahren!“

Ich schoss spontan los: „Mit Ihnen will ich nichts zu tun haben!“ und stand auf. An der Türe hinter mir stand ein Mann, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Er öffnete diese wortlos und ich verließ schnell das Haus. Wie ein Flüchtender fuhr ich mehrere Kilometer weiter und hielt auf einem Parkplatz an, um mich zu beruhigen. Ich war entschlossen, diesen Leuten nie wieder zu begegnen. Um über diese Angelegenheit nicht weiter nachdenken zu müssen, stürzte ich mich in meine übliche Arbeit.

Einige Wochen später erreichte mich spät am Abend ein privater Anruf der Sekretärin meines neuen Kunden, des Elektrohändlers. Sie teilte mir mit, dass ihr Chef nach erheblichen Meinungsverschiedenheiten mit den Freimaurern Selbstmord beging. Mein Besuch anderntags in der Königstraße scheiterte, denn ein fremder Herr, der offensichtlich die

Leitung des Betriebes übernommen hatte, erklärte mir barsch, mein Mandat sei gekündigt. Er verbot mir ausdrücklich, die Geschäftsräume zu betreten.

Die Schlussrechnung für meine Tätigkeit, die ich in den folgenden Tagen an die Firma sandte, erbrachte die Mitteilung, dass wegen totaler Überschuldung Konkurs erklärt worden sei. Nach den Zahlen meiner letzten Bilanz stand diese Firma aber in einer guten Ertragslage und ich fand keinerlei Anzeichen für eine Überschuldung. Von der Sekretärin erfuhr ich, dass einen Tag zuvor plötzlich sehr hohe Lieferantenrechnungen aufgetaucht seien. Sie konnte diese aber nicht überprüfen, da die Geschäftsführung sofort nach dem Tod ihres Chefs an einen Rechtsanwalt übergang. Er beschlagnahmte die gesamten Akten und meldete Konkurs an.

Weitere Informationen über die Loge ergaben, dass sich die Männer mindestens einmal in der Woche am späten Nachmittag zu einer mehrstündigen Besprechung im Logenhaus trafen. Es gab eine Rangordnung, die angeblich für einen Deutschen bis zum dritten Grad führte. Nach einer Weiterbeförderung in höhere Grade wurde die Tätigkeit für den Betreffenden bereits international. Die Inhaber der höchsten Grade trafen sich in England und hauptsächlich in Amerika. Über die wirtschaftlichen und politischen Ziele erhielt ich nur spärliche Andeutungen.

Später wurden mir auch geheime Abhandlungen zugänglich, die mir unglaublich vorkamen. Tatsache ist, dass in den obersten Ämtern der Freimaurer machtpolitisch begabte Männer entscheidend mitreden. Das Ziel dieser Freimaurer ist die „Eine-Welt-Regierung“. Als Teilziele wurden die fortschreitende Globalisierung sowie ein weltbeherrschender, zunehmend brutaler Kapitalismus erwähnt. – Viele der dort angestrebten Änderungen decken sich mit dem, was am Schluss der Bibel in der Offenbarung über die Entwicklung der Weltpolitik vorausgesagt wird.

Die „Steuerberater-Bibel“ und mein schwerer Irrtum

Einerseits bin ich der Meinung, dass persönlicher Glaube an Jesus Christus keineswegs ausschließt, sich wirtschaftlich vernünftig zu verhalten. Im Gegenteil wird uns als „die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes“ im 1. Petrusbrief, Kapitel 4, auch in anderen Angelegenheiten besondere Sorgfalt nahegelegt.

Leider aber passiert es öfters, dass berufliche Anforderungen uns so in Anspruch nehmen und wir für Gottes Wort zu wenig Zeit haben. Oft fehlt es auch am Gebet und unser Denken wird vom Alltag übermäßig beschlagnahmt. In unserem Bungalow hatten wir ein schönes Gastzimmer, in dem öfters Missionare auf der Durchreise zu Gast waren. Sehr gerne hätte ich mich mit ihnen ausgiebig unterhalten. Aber ich hatte kaum Zeit und meine Gedanken waren immer bei den Problemen der Mandanten.

Meine liebe Frau, als echte „bessere Hälfte“ versuchte wiederholt, mir etwas aus dem Aidlinger Bibellesezettel vorzulesen und mich an Sonntagen in die Bibelstunde nach Aidlingen „abzuschleppen“, was ihr aber selten gelang. Sehr gerne erinnere ich mich trotzdem an eine Freizeit mit Aidlinger Schwestern an der Nordsee. Wir erlebten zusammen mit den Kindern wunderschöne vierzehn Tage.

Als konsequenter Frühaufsteher war es für mich kein Problem, mich über die ständig wechselnden Steuergesetze auf dem Laufenden zu halten. Mein Tag begann auch im Urlaub morgens um 5:00 Uhr. Bis zum Frühstück um 9:00 Uhr hatte ich damit vier Stunden Zeit, um zu studieren. Das wichtigste Buch, das damals die Steuerberater immer bei sich trugen, war die jährliche Neuauflage der deutschen Steuergesetze. Es war genau in der Größe einer Luther-Bibel und wenn man es aufschlug, entsprach der Druck und die Anordnung der Bibel.

Gesetze waren im Normaldruck gehalten, die jährlichen Änderungen in Kursivdruck hervorgehoben. Jeweils als Fußnote stand der Wortlaut des Gesetzestextes aus dem Vorjahr. Dazu kamen noch kleingedruckt

irgendwelche Urteile der Steuergerichte, die zu diesem Paragraphen passten. Alle Seiten hatten einen breiten Rand für zusätzliche Notizen, was sich sehr bewährte. Unter Kollegen wurde die jährliche Ausgabe allgemein als „Steuerberater-Bibel“ bezeichnet. In Fachvorträgen über Steuerrecht war es eindeutig, wenn man z.B. sagte: „In der Steuerberater-Bibel, Ausgabe 1970, Seite 118, steht die entsprechende gesetzliche Bestimmung“. Alle wussten dann Bescheid.

Mein morgendlicher Eifer beim Lesen dieser „Bibel“ blieb nicht verborgen. Was aber an der Sache auffiel, war mein Verhalten. Ein Bibelleser wird in der Regel durch seine Lektüre ruhiger und ausgeglichener, ja freudiger! Ich aber war beim Frühstück meist etwas gereizt und angespannt. In der folgenden Bibelstunde, die von einer Schwester gehalten wurde, war ich nicht so aufmerksam, wie man das hätte erwarten können. Ich merkte wohl, dass ich einer anderen Schwester aufgefallen war. Sie hatte sicher das Gefühl, dass irgendetwas mit mir nicht in Ordnung war. Ablenkend ulkte ich, dass ich meinen Heiligenschein grundsätzlich im Koffer verpackt ließe.

Eines Morgens gegen 8:00 Uhr trat sie rasch in das Zimmer, in dem ich saß, und blickte mir über die Schulter. Ein lauter Aufschrei folgte: „Sie lesen ja in der falschen Bibel!“ Ich versuchte zu erklären. Aber sie erwiderte nur kopfschüttelnd: „Sie lesen in der falschen Bibel!“ Sie war nicht bereit, sich irgendeine Entschuldigung anzuhören. Immer wenn ich ihr in den folgenden Tagen begegnete, hörte ich ein vorwurfsvolles „Sie lesen in der falschen Bibel!“

Diese strenge und kompromisslose Haltung der guten Schwester erkannte ich später als richtig. Ich habe diese Begegnung nie vergessen und meinen schweren Irrtum eingesehen. Heute noch, wenn ich am Fernseher hängen bleibe oder an einer Zeitung, spricht leise eine Stimme zu mir: „Sie lesen in der falschen Bibel!“ In meinem Terminkalender habe ich mir danach feste Zeiten eingetragen, um in der richtigen Bibel zu lesen, was auch meist gelang.

Etwas änderte sich nach dieser Freizeit aber gründlich, nämlich meine Stellung zum Zehnten. In Maleachi, Kapitel 3, Vers 10 steht: „Bringet den Zehnten in voller Höhe in mein Vorratshaus, auf dass in meinem Hause Speise sei, und prüfet mich hiermit, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch dann nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herabschütten die Fülle.“

Oft spendete ich Geld. Noch wichtiger erschien mir, christliche Vereine kostenlos zu beraten. Etliche wurden unter meinem Vorsitz gegründet. Oft diente ich noch ein Jahr nach der Gründung als beratendes Mitglied, damit die Wünsche und Ziele der Gründer auch verwirklicht wurden. Für einige Vereine wurde in unserem Büro kostenlos die Buchhaltung durchgeführt. Auch das nächste Kapitel gehört mit zu diesem Thema der Abgabe unseres Zehnten für die Arbeit in Gottes Reich auf dieser Welt.

Das Autowunder für den Prediger

Eines Tages kam ein Prediger in die Steuerberatungspraxis, beauftragt von einem Rentner, der im Altersheim weilte. Dessen Steuerfrage ließ sich während der Beratung problemlos lösen. Wir kamen uns näher und es ergab sich ein sehr persönliches Gespräch über unseren Glauben. Es stellte sich heraus, dass er im Auftrag einer evangelischen Gemeinde viel mit öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs war. Er besuchte Kranke und Alte, um sie zu trösten und ihnen zu helfen. In der damaligen Nachkriegszeit litten die meisten von uns unter Armut. Es musste zwar kaum jemand mehr hungern, aber trotzdem fehlte es an wichtigen Dingen.

Mir wurde klar, dass dieser selbstlose Mann ganz dringend ein Auto brauchte. Ich sprach ihn direkt darauf an, und er bekannte mir, dass er schon lange darum bete, Gott möge ihm ein Auto schenken. Er sagte auch, dass er eigentlich ein schlechtes Gewissen dabei hätte, denn es gäbe so viele Menschen, die mit ihrem Mangel zurechtkommen müssten. Dankbar erwähnte er, sein Leben bestehe aus einer Kette von Wundern. Viele Menschen begreifen oft nicht, wenn Gott ein Wunder tut. Sie nehmen manches einfach für selbstverständlich oder Zufall.

Einige Wochen später hatte der Prediger wieder eine Steuerfrage. Voller Glück erzählte er mir, er habe überraschend ein altes Auto geschenkt bekommen und freue sich riesig über diese Gebetserhörung. Natürlich freute ich mich mit. Doch sah ich ein ernstes Problem im Alter dieses Autos. Obwohl der Mann technisch unbedarft war, merkte er, dass die Lenkung ein zu großes Spiel hatte und öfters unerklärliche Geräusche auftraten. Beängstigend war für ihn, dass das Auto schon zweimal stehen blieb und man den Benzinflter erneuern musste. Er bete nun einfach darum, dass das Auto noch lange seinen Dienst tue. Beim Abschied erfuhr ich, dass er mit einer Jugendgruppe für zwei Wochen mit einem Bus in der Schweiz unterwegs sei. Mir fuhr es blitzschnell durch den Kopf, dass sein altes Auto nun 14 Tage lang ohne Aufsicht vor seinem Haus stehen würde.

Unter unseren Kunden gab es einige Kfz.-Spezialisten, mit denen man auch etwas Ungewöhnliches möglich machen konnte. Ein junger Mann war bereit, gemeinsam mit mir das Fahrzeug von der Straße weg in seine Werkstatt zu befördern. Dies war bei den alten Modellen sehr einfach, denn sie hatten keinerlei Diebstahlsicherung. Als Erstes prüften wir den Benzinfilter. Wir konnten feststellen, dass sich im alten Benzintank der Schutzlack gelöst hatte. Die kleinen Flocken blieben im Filter hängen und verstopften wiederholt den Benzinzufluss. Darum bauten wir kurzerhand einen neuen, innen verzinkten Tank ein. Auch die Lenkung und die Stoßdämpfer erneuerten wir, ebenso wie die Bremsbeläge. Dann brachten wir das Fahrzeug dank kurz geschlossener Zündung zurück an seinen alten Standort. Meinem Kfz.-Mechaniker bezahlte ich die Kosten und freute mich auf das Wiedersehen mit dem Besitzer dieses Wunderautos.

Viele Tage hörte ich gar nichts. So erkundigte ich mich, wo dieser Prediger seine Bibelstunde abhielt, mit dem Vorsatz zu beichten, was heimlich mit seinem Auto geschehen war. Er hielt eine sehr gute Bibelstunde, bei der die „Frohe Botschaft“ von Jesus Christus Mittelpunkt war. Wie spitzte ich die Ohren, als er auf sein Autowunder zu sprechen kam. Während der ganzen Jugendfreizeit habe er morgens und abends dafür gebetet, dass Gott sich doch seines Fahrzeuges annehme und es schenken möge, dass er noch lange mit diesem der Gemeinde dienen dürfe. Tatsächlich habe Gott ein Wunder getan. Seit er von der Freizeit zurück sei, laufe das Auto viel besser und er habe den Eindruck, dass seine Gebete buchstäblich erhört worden seien. Ich war so überrascht, dass ich es nicht wagte, ihm die Wahrheit zu erzählen.

Einige Tage später hatte ich aber Mut gefasst. Anlässlich eines Besuches berichtete ich ihm, was ich getan hatte. Seine Freude und Dankbarkeit dafür war groß. Wenn Gott für seine Leute ein Wunder tut, benützt er oft dafür einen anderen Menschen.

Rückschauend denke ich an die vielfältigen Gelegenheiten in meinem Leben, in denen Menschen und Verhältnisse einfach wie ein Puzzle so zusammenpassten, dass für mein Empfinden ein Wunder geschehen war. Hat Gott uns in seinem Wort (Vgl. Römerbrief, Kapitel 8, Vers 28) nicht verheißen, dass denen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten mitwirken müssen? Wie oft stehen wir vor Tatsachen, die wir mit unserem

Menschenverstand nicht begreifen. Oft trauen wir uns nicht, anderen davon zu erzählen, wenn sich etwas überraschend positiv für uns gestaltet und denken zu selten daran, Gott dafür von Herzen zu loben und zu danken.

Die attraktive Handelsvertreterin

Eine recht attraktive Handelsvertreterin wurde meine Kundin. Sie bereiste ganz Süddeutschland und verkaufte mit bestem Erfolg Regalsysteme für die Großindustrie. Zur ersten Besprechung bestellte sie mich in ihr Büro. Es war ein strahlender Sonnentag. An ihrer Haustüre stand sie in einem äußerst knappen Mini-Kostüm vor mir. Sicherlich schaute ich etwas verdutzt drein. Angeblich hatte sie unser Treffen vergessen und lag deshalb auf ihrem Balkon in der Sonne. Über diese erste Begegnung war ich ziemlich überrascht.

Sie dagegen konnte sich vor Lachen nicht halten und erklärte mir, durch ihren Beruf sei sie schon vielen Männern begegnet. Sie habe aber noch keinen erlebt, der eine so ungewöhnliche Situation so gelassen gemeistert hätte. Ich erwiderte ihr, dass ich glücklich verheiratet sei mit einer Frau, um die ich zwei Jahre gebetet hatte. Damit waren wir sofort beim großen Problem ihres Lebens, das sie mir nun offenlegte.

Sie stammte aus Berlin und zeigte mir Bilder aus ihrer Schulzeit. Im Dritten Reich glänzte die blauäugige Blondine als perfektes nordisches Schönheitsideal. 18-jährig, kurz vor ihrem Abitur, wurde sie von einem Oberst der deutschen Wehrmacht geheiratet. Nach einwöchiger Hochzeitsreise musste dieser zurück an die Ostfront. Er wurde kurz darauf von einer verirren russischen Kugel getroffen. So war sie bereits mit 18 Jahren Kriegerwitwe.

Nach dem Krieg fand sie einen Freund. Bald dachten beide ans Heiraten. Als Witwe eines hohen Offiziers bekam sie hohe Witwenrente. Die Zukunftspläne scheiterten, denn sie wollte auf die monatliche Rente nicht verzichten. Nach den gesetzlichen Bestimmungen hätte sie bei einer Heirat ihren gesamten Rentenanspruch verloren. Auch bei späteren Bekanntschaften konnte sie sich nicht einem Mann anvertrauen, dessen Verdienst nicht an ihre Rentenhöhe heranreichte. Sie wollte oder konnte nicht mehr einfacher leben.

Aus wirtschaftlichen Überlegungen blieb sie also ledig. Sie besuchte mich einmal jährlich mit dem Auftrag, ihre Jahressteuererklärung zu erstellen. Jedes Mal hatten wir auch ein längeres, privates Gespräch, denn ihre Not blieb immer dieselbe. Dies zeigte mir deutlich, dass ein Leben in äußerem Luxus keine Erfüllung bringt. Mit dem späteren Verkauf der Beratungspraxis habe ich leider auch diesen Kontakt verloren.

Zweimal 40.000 Mark – „geschenkt“

Der erste Fall:

Bei einem jungen Elektroinstallateur musste ich in vierteljährlichen Abständen die Buchhaltung überprüfen. Wir hatten gerade den ersten Jahresabschluss fertig gestellt, als mir dieser Mandant mit sofortiger Wirkung den Beratungsauftrag kündigte. Ich war sehr betroffen und konnte mir sein Verhalten nicht erklären. Deshalb nahm ich an, dass meine christliche Einstellung, die wiederholt zu Diskussionen führte, die Ursache war.

Nach Jahren begegnete ich zufällig seiner Ehefrau. Sie überraschte mich durch ihre Freundlichkeit und bedauerte die damalige, plötzliche Trennung. Bei einem Stehkaffee erzählte sie mir den ganzen Sachverhalt. Auf meine Empfehlung hin hatten sie das Konto für ihren Geschäftsbetrieb bei der Volksbank in Böblingen eröffnet. Wir waren gerade einhalb Jahre in Geschäftsverbindung, als auf ihrem Bankkonto ein unerklärlicher Betrag von 40.000 DM gutgeschrieben wurde. Es handelte sich offensichtlich um einen Fehler der Bank. Der Ehemann ließ sich sofort diesen Betrag in bar ausbezahlen und kündigte gleichzeitig die Geschäftsverbindung mit der Volksbank. Ab sofort machte er seinen Geldverkehr über die Kreissparkasse. Aus Sorge, dass ich ihn zur Ehrlichkeit überreden würde, kündigte er das Beratungsmandat und suchte einen neuen Steuerberater.

Der zweite Fall:

Meine Telefonzentrale meldete mir den Anruf eines Mannes, der mich unbedingt persönlich sprechen wollte. Er erklärte kurzerhand, er sei Christ und das Gespräch mit mir sei rein privat. Das Telefon wurde zu mir durchgeschaltet: „Bruder Eberspächer, ich muss sie sofort sprechen!“ Auf meine Frage nach seinen Wünschen antwortete er, dass er in fünf Minuten bei mir im Büro sei.

Mit folgenden Worten kam er gleich zur Sache: „Bruder Eberspächer ich brauche dringend Ihren Rat. Monatelang habe ich darum gebetet, dass Gott mir Geld schenkt, das ich unbedingt für mein Geschäft brauche. Gott hat meine Gebete erhört. Plötzlich lag Geld vor mir und ich habe alles in meine Tasche gesteckt. Es sind über 40.000 Mark. Ich freue mich riesig über diese Gebeterhörnung. Aber sagen Sie mir als erfahrener Christ nun bitte, was ich weiter tun muss?!“

Ich vermute, dass ich diesen Mann mit streng fragender Miene anschaute. Nach einer kurzen Denkpause sprang er vom Stuhl auf und sagte entsetzt: „Ich glaube, ich bin hier doch im falschen Haus.“ Weg war er und die Türe flog zu. Das waren wieder unverdiente 40.000 DM. Was war wohl geschehen? Ich konnte mir nur vorstellen, dass dieser Mann sich in einer Kurzschlussreaktion z. B. aus einer offen stehenden Kasse bedient hatte und nun irgendwie in zweifelnder Gewissensnot zu mir fand. Leider konnte ich seine Geldfreude nicht teilen, was ihn zum sofortigen Verschwinden brachte.

Die beiden Bereicherungsfälle unterschieden sich für mein Empfinden an mehreren Punkten. Der eine erhielt durch einen Fehler der Bank zufällig das Geld. Er entschloss sich, es stillschweigend zu behalten. Er hatte offenbar keine Gewissensbisse. Der andere betete und glaubte, dass Gott auch etwas Unmögliches tun kann. In seiner Vorstellung schrieb er Gott etwas vor. Bei nächster Gelegenheit reagierte er ohne Zögern verbrecherisch. Sein Gewissen aber zeigte ihm, dass er nicht auf dem richtigen Weg war. Deshalb suchte er Rat bei einem Glaubensbruder. Ich bin davon überzeugt, dass er von seinem Gewissen keine Ruhe bekam. Hoffentlich hat er später alles wieder in Ordnung gebracht.

Bei einer Lagebesprechung in der Steuerberaterkammer stellte ich kurz darauf die Frage, was ich als verantwortlicher Berater zu tun habe, wenn mir ein Betrugsfall bekannt wird? Die Antwort war interessant. Wir Steuerberater sollten uns ähnlich wie ein Pfarrer in der Beichte verhalten, nämlich das gebeichtete Ereignis für uns behalten. Mandatsgeheimnisse zu verraten ist ein Straftatbestand. Der Steuerberater ist aus standesrechtlichen Gründen verpflichtet, das Mandat sofort niederzulegen – und über sein Wissen zu schweigen.

Kein Blindtestat als „Christenpflicht“

Wie freute ich mich über einen Anruf von einem der größten Elektroinstallateure unserer Umgebung. Außer seiner Installationstätigkeit betrieb er noch ein Ladengeschäft für Elektrogeräte. Jedoch was ich dort erlebte, war in jeder Hinsicht ungewöhnlich. Als ich mich in seinem Büro meldete, zeigte sich die Sekretärin über mein Erscheinen erschrocken und unsicher. Sie gab sich größte Mühe, dass keiner der sonst Anwesenden auf meinen Besuch aufmerksam wurde. Unbemerkt brachte sie mich einen Stock höher in die Wohnung meines neuen Auftraggebers und verschwand sofort. Der Besitzer mittleren Alters saß da und weinte bitterlich. Er war nicht fähig, mich zu begrüßen. Dies übernahm eine ältere Dame, die sich resolut vorstellte. Sie war eine bekannte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und ich erinnerte mich sofort an einen sehr guten Vortrag von ihr.

Ohne große Umschweife legte sie mir ein vorbereitetes Schreiben vor und forderte mich auf, als Christ und Steuerberater in dieser Erklärung zu bezeugen, dass ich die gesamten Bücher und Unterlagen des Elektrogeschäftes auftragsgemäß geprüft hätte. Zugleich sollte bestätigt werden, dass alle Vorgänge ordnungsgemäß verbucht und erfasst seien. Ich sollte bezeugen, dass in dieser Firma keinerlei Betrug festzustellen sei. Ihren Ausführungen entnahm ich, dass sie sich im Geschäftsleben wenig auskannte. Sie konnte mir trotz meiner klaren Fragen das bestehende Problem nicht darlegen. Sie hatte die feste Überzeugung, dass das Testat eines Steuerberaters ohne weiteres alle bestehenden finanzamtlichen und strafrechtlichen Unklarheiten lösen würde.

Selbstverständlich erklärte ich mich zu diesem Testat bereit, musste aber fordern, dass dies aus standesrechtlichen Gründen eine vorherige Prüfung der Buchhaltung und der Belege bedürfe. Sie zeigte dafür keinerlei Verständnis und beharrte auf ihrem Standpunkt, ich als Christ hätte die Verpflichtung, ohne Wenn und Aber für einen ehrlichen Mitchristen eine solche Erklärung abzugeben. Dies umso mehr, als ich dazu

von einer Frau des öffentlichen Lebens aufgefordert würde. Die Besprechung endete etwas unschön, denn ich erklärte mich nicht bereit, diesem Ansinnen nachzukommen. Darauf wurde ich ziemlich ungnädig entlassen.

Kurze Zeit später wurde dieser Fall in der Zeitung plakativ berichtet. Aus dem kommunistischen Osten waren junge Christen angeworben worden, die bei dem Aufbau eines Ferienhotels freiwillige Arbeit leisteten. Der Vorgang wurde von amtlicher Seite etwas übertrieben und als Betrugsfall gewertet, da diese Freiwilligen nicht zur Lohnsteuer und zur Sozialversicherung angemeldet waren. Sie bekamen Kost und Wohnung und ein kleines Taschengeld. Nach den seit Kurzem gültigen Bestimmungen bedeutete dieser Sachverhalt ein abgabepflichtiges Arbeitsverhältnis. Der Zeitungsbericht betonte noch, dass diese nicht deutsch sprechenden Menschen hoffnungslos an den Bauherren, ausgeliefert gewesen wären. Dieser hätte sie rücksichtslos ausgebeutet, was nicht den Tatsachen entsprach. Die peinliche Sache wurde sogar im Fernsehen ausgestrahlt und auch dort ausgeschlachtet. Wie froh war ich über meine Weigerung, Unwahres zu testieren.

Die SPD regierte und hatte Gesetze geändert. Z.B. wurden freiwillige soziale Dienste bei Missionswerken und auf christlichen Freizeiten, wegen des „geldwerten Vorteils“ (freie Kost und Wohnung) nun lohnsteuerpflichtig. Die sogenannte „Sachverhaltsgestaltung“ wurde dabei für den Steuerberater immer komplizierter. Auch Fachleute waren fast überfordert, um die an sich einfachen, früher selbstverständlichen Gegebenheiten und Notwendigkeiten so zu vereinbaren, dass sie der teils unlogischen neuen Gesetzgebung entsprachen.

Steuerehrlichkeit, Staatsmacht und der „menschliche Ausweg“

Ein gläubiger Süßwarengroßhändler gab mir gleich bei der ersten Begegnung in Stuttgart sein klares Zeugnis. Als ein entschiedener, evangelischer Christ verlange er von seinem Steuerberater die Mithilfe zur absoluten Steuerehrlichkeit. Meine Aufgabe war es, seine Buchhaltung zu überwachen und die Erklärungen entsprechend den gültigen Steuergesetzen auszufüllen. Jegliche Manipulation zu seinen Gunsten wurde mir ausdrücklich verboten. In der Bibel, Lukasevangelium, Kapitel 20, stehe das Wort „So gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ und danach würde er leben und handeln. Voll Stolz berichtete er mir, dass er in allen Kirchen, die im Großraum Stuttgart durch Bombenangriffe zerstört waren, die Altardecken und die Altargeräte gespendet habe. Er ging mit seiner Frau jeden Sonntag in die Kirche. Selbstverständlich war er bei allen Einweihungen eingeladen. Besonders empfahl er mir die Gottesdienste in der Stuttgarter Stiftskirche, wo gute biblische Predigten gehalten würden.

Er war älter als ich und Kriegsversehrter. Für mich wurde er ein väterlicher Freund und ich hatte große Hochachtung vor ihm. Eines Nachmittags besprachen wir in seinem Büro gerade den Abschluss des vergangenen Jahres, als der Fahrer eines Spediteurs hereinkam und seinen Lieferschein zur Unterschrift vorlegte. Dieser hätte sicherlich auch von einem der zwei Mitarbeiter, die draußen im Lager arbeiteten unterschrieben werden können. Mitten im Gespräch unterschrieb mein Mandant den Lieferschein über zwölf Kisten Whisky aus England, die der Fahrer angeblich auf der Rampe abgeladen hatte. Als wir uns am Lageringang verabschiedeten, standen auf der Rampe zu seiner Überraschung nur drei Kisten Whisky. Sofort fragte er seine Mitarbeiter. Diese wussten aber nicht den Umfang der ganzen Ladung. In der Zwischenzeit hatten auch mehrere Lieferwagen Waren für verschiedene Ladengeschäfte abgeholt. Alle Anwesenden hielten es für unmöglich, dass von diesen irgendjemand unbemerkt die fehlenden Kisten stahl.

Es schien offensichtlich. Der Fahrer der Spedition hatte die günstige Gelegenheit benutzt und nach Unterzeichnung des Lieferscheins statt zwölf Kisten nur drei Kisten auf die Rampe gestellt. Die sofortige Reklamation bei der Spedition war erfolglos, da diese sich auf den unterzeichneten Lieferschein berufen konnte und zu nichts Weiterem verpflichtet war. Etwa drei Monate später meldete sich ein Betriebsprüfer des Finanzamtes bei meinem Süßwaren-Großhändler, um die letzten drei Jahre zu überprüfen. Über das Verhalten dieses Mannes war ich nicht wenig überrascht. Er beanstandete als Erstes, dass er keine Spende an die SPD feststellen konnte. Daraufhin wollte er unbedingt ein hohes Mehrergebnis mit nach Hause bringen, um bei seinem Vorgesetzten als tüchtiger Steuerprüfer dazustehen. Ich versuchte ihn zu überzeugen, dass dieser Kunde aus christlichen Gründen absolut steuerehrlich sei, was ihn erst recht ärgerte. Er betonte seine feste Überzeugung, dass es so etwas nicht geben könne und alles nur Schutzbehauptungen meinerseits seien. Wenn dies so wäre, bräuchte man überhaupt keine Betriebsprüfung und er hätte keine Daseinsberechtigung. Er habe aber die Aufgabe, unter allen Umständen die geprüften Geschäfte mit mehr Steuern zu belasten und so dafür zu sorgen, dass Steuergerechtigkeit herrsche.

Kriminalisierung des ehrlichen Steuerbürgers

In der Schlussbesprechung kam es dann zum richtigen Streit. Der Prüfer hatte durch einen Mitarbeiter von dem Diebstahl der Whiskykisten gehört. Er behauptete nun, dass mein Mandant den Whisky selbst heimlich verkauft hätte, um den Erlös privat zu kassieren, d. h. um sogenanntes Schwarzgeld (unversteuertes Geld) für sich zu machen. Dieser Fall sei nur deshalb als Diebstahl deklariert worden, weil seine Mitarbeiter dies mitbekommen hätten. Die sonstigen Aktivitäten des Schwarzhandels hätte mein Mandant heimlich durchgeführt. Bei seiner sorgfältigen Prüfung hatte der Mann keinerlei Feststellungen gemacht, die ein Mehrergebnis erbracht hätten. Den Verkaufswert der gestohlenen Whiskyflaschen musste mein Mandant aber voll versteuern. Der Betriebsprüfer verlangte weiter, dass in den geprüften drei Jahren zusätzlich ein geschätzter Betrag von je 50.000 DM der Einkommensteuer unterworfen werden müsse. Damit wären zumindest ein Teil der Schwarzverkäufe dieses Mandanten ausgeglichen.

Der Großhändler war außer sich und ich hilflos. Er besuchte daraufhin mit mir einen damals berühmten Steuerberater. Dieser erklärte, es gebe keine Gleichheit vor dem Gesetz. Die Betriebsprüfer des Finanzamtes seien sehr verschieden und damit auch ihre Ergebnisse. Er erläuterte meinem Mandanten, dass er die idealen Voraussetzungen habe, um das Resultat der Betriebsprüfung durch eigene Manipulationen in Zukunft zu korrigieren. Der Prüfer habe ihm die richtige Anleitung dazu geliefert. Mein Kunde war erschüttert, dass sogar dieser bekannte Fachmann ihn aufgefordert hatte, durch entsprechende Steuerhinterziehung die Gerechtigkeit wieder herzustellen. Noch heute muss ich mit Hochachtung anerkennen, dass dieser Kunde sich trotz aller Ungerechtigkeit entschloss, steuerehrlich zu bleiben.

Drei Jahre später, meldete sich das Finanzamt zur so genannten Anschlussprüfung. Es kam ein anderer Prüfer, der auch nichts Unrechtes finden konnte, da mein Mandant zu keinerlei Beanstandung Anlass gab. Im damaligen Umsatzsteuergesetz aber existierte eine Schwierigkeit. Diese Steuer betrug für alle Endverbraucher vier Prozent. Der Verkauf an einen anderen Händler z. B. an ein Ladengeschäft war begünstigt und wurde nur mit einem Prozent besteuert. Mein absolut steuerehrlicher Mandant gab sich alle Mühe, den richtigen Steuersatz anzugeben und ich hatte erlebt, dass er im Zweifelsfall immer den Höchststeuersatz mit vier Prozent anmeldete. Sein Grundsatz, im Zweifel zugunsten des Finanzamtes, dem ich öfters widersprach, führte manches Mal zu Meinungsverschiedenheiten zwischen uns. Ich war der Meinung, dass er es nach alledem gerade umgekehrt hätte machen müssen.

Dieser Betriebsprüfer erklärte nun viele (nach seiner Meinung) unklare Vorgänge als Zweifelsfall und vertrat die Rechtsauffassung, dass diese Umsätze grundsätzlich zugunsten des Staates auszulegen seien. Als Ergebnis der Prüfung verlangte er, dass für jedes Jahr ein von ihm geschätzter Umsatz von einer Million zusätzlich dem Steuersatz von vier Prozent zu unterwerfen sei. Da bereits ein Prozent bezahlt war, ergab dies für drei Jahre eine Umsatzsteuer-Nachzahlung von 90.000 DM. In seiner Erschütterung wusste mein Klient keinen anderen Weg, als zur Oberfinanzdirektion in Stuttgart zu gehen, um dort dem Finanzpräsidenten einen Besuch abzustatten. Ich musste wieder mitgehen, wurde aber diesmal gebeten, im Vorzimmer zu warten. Nach einer sehr kurzen Besprechung saß ich mit dem total gebrochenen Kunden schweigend in

der Eingangshalle. Trotz allem bemühte er sich, weiterhin ein steuerehrlicher Geschäftsmann zu bleiben.

Auch die dritte Betriebsprüfung war ein trauriges Erlebnis. Diesmal kam ein sehr junger, ehrgeiziger Betriebsprüfer. Das Finanzamt hatte kurz zuvor alle Prüfer in verschiedene Gruppen von etwa 20 Mann eingeteilt. Die Mehreergebnisse eines jeden wurden statistisch festgehalten und aus erzieherischen Gründen intern veröffentlicht. Den Prüfern wurde mitgeteilt, dass von jeder Gruppe die zwei Schlechtesten am Jahresende wieder zurück in die Steuerveranlagung beim Finanzamt versetzt werden würden. Nur die Erfolgreichen hatten Aussicht auf Beförderung. Meine Bemühungen, den jungen Mann zu überzeugen, dass er es hier mit einem äußerst steuerehrlichen Geschäftsmann zu tun hätte, erbrachte eine abweisende Auskunft. Er könne nicht wegen meinen Behauptungen seine eigene Laufbahn aufs Spiel setzen.

Ärger war vorprogrammiert. Wieder fand er keinerlei Mehrergebnis. Er stellte aber fest, dass mein Mandant das Hauptkassenbuch selbst von Hand führte. Dabei notierte er selbstverständlich auch alle seine Privatentnahmen. Der Prüfer beanstandete nun, dass diese Entnahmen, die von meinem Mandanten im Kassenbuch handschriftlich eingetragen waren, nicht durch einen Beleg bestätigt seien. Dies sei aber die Voraussetzung für eine ordnungsgemäße Buchhaltung. Der persönliche handschriftliche Eintrag reiche nicht aus. Die Buchhaltung der Firma entspreche somit nicht den Vorschriften des Finanzamtes. Dem jeweiligen Jahresgewinn müsse deshalb ein Sicherungszuschlag von jährlich 150.000 DM zugerechnet werden. Mein Klient unterlag damit dem höchsten Steuersatz. Aus den drei Prüfungsjahren ergab sich eine Steuernachzahlung von über 225.000 DM. Mein steuerehrlicher Kunde musste nun zum dritten Mal zu Unrecht Steuer nachzahlen.

Süße Versuchungen für Steuerbeamte

Der Süßwarenhändler verlor aber dieses Mal kein Wort, als ihm durch einen Vertreter der Staatsmacht Betrug vorgeworfen wurde. Ich bemerkte keinerlei Veränderung in seinem Verhalten oder in der Buchhaltung. Ein Jahr danach traf ich seine Frau wieder. Sie fuhr mit einem neuen Auto vor und hatte einen Pelzmantel an, was ich bei ihr nicht kannte. Im Gespräch erfuhr ich, wie sie sich freute, dass ihr Mann endlich wegen

einem Bandscheibenschaden ihr ein neues Auto gekauft habe. In der Buchhaltung hatte ich davon nichts festgestellt. Später zog die Familie in ein neues Haus, von dessen Neubau in der Buchhaltung auch nichts zu entdecken war.

Grotesk wurde es für mich, als er mir zeigte, wie er zu Weihnachten ein kleines Päckchen fertig machte. Der Inhalt, eine Whiskyflasche und eine Menge Süßigkeiten, dazu ein sehr freundlicher Weihnachtsbrief an den Herrn Finanzpräsidenten. Den nächsten Prüfer lud er mit mir zusammen erst einmal zu einer Tasse Kaffee ein. Dabei fragte er den Mann nach seinen Familienverhältnissen. Als dieser mitteilte, dass er eine Frau und zwei Kinder hätte, freute sich mein Süßwarenhändler mit den Worten: „Ich suche schon lange eine Familie mit Kindern, die von Berufs wegen nichts mit Schokolade zu tun hat.“ Er brachte einen Karton, in dem zehn verschiedene Schokoladesorten mit je fünf Stück enthalten waren. Dazu den Fragebogen der Schokoladenfabrik, in dem die zwei wohlgeschmeckendsten Sorten bezeichnet werden sollten. Der prüfende Feinschmecker sollte darin nur seinen Vornamen, dann aber ob männlich oder weiblich und sein Alter angeben. Mein Kunde bat darum, je ein Formular für sich selbst, für seine Frau und jedes Kind auszufüllen. Natürlich würde er sich freuen, wenn noch sonstige neutrale Personen bei diesem Test mitmachen könnten. Auf diese Weise erhielt der junge Familienvater als Erstes einen Karton mit fünfzig großen Schokoladetafeln.

Der erste Tag der Betriebsprüfung war bereits vor 12 Uhr beendet. Der Prüfer hatte angeblich am Nachmittag noch einen wichtigen Termin. Insgesamt dauerte diese Prüfung nur zwei Tage. Im abschließenden Bericht stand zu lesen, dass keine neuen Ergebnisse festgestellt wurden und damit auch keine zusätzlichen Steuerzahlungen zu erbringen seien. Als mein Mandant und ich uns in die Augen schauten, hatte ich so ein Gefühl, dass wir miteinander reden sollten. Meine Hochachtung vor ihm aber verhinderte, dass ich das erste Wort sagte. Später kam es zu einem Bekenntnis seinerseits: „Niemals hätte ich mir träumen lassen, dass ich einmal wie ein Dieb aus meiner eigenen Kasse Geld stehlen oder durch Geschenke Menschen bestechen würde.“

Ein Tankstellenbetrug ohne öffentliche Folgen

Durch meinen Berater von BP wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass einer meiner Tankstellenmandanten in Stuttgart-Vaihingen ein Betrüger sein müsse. Aus der Bevölkerung hätte er einige Beschwerden erhalten. Durch die enge Zusammenarbeit und die ständigen Besuche kannte ich meine Klienten sehr genau. Ich erinnerte mich, in der Waschhalle dieses Kunden zwei Ölfässer einer Billigfirma gesehen zu haben. Sie waren mit Planen zugedeckt. Es lag auf der Hand, dass hier die Ölbehälter von BP nach dem Einfüllen in die Kraftfahrzeuge mit wesentlich billigerem Öl wieder aufgefüllt wurden. Der Tankstellenpächter konnte so beim Weiterverkauf einen hohen Gewinn einstreichen. Seine Kunden aber führen mit billigsten Produkten.

Als ich dort vorfuhr, machte er sich gerade an seiner Tanksäule zu schafffen. Tankuhren sind von der Benzingesellschaft zur Sicherheit plombiert. Mein Gefühl sagte mir sofort, dass der praktisch veranlagte Pächter offensichtlich eine Möglichkeit gefunden hatte, diese zu verstellen. Ich tankte voll und obwohl mein Tank nicht auf Reserve stand, zeigte die Tanksäule die Einfüllmenge für einen leeren Tank. Der Pächter war offensichtlich mit seiner Manipulation noch nicht ganz fertig und wurde sehr unsicher. Auch er wusste, dass ich mindestens fünf Liter zu viel bezahlte.

Ich besprach mich mit seinem Vorgesetzten, dem Tankstellenberater und wir wurden uns darüber einig, dass kein Strafverfahren in Gang gebracht werden sollte. Deshalb übernahm ich die Aufgabe, mit diesem Mann offen über sein Verhalten zu sprechen. Ich erklärte ihm, dass die Benzingesellschaft auf eine Strafanzeige verzichte, wenn er freiwillig seinen Pachtvertrag in gegenseitigem Einverständnis, mit sofortiger Wirkung auflöse. Der zur Einsicht Gekommene tat dies unverzüglich. Ich war froh und dankbar, dass ich wenigstens mithelfen konnte, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden.

Der Kleider-Doktor – Schauspieler und Betrüger

Ein neuer Mandant rief an und bat mich für Samstagnachmittag nach Ladenschluss um einen Besuch in Stuttgart. Er benötige dringend einen Steuerberater. Von einem zufriedenen Kunden sei ich empfohlen worden. Termingerecht nach Feierabend erschien ich bei dem neuen Auftraggeber. Mitten im Hauptgeschäftsgebiet betrieb er einen Laden, über dem in großen Leuchtbuchstaben stand: „Kleider-Doktor-GmbH“. Dort traf ich einen sympathischen Herrn mittleren Alters. Er berichtete mir, er sei Schneidermeister und seit 5 Jahren hier für eine äußerst zufriedene Laufkundschaft beschäftigt. Seine Tätigkeit war, jegliche Art von Kleidern abzuändern oder nach Kundenwunsch zu reparieren. Er sprach mit Begeisterung und lobte seine zahlreichen Mitarbeiter. Über zehn Schneidermeister und 15 Näherinnen hätte er angestellt. Im Laden beschäftige er vier weitere Personen zur Kundenbedienung.

Ich war von der Aufmachung und der Ordnung im Laden sehr beeindruckt. Voller Stolz zeigte er mir sein Chefzimmer, in dem die kaufmännischen Unterlagen ordnungsgemäß in einem Aktenschrank aufgereiht waren. Die Buchhaltung war offensichtlich korrekt geführt und auch die Lohnkonten, die Lohnsteuererklärungen und sonstigen Steuererklärungen waren in Ordnern abgeheftet. In der Ecke stand seine Hauptkasse, in der seltsamerweise der Schlüssel steckte. Noch dachte ich mir nichts dabei. Er führte mich dann durch die verschiedenen Arbeitsräume, zwei Nähsäle, einen Bügelraum und einen Lagerraum, in dem die noch nicht abgeholtten Kleider hingen.

Daraufhin bat er mich, im Hauptbüro Platz zu nehmen und ging wieder zurück in den Nähsaal, in dem er offensichtlich noch etwas erledigen musste. Da saß ich nun und wartete – aber vergeblich. Nach etwa 20 Minuten begann ich, ihn in allen Räumen zu suchen. Ich öffnete sämtliche Türen – nichts. Zurück im Hauptbüro entdeckte ich mitten auf seinem Schreibtisch einen aufgerissenen Brief. Es war die Anmeldung eines Betriebsprüfers der Sozialversicherung, der sich auf kommenden

Montag anmeldete. Im Aktenschrank befand sich ein Ordner mit der Aufschrift „Sozialversicherung“. Als ich mir die Anmeldungen genau ansah, stellte ich fest, dass sowohl das Hauptexemplar als auch der Durchschlag der Anmeldungsformulare ordentlich abgeheftet waren.

Dasselbe entdeckte ich auch beim Lohnsteuer- und Umsatzsteuerordner. Dann prüfte ich die Bankbelege: Alle Beträge für Steuern und Sozialversicherung waren auf ein und dasselbe Konto überwiesen worden. Allem Anschein nach musste dies ein Privatkonto sein. Im Schreibtisch des Mannes fanden sich, sauber aufgestapelt noch weitere Unterlagen, aus denen sich feststellen ließ, dass dieser Betrieb zwar seit fünf Jahren bestand, aber offensichtlich überhaupt nicht gewerblich angemeldet war. Kurzum: Die Firma „Kleider-Doktor-GmbH“ hatte bis zu diesem Tag keinerlei Steuern und Sozialabgaben bezahlt! Die Krankenkasse war erstmals auf diesen Betrug aufmerksam geworden, als erkrankte Mitarbeiter diese in Anspruch genommen hatten. – Was sollte ich nur tun? – Was war jetzt meine Aufgabe in dieser unglaublichen Situation?

Als schließlich mein Blick auf die Ausgangstüre fiel, war mir vollends alles klar. Dort hing der ganze Schlüsselbund des Geschäftsführers. Offensichtlich hatte er die Flucht ergriffen. Zuerst telefonierte ich mit der Polizei und erreichte auch am späten Samstagnachmittag noch einen Mann, der für Wirtschaftsdelikte zuständig war. Ihm schilderte ich das erstaunliche Erlebnis. Wir vereinbarten, uns am Montag früh bei der „Kleider-Doktor-GmbH“ zu treffen. Nachdem ich alles abgeschlossen hatte, begab ich mich mit sämtlichen Schlüsseln nach Hause. Bei Geschäftsbeginn am Montagmorgen standen zwei Polizeibeamte in Zivil vor der Ladentüre. Wir begannen gemeinsam, die ahnungslosen Mitarbeiter auszufragen und aufzuklären. Der angekündigte Prüfer der Sozialversicherung musste auf Betreiben des Kriminalbeamten seine Tätigkeit vertagen.

Bereits Tage vorher hatte sich der verschwundene Geschäftsführer beim Einwohnermeldeamt abgemeldet. Dabei kam heraus, dass er unter falschem Namen lebte. Bei einer früheren Anmeldung in Stuttgart hatte er als Beruf „Schauspieler“ angegeben, was sein gekonntes Auftreten als Geschäftsinhaber und angeblicher Schneidermeister erklärte. Ich musste für die „Kleider-Doktor-GmbH“ beim Amtsgericht Konkurs anmelden und wurde als Konkursverwalter mit der Abwicklung der Firma beauftragt. Den größten Teil der Beschäftigten konnte ich gleich entlassen, da

keine neuen Aufträge mehr angenommen wurden. Die verbliebenen Ausbesserungsaufträge waren nach vier Wochen abgeschlossen. Die ordentliche Auflösung dieses Geschäftes konnte von mir nach etwa drei Monaten dem Amtsgericht gemeldet werden.

Der Gründer und Geschäftsführer der Firma „Kleider-Doktor-GmbH“ hatte doch tatsächlich fünf Jahre lang keine Steuern an das Finanzamt abgeführt. Die mit seinen Arbeitnehmern abgerechnete Lohnsteuer und Sozialversicherung in Höhe von mehreren 100.000 DM wurde auf sein Privatkonto überwiesen, genauso die Umsatzsteuer. Dieser Schauspieler konnte nie aufgefunden werden. Das Strafverfahren gegen ihn musste einige Jahre später eingestellt werden.

Bekanntschaft mit zwei allzu Geschäftstüchtigen

Das erste Erlebnis:

Wir hatten die Buchhaltung und die Organisation einer Großwäscherei bei Stuttgart-Zuffenhausen gut im Griff. Als neuer Geschäftszweig zeigte sich die Möglichkeit, eine chemische Reinigung anzuschließen. Da es sich bei der Kleiderreinigung immer um Einzelstücke handelte und nicht um ganze Wäschepakete, planten wir, im gesamten Großraum Stuttgart möglichst viele Anlaufstellen einzurichten. Die bereits eröffneten Läden hatten sich als Annahmestellen bestens bewährt, und das Geschäft versprach, sehr gut zu laufen.

In der Zwischenzeit machte der Auftraggeber ohne mein Wissen die Bekanntschaft mit einem angeblich sehr tüchtigen Geschäftsmann. Er stellte sich als erfahrener Textilfachmann vor und hatte nach seiner Aussage zu allen Kleidergeschäften in Stuttgart beste Beziehungen. Er habe bereits Vorverträge abgeschlossen, dass diese Annahmestellen für eine chemische Reinigung einrichten würden. Er behauptete auch, er stehe mit einem anderen Reinigungsbetrieb in Verhandlung und kurz vor Vertragsabschluss. Da er alles so überzeugend darstellte, glaubte mein Mandant, dass dieser Mann für seine chemische Reinigung die große Zukunft sein würde. Scheinbar widerwillig und nur zögerlich schloss er mit meinem Wäschereibesitzer einen schriftlichen Vertrag ab. Selbstverständlich sollte alles wegen der Konkurrenz sehr schnell gehen, deshalb verlangte er einen Vorschuss von 80.000 DM, für seine bereits erbrachte Vorarbeit.

Der Klient hatte mich in meiner Abwesenheit zwar angerufen und um Rückruf gebeten. Da aber alles so schnell ging, stand ich vor vollendeten Tatsachen. Vielleicht wäre auch ich bei der dargestellten Sachlage auf den schlaunen Mann hereingefallen. Der Scheck war bereits eingelöst. Das Einzige, was man hatte, war die Anschrift des Mannes in Frankfurt. Rückfragen bei einzelnen Textilgeschäften ergaben, dass niemand von der Existenz dieses angeblichen Textilfachmannes etwas wusste. Man

versicherte uns überall, dass keinerlei Interesse bestand, eine Annahmestelle für chemische Reinigungen aufzumachen.

Die Angelegenheit schien ziemlich hoffnungslos. Der bestehende Vertrag war so hieb- und stichfest abgefasst, dass er keine rechtliche Handhabe für meinen Auftraggeber enthielt, den bezahlten Vorschuss je wieder zu bekommen. Nur zögernd entsprach ich der verzweifelten Bitte, nach Frankfurt zu fahren, um von dem vielen Geld noch wenigstens etwas zu retten. An einem Bürohaus in Frankfurt fand ich den Namen dieses gerissenen Vertragspartners. Die Einrichtung in den Vorzimmern sowie im Chefbüro ließ darauf schließen, dass ich es mit einem jüdischen Geschäftsmann zu tun hatte. Frei heraus erklärte ich ihm, dass sein Vertragsverhalten reiner Betrug war, der nach deutschem Recht strafbar sei. Er hingegen erzählte mir von seinen vielen Rechtsanwaltsfreunden. Deshalb sei auch der Vertrag, den er abgeschlossen habe, rechtlich nicht angreifbar. Es sei sein volles Recht, einen Auftrag anzunehmen und für seine geplanten Bemühungen Vorschuss zu kassieren. Eine Rückzahlungsverpflichtung bei nicht erfolgreicher Vertragserfüllung sei nirgends vorgesehen.

Als ich mit meinen Argumenten nicht locker ließ, begann er sich sichtbar über mich zu ärgern. Tödernst erklärte er mir, dass ich jetzt mit dieser Streiterei mein Leben verwirkt hätte, und ich sein Haus nicht lebend verlassen würde. Er habe als Jude in Deutschland eine besonders geschützte Rechtsstellung. Einer seiner Mitarbeiter würde mich nachher beim Hinausgehen auf der Treppe erstechen. Bevor die Polizei käme, säße dieser jüdische Mann bereits im Flugzeug nach Tel Aviv und es würde keinerlei Gerichtsverhandlung folgen. In Deutschland sei es nach gültiger Rechtsprechung und nach dem Holocaust nicht möglich, einen Juden wegen nicht nachgewiesener Straftat gerichtlich anzugreifen.

Wir schauten uns in die Augen. Ich erinnerte mich zurück an meine Agentenausbildung, als wir mit Holzmessern aufeinander losgingen und ich meistens der Überlegene war. Automatisch griff ich in meine Rocktasche und fühlte mein Springmesser, das ich gewohnheitsmäßig immer bei mir trug. Aber sofort wiederholte ich auch meinen damaligen Entschluss, doch ja nie ein Mörder zu werden! Ich überlegte, dass der bestellte Angreifer auf meine Gegenwehr nicht vorbereitet wäre. Wenn ich ihm blitzschnell in die Hand stechen würde, in der er sein Messer hält, wäre ich gerettet. Mein Gegenüber hatte mich beobachtet und ver-

mutlich eine Angstreaktion erwartet. Vielleicht wurden vor mir schon andere Geschäftspartner so in die Enge getrieben. Er wurde jedenfalls ganz bleich und seine Hände zitterten.

Die ganze Situation erschien mir auf einmal recht lächerlich. Nach einer längeren Pause sagte er leise, etwas zögernd: „Ich werde Sie doch nicht ermorden lassen. Ich werde die Polizei anrufen und meine Mitarbeiter werden aussagen, dass Sie mich als einen Saujuden bezeichnet haben. Sie sitzen dann mindestens drei Wochen in Untersuchungshaft. Ich fliege sofort nach Israel und werde alles so einrichten, dass ich das Geld behalten kann und mir nichts mehr passieren wird.“ Wieder entstand eine Gesprächspause. Ich erklärte ihm, sehr zu seiner Überraschung, dass er doch ein Sohn seines Vaters Abraham sei und mit seinem ganzen Volk Israel unter dem besonderen Segen Gottes stehe. Er habe es als Jude erst recht nicht nötig, sein Geld mit Mord und Betrug zu verdienen. Gott habe ja die Juden mit besonderer Intelligenz ausgestattet, damit sie ihre Geschäfte zum Wohle der Menschen ausführen könnten, wenn sie nur dazu bereit wären. Daraufhin erwiderte er: „Sie argumentieren genau wie meine Ehefrau.“

Nun fing er plötzlich an, offen mit mir zu reden. Er berichtete von seiner gläubigen Frau, die er sehr liebe. Als Christin hätte sie ihm viel von Jesus Christus erzählt. Er freute sich an seinen zwei Kindern, die in Frankfurt zur Schule gingen. Plötzlich war er bereit, sich mit mir ehrlich über die Lösung unseres Problems zu unterhalten. Ich verlangte die von ihm unrechtmäßig kassierten 80.000 DM zurück. Er argumentierte mit seinen hohen Kosten, die ihm sein Geschäftsbetrieb mache. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns und er übergab mir einen Barscheck über 60.000 DM, als Rückzahlung für meinen betrogenen Mandanten. Er wollte mich dann noch zum Essen einladen, aber ich hatte keinerlei Vertrauen zu ihm. Wir verabschiedeten uns und ich verließ sehr vorsichtig sein Büro. Den Scheck übergab ich der nächsten Bank und ließ den Betrag sofort auf das Konto meines Kunden gutschreiben.

Wieder einmal war ich bei einer gefährlichen Situation heil davon gekommen, und gnädig bewahrt.

Das zweite Erlebnis:

Wenig später berichteten uns Bekannte von einem Israeli, der bei der Firma IBM Arbeit gefunden habe. Dringend suche dieser eine Einzimmer-

wohnung in Sindelfingen. Trotz meiner kürzlich gemachten Erfahrungen ließ ich mich überreden. Mit dem sehr sympathisch erscheinenden Mann schloss ich den Mietvertrag ab und übergab ihm die Schlüssel für diese Einzimmerwohnung in einem größeren Apartmenthaus. Nach den üblichen Bestimmungen musste ich ihn als Vermieter beim Wohnungsamt Sindelfingen anmelden. Ich war froh, als er mir das fertig ausgefüllte Anmeldeformular zur Unterschrift vorlegte und versprach, dieses beim Rathaus selbst abzugeben. Ich bedankte mich sehr, denn er hatte mir damit Arbeit abgenommen.

Er bezahlte seine Miete regelmäßig und ich hörte nichts mehr von ihm. Über ein Jahr war vergangen, als er plötzlich seine Mietzahlungen einstellte. Zufällig begegnete ich dem Hausmeister, der mich fragte, wer eigentlich mein Mieter sei. In die Wohnung kämen laufend andere Personen und es sei ein ständiger Wechsel. Mit einem Nachschlüssel des Hausmeisters besuchten wir die Wohnung und waren beide entsetzt. Nicht nur, dass alles ungeputzt und schmutzig erschien, auch vieles war irgendwie beschädigt. Durch brennende Zigaretten waren Löcher in den Teppichboden gebrannt. Wir sahen Brandflecken von Zigaretten auf den Möbeln. Die Bettbezüge und auch die Vorhänge waren zerrissen. Der Schaden war erheblich. Auf dem Tisch lag die schriftliche Wohnungskündigung und daneben alle Schlüssel, die ich ihm übergeben hatte.

Zuerst erkundigte ich mich bei seinem angeblichen Arbeitgeber, der Firma IBM und erfuhr, dass dieser Mann dort nie gearbeitet hatte. Auf dem Wohnungsamt erhielt ich die Mitteilung, dass er mit seiner Frau und seinen fünf Kindern zurück nach Israel gezogen sei. Entsetzt sagte ich, dass ich dieses kleine Apartment nur an einen einzigen Mann vermietet hatte. Die Sachbearbeiterin aber machte mich darauf aufmerksam, dass in der Anmeldung, die ich dem Einwohnermeldeamt abgegeben hätte, und die von mir unterzeichnet sei, eine Familie mit fünf Kindern angemeldet wurde. Der Mann hätte daraufhin für alle Mitglieder seiner Familie die den Juden zustehende Eingliederungsbeihilfe erhalten. Vorsorglich machte sie mich darauf aufmerksam, dass wenn ich Anzeige erstatte, ich wegen meiner falschen Anmeldung für die zu Unrecht gezahlten Zuschüsse der Stadt Sindelfingen haften müsse. Nachträglich, nachdem ich unterschrieben hatte, muss der geschäftstüchtige Mieter sämtliche Namen seiner Familienmitglieder in den Mietvertrag eingefügt haben.

Später wurde ich von einem leitenden Angestellten der Firma IBM aufgeklärt. Der Unterzeichner des Mietvertrages hat diese Wohnung nie selbst bewohnt. Er hat den Schlüssel wochenweise an Mitarbeiter der IBM weitervermietet. Diese feierten in dem Appartement heimlich mit ihren Freundinnen. Ich suchte weiter und fand tatsächlich einen der Kurzzeitmieter. Von ihm erfuhr ich, dass dieser Mann, dem ich nur einmal im Leben begegnet war, mehrere Appartements in Sindelfingen auf diese Weise betrieb. Er hätte aber Deutschland fluchtartig verlassen müssen, da man entdeckt habe, dass er auch in Esslingen mit seiner fünfköpfigen Familie angemeldet war und dort ebenso Zuschüsse kassiert hatte. Die amtlich festgestellte Tatsache aber sei, dass seine Familie nie in Deutschland gewohnt habe. Er selbst hätte als Handelsvertreter für deutsche Produkte wöchentlich einmal Israel und seine Familie besucht. Man behauptete, dass er sich nun woanders unter falschem Namen in ähnlicher Weise betätige.

Hierbei handelt es sich um Einzelfälle und ich will diese nicht verallgemeinern. Gerne besuchten meine Frau und ich Israel und den Nahen Osten.

Drei Lottogewinn-Episoden

Der erste Fall:

Eines Tages besuchte mich ein verzweifelter junger Mann und berichtete: Er hatte im Lotto fast 3 Millionen DM gewonnen. Als Erstes gab er für alle seine Freunde und Bekannten eine sehr aufwändige Party. Selbstverständlich kündigte er bei seinem Arbeitgeber und bemühte sich, als reicher Mann ein Luxusleben zu führen. Ab sofort bewegte er sich in besseren Kreisen und war sehr aufgeschlossen für die beratenden Bemühungen seiner neuen Kameraden. Auf den Rat eines seriös erscheinenden Mannes wurde er nun Geschäftsmann. Er kaufte eine angeblich gut gehende, bereits bestehende Firma mit chemischen Produkten und kosmetischen Artikeln. Fast zwei Millionen DM kostete ihn das große Warenlager. Er übernahm die langfristigen Mietverträge und die Verpflichtungen aus den Anstellungsverträgen der Mitarbeiter. Er beglich die monatlichen, laufenden Kosten und hoffte auf versprochene Umsätze, die aber ausblieben.

Nun saß er ganz kleinlaut vor mir und ich sollte helfen. Aber es war bereits zu spät. Der Kaufpreis und die laufenden Mieten und Gehälter hatten fast alles Geld verbraucht. Das Warenlager bestand aus unverkäuflichen Ladenhütern, die entsorgt werden mussten. Ich war froh, dass er sich keine weiteren Illusionen machte. Er war bereit, alle Mitarbeiter zu kündigen und die gelagerten Produkte zur Entsorgung frei zugeben. Froh bin ich heute noch, dass es mit den weiteren Verhandlungen gelang, den auf über zehn Jahre laufenden Mietvertrag kurzfristig zu beenden. Auf meinen Rat hin wechselte er seinen Wohnort, sodass er in anderer Umgebung, wo ihn niemand kannte, ein neues Leben beginnen konnte.

Der zweite Fall:

Meine Zentrale meldete mir eine junge Dame, die unbedingt von mir selbst beraten werden wollte. Es handele sich nicht um eine Steuerfrage. Sehr sorgenvoll saß sie da und erzählte:

Sie hatte gerade geheiratet und eine Zweizimmerwohnung eingerichtet. Ihr Mann arbeitete in einer benachbarten Schlosserei und sie war Verkäuferin in der gleichen Straße. Wenige Monate lebten sie sehr glücklich, bis ihr Mann im Lotto fast eine Million DM gewann. Am Tag danach kündigte er, ohne mit ihr zu sprechen, seine Arbeitsstelle fristlos und kaufte sich in der nächsten BMW-Vertretung das größte Auto, das gerade dastand. Er hatte schon jahrelang einen Führerschein, aber keinerlei Fahrpraxis. Sofort raste er mit dem neuen Auto aus dem Firmengelände. Bereits an der nächsten Straßenkreuzung prallte er mit einem Lastzug zusammen und landete schwerverletzt im Krankenhaus. Für den Totalschaden hatte er keine Versicherung abgeschlossen. Nun nachdem es ihm körperlich besser gehe, weigerte er sich zu arbeiten und komme meist abends betrunken von der Wirtschaft.

Ich traf diesen Mann mit seiner Frau wenige Stunden später in ihrer Wohnung. Er machte mir einen sehr guten Eindruck und wir wurden uns darüber klar, dass er durch das viele Geld irgendwie die Kontrolle über sich verloren hatte. Ich konnte ihn dazu überreden, dass ab sofort seine Frau das restliche Geld verwaltete. Nachdem er nicht in seine alte Firma zur Arbeit zurückkehren wollte, gab ihm einer meiner Mandanten einen Arbeitsplatz. Erfreulich daran war außerdem, dass es gelang, mit dem restlichen Geld am Stadtrand ein Einfamilienhaus zu kaufen. Jahre später traf ich beide wieder in der Kirche der Baptisten. Sie hatten zwei kleine Kinder und wirkten glücklich und zufrieden.

Der dritte Fall:

In einer Firma spielten die zirka 20 Mitarbeiter gemeinsam im Lotto. Ich wusste, dass am Wochenende jeder den gleichen Betrag bei einem Mitarbeiter ablieferte, der für alle die Lottoscheine ausfüllte. Einer der Beteiligten erzählte mir, dass sie Unfrieden untereinander bekamen, weil er erfolglos geblieben war. Es entstanden zwei Spielgemeinschaften, die dann miteinander stritten, wer in die einzelnen Gruppen aufgenommen wurde.

Meinem Rat, für die ganze Firma nur eine gemeinsame Spielgruppe zu organisieren oder die ganze Sache aufzugeben, wollten sie mehrheitlich nicht folgen. Vom Inhaber der Firma erfuhr ich später, dass der Streit nicht beigelegt werden konnte. Die Sache führte sogar zu Kündigungen, nachdem die eine Gruppe mehrere Tausend Mark gewann und unter sich

verteilte. Die sich benachteiligt fühlten, waren neidisch und wollten keine Ruhe geben. Auch hier brachte der Geldregen Unfrieden und nicht den erhofften Segen.

Warum spielen so viele Menschen um Geld? Ein Mandant meinte: „Geld ist nicht alles, aber es beruhigt!“ Goethe, kein Freund der Bibel, schrieb: „Am Gelde hängt, zum Gelde strebt doch alles. Ach wir Armen!“ Was sagt die Bibel? Matthäus, Kapitel 6, Vers 24: „Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

Steuerliche „Machtergreifung“ der SPD

Bedingt durch die vielen Schrecken und Nöte des Krieges konnte man nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bevölkerung eine sichtbare Rückkehr zum christlichen Glauben feststellen. Die alten Werte der Vorfahren wurden wieder auf den Leuchter gehoben, später auch im Grundgesetz. Viele erkannten, dass die Ideologie des Nationalsozialismus nicht der richtige Weg gewesen war. Parallel dazu folgte eine Hinwendung zur amerikanischen Kultur. Auch ein politisches Desinteresse konnte man feststellen. Nur wenige Menschen wollten politische Verantwortung tragen und wurden Mitglied in einer Partei. Spürbar stark war auch der ideologische Einfluss der kommunistischen Sowjetunion. Viele wehrten sich gegen den neu aufkommenden Kapitalismus und betonten ihre sozialistische Einstellung. Die Kommunistische Partei Deutschlands war zwar verboten, doch bekamen die „Sozialdemokraten“ großen Zulauf.

Als dann 1966 die SPD in Baden-Württemberg das Finanzministerium übernahm, erlebte ich im Steuerberatungsbüro ungeahnte Veränderungen. Unbewusst hatte ich unter der Vielzahl der möglichen Mandanten eine gewisse Auswahl getroffen. Die Inhaber der größeren Betriebe, die in einem intensiven Beratungsverhältnis mit mir standen, hatten eine grundsätzlich steuerehrliche und solide Geschäftsführung. Ihre Grundsätze im beginnenden Wirtschaftswunder hießen „Treu und Glauben“ sowie „Ehrlichkeit im Geschäft“. Meine wichtigste Aufgabe als Steuerberater bestand darin, alles entsprechend der gesetzlichen Vorschriften richtig zu machen. Ich verfügte über genügend Aufträge, sodass ich es nicht nötig hatte, meine Zeit für krumme Geschäfte oder gar als Helfershelfer für Betrüger einzusetzen.

Diese größeren Firmen wurden alle drei Jahre durch Betriebsprüfer des Finanzamtes geprüft. Dabei gab es in der Regel keine Beanstandungen. Die SPD aber verkündete vehement einen Kampf gegen die Unternehmer als Ausbeuter der armen Arbeiter. Durch entsprechende Maßnah-

men sollte eine Umverteilung stattfinden. Die großen Gewinne sollten „weg versteuert“ werden.

Ganz neue Sitten

Bei der Schlussbesprechung einer Betriebsprüfung nach der gewonnenen Wahl erschien zum ersten Mal auch der Prüfungschef selbst. Zu meiner Überraschung beanstandete er sehr unfreundlich die christlichen Traktate, die in meiner Eingangshalle ausgelegt waren. Kunden konnten darin während der Wartezeit lesen. Manch einer hat auch welche mitgenommen, um sie zu verschenken. Der Chef der Betriebsprüfung erklärte jetzt lauthals: „Dies ist ein Indiz, dass Sie ein Betrüger sind. Nur Betrüger spielen „Christ“, um damit über ihre Machenschaften hinwegzutäuschen.“ Dem Betriebsprüfer, der dabei stand und mit dem ich in der Vergangenheit ein sehr gutes Verhältnis hatte, war dieser Auftritt höchst peinlich.

Wie schon an anderer Stelle berichtet, bekam ich auch hier die Information, dass alle Prüfer in Gruppen von zwanzig Mann eingeteilt worden seien. Die Steuererträge ihrer Prüfungen würden ab sofort am Schwarzen Brett monatlich veröffentlicht. Die Prüfer mit dem schlechtesten Jahresergebnis werden dann degradiert und in den Bürobetrieb der Steuerveranlagung strafversetzt.

Die praktische Auswirkung erlebte ich bereits 14 Tage später. Normalerweise erschien ich bei den Betriebsprüfungen erst am zweiten oder dritten Tag. In diesem Falle aber bat mich der Inhaber der Firma telefonisch schon wenige Minuten nach Eintreffen des Prüfers um mein Kommen. Das forsche Auftreten des Betriebsprüfers hatte ihn sehr verunsichert. Aus den Steuerakten wusste er, dass mein Mandant an christliche Werke größere Spenden machte. Bei der ersten Begegnung hätte er gesagt: „Ich erwarte von Ihnen, dass sie in Zukunft an die SPD spenden und nicht an die scheinheiligen Christen!“ Nur mühsam konnte ich den Kunden beruhigen. Als ich dann am Tag darauf zur Besprechung mit dem Prüfer wieder kam, hielt mir dieser vor, dass er in der schlampigen Buchhaltung dieses Betriebes eine Menge Additionsfehler gefunden hätte, die zu einer erheblichen Steuernachzahlung führen würden. Wie üblich reagierte ich gar nicht, sondern fragte nur nach dem Termin der Schlussbesprechung, den er auf den übernächsten Tag festsetzte. Ich

erschien dann mit zwei Mitarbeiterinnen und zwei Additionsmaschinen. Zum Erstaunen des Prüfers verlangte ich die genaue Angabe der fehlerhaften Unterlagen, die wir sofort nachaddierten und ihm das Gegenteil bewiesen. Die Prüfung schloss ohne Mehrergebnis, aber mit der wütenden Ankündigung von Rache seitens des Betriebsprüfers. Als kompetente Zeugen hatte ich zwei Mitarbeiter, meinen Mandanten und dessen Buchhalterin. Alle unterschrieben den Beschwerdebericht, den ich der Finanzverwaltung postwendend übersandte.

Gleich darauf wurde ich zur Betriebsprüfung bei einem Landarzt gerufen. Diesmal war es ein anderer Prüfer, aber er verhielt sich ähnlich. Er beanstandete sogar die Einrichtung der Arztpraxis, deren Anschaffungskosten er nicht als Unkosten anerkennen wollte. Nach seinen Bestimmungen könnte bei vielen dieser Geräte eine private Nutzung nicht ausgeschlossen werden. Damit seien sie steuerlich nicht abzugsfähig, da die Kosten für einen privaten Bedarf nicht den steuerpflichtigen Gewinn vermindern dürfen. Zur Schlussbesprechung alarmierte dieser Arzt noch zwei Kollegen als Zeugen, die dann gemeinsam eine entsprechende Beschwerde an die Oberfinanzdirektion ausfertigten.

Bedenkliche Folgen

In Sindelfingen wusste ich eine Gaststätte, in der die älteren Betriebsprüfer sich regelmäßig zum Mittagessen trafen. Dort saßen fünf mir altbekannte Prüfer. Sie waren alle über diese Entwicklung sehr unglücklich und meinten, dass sie von den jungen, ehrgeizigen Steuerprüfern in Kürze aus ihren Posten verdrängt würden. Als ich vorschlug, meine Bilanzen für die Prüfungen mit Hinweisen auf mögliche Fehler zu ergänzen, übergaben sie mir ihre zukünftigen Prüfungspläne. Ab sofort beantragte ich für diese Firmen wegen der bestehenden Unklarheiten in den steuerlichen Bemessungsgrundlagen eine nur vorläufige Veranlagung. Dies war rechtlich korrekt und brachte die Möglichkeit einer jederzeitigen Berichtigung, ohne strafrechtliche Folgen. Damit blieben versehentliche Fehler zugunsten unserer Mandanten straffrei. Die Prüfer erhielten von mir zu Beginn ihrer Prüfung eine Liste über Additionsfehler und versehentliche Falschangaben, mit deren Berichtigung sie ein gutes Mehrergebnis ohne Schädigung unserer Mandanten erzielen konnten. Es belastete mich sehr, dass ich nun quasi präparierte Steuererklärungen erstellte. Tröstlich war

für mich, dass sie nur als vorläufig galten und bei den Prüfungen ja berichtigt wurden. Trotzdem war es nicht mein Arbeitsstil.

Die damals reformierte Lehrlingsausbildung erlebte ich ebenso als bedauerliche Errungenschaft des „fortschrittlichen Sozialismus“. Wir hatten immer Lehrlinge aufgenommen, die nach zwei Jahren ihre Prüfungen ablegten. Das Anliegen, diese erstklassig auszubilden, wurde bislang dadurch honoriert, dass ich als Ausbilder von der Steuerberaterkammer eine Belobigung bekam. Meine Lehrlinge hatten in den letzten Jahren nur die besten Zeugnisse gehabt. Jeden Monat mussten sie einen schriftlichen Tätigkeitsbericht bei der Steuerberaterkammer vorlegen. Deshalb gab ich ihnen gerne persönlich ausführlichen Unterricht und alle Berichte wurden von mir korrigiert und unterzeichnet.

Die Reformbestimmungen besagten nun, dass umgekehrt die Lehrlinge von jeglicher Schreibearbeit zu befreien seien. Als Lehrchef musste ich selbst ab sofort monatlich über die Weiterbildung dieser Auszubildenden einen umfangreichen, schriftlichen Rechenschaftsbericht an die Steuerberaterkammer einreichen. Diese Berichte mussten von jedem Auszubildenden gegengezeichnet werden, mit seiner ausdrücklichen Bestätigung, dass alles der Wahrheit entspreche. Schon in den ersten 14 Tagen wurden alle Steuerlehrlinge des Bezirks zu einer ganztägigen Aufklärung über ihre Rechte zur Kammer bestellt. Ab dann verweigerten meine jungen Auszubildenden die notwendigen Zuarbeiten. Sie erklärten sich nicht mehr bereit, die eingehende Post zu öffnen und die ausgehende Post fertig zu machen. Sie lehnten es auch ab, Bilanzen zu kopieren und Akten zu sortieren. Angeblich konnten sie dabei nichts Neues lernen! Wir wussten nicht mehr, wie wir unsere zwei Neuen überhaupt noch beschäftigen sollten. Einstimmig beantragten meine Mitarbeiter, dass in Zukunft keine neuen Lehrlinge mehr ausgebildet werden.

Der kostenlose Kaffee für unsere Mitarbeiter war allseits beliebt. Jeweils zwei Personen hatten jeden Tag Küchendienst. Bei dreißig Mitarbeitern bedeutete dies, dass etwa zweimal im Monat jeder Kaffee kochen und die Kaffeetassen spülen musste. Auch meine höheren Angestellten machten diesen Dienst mit Freuden und wir waren dankbar für unseren guten Kaffee und die Kameradschaft im Büro. Jahrelang kam keiner auf die Idee, am „minderwertigen“ Spüldienst Anstoß zu nehmen.

Kurz nach der Ausbildungsreform wurde ich jedoch zum Ehrengericht der Steuerberater geladen. Meine Lehrlinge hatten mich angezeigt

und ich musste mich verantworten wegen ihrer angeblichen Ausbeutung durch hauswirtschaftliche Arbeiten. In der Verhandlung konnte ich den Sachverhalt zwar darlegen. Das Urteil aber erbrachte für mich einen strengen Verweis wegen meinem ehrenrührigen Verhalten. Es wurde mir für die Zukunft untersagt, meine Azubis zum Kaffeekochen und zu Küchendiensten zu missbrauchen. Da wir auf den Kaffee nicht verzichten wollten, kaufte ich einen elektrischen Kaffeeautomaten, der auf Knopfdruck Kaffee im Papierbecher lieferte. Leider war dies damals nur mit Pulverkaffee möglich. Der Geschmack war entsprechend.

Drei Lehrlinge bzw. Azubis, die mir trotz der geänderten Verhältnisse viel Freude machten, muss ich noch erwähnen. Unsere beiden Töchter, die auch ihre Ausbildung zur Steuerfachkraft ablegten, arbeiteten gerne und mit vollem Einsatz im Büro. Auch mit unserem Sohn Reinhart hatte ich einen Ausbildungsvertrag abgeschlossen. Obwohl die praktischen Arbeiten nicht seine Lieblingsbeschäftigung waren, studierte er kurz vor der Abschlussprüfung die Fachliteratur mit großem Eifer. Durch seine besondere Begabung schaffte er es, mit geringstem Einsatz das Examen zur Steuerfachkraft zufriedenstellend zu bestehen.

Männergespräche über Steuerehrlichkeit

Mit der ganzen Familie besuchten wir eine Freizeit des Württembergischen Brüderbundes in den Schweizer Bergen. Außer den sehr guten Bibelstunden stehen mir die gemeinsamen Spaziergänge und interessanten Gespräche vor Augen. Natürlich redeten wir Männer über unsere Berufserfahrungen. Die drei Betreiber von Ladengeschäften hatten mit ganz ähnlichen Sorgen zu kämpfen. Selbstverständlich sagten sie alle, dass ich ihr zukünftiger Steuerberater sein würde. Aber keiner kam anschließend in meine Beratung. Bei einem Freizeitnachtreffen erfuhr ich von jedem, dass sich seine Ehefrau geweigert hätte, einen christlichen Steuerberater zu akzeptieren. In allen Fällen führte die Frau die Buchhaltung und das Finanzwesen.

Dabei wurde mir klar, dass die kleinen Ladengeschäfte und Gaststätten nach Änderung der Gesetze durch die SPD darauf angewiesen waren, ihre Aushilfskräfte lohnsteuer- und sozialversicherungsfrei zu beschäftigen. Am Anfang des Wirtschaftswunders waren die niedrigen Löhne noch steuerfrei, da sie unter den Freibeträgen lagen. Durch die Tätigkeit der Gewerkschaften aber überstieg das allgemeine Lohnniveau auch für kurzzeitig beschäftigte Aushilfskräfte sehr bald die Freibeträge bei weitem. Auch die notwendigen kleineren Dienste mussten nach neuem Recht zur Steuer angemeldet werden und wurden unrentabel. So entstand die zunehmend beliebtere „Schwarzarbeit“.

Bei einer anderen Freizeit hörten wir Professor Wilder-Smith. Er verdeutlichte uns eindrucksvoll, dass nicht der evolutionäre Zufall, sondern Gott allein die Welt erschaffen hat. Diese Ausführungen waren ein unvergessliches Erlebnis, auch für unsere Kinder. An einem Nachmittag ergab es sich, dass einer der anwesenden Geschäftsleute auf die Steuern und die Ungerechtigkeit des Staates zu sprechen kam. Es entstand eine heiße Diskussion über das Wort in der Bibel aus dem Lukasevangelium, Kapitel 20: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Dabei wurde klar, dass es in dieser Welt nicht immer einfach ist,

Gott das zu geben, was ihm zusteht. Aber die Anwesenden interessierte tatsächlich viel dringender, was dem Kaiser zusteht. Und plötzlich stand die Frage im Raum, was tut man, wenn der Kaiser ein Räuber ist? Dabei wurden Beispiele angeführt, die meine damaligen Erfahrungen mit der Ungerechtigkeit der Steuerprüfer weit überstiegen. Die geäußerte Meinung, dass man notgedrungen zur Selbsthilfe greifen müsse, ist vor Gott und den Menschen nicht befriedigend.

Als ich einige Großfirmen zu betreuen hatte, besuchte ich im Ausland einen besonderen Lehrgang für die Beratung von deutschen Industriebetrieben. Von den zehn Teilnehmern hatten vier Besucher Anstellungen in den Rechtsabteilungen von Daimler-Benz, der Firma IBM und bei Hewlett-Packard. Das Einzige, was diese Herren im Auftrag ihrer Firmen wissen wollten, gipfelte in der Frage, wie man die bestehenden Gesetze für ihre Auftraggeber so auslegen könne, dass man Steuern minimieren oder am besten ganz vermeiden könne. Lücken der Gesetzgebung und zweideutige Bestimmungen waren unser großes Thema. Der wichtigste Spruch, den ich von unserem Ausbilder in Erinnerung habe, erschütterte mich zutiefst: „Die Geburtsstunde eines Großunternehmens ist das Gelingen einer großen Steuerhinterziehung.“

Aus den verschiedenen Gesprächen erfuhr ich von vielen Manipulationen der Großindustrie, die ich mir vorher nicht vorstellen konnte. Natürlich musste ich einsehen, dass das Risiko eines Großunternehmens der umsichtigen Planung bedarf, damit genügend stille Reserven gebildet werden können, die bei eventuellen Rückschlägen lebensnotwendig sind. Man kann nicht jedes Jahr den Gewinn vom Staat weg besteuern lassen, um dann nicht mehr fähig zu sein, wirtschaftlich entscheidende Großinvestitionen zu finanzieren. Die Aufgabe dieser Rechtsabteilungen in global operierenden Großunternehmen ist es, die Steuerlast zu minimieren, oder die Steuer ganz zu umgehen. Je größer, unübersichtlicher und internationaler diese Betriebe wurden, um so ertragreicher funktionierten diese. Die vielen Holdings beweisen eindrücklich den Erfolg dieses steuermiminierenden Wirtschaftsdenkens. Bei einem Treffen auf neutralem Boden musste ich über ein mittelständisches Unternehmen der Metallverarbeitung von einer Gewinnbesteuerung von bis zu 75 % berichten. Anwesende Vertreter von Daimler-Benz und Hewlett Packard konnten damals schon auf eine Gesamtsteuerlast von nur 12% auf ihre Konzerngewinne verweisen.

In meiner ganzen Beratungszeit hatte ich nur einen Betrieb, bei dem diese besonderen Kenntnisse zur Anwendung kamen. Dort war nicht ich der große Steuersparinitiator, sondern pikanterweise ein alter Betriebsprüfer, der seitens der Finanzdirektion entgegen allen sonstigen Gepflogenheiten dieses Unternehmen allein prüfen musste. Er sorgte dafür, dass das erarbeitete, wirtschaftlich notwendige Kapital nicht durch Steuern weggeholt wurde. 1.200 Arbeiter behielten auf diese Weise dauerhaft und nachhaltig ihr Auskommen (Vgl. Kapitel „Spezial-Maschinenfabrik endet im Know-How-Transfer, Seite 458).

Der Bauunternehmer und seine Rache am Finanzamt

Mit Frau und Kindern bewohnte er ein kleines Häuschen, das er selbst erbaut hatte. Wegen dem gut gehenden Baugeschäft betrachtete ich ihn als einen meiner idealen Mandanten. Er arbeitete solide und fleißig. Es gab keinerlei Besonderheiten. Wir waren schon fast 20 Jahre in Geschäftsverbindung, als er telefonisch um eine Besprechung bat. Normalerweise besuchte er mich in seiner Arbeitskleidung. An jenem Tag aber kam er feierlich im schwarzen Anzug. Ich bemerkte, wie es ihm Spaß machte, mich zu beobachten, als er sein Anliegen vorbrachte. Er wollte mich zu seiner Hochzeit am kommenden Samstag einladen. Dabei lachte er so erfrischend. Mein Gesicht hatte er erwartet und genoss sichtlich die Fassungslosigkeit.

Dann berichtete er seine Lebensgeschichte der Reihe nach. Beim Rückzug der deutschen Wehrmacht aus Russland kam er schwer verwundet in ein Lazarett in Ostpreußen. Es ging ihm schon etwas besser, als wegen den heranrückenden russischen Truppen das Lazarett aufgelöst wurde. Er schloss sich einer Gruppe an, die versuchte, sich zu den nahenden Engländern durchzuschlagen, um der russischen Gefangenschaft zu entgehen. Bei einem Fliegerangriff in der Nacht verlor er seine Kameraden. In einem zertrümmerten Haus fand er passende Zivilkleider, und so flüchtete er als Zivilist allein weiter. Er kam bis Braunschweig. Unterwegs sah er ein Zelt des Roten Kreuzes, dort gab es etwas zu essen. Plötzlich hörte er hinter sich eine Stimme, die er von frühester Jugend her kannte. Überrascht stand er vor der Tochter seines einstigen Nachbarn, die zu einem hübschen Mädchen herangewachsen war. Auch sie war vor der herannahenden Roten Armee mit ihren Dorfbewohnern geflüchtet. Diese hatte sie aber im allgemeinen Durcheinander verloren. Damit waren beide auf sich selbst gestellt.

Jeder freute sich, einen Gefährten aus alter Zeit gefunden zu haben. Ihr Weg führte sie nach Stuttgart, wo sie hofften, Verwandte ausfindig zu machen. Sie fanden aber nur Trümmer. Deshalb zogen sie weiter in den

Kreis Böblingen/Sindelfingen. Seither hatten sie immer irgendwo im Heu oder Stroh übernachtet und ihr Essen unterwegs erbettelt. Nachdem sie beide bei Aufräumarbeiten eingesetzt waren und etwas verdienten, suchten sie ein Zimmer. Überall wo sie sich meldeten, lautete die erste Frage: „Sind sie verheiratet?“ Auf ihr Verneinen erhielten sie immer eine Absage. Kurz entschlossen behaupteten sie ab sofort, dass sie ein Ehepaar seien. So blieb es dann auch. Er gründete in einem größeren Dorf ein Baugeschäft und baute sein Haus. Im Laufe der Zeit kamen zwei Kinder. Die Älteste erschien plötzlich mit einem Freund, der dem Vater überhaupt nicht geeignet erschien. Selbstverständlich wollte er einen zukünftigen Nachfolger für seine Baufirma. Die Tochter erklärte kurzerhand: „Du hast mir überhaupt nichts zu sagen, denn du bist ja nicht einmal mit meiner Mutter verheiratet!“

Daraufhin besuchte er den Pfarrer, bei dem er mit seiner angeblichen Frau jeden Sonntag am Gottesdienst teilnahm. Sein Anliegen war nun zu heiraten. Sicherlich hat er seinen Wunsch etwas unbeholfen vorgebracht, denn der Pfarrer meinte, er sei betrunken und lehnte fest entschlossen ab. Auf Empfehlung des Oberkirchenrates plante er nun seine Hochzeit in der abgelegenen Waldkirche in Stuttgart. Dort hatten schon öfters solche „besonderen“ Hochzeiten stattgefunden. Auch ich durfte dabei sein und freute mich mit seiner ganzen Familie an der etwas verspäteten Hochzeitsfeier. Ein halbes Jahr darauf meldete sich die Betriebsprüfung des Finanzamtes bei diesem Kunden an. Wie erwartet brachte sie keine besonderen Ergebnisse, denn mein Mandant war steuerehrlich und stets bemüht, alles korrekt zu machen.

Steuerpolitik wirkt auf Unternehmerverhalten

Anlässlich der Schlussbesprechung, die ausnahmsweise im Finanzamt Böblingen stattfand, wurde ich zum obersten Chef vorgeladen. Der Direktor ließ mich an seinen Sorgen teilhaben. Die SPD-Regierung bemühte sich, auch das Finanzwesen strenger zu handhaben und hatte eine spezielle Strafsachenstelle bei der Oberfinanzdirektion in Stuttgart eingerichtet. Zwei Beamte mussten an einem Lehrgang teilnehmen, der sie zu Spezialisten in Strafsachen ausbildete. Nun hatte er von oben eine offizielle Rüge erhalten, denn von seinem Finanzamt war noch nicht

eine einzige Strafsache gemeldet worden. Er zeigte sich etwas hilflos und vertrat die Meinung, dass die großen Steuerbetrüger nicht in unserer Region, sondern vielmehr in den Großstädten ihr Unwesen trieben.

Vier Wochen danach erschien der Bauunternehmer aufgebracht in meinem Büro. Von der Strafsachenstelle des Finanzamtes hatte er eine Vorladung zur mündlichen Vernehmung erhalten. Den positiven Prüfungsbericht des Steuerprüfers hatten wir längst in unseren Akten abgeheftet. Mein Mandant berichtete mir entrüstet, dass er mit seiner Hochzeit endlich seine privaten Verhältnisse geordnet habe. Seinem Gewissen folgend hätte er auch beim Finanzamt alles in Ordnung bringen wollen. Mit dem Einverständnis seiner Frau habe er dem Betriebsprüfer, nach der Schlussbesprechung noch etwas mitgeteilt. Er bekannte, vor vielen Jahren einen von ihm errichteten Neubau nicht in der Buchführung aufgeführt zu haben. Damit hatte er den Erlös als un versteuertes „Schwarzgeld“ kassiert. Damals wären ihm die Steuerzahlungen schwer gefallen. Nun aber hatte er ein gewisses finanzielles Polster angespart, das es ihm erlaube, endlich ein ehrlicher Mann zu werden.

Mein Hauptargument zur Verteidigung dieses Klienten bei der mündlichen Vernehmung war die geltende Rechtslage. Die bereitwillige Selbstanzeige eines Steuersünders bedeutete grundsätzlich Straffreiheit. Aus Unkenntnis des vorgeschriebenen Rechtsweges hatte mein Mandant den Sachverhalt dem Prüfer offenbart. Hätte er mich mit der Selbstanzeige beauftragt, so wäre durch einen berechtigten Steuerbescheid nur die Nachzahlung der Steuer verursacht worden. Nun aber wurde der Tatbestand rückwirkend als ein Prüfungsergebnis gewertet. Sein Geständnis gegenüber dem Betriebsprüfer galt nicht als Selbstanzeige. Es wurde die Vermutung unterstellt, dass der Prüfer bereits etwas wusste und mein Klient aus Angst vor diesem die Selbstanzeige erstattete. Dies war jedoch wirklich nicht der Fall. Es gab für den braven Bauunternehmer keine mildernden Umstände. Nach den neuen, strengen Bestimmungen betrug die Strafe mindestens die Höhe der hinterzogenen Steuer. Mein Mandant bezahlte zusätzlich zur Steuer noch eine Geldstrafe von 80.000 DM. Da der Sachverhalt schon fünfzehn Jahre zurücklag, mussten auch noch 5% Zinsen pro Jahr für die damals gesparte Steuer erbracht werden. Die Zahlung wurde sofort fällig und mein ehrlicher Mandant war gezwungen, einen Bankkredit dafür aufzunehmen.

Die entgegen der seitherigen Rechtsprechung angewendete Handhabung empfand ich als Rechtsbeugung durch den Staat. Der Vorsteher des Finanzamtes erklärte mir etwas hilflos, dass dies nun die neue Rechtsauslegung der baden-württembergischen SPD-Regierung sei, die ihm selbst viel Not bereite. Ich war ärgerlich, aber mein Kunde blieb ganz ruhig. Leise wandte er sich zu mir und flüsterte, dass er mit seiner Frau eigentlich geplant hatte, den Betrieb in zwei Jahren altershalber aufzugeben. Nun aber werde er weitermachen. Nach einer längeren Pause sagte er leise: „Ich verspreche Ihnen, dass ich mir das Fünffache vom Finanzamt zurückholen werde.“ Ich hatte dies nicht ernst genommen, denn ich kannte ihn als einen grundehrlichen Mann. In den Folgejahren machte er weniger Umsatz und sein Betriebsergebnis ging zurück. Er begründete dies mit seinem Alter und dass er langsam den Betrieb zurückfahre. Vier Jahre später gab er endgültig auf und verkaufte seine Maschinen. Anlässlich unserer letzten Begegnung bekannte er: „Ich habe meinen Vorsatz verwirklicht und das Fünffache meiner Strafe kassiert.“ Ich wagte nicht mehr zu fragen, ob er die Steuernachzahlung meinte, oder die Strafe, oder die Zinsen, oder alles zusammen. Die schroffe, ungerechte Behandlung durch die Strafsachenstelle hatte sein Gewissen verhärtet und er empfand bei diesem Racheakt kein Unrecht.

Lieber angestellt sein statt Unternehmer

Mit der Verlegung unseres Steuerberatungsbüros nach Sindelfingen kam eine Vielzahl von lohnsteuerpflichtigen Arbeitnehmern hilfesuchend zu uns. Wir bearbeiteten für sie ihren Lohnsteuerjahresausgleich. In der Regel war es eine Routinearbeit, die von den Mitarbeitern ohne meine Hilfe erledigt werden konnte. Daneben aber gab es immer wieder kompliziertere Fälle, wenn diese Personen ein zweites Arbeitsverhältnis oder aber mehrere Wohnhäuser, oder andere steuerpflichtige Einkünfte hatten, die berücksichtigt werden mussten.

Eine Besonderheit war auffällig. IBM-Mitarbeiter erklärten, teils mit Stolz „IBM heißt: Ich Bin Mehr!“ Sie waren immer korrekt gekleidet. Die Pförtner bei IBM hatten die strenge Anweisung Besucher nur mit Anzug und Krawatte auf das Firmengelände zu lassen. Viele IBM-Mitarbeiter benahmen sich gerne etwas von oben herab – sie waren von ihrer Firma so erzogen. Ganz im Gegensatz dazu waren Daimler-Benz-Mitarbeiter meist kameradschaftlich und kumpelhaft.

Mit den IBM-Lohnempfängern gab es öfters Meinungsverschiedenheiten, denn sie erklärten massiv ihre Unzufriedenheit, dass ich als Steuerberater nicht in der Lage wäre, ihnen besondere Steuervergünstigungen herauszuholen. Sie als Angehörige der Firma IBM müssten ihrer Meinung nach solche erhalten. Nach mehreren solcher unerfreulichen Diskussionen sah ich mich veranlasst, generell die Aufträge von IBM-Mitarbeitern abzulehnen.

Bei denen von Daimler-Benz war interessant, dass sie oft einen fertigen Beruf und eine besondere Ausbildung mit gutem Erfolg bestanden hatten. Dennoch arbeiteten sie bei Daimler-Benz in untergeordneter Stellung oder am Fließband. Auf meine Frage erklärten alle, dass es viel besser sei, bei Mercedes zu arbeiten, als selbstständig zu werden. In ihrer Firma habe man geregelte Arbeitszeit, egal wo man eingesetzt sei und man verdiene besser als anderswo. Der schönste Satz folgte dann regelmäßig: „Bei Daimler haben wir geregelten Urlaub und geregelte Grippe.“

30 Arbeitstage Urlaub bedeutete bei einem 5-Tage-Turnus sechs volle Wochen, dazu kamen mindestens zweimal im Jahr zwei Wochen Grippe. Dies ergab mindestens zehn Wochen Freizeit, bei älteren Mitarbeitern oft wesentlich mehr, Feiertage nicht gerechnet! Die Firma Daimler-Benz wurde damals sehr sozial geführt und hatte bekanntermaßen den größten Krankenstand weit und breit. Offensichtlich wurde dies von der damaligen Geschäftsleitung geduldet.

In einigen Fällen erlebten wir bei unseren Geschäftskunden, dass deren Töchter einen Daimler-Benz-Mitarbeiter heirateten. Oft gehegte Hoffnungen auf den tüchtigen Schwiegersohn, der die Firma des Schwiegervaters einst übernehmen könnte, gingen regelmäßig fehl. Der Schwiegersohn fuhr mit Begeisterung einen Mercedes. Der sogenannte Jahreswagen wurde meistens nach einem Jahr mit Gewinn verkauft. Viele verfolgten (persönlich und finanziell) bedenkenlos ihre „Ansprüche“ an Daimler-Benz, zeigten sich aber im eigenen Hause nicht bereit, die Rolle des Arbeitgebers und dessen Pflichten zu übernehmen. Manch einer blieb gerne, so weit ich dies feststellen konnte, geschätzter und erbberechtigter Schwiegersohn, und brachte dabei als Lebensgrundsatz mit: „Auf dieser Welt gibt es so viel Arbeit, das Beste ist, man fängt gar nicht damit an.“

Die geniale Ärztin, der tüchtige Zahnarzt

Die Sozialgesetzgebung in Deutschland entwickelte sich mit dem Aufschwung teils zu einer besonderen Art Wirtschaftswunder. Richtiger gesagt könnte man sie als Wunder der sozialen Misswirtschaft bezeichnen. Die nachfolgenden Beispiele verdeutlichen, dass Deutschland damals reich wurde und sich Dinge leistete, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. In meiner Mandantschaft beriet ich etliche Ärzte und Zahnärzte, die wirklich konsequent der Gesundheitsversorgung der Bevölkerung dienten. Die zwei geschilderten Fälle sind Ausnahmen, welche aber durch entsprechende Raffinesse ohne Probleme möglich waren.

Tüchtige Ärztin

Eine Allgemeinärztin ließ sich in Sindelfingen nieder. Auffallend erschien mir ihr Wunsch nach ungewöhnlich großen Praxisräumen. Sie hatte am Stadtrand ein ganzes Gebäude für ihren Arztbetrieb gemietet. Auf meine Rückfrage konnte sie mir darlegen, dass ihre Miete billiger war als die Praxismieten in der Innenstadt. Zusätzlich gab es hier genügend Parkplätze für eine große Laufkundschaft. Ich glaube nicht, dass sie die weitere Entwicklung von vorneherein geplant hatte. Diese ergab sich wahrscheinlich aus der Struktur unserer Industriestadt und der damaligen sozialen Gesetzgebung.

Bereits nach einem Jahr ihrer Tätigkeit hatte sie so viel Umsatz erzielt wie verschiedene alteingesessene Ärzte zusammen. Ein Jahr später hatte sie den acht- bis zehnfachen Umsatz einer vergleichbaren Praxis. Die Frau war immer freundlich und sicherlich machte sie erhebliche Überstunden. Normalerweise war eine Erhöhung des Umsatzes automatisch mit höheren Personalkosten verbunden. In diesem Fall aber stellte ich fest, dass nur eine einzige junge Arzthelferin in der Rezeption und noch eine bereits in Rente befindliche Ärztin angestellt waren. Dazu kamen

drei ältere Krankenschwestern, die stundenweise auf Abruf mit Büroarbeiten beschäftigt wurden.

Die Erklärung für diesen Erfolg erlebte ich dann ganz praktisch im eigenen Betrieb. Ich hatte mich beim Empfang bereits abgemeldet, um einen Mandanten zu besuchen. Nach kurzer Fahrt bemerkte ich das Fehlen einer Akte und musste zurückkehren. Beim Betreten des Chefzimmers hörte ich, wie meine Sekretärin mit eben dieser obengenannten Arztpraxis telefonierte. Die nach meiner Meinung gesunde Frau sagte, gerade als ich die vergessenen Akten zusammenpackte: „Ich habe eine schwere Grippe und bin mindestens 14 Tage krank. Bitte übersenden Sie die Krankmeldung an meinen Arbeitgeber Dr. Eberspächer.“ Prompt erhielt ich am folgenden Tag per Post die Krankmeldung direkt von der Ärztin. Telefonisch fragte ich in der Arztpraxis nach, ob meine Mitarbeiterin schwer krank sei, oder ob ich mit einem baldigen Wiedererscheinen am Arbeitsplatz rechnen könne. Die Auskunft lautete, es handele sich um einen schweren Grippefall und meine Mitarbeiterin sei mindestens 14 Tage krank.

Für mich wurde klar, der große Krankenstand bei der Firma Daimler-Benz und bei anderen Firmen resultierte aus der großzügigen Möglichkeit, ohne Arztbesuch krank geschrieben zu werden. Um einen Menschen krank zu schreiben, ist natürlich eine Untersuchung notwendig, die von der Krankenkasse bezahlt wird. Bei dieser Ärztin erübrigte sich eine Krankenfürsorge und Behandlung. In den meisten Fällen bestand die ärztliche Hilfeleistung nur im Ausfüllen einer Krankmeldung und Übersendung an den Arbeitgeber. Selbstverständlich berechnete sie die verschiedenen dazu erforderlichen ärztlichen Hilfeleistungen an die Krankenkasse. Nach etwa zehn Jahren wurde die Aufsicht der Krankenkassen strenger. Diese Mandantin, inzwischen wohlhabende Ärztin, konnte altershalber in den sozusagen verdienten Ruhestand gehen.

Von leitenden Angestellten der Firma Daimler-Benz erfuhr ich, dass damals ein Krankenstand von 25 Prozent üblich war. Viele Mitarbeiter feierten reihum mit Freuden krank. Übertragen auf mein Büro mit über 30 Mitarbeitern hätte dieser Krankenstand ein ständiges Fehlen von sieben bis acht Angestellten bedeutet. Ich konnte mir einen derartigen Sachverhalt nicht leisten und gab vorsorglich bekannt, dass die Kranken grundsätzlich von mir oder von meiner Stellvertreterin besucht würden.

Fleißiger Zahnarzt

Einer davon war ein besonderes Organisationsgenie. Er erarbeitete innerhalb von zwei Jahren ein Jahreseinkommen von über einer Million DM, das er auch versteuern konnte. Dies bedeutete etwa das sieben- bis achtfache vom Durchschnittseinkommen seiner Kollegen. Er erkannte rechtzeitig die Möglichkeiten, die sich aus der sozialen Großzügigkeit der Krankenkassen ergaben. Sein Klientel bestand hauptsächlich aus türkischen Gastarbeitern. Viele verlangten eine Totalsanierung ihrer Gebisse.

Es war selbstverständlich, dass ein Gastarbeiter seine im Urlaub geschwängerte Frau aus der Heimat nach Deutschland holte, damit sie bei besserer ärztlicher Versorgung im Krankenhaus ihr Kind zur Welt brachte. Das Kind erhielt automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft. Diese Frauen kamen meist sofort zu einem deutschen Zahnarzt, um sich ihr ganzes Gebiss überarbeiten zu lassen. Bisweilen waren sogar Krankenscheine gefälscht und anstelle der Ehefrau kamen die Großmutter oder Verwandte auf Besuch, die ohne Rückfragen auch mustergültig behandelt wurden.

Mein Klient stellte türkische Zahnarthelferinnen und Krankenschwestern ein. Für seinen Erfolg entscheidend waren die sieben Behandlungsstühle, auf welchen er sieben Patienten gleichzeitig bediente. Kosten spielten in dieser Praxis keinerlei Rolle. Deutsche Krankenkassen bezahlten damals sämtliche Goldkronen und auch sämtlichen Zahnersatz und unkontrolliert die teuersten Behandlungsmethoden.

Im Neubaugebiet kaufte sich mein Mandant einen sehr teuren Bauplatz, mit dem Ziel, dort eine noch größere Zahnarztpraxis aufzubauen. Als eines Tages die Stadt Sindelfingen in einer Planungsänderung entschied, dass auf diesem Platz achtstöckig gebaut werden konnte, verkaufte er diesen mit einem steuerfreien Veräußerungsgewinn von mehreren Millionen an eine Wohnungsbaugesellschaft. Von den Krankenkassen kamen allmählich viele Anfragen wegen seinen auffallend hohen Abrechnungen. Auch das Finanzamt wurde auf ihn aufmerksam. Kurzentschlossen gab er seine Praxis auf. Am Bodensee erwarb er ein Haus und wurde millionenschwerer Frührentner.

Ein erfolgreicher Fondsvertreter wird Autoimporteur

Ein gelernter Automechaniker, den ich von früher kannte, war neuerdings selbstständig und arbeitete für einen amerikanischen Aktienfonds, der seinen Sitz in Zürich hatte. Dieser Aktienfonds machte es sich zur Aufgabe, die Deutschen davon zu überzeugen, dass man mit Aktien seine Altersversorgung sichern kann. In Amerika war dies bereits seit Jahrzehnten üblich.

Meine erste Tätigkeit als Steuerberater war, ihn ordnungsgemäß als Gewerbetreibenden anzumelden. Drei Jahre hörte ich nichts von ihm und nahm an, dass er einen Kollegen mit den weiteren Arbeiten beauftragte. Offensichtlich hatte das Finanzamt übersehen, ihn zur Abgabe von Steuererklärungen aufzufordern. Endlich fragte man bei uns nach, ob dieser Betrieb überhaupt existiere. In meiner Registratur fand ich seine Anschrift, konnte ihn selbst aber nicht erreichen, da er sich ständig im süddeutschen Raum mit dem Verkauf der Fondsanteile für seine Firma beschäftigte. Da es noch keine Überwachung durch Computer gab, wurde seine gewerbliche Tätigkeit zunächst übersehen.

Öfters hörte ich den Werbeslogan seiner Firma. Viele Menschen kauften Beteiligungen an diesem Fonds. Wie ich später erfuhr, hatten ihn die Amerikaner aufgrund seiner Tüchtigkeit als Generalvertreter für ganz Deutschland eingesetzt. Unsere schriftliche Aufforderung an die mir bekannte Adresse beantwortete er telefonisch mit der Bitte um Terminverlängerung, da er ständig unterwegs sei. Auftragsgemäß beantragte ich diese beim zuständigen Finanzamt. Meinem Antrag wurde stattgegeben. Da er auf meine schriftlichen Anfragen nicht reagierte, glaubte ich, dass er sich eines anderen Steuerberaters bedient hätte. Erst ein Jahr später meldete sich bei mir das Finanzamt wieder. Wir vereinbarten ein Zusammentreffen in seiner Wohnung. Angeblich benötigte er noch drei Wochen, um alle Unterlagen zusammenzustellen.

Zum vereinbarten Termin war an der angegebenen Adresse niemand zu finden. Der Hausbesitzer berichtete, mein Mandant sei mit Frau und

Kindern in Urlaub gefahren. Er habe die letzte Miete nicht bezahlt. Dafür habe er aber einen Brief mit allen Schlüsseln hinterlassen und die Mitteilung, dass die Familie nie wieder zurückkommen werde. Der Hausbesitzer erhalte die Einrichtung der Wohnung geschenkt und könne sie zu seinen Gunsten verwerten. Der Beschenkte bemühte sich schnellstens, alles aufzulösen, um rasch weitervermieten zu können. Mir blieb nichts anderes übrig, als dem Finanzamt mitzuteilen, dass dieser Klient überraschend ausgewandert sei und ich mit ihm keinerlei Verbindung mehr habe. Die Akte wurde anstandslos geschlossen und der Fall war damit ohne Honorar für mich beendet.

Etwa zwei Jahre später bei der Begegnung mit dem Direktor einer Schweizer Großbank fiel der Name meines früheren Mandanten, den er offensichtlich gut kannte. Begeistert erzählte er mir, dass mein verschwundener Kunde der tüchtigste Vertreter war, den er je in seiner Banklaufbahn kennen gelernt hatte. Dieser clevere Mann habe die Generalvertretung der amerikanischen Fondsgesellschaft übernommen, dann auch Untervertreter eingestellt und so viel Provisionen kassiert, dass er nach vier Jahren mit über fünf Millionen Schweizer Franken nach Australien ausgewandert sei. Dort habe er als gelernter Automechaniker die Generalvertretung für eine deutsche Autofirma übernommen.

Ich konnte dies alles nur staunend zur Kenntnis nehmen. Später machte einer meiner Kunden in Australien Urlaub. Ich gab ihm einen Hinweis und er konnte mir berichten, dass das genannte Autohaus mit dem früheren Mandanten tatsächlich existierte.

Besuch einer charismatischen Gemeinde

Mit unserem Hausarzt verstand ich mich besonders gut. Er las die Bibel und wir hatten bei jeder Begegnung ernste Gespräche über aktuelle Themen. Tief beeindruckt berichtete er mir von einer todkranken Patientin, die auch nach Untersuchungen von anderen Ärzten als hoffnungslos aufgegeben worden war. Brüder aus einer charismatischen Gemeinde im Schwarzwald hatten ihr die Hände aufgelegt und über ihr gebetet. Zur größten Überraschung der Fachleute geschah ein Wunder und sie wurde wieder gesund.

Er besuchte deshalb die sonntäglichen Veranstaltungen dieser Gemeinde und wurde durch die biblische Verkündigung innerlich angesprochen. Auf seine Einladung hin begleitete ich ihn an einem Sonntagnachmittag. Die etwa 30 Anwesenden kannten sich alle. Es schien selbstverständlich, dass ich als neuer Gast allen vorgestellt wurde und ganz vorne in der ersten Reihe saß. Die Bibelauslegung interessierte mich sehr. Aber wann immer meine Augen die des Predigers trafen, verlor er den Zusammenhang. Ich bemühte mich, den Blickkontakt zu vermeiden, aber schließlich unterbrach er seine Botschaft mit der Feststellung: „Es ist ein fremder Geist unter uns und ich kann in seiner Anwesenheit nicht weiter reden!“ Meinen Freund bat ich, trotz dieses Zwischenfalls die Stunde bis zum Schluss zu besuchen. Solange ging ich eben spazieren. Uns beiden war das Ganze so peinlich, dass wir nicht weiter darüber sprechen konnten.

Etwa 14 Tage später besuchte mich ein Mann und wollte beraten werden. Vor zwei Jahren hatte er diese Gemeinde kennen gelernt und die Menschen dort waren ihm sehr sympathisch. Er besuchte regelmäßig die Veranstaltungen. Als man ihn aufforderte, doch auch einmal „in Zungen zu reden“, wie es die älteren Gemeindeglieder zu tun pflegten, hob er seine beiden Hände auf und redete notgedrungen in Russisch. Er war während der russischen Gefangenschaft bei der Transsibirischen Eisenbahn zwi-

schen Moskau und Wladiwostok eingesetzt. Nun zählte er die Namen aller Bahnstationen hintereinander auf. Die Anwesenden lobten ihn.

Er hatte aber fortan ein schlechtes Gewissen. Seinen Auftrag konnte ich guten Gewissens erfüllen. Ich diktierte für ihn einen Brief, in welchem er den Sachverhalt klarstellte, seinen Austritt aus der Gemeinde erklärte und seinen Wegzug nach München mitteilte.

Daraufhin wollte ich genauer wissen, was die Bibel uns über das „Reden in Zungen“ mitteilt.

Als nach Christi Himmelfahrt das Pfingstwunder geschah, und der Heilige Geist über die multinationale Versammlung ausgegossen wurde, konnten der Apostel Petrus und seine elf Kollegen in diesem Augenblick Fremdsprachen und Dialekte sprechen, die sie vorher nicht gelernt hatten. Dies war der Startschuss für die Weltmission. Der Arzt Lukas berichtet im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte, wie gottesfürchtige Männer aus allen Völkern bezeugten, dass „sie die großen Taten Gottes“ in ihrer „eigenen Sprache“ gehört haben. Heutzutage ist uns von den Missionsfeldern nicht bekannt, dass jemand ohne es vorher gelernt zu haben in einer fremden Sprache reden kann.

Mir ist aus Gottes Wort nicht belegbar, wie Laute oder Wörter, die von niemandem verstanden werden, mit dem Zungenreden des Pfingstwunders gleich gesetzt werden könnten. Entsprechendes geht auch aus den vom Apostel Paulus geschriebenen Abschnitten des ersten Korintherbriefes hervor (Kapitel 12 bis 14). Die plötzliche Fähigkeit der Jünger Jesu, in allen Sprachen verständlich zu reden dürfte bislang einmalig sein.

Gott handelt nicht nach unseren Vorstellungen und Wünschen, etwas Besonderes sein zu wollen.

International erfolgreiche Busverkaufsfahrten

Einer meiner rührigsten Klienten organisierte Verkaufsfahrten mit Bussen, zur damaligen Zeit etwas völlig Neues. Für ihn waren ständig dreißig Busse unterwegs. Nach seinen eigenen Angaben war er im süddeutschen Raum der Größte dieser Unternehmer. Als ich ihn einmal darauf ansprach, dass diese Busfahrten doch irgendwie unseriös seien, da man die angebotenen Waren auch in einem entsprechenden Ladengeschäft kaufen könne, bewies er mir, dass dies nicht so sein müsse.

Er hatte die Alleinvertretung von einer japanischen Firma in Deutschland für Essbestecke übernommen. Mit diesen war er sowohl im Preis als auch in der Qualität konkurrenzlos. Er war der Erste, der Heizdecken verkaufte, als diese hierzulande noch unbekannt waren. Die älteren Leute äußerten sich begeistert und empfanden diese Decken als wirklich hilfreich. Einer der meist gekauften Artikel waren die Friteusen. Die Hausfrauen waren froh und ich konnte mich überzeugen, dass er sie billiger verkaufte als die Ladengeschäfte. Das Geheimnis dieses günstigen Preises lüftete sich bei seinem Geburtstagsfest. Ein französischer Lieferant erzählte beiläufig, dass er zu diesem Festtag die 20.000ste von meinem Mandanten bestellte Friteuse mitgebracht habe. Als besonderes Geschenk sei der Preis ab sofort noch einmal um zehn Prozent ermäßigt.

Auch in Zürich richtete er einen ähnlichen Betrieb ein. Selbstverständlich hatte ich die Aufgabe der Beratung und musste mich nun auch mit dem Schweizer Steuerrecht befassen. Gegenüber dem deutschen Fiskus empfand ich die Schweiz als Steuerparadies. Dieser Staat zeigte sich offiziell dankbar für Unternehmer, welche die Wirtschaft vorwärts brachten und alle Geschäftsleute genossen die vielen Freiheiten, die sie dort nutzen konnten.

Verkaufs-Omnibusse fuhren von dort bis nach Italien und bald entstand in Mailand eine Filiale. Mehrfach fragte er mich: „Mit welcher Steuerbelastung muss ich in Italien rechnen?“ Vorsichtig empfahl ich, eine Belastung von mindestens dreißig Prozent des Gewinnes einzu-

kalkulieren. Die Italiener waren von dieser Art des Verkaufs begeistert. Er vergrößerte seine Angebotspalette und in kürzester Zeit fuhren von Mailand aus über 100 Omnibusse zu Verkaufsfahrten durch das schöne Land.

Etwa anderthalb Jahre nach dieser Geschäftseröffnung meldete sich eine staatliche Stelle und fragte nach dem zuständigen Steuerberater. Da ich mir nicht sicher war, besorgte ich über unsere Steuerberaterkammer die Adresse eines Steuerberaters in Mailand. Zu meiner Freude hatte dieser eine deutschsprechende Sekretärin, mit der ich über unser Anliegen telefonieren konnte. Durch meinen Kollegen in Mailand wurde unserem Klienten nahe gelegt, dass er gegen ein monatliches Honorar von 1.000 DM für die Steuerfreiheit seines Unternehmens in den ersten drei Jahren sorgen werde. Zuerst fürchtete ich, dass wir an einen Betrüger geraten seien. Aber mein Mandant war überzeugt, dass dieser Mann seriös war. Ich entwarf einen Beratungsvertrag, in dem festgelegt wurde, dass die monatliche Zahlung nur erfolgt, wenn von der staatlichen Aufsicht in Mailand bescheinigt würde, dass mein Kunde drei Jahre steuerfrei sei.

Dank diesem Schreiben erhielt unser Busunternehmer tatsächlich eine amtliche Bescheinigung über seine Steuerbefreiung, sowohl von der Stadtverwaltung als auch vom staatlichen Steueramt. So konnte er innerhalb der ersten drei Jahre umgerechnet mehrere Millionen Mark Gewinn ohne Abzug erzielen. Obwohl alles legal ablief, hatten wir als pflichtbewusste deutsche Staatsbürger beide dabei ein etwas schlechtes Gewissen. Aber man kann ja nicht Steuern bezahlen, wenn die berechtigten Stellen alles geprüft haben und schriftlich bescheinigen, dass sie keine haben wollen.

Es war im fünften Jahr, als jener Mandant plötzlich ziemlich aufgelöst in meinem Büro erschien. Er hatte von der Mafia ein Schreiben bekommen in dem ihm mitgeteilt wurde, dass diese sich mit 20 Prozent an seinem gut gehenden Geschäft beteiligen wolle. Sie kündigten einen Kontaktmann an, der die weiteren Einzelheiten mit ihm klären sollte. Nun kam die Angst. Dies war berechtigt, denn ich konnte ihm von einigen meiner anderen Kunden, die in Italien Geschäfte machten, die abenteuerlichsten Geschichten erzählen.

Es folgte eine Besprechung mit seinen italienischen leitenden Angestellten. Wir boten diesen an, für einen entsprechenden Kaufpreis die

Firma in Italien zu übernehmen. Bereits acht Tage später hatten wir ein Angebot auf dem Tisch. Ein italienischer Geschäftsmann erklärte sich bereit, zusammen mit den zwei leitenden Geschäftsführern aus Mailand die Firma zu kaufen. Auf mein Verlangen wurde der Vertrag im Gebäude einer Schweizer Bank abgeschlossen und die Käufer mussten über ihre Banken Sicherheiten für den Kaufpreis erbringen.

Als ich mich wunderte, dass alles so reibungslos ablief, wurde ich von meinem Mandanten aufgeklärt. Der Wert der Firma sei mindestens das doppelte des Kaufpreises. Er war aber damit zufrieden, denn Meinungsverschiedenheiten mit der Mafia wären für ihn nach seinen Worten, sehr ungesund gewesen. Und so freute er sich herzlich über das viele Geld, das er steuerfrei während weniger Jahre in Italien verdient hatte.

Spezial-Maschinenfabrik endet im Know-How-Transfer

In Stuttgart-Hohenheim, wo ich den Großteil meiner Studentenzzeit verbrachte, stand eine weltbekannte Maschinenfabrik. Von Mitstudenten, die in ihren Ferien dort gearbeitet hatten, wusste ich, dass es ein muster-gültiger Betrieb war. Als ich das Steuerberatungsmandat übernahm, staunte ich über die Sauberkeit und die gute Organisation. Die meisten Mitarbeiter waren Mechanikermeister. Sie bauten hochkomplizierte Spezial-Maschinen. Diese wurden in die ganze Welt verkauft und waren als ein Spitzenprodukt der Technik international anerkannt.

Die Tochter des Betriebsinhabers musste nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters die Geschäftsführung übernehmen und beauftragte mich mit der steuerlichen Beratung. Dies bedeutete nun eine große Herausforderung für mich. So mustergültig der technische Betrieb organisiert war, so veraltet zeigte sich der kaufmännische Bereich. Ich führte eine moderne Buchhaltung ein. Eine Überraschung erlebte ich bei der ersten Betriebsprüfung. Ein älterer, erfahrener Prüfer meldete sich telefonisch und schlug vor, ihn in Stuttgart in eine vornehme Gaststätte zum Essen einzuladen. Den Beginn der Besprechung setzte er auf morgens 10:00 Uhr in einem Nebenzimmer fest. Dieses war auf seinen Wunsch bis 16:00 Uhr für uns reserviert. Er berichtete mir über die Vergangenheit dieser Firma, die er in dreijährigem Turnus schon insgesamt siebenmal geprüft hatte. Das heißt, er war in diesem Unternehmen über 21 Jahre als Betriebsprüfer eingesetzt. Mein Staunen wurde immer größer, denn er kannte jedes Detail.

Nach dieser gründlichen Einführung besprach er mit mir bereits bei dieser ersten Begegnung das von ihm geplante Ergebnis seiner Prüfung. Als Aufgabe diktierte er mir, dass ich seine Behauptungen nachprüfen und das Beweismaterial liefern sollte. Wenn ich anderer Meinung sei, müsse ich ihm anhand von Belegen das Gegenteil beweisen. Er gab mir eine Woche Zeit. In der nächsten Besprechung wurden wir uns einig. Ohne dass er die Firma betreten hatte, erhielt ich 14 Tage später den Ent-

wurf seines Prüfungsberichtes, den wir noch einmal miteinander durchgingen. Das Mehrergebnis und die daraus folgende Steuernachzahlung hielten sich in erträglichen Grenzen.

Durch diesen sehr erfahrenen Betriebsprüfer bin ich zu einer neuen Erkenntnis gekommen. Um den wirtschaftlichen Aufschwung nach der Währungsreform 1948 anzukurbeln, war die deutsche Finanzverwaltung, zumindest in Süddeutschland, bei Großbetrieben äußerst großzügig. Man vermied es, bei den sich entwickelnden Unternehmen die Bestandserhöhungen im Maschinenpark und in den Warenlagern genau zu erfassen. Damit wurde ein steuerpflichtiger Gewinn vermieden und die Betriebe hatten die Möglichkeit, stille Reserven zu schaffen und finanziell zu erstarken. Durch den Fleiß ihrer Mitarbeiter und Manager konnte sich das berühmte Wirtschaftswunder auch hier entwickeln. Manche Familienbetriebe, die den notwendigen Einsatz brachten, wurden so zu größeren Unternehmen. Für den süddeutschen Raum bildeten diese eine Grundlage unseres wachsenden Wohlstandes.

Es war für die Tochter eines so tüchtigen Vaters nicht einfach, als Nachfolgerin ihren ständigen Einsatz voll zu bringen, um auf dem internationalen Markt zu bestehen. Immer wieder gab es Pannen mit den vereinbarten Lieferzeiten, die sie mit ihrem großen Charme längere Zeit überbrückte. Die schnell fortschreitende Technologie stellte unerbittlich ihre Anforderungen. Trotz der offensichtlich überragenden Technik dieser Firma glänzte die Konkurrenz mit angeblich kürzeren Lieferzeiten. Verschiedene Berater gaben ihre Vorschläge, mit denen auch ich mich auseinander setzen musste. Rückschauend bin ich darüber traurig, dass es mir nicht gelang, diese Frau zu einem klaren Firmenkurs zu beeinflussen. Vielleicht konnte ich auch die Probleme aufgrund der weltweiten Konkurrenz nicht ganz durchschauen.

Die versprochenen Liefertermine konnten öfters, trotz eines Aufblähens in verschiedenen Arbeitsbereichen, nicht gehalten werden. In manchem Gespräch schüttete mir die Fabrikantin ihr Herz aus, aber alles, was ich riet, war ihr zu anstrengend. Sie suchte Hilfe bei einem Rechtsanwalt, den sie gerne weltweit auf Geschäftsbesuche mitnahm. Seine Beratungen führten zu dem Entschluss, die ganze Firma zu verkaufen und zu Geld zu machen. Der mustergültige mittelständische Betrieb mit über 600 Mitarbeitern ging durch Verkauf an einen weltweit operierenden amerikanischen Konzern. Dieser verlegte zwei Jahre nach dem Geschäftsübergang

die gesamte Produktion in den Orient und schloss das deutsche Unternehmen. Einige Millionen aus dem Veräußerungserlös legte die Unternehmerin nach dem Rat ihres Rechtsanwaltes im Wohnungsbau an. Alles ging verloren, da sie sich auf eine betrügerische Baufirma eingelassen hatten.

Noch heute schmerzt es mich, dass entgegen meiner jahrelangen Bemühungen dieser Betrieb aufgelöst wurde.

Ganz alltägliche Begegnungen mit „Okkultismus“

Menschen mit allerlei Veranlagungen und Hintergründen kamen, um bei mir Rat zu suchen. Es waren nicht nur Steuersorgen und Probleme mit dem Finanzamt, sondern oft allgemeine wirtschaftliche Dinge, die ein Normalbürger nicht ohne fremde Hilfe bewältigen konnte. Mancher meinte sogar, er müsse auch seine seelischen Probleme bei mir los werden. Dabei kam ich gelegentlich in Berührung mit Menschen, die okkult belastet waren, das heißt, sich bewusst oder unbewusst unsichtbaren Mächten und Gewalten zur Verfügung stellten.

Die erste Begegnung dieser Art war ein älterer Mann. Als er in meinem Chefzimmer am Besprechungstisch saß, entstand eine ganz komische Atmosphäre zwischen mir und ihm. Wortlos empfand ich einen heftigen, geistigen Kampf. Ich stand kurzerhand auf und öffnete die Zimmertüre. Mit der Aufforderung, den Raum zu verlassen, erklärte ich, dass wir nicht zusammenpassten.

Dreimal erlebte ich weitere für mich fremdartige, unerklärliche Begegnungen, die jedes Mal mit der Flucht des Ratsuchenden endeten. Einmal erschien ein Herr, der schon kurze Zeit nach der Begrüßung vor mir niederkniete und mich anflehte, ihm nichts anzutun. Diesem befahl ich aufzustehen, Platz zu nehmen und mir seinen Lebenslauf zu schildern. Dabei berichtete er, dass er zu einem okkulten Zirkel in Stuttgart gehöre. Als ich ihm erwiderte, er solle Jesus Christus suchen, sprang dieser Mann auf und rannte zur Türe hinaus.

Eines Tages meldete sich eine ältere Frau. Sie hatte sich geweigert, in unserer Rezeption eine Beratungsakte anlegen zu lassen. Auf meine Frage nach ihren Problemen erklärte sie, mir meine Zukunft aus der Hand voraussagen zu wollen. Sehr deutlich zeigte ich ihr meine Abscheu gegen solche Praktiken und betonte, dass ich mit solchen Leuten wie ihr keinen Spaß verstünde. Fluchtartig verließ sie mein Büro. Von Weitem sah ich sie wieder in Sindelfingen beim Einkaufen und bemerkte, wie sie sehr erschrak und einen Bogen um mich machte. In der Folgezeit begeg-

nete ich öfters Personen, die sich ähnlich verhielten, und nehme deshalb an, dass auch in Sindelfingen ein okkultes Kreis sein Wesen trieb.

Teuflische Prophezeiung

Das einschneidendste Erlebnis hatte ich durch einen langjährigen Kunden, mit dem ich mich öfters über die Bibel unterhielt. Bei einer Bilanzbesprechung in seinem Büro fiel mir auf dem Fenstersims ein Buch auf. Er gab mir dieses in die Hand und meinte, dass es nicht nur fünf Bücher Mose, sondern noch ein sechstes und siebentes gebe. Sie seien alle für mich sehr wichtig. Ich klappte es auf und las laut irgendwo in der Mitte. „Wenn du um Mitternacht bei Vollmond an einen Kreuzweg kommst und die Kirchenglocken gerade zwölfmal geschlagen haben, wirst du dem Leibhaftigen begegnen“. Ich klappte das Buch zu und meinte, dass dies ein perfekter Blödsinn sei. Er schaute mich durchdringend an und erwiderte leise: „Es ist die volle Wahrheit!“ Daraufhin erwähnten wir dieses Thema nie wieder.

Lange danach erlebte ich etwas Unvergessliches. Es passierte in der Nähe unseres Bungalows in Döffingen. Ich arbeitete bis spät in die Nacht, als meine Frau mich drängte, doch endlich Feierabend zu machen. Ich erklärte ihr, dass ich noch einen kurzen Spaziergang in die Kälte der Winternacht machen wolle. So marschierte ich hinter unserer Wohnsiedlung hinaus über die Äcker. Ein wunderschöner, klarer Vollmond stand am Himmel. Die frische Luft tat mir gut und ich holte kräftig aus. Die Äcker waren weiß von einem leichten Schneefall, die Wege schwarz und schneefrei. Als ich gerade eine Kreuzung auf der Bergkuppe betrat, schlug die Kirchturmuhr unten im Dorf ihre zwölf Schläge um Mitternacht. Ich schrak zusammen, denn der Spruch aus dem angeblichen Mosebuch stand plötzlich deutlich vor mir: „Wenn du um Mitternacht bei Vollmond an einen Kreuzweg kommst und die Kirchenglocken zwölfmal schlägt, wird dir der Leibhaftige begegnen.“

Seit dem Lesen dieses Satzes waren etwa drei Jahre vergangen und ich wähnte ihn längst vergessen. Was ich aber nun erlebte, ist keine Einbildung, sondern tatsächlich genau so passiert. Vor mir in etwa zwanzig Meter Entfernung entwickelte sich langsam ein dunkler Schatten zu einer menschenähnlichen Gestalt, die groß und schwarz vor mir stand. Am Kopf sah ich zwei helle Augen. Ich konnte nicht mehr durchatmen.

Es war, als würde mir jemand den Hals zuschnüren und ich rang nach Luft. Meine Hände konnte ich nicht falten. Sie waren wie gefesselt. Keine Bewegung war mehr möglich. Den Namen „Jesus“ konnte ich nicht einmal mehr stammeln. Die Glocken hatten aufgehört und die schwarze Gestalt wurde ganz langsam heller und verschwand. Ich fror fürchterlich und zitterte am ganzen Leib. Gleichzeitig schwitzte ich schrecklich, aber ich konnte wieder durchatmen. So schnell wie möglich lief ich nach Hause, trank einen heißen Tee und ging zu Bett.

Als meine Frau mich hörte, sprach sie im Halbschlaf: „Die Glocken haben Mitternacht geschlagen und ich habe zu Gott geschrien, dass du bald wieder gesund nach Hause kommst.“ Immer wieder dachte ich darüber nach und überlegte: Wenn meine Frau nicht gebetet hätte, ob man mich am andern Tag wohl als eine erfrorene Leiche auf diesem Kreuzweg gefunden hätte? Wäre ich erstickt oder an Herzversagen gestorben? Und was wäre nach dem Tod in der Ewigkeit mit mir geschehen?

Mein okkult belasteter Mandant, mit dem ich nie darüber geredet hatte, kam kurz darauf wegen eines Krebsgeschwürs ins Krankenhaus. Seine Frau bat mich in seinem Auftrag, ihn dort dringend zu besuchen. Immer wenn ich diesen Besuch einplante, geschah etwas Unerwartetes, das mich einfach hinderte, an sein Krankenbett zu kommen. Familienangehörige meldeten mir als seinen letzten Wunsch auf dem Sterbebett, dass ich nicht bei der Beerdigung erscheinen dürfe. Sein Sohn, der die Firma übernahm, durfte nach dem Willen des Verstorbenen mit mir keinerlei Verbindung halten.

Jahrelang hat mich dies bedrückt, bis dann ein gläubiger Christ mich tröstete und meinte, es sei gut und richtig so gewesen. Nicht ich hätte diesen gebundenen Menschen für Jesus gewinnen können, sondern er hätte vor seinem Tod noch seine okkulten Mächte auf mich übertragen wollen!

Die Verpackung macht's

Der Berufsstand der Handelsvertreter setzte sich entscheidend für das Vorantreiben des Wirtschaftswunders ein. Sie besuchten ständig ihre Kunden und knüpften Verbindungen zwischen den Unternehmern. Schnellstens wurden durch sie neue Produkte verteilt und bekannt gemacht. Die höchsten Provisionen verdienten die Vertreter der Metallindustrie. Einer dieser rührigen Männer bereitete mir aber besondere Sorgen. Als Vertreter einer Zigarettenfirma bereiste er den ganzen süddeutschen Raum. Seine geringe Provision reichte jedoch kaum für den Unterhalt der dreiköpfigen Familie.

Einige Wochen vor Weihnachten besuchte ich ihn unangemeldet, um die Steuererklärungen vom vergangenen Jahr zu besprechen. Er war gerade dabei, zusammen mit seiner Frau einen Lastzug auszuladen. Bei einem Lehrgang für Handelsvertreter, den er im Auftrag seiner Firma in Holland besuchen musste, konnte er einem Angebot nicht widerstehen und kaufte einen ganzen Lastzug mit Spekulatius-Keksen. Damit beabsichtigte er, ein großes Weihnachtsgeschäft anzukurbeln. Auf seinen vielen Reisen hoffte er, bei den Kunden diese Neuheit erfolgreich zu verkaufen. Voll Freude schenkte er mir einige Päckchen. Sie schmeckten so einmalig, dass ich in meiner Begeisterung eines davon an Ort und Stelle verschlang.

Zu Hause angekommen überreichte ich glückstrahlend ein Päckchen meiner Frau und gab den Rest meinen Mitarbeitern im Büro weiter. Unprobiert wurde die Packung weggelegt, mit der Bemerkung, dass gekaufte Kekse nie so gut schmeckten wie die selbstgebackenen. Auch im Büro blieb die geschenkte Packung unbeachtet liegen. Nur ich allein wusste, wie herrlich und einmalig diese Leckerei schmeckte. Deshalb besuchte ich den Vertreter in der kommenden Woche wieder und beabsichtigte einige Päckchen zu kaufen. Zu meiner Überraschung traf ich aber eine ganz verzweifelte Familie. Was war passiert? An alle ihm bekannten Kaufhäuser und größeren Ladengeschäfte hatte er kostenlose

Probepackungen verteilt und seine Angebote abgegeben. Er erhielt nur Absagen und blieb damit auf dem von ihm gekauften, großen Lagerbestand sitzen. Der finanzielle Verlust, den er sich damit eingehandelt hatte, bedeutete das sichere Aus seiner Existenz.

Da ich selbst die Kekse probiert hatte, konnte ich ihm die erstklassige Qualität nur bestätigen. Gleichzeitig berichtete ich von meinen eigenen Erfahrungen bei der Weitergabe. Ich machte ihm klar, dass sie einfach falsch verpackt seien. Sofort besuchte ich mit ihm einen Mandanten, der eine kleine Kartonagenfabrik betrieb und sehr clevere Designer beschäftigte. Zufällig hatte dieser gerade einen Auftrag mit auffällig farbigen Kartons, die für die Kekse entsprechend umgestaltet werden konnten. Der Handelsvertreter konnte sofort 200 Stück mitnehmen, um mit den Musterpackungen seine Kunden wieder zu besuchen. Er befolgte meinen Rat und empfahl für die neu eingepackten Kekse den dreifachen Verkaufspreis. Auch seinen Lieferpreis hatte er verdoppelt.

Bereits in der Woche darauf wurden meine Sorgen, dass ich als Branchenfremder vielleicht einen falschen Rat gegeben hätte, behoben. Der Inhaber der Kartonagenfabrik bedankte sich für den großen Auftrag, den ich ihm vermittelte. Der Keksesitzer hatte nämlich in der Zwischenzeit einen eiligen Großauftrag bei ihm abgegeben. Ich staunte, wie zehn Frauen in seiner kleinen Wohnung das Gebäck neu verpackten. Als Weihnachtsgeschenk fand es so reißenden Absatz, dass er mehrere Lastzugladungen bestellte. Rund um die Uhr waren viele Frauen mit Umpacken beschäftigt. Der Reinerlös dieses Geschäftes half ihm, im kommenden Jahr in eine eigene Wohnung umzuziehen. Als erfolgreicher Verkäufer erhielt er sogar einen Vertrag für die Vertretung eines Lebensmittelkonzerns. Die Freude war übergroß und seine Existenz gesichert.

Dies bedeutete für mich eine interessante Erfahrung. Die geschmacklich und qualitätsmäßig erstklassigen Kekse wurden von der Kundschaft erst angenommen, als auch die Verpackung wirklich ansprach. Nach den langen Jahren des Mangels hatte jedermann das Bedürfnis sich an besonders guten Dingen zu erfreuen. Es wurde aber vorausgesetzt, dass auch das Äußere stimmte, und zum Kauf anregte.

In einer anderen Branche konnte ich dieselbe Beobachtung machen. Vier Wochen vor Weihnachten, anlässlich einer Besprechung bei einem Spielwarenhändler, sah ich im Nebenraum mehrere Kubikmeter Puppen aufgestapelt. Auf meine Frage wurde mir berichtet, er habe diese aus

China sehr günstig eingeführt und in seinen verschiedenen Filialbetrieben zu einem Preis von 3,50 DM das Stück verkaufen wollen. Aber ohne Erfolg. Natürlich musste ich die chinesischen Puppen genau ansehen. Sie waren sauber gearbeitet und hübsch gekleidet. Da sie mir sehr gefielen, meinte ich zu meinem Mandanten, man müsse jeder Puppe ein Bändchen um den Arm binden. Gefärbt mit roter Leuchtfarbe, die gerade neu erfunden worden war, würden diese mehr ins Auge fallen. Jedes Püppchen müsste in einem farbigen Karton angeboten werden. Der richtige Preis pro Stück sei dann 9,90 DM. Eine hübsche Puppe müsse auch einen guten Preis haben. Das erstaunte Gesicht des Spielwarenhändlers hatte ich nicht besonders beachtet. Am Heiligen Abend bekam ich von ihm einen Brief und einen Verrechnungsscheck über einen höheren Geldbetrag. Er bedankte sich für meinen guten Ratschlag bezüglich der chinesischen Puppen. Zu Weihnachten hatte er nicht nur die angeblichen Ladenhüter verkauft, sondern noch die doppelte Menge nachbestellt, mit dem Ergebnis eines Riesengewinnes.

Die „Re“ und erschütternde Schicksale aus Ostpreußen

Ein nachdenklicher Rückblick: Es war noch ziemlich am Anfang meiner Steuerberatertätigkeit. Viele Trümmer der Bombenangriffe waren weggeräumt, aber der Wiederaufbau kam sehr zögerlich in Gang. Mitten in Stuttgart in der Schloßstraße hatte ich mehrere Mandanten. Wegen einer Baustelle parkte ich in einer Nebenstraße. Durch einen Fußweg zwischen den Ruinen versuchte ich, die Strecke abzukürzen. Der Pfad endete aber mitten in einem kleinen Garten mit Rosen und vielerlei Blumen. Dazwischen standen eine Menge verschiedenster Gartenzweige. Auf der Bank vor einer einfach zusammengeagelten Hütte saß ein altes Ehepaar.

Sie luden mich ein, auf dem noch freien Stuhl Platz zu nehmen und mich an dem schönen Wetter zu erfreuen. Ich setzte mich dazu und wir unterhielten uns. Sie waren Flüchtlinge aus Ungarn, die schon seit zwei Jahren auf Abruf hier wohnen konnten. Sie hatten das Gärtchen angelegt und hofften, dass sie noch lange Zeit hier bleiben dürften. Der Mann lobte immer wieder die Schönheit des Gartens, der sie an zu Hause erinnerte. Die Gartenzweige hatte er in den Trümmern gefunden und meinte, dies sei echt schwäbisch. Mehrfach betonte er, dass sie in ihren alten Tagen doch wenigstens noch ein paar Quadratmeter auf dieser Welt schön gemacht hätten und wie dankbar sie dafür seien.

Ich wollte mich gerade verabschieden und bedanken, als ich entdeckte, dass weiter hinten in den Trümmern unter einem ganz zusammengefallenen Haus noch eine Ecke stand, in der offensichtlich auch jemand hauste. Auf meine Frage sagte der Mann: „Das ist die Re, die erzählt Ihnen etwas vom Krieg. Aber nur, wenn Sie geduldig hinsitzen!“ Er ging mit mir zu diesem Trümmerhaufen und stellte mich einem menschlichen Wesen vor, das auf einem großen Stein saß und mich lange unbeweglich anstarrte. Dann ging die Frau in den Raum unter den Trümmern und setzte sich auf ein Bett, das in einer Ecke stand. Dort saß sie wieder unbeweglich und starrte mich an. Etwa nach zehn Minuten stand sie auf und schloss eine Art Vorhang aus lauter alten Säcken, sodass es in ihrer

Ecke etwas dunkler wurde. Offensichtlich war sie geistesgestört. Ich stand auf und ging.

Der Mann vorne im Garten meinte, ich müsse unbedingt wiederkommen und dann auch viel Geduld mitbringen, denn die Re hätte mir etwas vom Krieg mitzuteilen, was ich sonst von niemand erfahren könne. Einen Monat später besuchte ich wieder denselben Mandanten und schlug den gleichen Weg ein. Ich nahm mir bewusst Zeit, diesem Phänomen zu begegnen. Wieder trank ich einen Tee mit dem Ehepaar und setzte mich zu der Re. Der Name war die Abkürzung eines weiblichen Vornamens, aber ich konnte nichts fragen, sondern wie beim ersten Mal nur dasitzen und mich mit großen Augen anstarren lassen. Endlich stand sie auf und blickte durch ein Loch in der Wand ins Freie. Sie erzählte mit dunkler, monotoner Stimme eine Geschichte, die mir das Blut stocken ließ. Der Mann sagte mir nachher noch, in Stuttgart-Hedeltingen wohne eine Frau aus dem gleichen Dorf, die mir alles bestätigen könne. In der Straße, die er mir nannte, fragte ich nach der Frau aus dem Osten. Man zeigte mir das Haus, in dem diese kranke Frau im Dachgeschoss lebte. Auf meine Fragen reagierte sie in ähnlicher Weise und erzählte mir dasselbe. Sie konnte mir noch den Namen und die Adresse einer Frau in Esslingen sagen, die dort mit ihrem Mann wohne und dasselbe erlebt habe..

Da beide Frauen geistig verwirrt waren, besuchte ich auch diese dritte Zeitzeugin. Sie erschien mir voll zurechnungsfähig und berichtete im Beisein ihres Ehemannes: Sie war die Tochter eines Hausmeisters in der Schule einer ostpreußischen Kleinstadt. Ihre Mutter war bereits gestorben. Ihr Vater wurde beim Einmarsch von den Russen erschossen. Das Gebäude wurde mit Stacheldraht eingezäunt und die russischen Soldaten brachten aus der Umgebung Frauen und Mädchen, die in den Schulräumen gefangen gehalten wurden. Sie musste diese Frauen mit Essen versorgen.

In der Turnhalle wurden sie in einer Weise vielfach vergewaltigt, die ich hier nicht schildern kann. Am Anfang machten verschiedene Frauen Selbstmord, aber die Übrigen wurden so apathisch, dass sie sich nicht mehr wehrten und alles mit sich geschehen ließen. Diejenigen, die nicht mehr zu gebrauchen waren, wurden einfach zum Fenster hinausgeworfen. Die meisten starben. Mit einem gewissen Stolz erklärte die Erzählerin, dass sie manche rettete und im Keller mit Essen versorgt habe, bis sie

wieder kräftig genug waren, um zu fliehen. Einmal seien Klosterfrauen angeliefert worden. Als vermutlich die Oberin sich beschweren wollte, wurde ihr und einigen anderen von den Rotarmisten vor allen Anwesenden der Schädel eingeschlagen. Auch die Leichen wurden noch geschändet und zum Fenster hinaus geworfen.

Auf meine Frage, ob sie auch vergewaltigt worden sei, antwortete sie: „Etwa dreißigmal“. Ich wollte wissen, ob sie außer den zwei Frauen, die ich bereits kennen gelernt hatte, noch weitere Leidensgenossinnen kenne, die aus dieser Zeit etwas wissen. Sie berichtete, gleich nach Kriegsende seien etwa 15 dieser Frauen im Esslinger Krankenhaus behandelt worden. Ich kannte einen jungen Arzt, der mir die Wahrheit dieser Vorgänge bestätigte, da er diese Kranken selbst behandelt hatte. Die Begegnung mit diesen Patientinnen erschütterte ihn so sehr, dass er nach Amerika auswanderte, um nie Russen begegnen zu müssen. Viele Jahre später traf ich ihn in Hamburg wieder. Seine mehrjährigen Erfahrungen in New Orleans hatten ihn desillusioniert.

Dem Dokumentarbericht eines Amerikaners war Jahrzehnte später zu entnehmen, dass beim Einmarsch der Russen in Ostpreußen über zwei Millionen deutsche Frauen vergewaltigt wurden. Noch immer fehlen mir persönlich angesichts dieser Geschehnisse die rechten Worte. Dennoch: Gott hat all dies zugelassen. Er schenkte mir sogar die Möglichkeit, den Russen später Bibeln in großer Zahl zu schicken (vgl. Kapitel „Der Zehnte – eine entscheidende Wende“, S. 624)

Amerikanische Soldaten und das Fräulein-Wunder

Damals im Mai 1945, nachdem die Amerikaner von den Franzosen das Robert-Bosch-Krankenhaus übernommen hatten, ging es mir ein Jahr nach der Luftminenexplosion etwas besser. Bei meinem ersten Spaziergang vor dem Krankenhaus musste ich den amerikanischen Wachposten passieren. Dieser lachte laut über meine alte Luftwaffenuniform und die weiten Hosen. Ich aber lachte auch, denn ich hatte vorher noch nie einen Mann in so engen Hosen gesehen. Als ich mit ihm reden wollte, sicherte er sich nach allen Seiten und gab mir zu verstehen, dass alle GI's (wie sich die amerikanischen Soldaten nannten) strengsten Befehl hatten, sich vier Wochen lang auf keine Unterhaltung mit den besiegten Deutschen einzulassen. Erst recht nicht mit Frauen. Zuwiderhandlungen wurden streng bestraft. Unser Stationsarzt bestätigte mir dies mit der Bemerkung, dass im ganzen Krankenhaus keine Vergewaltigung durch einen amerikanischen Soldaten bekannt geworden sei.

Jahrzehnte später meldete sich ein amerikanischer Soldat in Uniform im Steuerbüro. Mit leichtem Akzent, aber fließendem Deutsch machte er mir klar, dass er einen Steuerberater brauche. Seine Eltern, deutsche Auswanderer hatten ihn in Amerika in eine deutsche Schule geschickt. Als er mit den Besatzungstruppen nach Stuttgart kam, lernte er die Tochter eines Gipsers kennen und heiratete sie. Er berichtete, dass er nun in Deutschland bleiben und nach der Meisterprüfung den Betrieb seines Schwiegervaters übernehmen wolle. So kam es auch.

Auf seine Empfehlung besuchte mich auch einer seiner Kameraden. Dieser sprach nicht so gut Deutsch. Er brachte deshalb seine junge Frau mit, die er in Esslingen kennen gelernt hatte. Sie schienen sehr glücklich verheiratet und das zweite Kind war unterwegs. Nach Beendigung seiner Soldatenzeit wollte er bei einer deutsch-amerikanischen Firma arbeiten. Ihm konnte geholfen werden.

Der dritte Amerikaner, der zu mir fand, war noch ledig. Er erklärte, seine Vorfahren seien von Deutschland nach Amerika ausgewandert. Sie

stammten alle aus dem „Gäu“, das nach seinem Wissen nicht weit von Stuttgart entfernt sein sollte. Auch ihm konnte ich weiter helfen. Südlich von Herrenberg gibt es verschiedene Bauerndörfer, die im Volksmund als Gäu bezeichnet werden. Als ich ihm meine Landkarte kopierte, kam er ins Schwärmen. Er wollte genau dort unbedingt eine deutsche Frau finden und nach Amerika mitnehmen.

Auf meine erstaunte Frage erzählte er mir, dass damals von der amerikanischen Regierung ein sogenanntes Weißbuch über das deutsche „Fräulein-Wunder“ veröffentlicht worden war. Darin ist festgehalten, die deutschen Fräuleins seien sehr fleißig. Sie könnten alle kochen und putzen und seien treue Ehefrauen und kinderlieb. Viele junge amerikanische Frauen sähen deshalb mit Sorge auf ihre Soldaten. Die Familien aber, die aus Deutschland eine Schwiegertochter erhalten hätten, wären darüber sehr glücklich.

Besondere Bewahrungen mit dem PKW

Unser erstes eigenes Auto war ein Volkswagen. Als ich meine Schwiegermutter mit dem neuen Wagen nach Hause brachte, wählte ich den kürzesten Weg von Döffingen nach Stuttgart. Er führte mitten durch den Vaihinger Wald, in dem eine Kaserne der amerikanischen Besatzungstruppe stand. Ein Mercedes wollte mich überholen und ich gab Vollgas. Plötzlich verlangsamte sich mein Fahrzeug ohne ersichtlichen Grund. Der Motor stotterte. Nachdem der Mercedes mich überholt hatte, fuhr der VW wieder ganz normal.

Zwei Kilometer weiter kamen wir zu einem schweren Unfall. Ein amerikanischer Panzer stand unbeleuchtet am Straßenrand. Die Tarnfarbe des Panzers hatte wohl verhindert, dass der Fahrer des mich überholenden Mercedes bei Nacht und hoher Geschwindigkeit diesen rechtzeitig sehen konnte. Er fuhr gegen den Stahlkoloss. Nach diesem traurigen Erlebnis fuhr ich mein Auto noch weitere zwei Jahre, ohne dass der Motor jemals wieder stockte.

Die nächste Geschichte verlief noch dramatischer. Wir hatten mit dem Hausarzt telefoniert, da eines unserer Kinder krank im Bett lag. Dieser traf ganz aufgeregt zwei Stunden später als versprochen ein. Unten im Dorf wurde er Zeuge eines schweren Verkehrsunfalls. Der Verursacher, ein junger Steuerberater, war sofort tot. Erschüttert meinte er: „Ein guter Berater hat den Kopf immer so voll mit Problemen, dass er unfähig wird, den Straßenverkehr zu bewältigen.“ Meine Frau hat sich dies sehr zu Herzen genommen und seither beteten wir ganz bewusst für Bewahrung auf der Straße.

Wie nötig dies war, zeigte auch die Begebenheit auf einer Fahrt in den Schwarzwald. Mein Weg führte dabei über einen Eisenbahnübergang, der bisher durch eine Schranke gesichert war. An diesem Tag sah ich von Weitem die offene Schranke, die nach oben stand und fuhr mit Vollgas über die Bahngleise. Gerade als ich die Geschwindigkeit gesteigert hatte, bemerkte ich auf der anderen Seite der Bahnlinie mehrere

Männer. Zu meinem Glück blieb ich auf Vollgas. In diesem Augenblick brauste nämlich von links ein Nahverkehrszug mit voller Geschwindigkeit heran und ich sah dicht neben mir die beiden Puffer des Zuges.

Nach einer Vollbremsung hinter dem Übergang stieg ich aus. Um mich herum die entsetzten Gesichter von Polizisten. Ein Mann im schwarzen Anzug hatte vor Schreck einen Ohnmachtsanfall bekommen und lag auf dem Boden. Der Polizeichef brüllte mich an: „Machen Sie, dass Sie zum Teufel kommen.“ Ganz benommen stieg ich ins Auto und fuhr sofort weiter. Später fing ich an zu zittern, hielt an und musste mich zuerst beruhigen. Jetzt konnte ich das Erlebte noch einmal durchdenken. Was war geschehen? Im Zuge der Modernisierung hatte man zur Warnung der Kraftfahrer ein Blinklicht an diesem Bahngleis aufgebaut und die Schranke außer Betrieb gesetzt. Offensichtlich funktionierte das Warnlicht noch nicht, aber die Schranke war bereits außer Betrieb und deshalb offen geblieben. Mit großer Geschwindigkeit war ich knapp an den Puffern einer schnellfahrenden Lokomotive vorbeigehuscht. Mein Leben hing an Bruchteilen von Sekunden. Ich dankte Gott von Herzen für diese Bewahrung.

Die Soldaten des Paul von Lettow-Vorbeck

Einen meiner Klienten traf ich vor seinem Haus an, wo er im schwarzen Anzug auf mich wartete. „Sie müssen mit mir sofort zu einer Beerdigung“, sagte er. Im Auto erfuhr ich, dass sein Onkel mit 95 Lebensjahren überraschend gestorben war. Meine Aufgabe sei, dessen Nachlass zu regeln. Wir kamen gerade rechtzeitig auf dem Friedhof in Leonberg an. Wenn ein ganz alter Mensch stirbt, ist die Beerdigung oft nur noch von den wenigen ihn überlebenden Bekannten besucht. In diesem Falle erlebte ich eine Überraschung. Mein Mandant, der Sohn des Verstorbenen und auch ich waren unter den Anwesenden die Jüngsten. Außer uns waren etwa 30 Männer anwesend, alle über 80 Jahre. Sie standen am Grab erstaunlich stramm, sportlich und hellwach, dass ich nur so staunte. Die Erklärung erhielt ich von einem der Anwesenden etwas später.

Sie alle hatten in ihrer Jugend bis zum Ende des Ersten Weltkriegs als Soldaten in Deutsch-Ostafrika gedient, unter dem bekannten General Lettow-Vorbeck. Disziplin war eingeübt und auch Freude am Leben. Einer erklärte mir, sie seien auch im Alter noch sportlich aktiv und gesund. In ihren jungen Jahren hätten sie sehr spartanisch leben müssen und in den Tropen sich mit vielerlei Krankheiten angesteckt, aber diese erfolgreich hinausgeschwitzt. Sie seien dadurch nicht nur gegen Infektionen immun, sondern auch gegen viele andere Widrigkeiten des Lebens. Die Richtigkeit dieser Aussage bewiesen sie durch ihre auffallend stramme Haltung und einzigartige Disziplin. Neben der Trauer um den Verlust ihres Kameraden empfand ich bei ihnen die Freude des Wiedersehens nach langer Zeit. Die meisten kamen von weit her aus allen Teilen Deutschlands. Nachdem der Pastor, der ihnen offensichtlich bekannt war, eine christusgläubige Predigt hielt, stimmten sie ein gemeinsames Lied an, das ich seither nicht mehr vergessen kann. Es lautete:

*„Wie oft sind wir geschritten, auf schmalem Negerpfad,
wohl durch der Steppen Mitten, wenn früh der Morgen naht.“*

*Wie lauschten wir dem Klange, dem trauten Negersange,
der Träger und Askari, heija, heija Safari.“*

Das Heimweh nach Afrika, nach der Kameradschaft untereinander und nach der Freundschaft mit den dortigen Eingeborenen war ihnen deutlich abzuspüren.

Anschließend erhielt ich von dem Sohn und Erben eine Generalvollmacht über den Nachlass des Verstorbenen. Ich hatte verschiedene rechtliche und steuerliche Aufgaben zu lösen. Erstaunt entdeckte ich in den Aufzeichnungen ein Sechs-Familienhaus, das gleich nach Kriegsende errichtet wurde. Zur Zeit der Erstellung gab es wegen der Zerstörung durch die Bombenangriffe weder ein Baurechtsamt noch ein Finanzamt. In der dafür zuständigen Stadt Leonberg waren diese Ämter durch Luftangriffe total zerstört. Deshalb konnte damals keine Anmeldung bei einer Behörde erfolgen. Auch wurden seither keine Grundsteuern und Einkommensteuern bezahlt. Nicht einmal eine Baugenehmigung war aufzufinden. Ich hatte nun die Aufgabe, alles nach den gesetzlichen Bestimmungen zu regeln.

Was mir aus diesem Erlebnis blieb, war der feste Vorsatz, das Meine dazu zu tun bis ins hohe Alter fit und „auf Draht“ zu bleiben.

Ein früherer SS-Offizier lässt Europa hinter sich

Bei einem Treuhandauftrag erlebte ich eine nicht alltägliche Begegnung. Nachdem ich den ersten Schrecken über das entstellte Gesicht meines Auftraggebers verloren hatte, erhielt ich von ihm eine notarielle Vollmacht. Ich sollte sein gesamtes Vermögen auflösen und den Erlös auf der Bank einzahlen. Den Verkauf seines Hauses mitsamt der Einrichtung hatte er bestens vorbereitet. Er wollte aber die restliche Vertragsabwicklung nicht erst abwarten, sondern sofort zu seiner Tochter nach Amerika ausreisen. Diese hatte gleich nach Beendigung des Krieges einen amerikanischen Soldaten geheiratet. Zweimal schon war mein Auftraggeber dort mit seiner Frau zusammen auf Besuch. Die Jungen lebten in Amerika sehr glücklich. Nachdem seine Frau verstarb, hatte ihn der Schwiegersohn eingeladen, den Rest seines Lebens mit der jungen Familie und seinen drei Enkeln in USA zu verbringen. Er konnte es kaum erwarten und hatte bereits einige Kisten seiner Habseligkeiten abgeschickt. Zweimal war ich noch mit ihm zusammen, dabei erzählte er mir seine Lebensgeschichte:

Aus Überzeugung hatte er sich bei Kriegsbeginn freiwillig zur SS gemeldet. Als verantwortungsbewusster Mann wollte er nicht bei der normalen Wehrmacht dienen, sondern war der Meinung, dass er sich der Eliteeinheit des deutschen Volkes zur Verfügung stellen müsse. Schon 1939 kämpfte er im Polenfeldzug. Gleich zu Anfang des Krieges mit Russland erlitt er eine schwere Verwundung, durch die er über ein Jahr nur in der Etappe verwendungsfähig war. Eine furchtbare Zeit erlebte er dann an vorderster Front in Russland. Kurz vor dem Rückzug wurde er, bedingt durch zwei Streifschüsse, zu einer Einheit in Nordfrankreich versetzt. Dort geriet er in amerikanische Gefangenschaft.

Mit allen seinen tätowierten Kameraden aus der SS wurde er in ein spezielles Gefangenenlager in Bad Kreuznach eingeliefert, das der Volksmund hinter vorgehaltener Hand „Todeslager“ nannte. Aus Hunger hatte er einem amerikanischen Soldaten eine größere Portion der Verpflegung

aus der Hand gerissen. Ein „Schwarzer“ habe ihm mit dem Gewehrkolben mitten ins Gesicht geschlagen, sodass er bewusstlos am Boden lag. Normalerweise ließ man verwundete Gefangene in diesem Lager einfach liegen. Er wusste nicht, wie es kam, dass er trotzdem in ein amerikanisches Lazarett eingeliefert wurde. Vielleicht passierte es, weil seine Uniform einen höheren Dienstgrad auswies. Die amerikanischen Ärzte mussten ihm Backenknochen, Nasenbein und Unterkiefer mit einigen Operationen zusammenflicken.

Als er wieder normal denken konnte, stellte er fest, dass der amerikanische Chirurg in der Narkose ihm am linken Oberarm auch die Tätowierung der SS wegoperiert hatte. Das fiel insofern nicht auf, da er an diesem Arm schon mehrere Narben durch Streifschüsse hatte. Vielleicht war die Entstellung in seinem Gesicht der Grund, warum er nach seiner Genesung sofort frei gelassen wurde. Ich empfand ihn als seelisch krank und gezeichnet von seinen schweren Erlebnissen im Krieg. Er litt aber auch unter der Tatsache, dass die Sieger, die sich als christliche Nation betrachteten, ohne erkennbare Barmherzigkeit Gefangene der Hitler-SS und viele, die ihnen verdächtig vorkamen, in ihren Lagern unter freiem Feld hatten verhungern lassen. Des Alleinseins müde, wählte er nun dieses Amerika als seine zukünftige Heimat. Schon während seiner SS-Zeit waren ihm Grundsätze des Morgenthau-Planes bekannt geworden, nach dem Deutschland fast ausgerottet werden sollte. Erst als er erfuhr, dass dieser Plan nicht mehr gelte, zog der Offizier guten Glaubens in amerikanische Gefangenschaft. Aber die Amerikaner hatten ihre eigenen Grundsätze von Frieden und Demokratie. Während des Krieges hatten auch sie „flächendeckende“ Vernichtungsmethoden entwickelt, durch ihre Bombenangriffe sowie eine teilweise Ausrottung deutscher Gefangener.

Der gezeichnete Mann war von dem, was durch Adolf Hitler und dann durch die Alliierten in Europa an Völkermord geschehen war, immer noch tief erschüttert und hoffte, nun Menschen zu treffen, die ihm aus seiner weltanschaulichen Not heraushelfen konnten. Vielleicht war ich der einzige Mensch, der den gezeichneten SS-Offizier geduldig anhörte und nicht die Flucht ergriff, beim Anblick seines Gesichtes und seiner Mimik. Aus seinen Andeutungen und vielen Gesprächen mit älteren Kameraden wusste ich, wie es sich mit der eigenen Schuld und den vielen Erinnerungen beladen schwer weiterleben ließ. Die Suche nach einer Antwort auf seine Fragen bei anderen Menschen wurde erschwert

durch sein entstelltes Gesicht. Er wollte unbedingt, dass ich ihn zum Flughafen fahre. Damit fänden wir Zeit und er könne mir vor dem Flug noch sein Herz ausschütten.

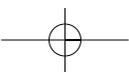
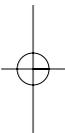
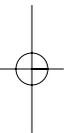
Mit großen Hoffnungen verließ er Europa, um mit dem, was ihn aus der Vergangenheit bewegte, abzuschließen. Die letzte Zeit seines Lebens wollte er bei seinen Kindern verbringen, weit weg von den Kriegesgeschehnissen, die ihn nicht mehr los ließen. Er berichtete weiter, dass er die letzten Jahre des Krieges durch seine traurigen Erlebnisse wie im Traum durchlebte. Um zu überleben, hatte er alles in sein Unterbewusstsein verdrängt. Schon das ganze letzte Jahr des Krieges wartete er insgeheim auf die Befreiung durch die alliierten Truppen. Seine Begegnung mit den siegreichen Feinden und die kurze Zeit im Gefangenenlager bedeutete aber einen weiteren Schock. Dankbar war er über die Operation des amerikanischen Arztes und besonders über dessen Glaubenszeugnis. Der Arzt habe ihm aus christlicher Nächstenliebe die Tätowierung der SS entfernt. Er gab ihm ausdrücklich beim Abschied zu verstehen, dass er dies als bibellesender, gläubiger Christ getan habe. Wie froh und dankbar war der einstige Offizier, dass er über alles reden konnte, was ihm immer noch so große Not machte. – All dies berührte mich sehr. Oft dachte ich über seinen Lebensbericht später nach.

In meiner Abiturklasse war ein Schulkamerad, dessen Vater in einem Lager der Franzosen bei Heilbronn verhungerte. Er sprach von einem weiteren „Todeslager“ bei Bad Kreuznach, in dem der überwiegende Rest der SS-Soldaten ums Leben gekommen sei. Ich ahnte nun, weshalb vier meiner Mitschüler kurz vor Kriegsende so wie ich den Stellungsbefehl von der SS erhielten, zwar per Postkarte ihren Eltern aus der Gefangenschaft noch Nachricht gaben, aber dann eben verschollen blieben. Es schmerzte mich tief, an ihr Schicksal zu denken. Nun kam mir wieder in den Sinn, dass die Explosion der englischen Luftmine mein Leben vor Schlimmerem bewahrt hatte: Die schweren Verletzungen machten es unmöglich, mich in Gefangenschaft zu transportieren.

Später versuchte ich mit einem Studienkollegen, dessen Eltern in Bad Kreuznach wohnten, Einzelheiten über die Massengräber zu erfahren. Auf dem Rathaus drohte nach unseren Fragen ein höherer Beamter, die Polizei zu alarmieren, wenn wir nicht sofort das Haus verließen. Ein alter Rentner, der kurz nach dem Einzug der Alliierten auf dem Rathaus angestellt wurde, berichtete, dass in der näheren Umgebung von Bad Kreuz-

nach ein Tal mit Stacheldraht umzäunt und bewacht gewesen war. Dort hinein hätte man alle SS-Soldaten gebracht. In diesem Gelände befänden sich auch die Massengräber vieler Tausend Menschen. Später diente das Tal als Auffüllplatz für die ganze Region. Allmählich wäre auf diesen Gräbern Müll aufgeschüttet worden, über dreißig Meter hoch. Alle mitwissenden Beamten seien unter Androhung hoher Strafen zum Stillschweigen verpflichtet worden.

Bei alledem können wir heute sehr dankbar sein für die deutsch-amerikanische Freundschaft. Viel mehr aber über Gottes Erbarmen und Verzeihen unserem eigenen irgeleiteten Volk gegenüber – denn auch unsere Schuld ist riesengroß!



Teil 4

Berufserfahrungen, Verfolgungen und Wunder

Rasante Entwicklungen im Treuhandgeschäft	482
Millionen-Drama um das Leo-Center in Leonberg	487
Begegnung mit Richard Wurmbrand	499
Über Nacht unter Typhusverdacht	500
Unter Verbrechensverdacht - auf der Fahndungsliste	502
Die Rauschgiftsekretärin, ihr Bandenchef und die Kripo	510
Täglich abgehört, von Polizeifahndern verfolgt	517
Der Bankraub am Goldberg	524
Überfallartige Hausdurchsuchung mit Folgen	526
Begegnung mit der Unterwelt	539
Der Workoholic und die Bibel	544
Christliche Aktivitäten - von Sindelfingen bis Washington	547
Operation Mobilisation macht mich zum Reeder	553
Krisen, Hoffnungen und Ende meiner Steuerberatung	590
Unser Missionshof - im schwäbischen Hirrlingen	595
Merkwürdige Begegnungen mit Interpol und großer Politik	605
Der ungewollte Mercedes 300 E	612
Die ProfilMetall GmbH und der Neubau in Hirrlingen	615
Wochenendarbeit, ein Problem	624
Der Zehnte - eine entscheidende Wendung	626
Die Bruchoperation und der lebendige Glaube	628
Generationenwechsel, Krise und Rettung bei Profilmetall	634
Schlaganfall - knapp überlebt	640
Senioren geben Bibeln weiter	642
Rückschau und Vorschau	643
Ausgewählte Kontaktadressen für suchende Menschen	645

Rasante Entwicklungen im Treuhandgeschäft

Ein kurzer Rückblick: Im Jahre 1958 hatte ich die Zulassung zum „Helfer in Steuersachen“ erhalten. Zusammen mit einer Buchhalterin arbeitete ich ab 1961 in unserem Bungalow in Grafenau-Döffingen. Unser Büro bestand aus einem Zimmer mit zwei Schreibtischen. Auch der Dachausbau in diesem Hause, der eine erhebliche Erweiterung des Büros auf sechs Schreibtische brachte, reichte nur bis zum Jahre 1964. Wir freuten uns, als wir in der Nachbarschaft ein Haus kaufen und dort das Personal auf 16 Mitarbeiter aufstocken konnten. Nach entsprechenden Prüfungen wurde ich auch als Steuerberater und Rechtsbeistand zugelassen. Da ich nicht gerne mit dem Auto auf großen Strecken unterwegs war, konzentrierte ich den Mandantenkreis von Anfang an auf die Städte Sindelfingen, Böblingen, Leonberg und den Westteil von Stuttgart. Das Ergebnis war eine Vielzahl von Kunden auf engstem Raum. Mit der Zeit zeichnete sich ab, dass ich sowohl wegen meiner Mandanten als auch wegen meiner Mitarbeiter nicht in Döffingen, einem Dorf nahe Sindelfingen bleiben konnte, sondern in „die Stadt“ ziehen musste.

Der Wunschtraum, dort ein älteres Haus zu kaufen und dieses zu einem Großraumbüro auszubauen, erwähnte ich des öfteren. Meine Frau war jedoch ganz anderer Meinung, sie wollte nicht, dass Familie und Büro getrennt würden. Sie durchforschte die Zeitungen gründlich. Nach einigen Wochen erklärte sie, der ideale Bauplatz sei gefunden. Ein Haus für Wohnung und Großraumbüro sei bestens darauf zu erstellen und so könnte die Familie wie bisher beisammenbleiben. Je länger, desto deutlicher zeigte sich, dass dies tatsächlich der Platz war, der alle Anforderungen erfüllte. Er lag zentral am Goldberg zwischen Böblingen und Sindelfingen in einer Sackstraße, absolut ruhig. Es gehört zu unseren erlebten Wundern, dass wir diesen Bauplatz trotz einer Vielzahl von Bewerbern kaufen konnten. Bis heute fühlen wir uns in diesem mit viel Eigenleistung erstellten Haus sehr wohl.

1970 zogen wir um. Bedingt durch die günstige Lage bekamen wir nach kürzester Zeit außer unseren Großkunden auch viele kleinere Fälle zur Bearbeitung. Vor allem halfen wir Menschen, die mit ihrem Antrag auf Lohnsteuerjahresausgleich Probleme hatten. Zusätzlich zu der üblichen steuerlichen Beratungstätigkeit übernahm ich Aufträge als Treuhänder in allen möglichen Angelegenheiten. Oft erhielt ich die Bitte, Immobilien, die nach einem Todesfall verkauft werden mussten, zu verwerten, oder eine Firma aus irgendwelchen Gründen zu liquidieren.

Plötzlich wurde mir über eine Bank die treuhänderische Geschäftsführung eines metallverarbeitenden Betriebes übertragen. Dessen Inhaber lag nach einem Autounfall bewusstlos im Krankenhaus. Drei Monate lang regelte ich dort den gesamten Geldverkehr, bis der Verunglückte selbst wieder seine Angelegenheiten erledigen konnte. Offensichtlich war man mit mir zufrieden. Daraufhin erreichte mich der dringende Anruf eines Bankdirektors. Er hatte gerade die Nachricht erhalten, dass einer seiner Kunden nach einem schweren Autounfall in das Furtbach-Krankenhaus in Stuttgart eingeliefert worden sei. Deshalb bat er mich, dort



1970 bis heute: Das Haus auf dem Goldberg in Sindelfingen: Steuerbüro, Familienheim, Freie Christliche Versammlung.



1970: Der Steuerberater in seinem Chefbüro.

gleich vorbeizusehen. An der Eingangspforte sagte ich meinen Namen und erklärte, dass ich Herrn X sofort besuchen müsse. Der Pförtner, wohl in der Annahme ich sei Arzt, sagte kurz angebunden: „Hier, die Treppe hinunter und zweite Türe links!“ Ohne weiter zu überlegen, folgte ich seiner Anweisung und stand in einem kahlen Raum vor einem Tisch, auf dem ein Toter mit eingedrücktem Brustkorb aufgebahrt lag. Obwohl ich in meiner Jugendzeit im Krieg schon vielerlei Verstorbene gesehen hatte, erschütterte mich dieses Erlebnis zutiefst. In den folgenden Tagen verhielt ich mich sehr viel vorsichtiger im Straßenverkehr.

Auch positive Erfahrungen durfte ich während meiner Treuhändertätigkeiten machen. Eine große Sektherstellerfirma beklagte sich über ihre Überproduktion und suchte bei mir Rat. Damit sie nicht mit billigen Sonderangeboten den guten Preis ihres Markenfabrikates herabsetzen musste, gründete ich als Treuhänder die „Stuttgarter Sekt GmbH“ und verkaufte für sie über eine Million Flaschen Sekt unter einem anderen Namen zu einem entsprechend günstigen Sonderpreis.

Leider gab es auch Fälle, in denen ein Unternehmer seine Kräfte und Fähigkeiten überschätzte und dabei scheiterte. Jahrelang machte ich die

Steuererklärungen für einen Malermeister, der nicht nur von Gestalt sehr groß erschien, sondern auch ein besonders überzeugendes Auftreten an den Tag legte. So kam es, dass er nur für große Wohnungsbaufirmen arbeitete. Als aber geschäftliche Schwierigkeiten auftraten, landete er in einer Nervenklinik und ich musste seine Firma abwickeln.

Ein Jahr später erschien er unerwartet wieder in unserem Büro. Mit einem reichen Geldgeber aus dem Freistaat Vaduz betrieb er nun eine von ihm neugegründete Wohnungsbaufirma. Um diese dem deutschen Steuerrecht anzupassen, gründeten wir mit Einvernehmen des zuständigen Finanzamtes, die Firma „Wohnbau Trust KG“ in Deutschland. Mit dem Geld seines Partners und Bürgen aus Vaduz und den aus dieser Verbindung resultierenden Bankkrediten hatte er in ganz kurzer Zeit eine umfangreiche Tätigkeit entwickelt. Im Stadtzentrum einer Kreisstadt entstand ein beachtliches Acht-Familien-Haus. Schon kurz vor der Fertigstellung waren bereits alle Wohnungen an die zukünftigen Eigentümer verkauft. Auf einem anderen Bauplatz plante er fünfzehn Reihenhäuser. Ein Fünfer-Block stand schon fertig zum Verkauf bereit. Im selben Ort erwarb er große Flächen als Bauerwartungsland. Dort sollte eine Siedlung mit 48 Einfamilienhäusern entstehen.

Zur ersten Bilanzbesprechung erschien der geschäftstüchtige, rührige Kunde mit seiner Sekretärin. Er hatte es sehr eilig, da er angeblich zu einer wichtigen Besprechung die Firma Daimler-Benz besuchen müsse. Am selben Nachmittag erreichte mich der Anruf des Verkaufschefs von Mercedes. Er entschuldigte sich, aber er müsse mich unbedingt informieren. Der Herr Direktor der Firma „Wohnbau Trust KG“ habe den Kaufvertrag für einen Mercedes 600 abgeschlossen. Anlässlich des Verkaufsgespräches sei zufällig mein Name als Berater dieses Unternehmens gefallen. Dass ein solch hoher Herr sich einen Mercedes 600 leiste, sei nichts Besonderes. Aber in diesem Falle hätte der Käufer alle möglichen und unmöglichen Sonderausstattungen im Kaufvertrag aufführen lassen. Außer der Klimaanlage sei noch ein Kühlschrank, ein Kaffeekocher, ein Schachbrett und so weiter, mit bestellt worden. Er habe nun ernsthafte Zweifel, denn seine Menschenkenntnis und Erfahrung mache ihn unsicher, ob dieser Käufer vielleicht nicht ganz zurechnungsfähig sei? Er habe vor, diesen Vertrag, entgegen seinen sonstigen Gepflogenheiten mindestens sechs Wochen liegen zu lassen, um die weitere Entwicklung

abzuwarten. Ich konnte seinem Zweifel nur zustimmen. Er bat mich, ihm sofort Nachricht zu geben, wenn ich irgendetwas Neues erfahren würde.

Etwa drei Wochen später, bat überraschend der Geldgeber meines Klienten aus Vaduz um eine dringende Besprechung. Er stellte sich als internationaler Versicherungsvertreter vor. Aus der Bilanzabschrift, die er von meinem Mandanten erhalten hatte, wusste er meine Anschrift. Verzweifelt flehte er um Hilfe. Sein Geschäftsführer, dem er so viel Geld anvertraut und für den er in Millionenhöhe bei den Banken Bürgschaften übernommen hatte, befand sich in der geschlossenen Anstalt einer Nervenlinik. Über die „Wohnbau Trust KG“ hatte er gehofft, an dem Bauboom in Deutschland viel Geld zu verdienen. Der erkrankte Mandant machte ihm einen solch guten Eindruck, dass er an dem Erfolg dieses Vorhabens keinerlei Zweifel hegte. Er hatte sich inzwischen bereits über einen Rechtsanwalt eine notarielle Generalvollmacht für die Firma beschafft. Sein Anliegen war nun, dass ich als sein bevollmächtigter Treuhänder die Firma schnellstmöglich auflösen sollte. Am meisten Sorgen bereitete ihm ein neu abgeschlossener Kaufvertrag über einen Bauplatz für eine ganze Stadtrandsiedlung in Stuttgart, der die konkursreife Firma zu einer Kaufpreiszahlung über mehrere Millionen verpflichtete. Alle noch schwebenden Verträge konnten wir aufgrund der Krankheit des Geschäftsführers anfechten und für ungültig erklären. Es war mir sogar möglich, die vorhandenen Bauplätze kurzfristig weiter zu verkaufen. Die Abwicklung der angefangenen Bauten dauerte entsprechend länger. Bei etlichen Banken wurde ich durch diese Tätigkeit wohlbekannt. Aufgrund ihrer Empfehlungen erhielt ich laufend neue Anfragen und Aufträge für weitere Treuhandgeschäfte.

Meine Frau und ich baten Gott am Anfang unserer Selbstständigkeit immer wieder neu um seine klare Führung. Es gab für uns nun viel Grund, ihm von Herzen zu danken, der den Seinen das Beste schenkt, wenn sie sich auf ihn und seine Hilfe verlassen.

Millionen-Drama um das Leo-Center in Leonberg

Als ich mit meiner Frau auf die erfolgreichste Zeit unseres Steuerberatungsbüros zu sprechen kam, sagte sie mir einiges, das ich nur höchst ungerne wahr haben wollte:

*„Du hast gebetet, für eine christliche Frau.
Du hast gebetet, für Erfolg in deinem Beruf.
Und als du dann alles hattest,
war Jesus Christus für dich wie eine Akte abgehakt und erledigt.
Ähnlich war es auch mit deiner Frau.“*

Das war ein knallhartes Urteil, aber es stimmte haarscharf. Von früh bis spät in den Problemen meines Büros gefangen, hatte ich keinen Kopf mehr für Gottes Wort. Meine Frau betete in dieser Zeit allein.

Gott jedoch hatte mich nicht losgelassen. Er führte mich, wie mein Konfirmations-Denkspruch sagt, in ein ganz finsternes Tal. Ich aber meinte vorher, dass Begabung und Fleiß mir die dunklen Wege ersparen würden. Nun muss ich über die dunkelste Geschichte und das schwerste Kapitel meiner Steuerberatertätigkeit berichten. Durch das unglaublich große Wunder, das wir erlebten, geschah eine Kehrtwende in meinem Leben.

Fast ein Märchen

Es gab in Sindelfingen einen sehr reichen Mann. Dieser kam eines Tages und fragte, ob ich nicht für ihn einen Treuhandauftrag übernehmen würde. Meine Frau sagte, du solltest nichts zu tun haben mit diesem Gottlosen! Und ich dachte innerlich, sie hat vollständig recht. Aber dann habe ich mir überlegt, dass ich ja ähnliche Aufträge bereits für andere Betriebe mit Erfolg durchführte. Deshalb sah ich auch in diesem Fall für mich als Profi keine besonderen Schwierigkeiten. Ich war der festen Überzeugung,

alle Verträge werden hieb- und stichfest abgeschlossen und mir kann gewiss nichts passieren. Sicherlich hatte ich alles richtig gemacht. Aber ich bin nicht nur für einen einzelnen gerissenen Geschäftsmann tätig geworden, sondern für eine ganze Betrügerbande.

Der skrupelloseste Akteur war mein Auftraggeber. Dazu kam ein von ihm eingeschalteter Sparkassendirektor. Da war sein Architekt, es ging nämlich um einen großen Hausbau. Zur Runde gehörte auch der Chef einer Baufirma (genannt PH AG). Außerdem ein Rechtsanwalt und eine Sekretärin. (Beide wurden vom Auftraggeber mitgebracht und von mir akzeptiert.)

Und hier folgt nun der Hergang meines Fast-Konkurses: Ein Stuttgarter Geschäftsmann starb am Herzinfarkt. Er hatte die Idee, das „Leo-Center“ als Einkaufsparadies in Leonberg zu erstellen und bemühte sich, die entsprechenden Grundstücke zusammenzukaufen. Ein 40-Familienhaus war bereits im Bau. Der Rohbau zeigte schon die Umriss der geräumigen Wohnungen. Im EG standen sieben großflächige Ladengeschäfte. Ich hatte die gesamten Unterlagen durchstudiert und dabei festgestellt, dass dieses Vorhaben sehr gut geplant war. Die Bauverträge waren alle bereits unterzeichnet. Die Rendite schien in Ordnung und von der kaufmännischen Seite her waren keinerlei Probleme erkennbar. Ich hatte den gesamten Nachlass des Verstorbenen mit einem Treuhandvertrag zur Abwicklung übernommen. Dazu gründete ich die „Sindelfinger Wohnungsbaugesellschaft mbH“.

Auftragsgemäß wurde ich treuhänderischer Geschäftsführer und übernahm von der Witwe sämtliche Verträge. Hauptgesellschafter mit 75 Prozent wurde mein Auftraggeber. Ich erhielt neben einer monatlichen Tätigkeitspauschale 25 Prozent der Anteile. Für die Finanzierung der weiteren Bautätigkeit unterzeichnete ich als Treuhänder der neu gegründeten Firma bei der Sparkasse einen Kreditvertrag über sechs Millionen, die durch den späteren Verkaufserlös der Wohnungen und Ladengeschäfte gedeckt waren. Das Bauvorhaben machte rasch Fortschritte und ich bezahlte alle entsprechenden Rechnungen der Baufirma PH AG mit Skontoabzug. Wir feierten das Richtfest. Der Kontostand bei der Bank hatte die Sechs-Millionengrenze schon erreicht und meine Berechnungen zeigten mir, dass bis zur endgültigen Fertigstellung noch etwa drei Mil-

tionen benötigt wurden. Gegenüber dem zu erwartenden Verkaufspreis von etwa 11 Millionen ergab sich nach Abzug der Kosten eine Gewinnerwartung von etwa zwei Millionen.

Der erste Reinfall

Der Bau des großen Hauses lief auf Hochtouren. Einige Monate später rechnete ich fieberhaft nach und entdeckte einen alarmierenden Fehlbetrag. Die Bauabrechnungen stiegen um Millionen höher als veranschlagt! Sofort berief ich eine außerordentliche Gesellschafterversammlung ein, an der mein Auftraggeber und alle obengenannten Personen erschienen. Neben Unregelmäßigkeiten an der Baustelle waren Rechnungen über ca. vier Millionen für Bauleistungen, die von der PH AG zur Bezahlung vorgelegt wurden, Gegenstand unserer Besprechung. Diese waren von mir zum größten Teil aus dem bereits eingegangenen Verkaufserlös bezahlt worden. Wir einigten uns darauf, dass ein vereidigter Sachverständiger die fragliche Angelegenheit überprüfen müsse. Das Gutachten besagte aber, dass entgegen allen früheren Berechnungen und Kostenvoranschlägen der Rohbau sich um vier Millionen verteuert habe. Für die Erstellung des Gutachtens erhielt ich eine sehr hohe Rechnung. Ich wusste damals noch nicht, dass auch dieser Gutachter ausschließlich für die PH AG arbeitete und nur deren Interessen vertrat und selbstverständlich von der Gegenseite gekauft war.

Wenige Tage später kündigte die Sparkasse den Sechs-Millionen-Kredit und forderte mich auf, diesen Betrag innerhalb von 14 Tagen zu bezahlen. Meine Einwendungen, dass ich als Treuhänder nicht für den Kredit der Firma hafte, brachte die Auskunft, dass in dem von mir unterzeichneten Vertrag für die Wohnungsbaufirma der Passus aufgeführt sei: „Dr. Helmut Eberspächer übernimmt für diesen Kredit die volle persönliche Haftung.“ Ich wusste genau, dass ich so etwas nie unterschrieben hatte. Aber bei der Überprüfung meiner eigenen Akten war dieser Passus tatsächlich oberhalb meiner Unterschrift nachträglich eingefügt worden. Und damit stand ich hoffnungslos einer persönlichen Schuld von sechs Millionen DM gegenüber.

Auf Empfehlung des Sparkassendirektors hatte ich bei Übernahme dieses Auftrags eine erfahrene Bankkauffrau in mein Büro eingestellt.

Sie unterstützte mich in allen Aufgaben für die verschiedenen Wohnungsbaugesellschaften. Als einzige von 36 Mitarbeitern hatte sie zu allen Verträgen Zugriff. Nach einem kurzen Gespräch unter vier Augen war mir klar, dass sie Bescheid wusste. Mit der zu den Kreditverträgen passenden Schreibmaschine wurde offenbar dieser verhängnisvolle Passus von ihr später heimlich eingefügt. Diese Sekretärin konnte ich daraufhin zwar fristlos entlassen, aber an den gefälschten Verträgen, deren Duplikat bei der Bank lag, war nichts mehr zu ändern.

Panikattacke – über Nacht alles verloren?!

Zu meiner Frau sagte ich: „Was soll ich tun? Wir verlieren alles. Unser lieb gewordenes Haus, das Steuerberatungsbüro, das bestens läuft, alles wird kaputt gehen. Wir werden bettelarm. Und ich werde für diese immensen Schulden nie das Geld aufbringen können.“ Die Banken hatten mir daraufhin alle Konten gesperrt. Unverzüglich eröffnete ich mit Treuhandverträgen Bankkonten auf den Namen verschiedener Personen. Allen Kunden wurde mitgeteilt „Bitte nur noch mit Scheck bezahlen. Keine Überweisungen mehr“. Zur Erklärung: Normalerweise bezahlten die Kunden auf mein Bankkonto mit Überweisungen. Das Geld wurde dann auf meinen Namen gutgeschrieben. Aber ich konnte von meinen gesperrten Bankkonten nichts abheben und keine Gehälter bezahlen. Einen Scheck ließ ich auf ein neues Konto unter einem anderen Namen gutschreiben, über das ich verfügungsberechtigt war.

Das Steuerberatungsbüro florierte weiter. Alles funktionierte einwandfrei. Aber vor uns stand übermächtig die Schuld von 6 Millionen, innerhalb von 14 Tagen zahlbar. Was sagte meine gläubige Frau, als ihr ganz kleinlauter Mann so vor ihr stand: „Wenn wir schon alles verlieren, dann gehen wir jetzt zu einer christlichen Freizeit. Noch haben wir das Geld dazu. Wir gehen mit dem Brüderbund und beten nach Kräften. Und zwar wollen wir wie Daniel dreimal am Tag auf den Knien beten, dass Gott ein Wunder tut.“ Ich habe alles wie in Trance mitgemacht. Dreimal am Tag beten, dass Gott ein Wunder tut! Obwohl ich mir kein Wunder dieser Art vorstellen konnte. Zumal bereits Immobilienmakler wie Hyänen um unser schönes Haus schlichen und Fotos machten. Wie ich nebenbei erfuhr, hatten sie sich bei der Baubehörde schon vorsorglich die Lage- und Baupläne kopiert!

Ein „glaubensloser“ Engel und unsere Bibelfreizeit ...

Als Ersatz für die rausgeschmissene Sekretärin wurde mir eine in Bauprojekten fachkundige und vertrauenswürdige Frau vermittelt. Sie half jetzt, die Treuhandgeschäfte weiter abzuwickeln. Diese Dame war nicht bibelgläubig, sondern weltgewandt und clever, sozusagen eine richtige Marketingfrau. Viel Zeit für sie hatte ich nicht mehr, ich ging ja mit meiner Familie in Bibelurlaub!

Kurz und bündig sagte ich: „Sie haben jetzt nur eine Aufgabe, nämlich die etwa 300 Gläubiger zum Stillhalten zu bringen. Diese werden anrufen, sie werden Briefe schreiben. Geben Sie keinerlei schriftliche Antwort. Sie dürfen keinen Vorgang schaffen, aus dem ein Rechtsprozess entstehen könnte. Sie müssen mit den Leuten reden und sagen, dass alles noch gut wird. Nur ein Ziel müssen sie verfolgen, nämlich, dass kein Konkursantrag von irgendeiner Seite kommt, solange ich 14 Tage in Urlaub bin.“

Wir sind also tatsächlich mit den Kindern ins Haus Emmaus nach Vevey/Schweiz gefahren. Eine fromme Adresse! Der bekannte Pfarrer Winrich Scheffbuch hielt die Freizeit. Am ersten Abend in der Bibelstunde gab der Theologe wörtlich bekannt: „Also, das Thema unserer Freizeit heißt: Mit Gott rechnen wie mit Zahlen.“ Da saß ich Steuerbarater nun und staunte: Mit Gott rechnen wie mit Zahlen? Aber was ist mit meinen fehlenden 6 Millionen? Wo sollen die denn herkommen? Ich lauschte gespannt und habe alle aufgeführten Glaubenshelden in meine Bibel vorn hineingeschrieben. Pfarrer Scheffbuch redete von Josua, Deborah, Obadja, Gideon, Hiskia, Jonathan, Nehemia. Wir hörten von erstaunlichen Wundern, die Gott vollbracht hatte.

Ich schaute mir die andächtigen Leute an und überlegte, die sind doch alle verrückt. Mit Gott rechnen, wie mit Zahlen! Aber mit der Zeit fing auch ich wieder an zu glauben. Wir beteten dreimal am Tag. Und mein Glaube wurde immer kühner. Trotzdem konnten wir uns kein Wunder vorstellen. Wie soll es für Gott denn möglich sein, diese fehlenden sechs Millionen zu beschaffen? Aber es erreichte uns wenigstens kein Konkursantrag. Kein Telefonanruf durfte uns stören. Wir konnten uns 14 Tage lang körperlich und seelisch erholen und auch unseren Glauben stärken.

Erstaunliches passierte inzwischen

Die neue Sekretärin hatte auf ihre clevere Weise genau befolgt, was ich ihr auftrag. Als ich ihr wieder begegnete, schimpfte sie los: „Ich mache dieses Theater keinen Tag länger mit. Ich bin mit den Nerven fix und fertig. Hier bitteschön meine Krankmeldung. Ich tue keinen Streich mehr. Urlaub habe ich auch noch. Ich kündige hiermit! Geben Sie mir mein Geld, ich gehe sofort.“ Ich fragte: „Was ist denn nur passiert?“

Sie sprudelte: „Da kam ein Anruf und entsprechend meinem Auftrag habe ich dem ersten Anrufer gesagt: Der Herr Dr. Eberspächer ist mit seiner Frau ins Kloster und sie beten, dass Gott ein Wunder tut. Der Mann hat geflucht und den Telefonhörer hingeschmissen. Wissen Sie, das war aber noch harmlos. Beim nächsten Anruf habe ich dasselbe Sprüchlein hergesagt. Dann erwiderte der: „Wenn das so ist, dann will ich mit meiner Frau auch für das Wunder beten.“ Der Dritte rief an und antwortete: „Ich habe schon lange nicht mehr gebetet, aber Sie, ich brauche das Geld dringend, deshalb bete ich ab sofort auch.“

Die gewissenhafte Aushilfs-Sekretärin hatte jeden Anruf mit Datum und Uhrzeit registriert. Alles war schön sauber aufgeschrieben, was der sagte, was sie sagte, usw. Ein ganzer Leitzordner gefüllt mit Telefonnotizen lag vor mir. Unter anderem rief ein Rechtsanwalt an. „Ich habe den Auftrag, Konkursantrag zu stellen.“ Sie, clever, frech: „Wenn Sie Konkursantrag stellen, bekommen Sie überhaupt kein Geld. Wenn Sie warten, Herr Dr. Eberspächer ist mit seiner Frau im Kloster und betet, dass Gott ein Wunder tut, und dann bekommen Sie Ihr Geld und sogar Ihr Honorar.“ So stand es in den Akten. Und der jeweilige Anrufer, was sollte er in diesem besonderen Fall machen? Er hat eben nichts getan und wartete ab. Er hat alles liegen lassen. Es war schier unglaublich, was in dem Ordner alles zu lesen war.

Ein Telefonat mit dem Direktor der Landeszentralbank Stuttgart wurde auch aufgeführt. Sie hatte ihre übliche Rede freundlich vorgebracht. Darauf erwiderte dieser: „Ja, wenn das so ist, und wenn Gott ein Wunder tut, dann werde ich auch Christ.“ So stand es tatsächlich in den Akten. Man muss sich vorstellen, diese Nichtchristin hielt allen Angriffen stand, und das konsequent 14 Tage lang mit über 300 streitbaren Leuten! Sie ging tatsächlich. Mir blieb ein inhaltsschwerer Leitz-Ordner

und ich war auf das Schrecklichste gefasst. Aber nichts, rein gar nichts passierte. Es kam kein Anruf, kein Brief, einfach gar nichts. Ich rief einen Rechtsanwalt in Stuttgart an und fragte ihn: „Was weiß man denn auf dem Landgericht?“ Seine Gegenfrage: „Sage mir doch einmal, wann passiert das Wunder in Sindelfingen?“ „Wie,“ frage ich, „wie kommst du auf ein Wunder?“ „Die Rechtsanwälte in Stuttgart reden alle beim Mittagessen in der Kantine nur davon, dass bei Euch bald ein großes Wunder geschieht.“

Schon komisch! Juristen warten auf ein Wunder! Wir aber haben weiter gebetet. Was konnten wir denn schon machen? Wie soll es nur passieren? Merkwürdigerweise hatte selbst die Sparkasse nichts gegen mich unternommen. Sie hätte längst gegen mich klagen müssen, denn die 14 Tage Kündigungsfrist für den Millionenkredit waren vorbei. Konkursantrag, Vollstreckungsantrag, alles Mögliche hätte kommen müssen. Volle zweieinhalb Monate wurde von keiner Seite etwas unternommen.

Sensationelles Angebot

Plötzlich besucht mich ein Architekt und sagt: „Die Grundstücke in der Leonberger Innenstadt sind für mich hochinteressant. Wissen Sie, die Stadt will das Leo-Center bauen, ein großes Einkaufszentrum. Deshalb will ich alle der Wohnbaugesellschaft gehörenden Grundstücke kaufen. Ich habe nämlich den Auftrag, dort einen möglichst großen Supermarkt zu erstellen, dazu muss ich diese angrenzenden Bauplätze unbedingt haben!“

Darauf erwiderte ich: „Leider kann ich Ihnen nicht helfen. Mir sind die Hände gebunden. Ich bin blockiert und kann nichts verkaufen. Wenn Sie klug sind, warten Sie, bis der Konkursantrag kommt, dann können Sie billig ersteigern.“ Er aber erwiderte: „Nein ich brauche dieses Land jetzt. Sind Sie damit einverstanden, ich schicke Ihnen zwei Wirtschaftsprüfer, die müssen ein Gutachten erstellen.“ Am Tag darauf kamen die Fachleute. Meine Angestellten haben mitgeholfen und es wurde ein ausführlicher Bericht zusammengestellt. Darin konnte man lesen, dass bei vorsichtiger Bewertung des gesamten Firmeneigentums (Grundstücke, Wohnungen, Ladengeschäfte, halbfertiger Bau usw.) die Überschuldung 3,6 Millionen DM betrage. Voraussetzung sei, dass die Firma ordnungsgemäß weitergeführt würde.

Das Wunder kommt an einem Tag

Das Gutachten lag auf meinem Schreibtisch. Der Kaufinteressent hatte aber noch mehr unternommen. Am gleichen Vormittag brachte er einen notariellen Vertrag, indem er sich verpflichtete, die ganze Firma mit Aktiven und Passiven zu kaufen, wenn von außen, zur Abdeckung der Überschuldung 3,6 Millionen DM bezahlt würden. Was hilft es, dachte ich ungläubig, ich habe ja doch keine Möglichkeit diese Summe zu erbringen! Dies geschah morgens um 10:00 Uhr. Nachmittags klingelte mein Telefon. Der Sparkassendirektor rief an. „Herr Dr. Eberspächer, wir brauchen dringend eine Gesellschafterversammlung. Heute Abend um 18:00 Uhr kommen wir bei Ihnen vorbei.“ Mein Auftraggeber kam mit drei Rechtsanwälten und drei Bankdirektoren zur Gesellschafterversammlung, alle mit verbissenen Mienen. Eine Weile saßen sie schweigend im Chefbüro.

Ein Rechtsanwalt stand schließlich auf und erklärte: „Herr Dr. Eberspächer, da wir wissen, dass Sie nur noch beten, sind Sie ja offensichtlich geisteskrank. Eigentlich müsste man Sie entmündigen. Wir haben uns deshalb schon heute Nachmittag getroffen. Hier ist ein schriftlicher Gesellschafterbeschluss, den wir alle unterzeichnet haben. Sie werden darin aufgefordert, dass Sie beim Amtsgericht für die Sindelfinger Wohnbaugesellschaft Konkursantrag stellen. Sie brauchen jetzt nichts zu erwidern. Sie haben 25 Prozent Anteile an der Firma, ihr Auftraggeber hat 75 Prozent. Sie sind in der Minderheit und damit überstimmt. Die Sitzung ist beendet. Auf Wiedersehen.“

Alle standen auf und verließen schweigend das Haus. Da saß ich ganz allein in meinem Büro und überlegte. Pfarrer Scheffbuch hatte doch gesagt, wenn Gott mit uns ist, sind wir in der Mehrheit! Der Rechtsanwalt aber beteuerte: Sie sind in der Minderheit, sie sind überstimmt! Ich sprang auf und ging meinen Geschäftspartnern hinterher. Sie standen noch vor ihren Autos auf unserem Parkplatz. Kurz entschlossen rief ich: „Leute, der Gesellschafterbeschluss ist unvollständig. Es steht nicht drin, wann ich Konkurs erklären soll!“ „Ja, morgen, selbstverständlich morgen!“ kam die prompte Antwort. Ich erwiderte: „Nein, das kann nicht sein. Ich brauche mindestens vier Wochen um meine Schadensersatzansprüche gegen den Hauptgesellschafter zusammenzustellen.“

Wenn Rechtsanwälte Schadenersatz hören und es um riesige Streitwerte geht, wittern sie viel Honorar für sich. Alle eilten sofort wieder zurück in mein Büro. Nun war ich am Reden: „Also, ich habe hier von einem Wirtschaftsprüfer ein zuverlässiges Gutachten. Die Überschuldung der Firma beträgt 3,6 Millionen. Auch besitze ich die notarielle Verpflichtung eines Architekten, der die Firma übernehmen will, unter der Voraussetzung, dass die Überschuldung von außen abgedeckt wird. Wenn wir Konkursantrag stellen, werden die wertvollen Grundstücke der Firma versteigert und wir stehen vor einem Defizit von mindestens 10 Millionen.“

Darauf erklärte mein Hauptgesellschafter spontan: „Heute Morgen um 10:00 Uhr habe ich einen Staatsauftrag bekommen, an dem ich weit mehr verdiene als diese fehlenden Millionen. Wenn ich aber in einen Konkurs hineingezogen werde, verliere ich diesen guten Auftrag. Ich bezahle diese geforderten vier Millionen DM morgen früh.“ Ich antwortete: „Bitte, sofort schriftlich!“ Der Sparkassendirektor saß an der Schreibmaschine, ein Rechtsanwalt diktierte den Wortlaut. Mein Hauptgesellschafter unterschrieb und alle Anwesenden unterzeichneten als Zeugen. Daraufhin sind die umgestimmten Geschäftspartner abmarschiert. Ein Rechtsanwalt, der auch zu der Clique gehörte, schimpfte laut: „An diesem Konkurs wollte ich doch mindestens 300.000 DM verdienen.“

Wieder allein im Büro, konnte ich es kaum fassen und nur überwältigt staunen. Auf dem Tisch ein notarieller Vertrag, dass einer die Firma übernimmt, dazu ein weiterer Vertrag mit Zeugenunterschriften, dass ein Anderer alles bezahlt, der das Geld dazu verfügbar hat. Das Wunder war geschehen! Wenige Tage später erhielt ich die schriftliche Freistellung von der Bank. Nichts hatte ich in der Sache getan. Es kam alles wie von selbst und bleibt für uns ein unbeschreiblich großes Wunder. Zufall? – oder waren es unsere Gebete, die Gottes Arm bewegt hatten?

Dankbarer Rückblick

Später habe ich alle Einzelheiten genauer zusammengestellt. Es waren etwa zwanzig „Zufälle“, wie man so schön sagt, die genau wie ein Puzzle gepasst haben, dass all dies so passieren musste. Ich war beim ganzen Geschehen überwiegend passiv beteiligt. Ohne irgendetwas meinerseits unterschrieben zu haben, waren wir frei vom Sechs-Millionen-Albtraum.

Wir durften wieder normale Menschen sein, nachts ruhig schlafen und konnten nur noch danken. Natürlich haben wir von dem Wunder überall erzählt. Die Rechtsanwälte wurden angesprochen und nebenbei mit christlicher Literatur versorgt. Interessant war, dass niemand erkennbar darauf reagiert hat. Von einem Rechtsanwalt erhielt ich die Auskunft: „Wunder passieren zwar, aber man kann sie nicht logisch erklären und kann sie auch nicht vorausplanen. Dadurch haben sie für das normale Leben keinerlei Wert und sind praktisch unbedeutend.“

Etwa ein Jahr nach diesem „finsternen Tal“ bewarb sich bei mir eine Buchhalterin, die früher hier bei der Sparkasse arbeitete. Sie berichtete, dass der tüchtigste Geschäftsmann, den sie je kennen gelernt habe, nämlich mein damaliger Auftraggeber, gerade überraschend an einem Herzinfarkt verstorben sei.

Auf meine Fragen erfuhr ich eine hochbrisante Geschichte. Mein damaliger Auftraggeber belieferte jahrelang eine Kartonagenfabrik mit Rohstoffen. Durch seine Vermittlung erhielt diese einen außergewöhnlich großen Auftrag. Gerade als es galt, termingerecht die Lieferverträge zu erfüllen, verzögerte er bewusst seine Rohstofflieferungen. Durch die entstehenden Schadensersatzforderungen brachte er den Fabrikanten in größte Schwierigkeiten. Ein Freund des Lieferanten war der am Leocenter-Projekt mitwirkende Sparkassendirektor. Er zwang daraufhin den Kartonagenhersteller, seine Firma an meinen früheren Auftraggeber zu verkaufen. Dieser baute dann in Böblingen eine größere Kartonagenfabrik, die von der PH AG schlüsselfertig errichtet wurde. Aufgrund seiner Freundschaft mit dem Direktor der Baufirma gelang es ihm, den Herstellungspreis für diesen Bau entgegen dem Voranschlag von Zehn Millionen DM Baukosten auf Sechs Millionen DM zu drücken. Als der Bau gerade fertig wurde, erhielt er einen sehr umfangreichen Staatsauftrag. Die neue Kartonagenfabrik wurde in kürzester Zeit in der gesamten Branche führend. Mir ging jetzt ein Licht nach dem anderen auf!

Sie erzählte weiter, dass mein damaliger Auftraggeber und der Sparkassendirektor jeden Monat für mehrere Tage miteinander geschäftlich nach Tel Aviv flogen. Der Sparkassendirektor sei nun zu einer Bank in Frankfurt übergewechselt und sei ein wichtiger Verbindungsmann für Geschäfte mit Israel. Als größte Überraschung aber erfuhr ich, dass meine damalige betrügerische Sekretärin eine Schwester dieses Bankdirektors war und zeitweise in einer luxuriösen Wohnung mit meinem frühe-

ren Auftraggeber zusammenlebte! Da sie geschieden war, trug sie einen anderen Namen. So konnte ich diese Querverbindung damals nicht ahnen. Vom Direktor der PH AG wusste sie, er sei kurz nach der Beerdigung meines Auftraggebers, seines Freundes krank geworden und in der Zwischenzeit verstorben.

Bei der Schilderung all dieser Hintergründe wurde mir endlich klar, warum unser gemeinsamer Bau in Leonberg plötzlich mit vier Millionen überschuldet war. Mein damaliger Auftraggeber zog nämlich zu gleicher Zeit einen Millionenbau in Böblingen hoch. Die PH AG hatte einfach die diesen Bau betreffenden Rechnungen über riesige Materiallieferungen an unsere Sindelfinger Wohnungsbaugesellschaft geschickt. Alles war vom Architekten und vom Bauleiter geprüft und abgezeichnet. Ich als Treuhänder bezahlte nichtsahnend die geforderten Summen.

Meine Frau hatte (wieder einmal) recht behalten. Unsere Partner waren alles gottlose, kaltblütige Wirtschaftsganoven. Wenn Gott nicht eingegriffen hätte, wären wir buchstäblich um Hab und Gut gekommen. Nach dem Durchschreiten dieses „dunklen Tales“ fand ich wieder zum Glauben an Jesus Christus. Wenn wir zurückdenken, können wir noch immer nur staunen und danken.

Begegnung mit Richard Wurmbrand

Richard Wurmbrand erlebte die Tröstungen Gottes im Gefängnis. Von der rumänischen Geheimpolizei verhaftet war er 14 Jahre in Kerkern. Folter, Verhöre, Isolationshaft, Drogen und Schläge sollten seine Persönlichkeit zerstören. In den kommunistischen Lagern saßen und starben viele Menschen für den Glauben an Jesus Christus. Aus dem Westen kommende Freunde konnten ihn 1966 aus der Haft freikaufen. In der „freien Welt“ startete er eine Aufklärungskampagne und machte überall auf die Christenverfolgung hinter dem Eisernen Vorhang aufmerksam.

Auf Empfehlung kam er zu mir und wir gründeten den Verein „Hilfsaktion Märtyrer-Kirche e.V.“ Die sieben Gründungsmitglieder fand ich mit großer Mühe in mir bekannten christlichen Vereinen. Viele lehnten eine Mitgliedschaft ab, denn auch Westdeutschland war von Spitzeln und Geheimagenten aus dem Osten unterwandert. Es bestand große Furcht vor allem, was zu deutlich die Wahrheit sagte. Richard Wurmbrand hatte keine feste Anschrift und er bat mich, für ihn auch seinen Schriftverkehr zu übernehmen. Um nicht persönlich in Erscheinung treten zu müssen, eröffnete ich in Böblingen ein Postfach unter dem Namen des Vereines. Bereits nach einigen seiner Veröffentlichungen erreichten uns Tausende von Briefen und ich war mit der Bearbeitung überfordert. Die Mitglieder einer christlichen Gemeinde im Schwarzwald übernahmen die sehr umfangreiche Arbeit.

Polizeibehörden und Geheimdienste befassten sich damals im Kalten Krieg zwangsläufig auch mit diesem Verein. Ihr lagen nachrichtendienstliche Informationen vor, dass der sowjetrussische Geheimdienst, der auch in Westdeutschland über viele verdeckte Mitarbeiter verfügte, bereits plante, die für die Sowjetunion sehr negative Berichterstattung der „Hilfsaktion“ „auszuschalten“. Als ich dann von Polizeibeamten, die mir durch ihre Steuererklärungen bekannt waren, vorgewarnt wurde, brachte ich alle wichtigen Akten aus meiner Kanzlei zu einem befreundeten Kunden, der mit der Sache nichts zu tun hatte. Für die befürchtete Beschlag-

nahme bewahrte ich im Steuerbüro eine vorbereitete Akte auf, in welcher keine kritischen Informationen zu finden waren, die das Wohl und Wehe von Menschen hätten gefährden können.

Tatsächlich erschienen nach einigen Wochen zwei Herren der Kriminalpolizei mit einem Durchsuchungsbefehl, um diese Akte zu beschlagnahmen. Sie zogen mit den von mir vorbereiteten Unterlagen ab. Drei Tage später kamen wieder andere Kripobeamte und staunten sehr, als ich ihnen Namen und Dienststelle ihrer angeblichen Kollegen mitteilte, welche die Akte bereits beschlagnahmt und mitgenommen hatten. Von Ihnen erfuhr ich, dass diese ihre „Kollegen“ tatsächlich dem sowjetrussischen Geheimdienst angehörten...

Dabei kam mir die Warnung Jesu vor kommenden Verfolgungen (Matthäusevangelium, Kapitel 10) ins Gedächtnis: „6) Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. 17) Hütet euch aber vor den Menschen; denn sie werden euch den Gerichten überantworten...“ Auch Richard Wurmbrand machte entsprechende Erfahrungen. Nach einigen Besprechungen waren wir uns im Klaren, dass er nach Amerika weiterziehen musste, um von dort aus in mehr Sicherheit seine missionarische Tätigkeit fortsetzen zu können.

Über Nacht unter Typhusverdacht

Es war Weihnachten. Mit Fieber legte ich mich ins Bett. Der Arzt verordnete Penicillin, wegen beidseitiger Lungenentzündung. Trotz aller Medikamente stieg das Fieber auf 42 Grad. Da alles nichts half, holte meine Frau in der Nacht vor dem Jahreswechsel noch einmal den Hausarzt. Dieser erschrak sichtlich, denn mein Zustand hatte sich wesentlich verschlechtert. Er konstatierte Typhusverdacht.

Ein Krankenwagen beförderte mich als Notfall in das Krankenhaus Sindelfingen. Es konnte kein Typhus festgestellt werden. Aber trotz ständig stärkerer Medikamente blieb das Fieber an der obersten Grenze. Ich wurde immer schwächer und die Ärzte schienen hilflos. Der Chefarzt, die Stationsärztin und zwei weitere Ärzte standen ratlos am Bett. Ich hörte, wie die Stationsärztin leise sagte: „Das hält er keine weiteren zwölf Stunden durch. Heute Nacht kommt das Ende!“ Der Chefarzt erwiderte: „Dann gehen wir kein Risiko ein, wenn wir ihm das neue Mittel geben.“ Er nannte einen fremdartigen Namen. Kurze Zeit später gab mir die Stationsärztin eine Spritze. Drei Schwestern standen dabei. Ich begriff, es war wie ein Abschiedsbesuch, und eine der Schwestern hatte Tränen in den Augen. Ich aber dachte nicht an Sterben, sondern wollte leben!

Am nächsten Tag, kurz vor 7:00 Uhr, kam ich wieder zu mir und betätigte den Schwesternruf. Schon mehrere Tage hatte ich nichts mehr gegessen. Als die erschrockene Schwester das Zimmer betrat, begrüßte ich sie aus dem Bett springend und rief: „Ich habe wahnsinnig Hunger!“ Alle Schwestern freuten sich und staunten. Was sie zum Essen auftreiben konnten, verschlang ich. Kurze Zeit später spie ich alles über mein Bett und auf den Boden. Trotz der unschönen Bescherung freute sich die Stationschwester riesig: „Das Fieber ist weg. Sie haben es überstanden!“ Mein Gesicht wurde aber plötzlich ganz gelb. Die vielen Medikamente hatten meine Leber geschwächt. Mit Gelbsucht lag ich fast vier weitere Wochen im Krankenhaus. Täglich brachte meine Frau die eingehende Post. Ich diktierte auf mein Diktiergerät die notwendigen Briefe für mein

Büro. Zwei Bewerber kamen zum Einstellungsgespräch ans Krankenbett. Die Steuerberatung lief weiter, zwar erschwert, aber trotzdem auf Hochtouren. Meine Frau erbrachte eine außerordentliche Leistung als Middle-rin und Botengängerin und half oft durch ihre raschen Entscheidungen.

Endlich konnte ich entlassen werden. Immer noch geschwächt, war ich der vielen Arbeit kaum gewachsen. Die Medikamente hatten die Darmflora zerstört. Ohne Beschwerden konnte ich nur Zwieback und Tee vertragen. Zu meiner Wiederherstellung und auch zur Erholung meiner geplagten Frau gönnten wir uns ein verlängertes Wochenende bei den Aidlinger Schwestern in St. Blasien/Schwarzwald. Trotz aller Versuche und vieler guter Ratschläge konnte ich nicht normal essen. Wir beteten viel, auch für meinen Zustand.

Wieder geschah eine überraschende Fügung: Als die andern spazieren gingen, saß ich unten in der Stadt auf einer Bank. Dabei faszinierten mich die Auslagen im Schaufenster des gegenüberliegenden Ladens, in denen verschiedene Honigsorten aus dem Schwarzwald angepriesen wurden. Bei einer Honigsorte stand, dass die Bienen die Blattläuse auf den Tannen melken würden und daraus ihren Honig herstellten. Ich kaufte mir diesen Tannenhonig. Wie im Traum trank ich ein ganzes Glas davon aus! Das Wunder geschah blitzartig: Ich fühlte mich urplötzlich gesund. Offensichtlich enthielt der Honig eine Substanz, die meine Verdauungssäfte regenerierte. Ich konnte ab sofort wieder normal essen und war bald wieder voll einsatzfähig.

Unter Verbrechensverdacht – auf der Fahndungsliste

Nie hatte ich mir darüber Gedanken gemacht, dass ich durch meine frühere Tätigkeit in der Sanitär-Großhandlung öfters mit der österreichischen Polizei in Kontakt gekommen war und womöglich auch Interpol meine „Auffälligkeiten“ registriert hatte. Die Steuerberatungspraxis hatte so großen Zulauf, dass ich kaum zum Nachdenken kam.

An einem schönen Nachmittag meldete sich im Büro eine Dame wegen ihrem Lohnsteuerjahresausgleich. Als Angestellte der Polizeiabteilung Böblingen wünschte sie, mich unbedingt persönlich zu sprechen. Ich staunte nicht wenig, als sie von ihrem Bruder erzählte, den ich damals bei meiner landwirtschaftlichen Lehre im Bauerndorf auf der Schwäbischen Alb bei Pfarrer Barth in der Kirche kennen gelernt hatte. Die damals Achtjährige war öfters dabei gesessen, wenn wir uns bei der Dorflinde unterhielten. Nun war sie eine gestandene Frau und Beamtin bei der Kriminalpolizei. Sie meinte, ich hätte mich in den vielen Jahren kaum verändert und es müsse sicher ein Irrtum der Ermittler vorliegen.

Jetzt erfuhr ich zum ersten Mal von meiner „dicken Akte“ bei der Interpol. Diese enthielt Details über den so genannten Autodiebstahl in Salzburg und meine Flucht aus dem Zentralgefängnis. Weiter wusste sie, dass ich einen ganzen Lastzug entwendet und es fertig gebracht hatte, mich der polizeilichen Verfolgung zu entziehen. Nach dem Selbstmord eines Zollbeamten hätte ich in einem Zollverfahren eine verdächtige Rolle gespielt. Aber diese wurde nicht aufgeklärt, da ich nie von der österreichischen Polizei gefasst und befragt werden konnte. In neuerer Zeit sei ich bei meiner steuerberatenden Tätigkeit für eine Autovermietung in Stuttgart und dann auch noch bei einem metallverarbeitenden Betrieb verdächtig aufgefallen. Aber eine wirkliche Mittäterschaft von mir sei in all diesen Fällen unklar geblieben.

Die Besprechung endete, indem sie mir noch als Warnung mitteilte, dass mein Name auf der Fahndungsliste der Polizei stehe. Ich erfuhr auch, dass bei jedem größeren Verbrechen im Kreis Böblingen geprüft

würde, ob einer der dort aufgeführten Personen als der Täter in Frage kommen könnte. Diese Nachricht erschütterte mich nicht besonders, denn ich war davon überzeugt, dass ich als ehrlicher Bürger der Polizeibehörde keinerlei ernststen Anlass geben würde, zu irgendwelchen Verdächtigungen. Verschiedene Rechtsanwälte, die ich befragte, sahen keine Möglichkeit, wie durch eigene Aktionen mein bedenklicher Ruf bei der Polizeibehörde verbessert werden könne. Beim Nachdenken kamen mir schließlich die letzten beiden Verdachtsfälle, welche die Beamtin ansprach, lebhafter in Erinnerung.

Nachbarn, Polizei und Banken ruinieren braven Autovermieter

In Stuttgart hatte mich ein Autovermieter mit seinen Steuerangelegenheiten beauftragt. Im Dritten Reich war er Berufssoldat und an allen Fronten eingesetzt. Zuletzt landete er beim Afrikakorps und kam dort in englische Gefangenschaft. Bei seiner Entlassung ohne zivile Berufsausbildung, verstand er sich aber sehr gut auf Kraftfahrzeuge und eröffnete in Stuttgart eine Autovermietung. Das Geschäft lief ausgezeichnet und nach kürzester Zeit hatte er bereits 40 Mietwagen in seinem Programm. Die Bank gab ihm großzügig Kredite zum Autokauf. Dabei musste er sehr genau rechnen, denn diese Mietwagen hatte die Bank zu ihrer Sicherheit nur mit einer Laufzeit von 24 Monaten finanziert. Dafür mussten von ihm hohe Rückzahlungsraten pünktlich aufgebracht werden.

Frühmorgens begann sein Tagesgeschäft, wenn viele Handelsvertreter mit dem Zug nach Stuttgart kamen und sich eilig einen Mietwagen beschafften, um bis zum Abend ihre Kunden zu besuchen. Die Rückgabe der Wagen zog sich oft bis spät in die Nacht hin. Ich besuchte ihn deshalb meist abends, wenn ich in Stuttgart alles erledigt hatte. Manchmal tranken wir zusammen Tee und aßen etwas miteinander. Es war für mich immer hochinteressant, wenn er von Afrika und seinem Soldatsein erzählte.

Öfters passierte es auch, dass ein Auto beschädigt zurückkam. Dies wurde dann der Versicherung gemeldet. Bei kleineren Fällen hatte er keinen Umsatzausfall, wenn er noch am Abend z.B. einen Kotflügel in seiner Garage selbst ausbeulte und lackierte. Einmal war ich dabei, als sich einer der Nachbarn wütend wegen abendlicher Lärmbelästigung be-

schwerte. Beschwichtigend redete ich mit ihm, aber mir schien, dass er von Neid auf das gutgehende Geschäft umgetrieben wurde.

Mein Klient war verheiratet und hatte zwei kleine Kinder. Eines Nachts rief mich seine Frau aufgeregt an. Ihr Mann war überraschend verhaftet worden. Die ganze Wohnung sei von der Polizei durchsucht worden. Früh am andern Morgen ging ich auf die Dienststelle der Kriminalpolizei. Dort erfuhr ich, dass der Nachbar ihn wegen Autodiebstahls angezeigt hatte und es sei erwiesen, dass er nachts gestohlene Autos umlackiere und sie dann mit anderer Farbe auf der öffentlichen Straße abstellte. Trotz meiner ständigen Bemühungen für seine Freilassung hatten die Beamten keinerlei Verständnis und zeigten sich sehr verärgert, als ich mich auf der Justizzentrale über sie beschwerte.

Der unschuldige Mandant musste vier Monate in Untersuchungshaft bleiben. Während dieser Zeit hatten die Banken alle finanzierten Fahrzeuge über das Gericht beschlagnahmen lassen. Sie machten keine öffentliche Versteigerung, sondern erklärten dies als interne Geschäftsauflösung, als sie die relativ neuen Fahrzeuge zum jeweiligen Schuldenstand an ihre Bankangestellten verkauften. Die Frau des Klienten kam mit ihren Kindern in große Not. Da sie keinerlei Geldreserven hatte, musste sie ihre Wohnung aufgeben und zu Verwandten ziehen. Die Autovermietung wurde von der Bank aufgelöst. Als der Mandant dann endlich mangels Beweises aus der Untersuchungshaft freikam, beantragte ich für ihn Haftentschädigung. Der Rechtsstaat, der seine Existenz vernichtet hatte, zahlte ihm eine Entschädigung von 250 DM pro Monat, was nicht einmal für die Wohnungsmiete der Familie reichte. Der Autovermieter war nie mehr in der Lage, eine Firma zu gründen.

Einige Wochen später wurde ich zur Kriminalpolizei Stuttgart geladen. Man warf mir vor, dass ich der Frau meines Mandanten für den Umzug zu ihren Verwandten Geld gegeben hätte. Meine Handlungsweise sei der Beweis dafür, dass ich mit ihm unter einer Decke stecke. Man forderte mich auf, über meine Mittäterschaft ein umfassendes Geständnis abzulegen. Als das Verhör zunehmend aggressiver wurde, erklärte ich kämpferisch, dass es zu meinem Beruf als Steuerberater und meinen Aufgaben als Christ gehöre, anderen Menschen zu helfen. Nachdem die Polizei hier den gut gehenden Geschäftsbetrieb eines ehrlichen und anständigen Menschen kurzerhand vernichtet habe, sei für mich der Beweis

erbracht, dass die eigentlichen Verbrecher ihr Gehalt vom Staat bekämen. Daraufhin wurde ich ziemlich unfreundlich entlassen. Hatte ich so sehr unrecht?

Die Metallstanzerei und ihre „5-Markstücke“

Im Stuttgarter Westen hatte ich einen Schlosser als Mandanten, der in seiner Werkstatt über 30 Mitarbeiter beschäftigte. Nicht nur tagsüber, sondern auch in der Nachtschicht wurden auf Stanzmaschinen Metallteile in riesigen Stückzahlen gefertigt. Ein Hauptauftrag bestand in der Herstellung von Trägern für ein Regalsystem, das bei der aufstrebenden Wirtschaft überall dringend gebraucht wurde. Die Trageschienen, die in ein U-Profil an der Wand eingehängt wurden, kosteten genau fünf DM pro Stück. Als der Kunde zu einem Fest eingeladen wurde, gab er dort spaßhaft zum Besten, dass er dringend bald nach Hause müsse, denn in der Nachtschicht würden seine Leute für ihn 5-Mark-Stücke stanzen und das müsse er selbstverständlich beaufsichtigen.

Ein Mithörer machte sofort Meldung bei der Polizei und der Schlossermeister wurde noch in der Nacht aus dem Bett heraus verhaftet. Wieder kämpfte ich bei der Kripo um die Freilassung eines Unschuldigen und gab meine technischen Kenntnisse über die Herstellung von Trageschienen zu Protokoll. In diesem Fall mit Erfolg, denn der Klient wurde unmittelbar nach meiner Aussage entlassen.

„Aufklärung“ in der Sindelfinger Altstadt

Unter den vielen Gaststätten, die von uns betreut wurden, befand sich auch eine kleinere in der Altstadt von Sindelfingen. Den Betreiber hatte ich noch nie gesehen, da er von einem meiner Mitarbeiter regelmäßig beraten wurde. Dieser fertigte nach den abgelieferten Unterlagen monatlich die Buchhaltung und die Umsatzsteuervoranmeldung. Danach ließ er sie vor der Übersendung an das Finanzamt vom Kunden unterzeichnen. Er gehörte schon über ein Jahr zu meiner Mandantschaft. Die Gaststätte war seit ihrer Gründung vor zwei Jahren der Treffpunkt von entlassenen Sträflingen, was ich ganz überraschend feststellen musste.

Eines Abends kam mir die Idee den betreffenden Gastwirt in der Sindelfinger Altstadt zu besuchen. Schon beim Betreten des Gastraumes in

einem alten Fachwerkhaus hatte ich ein ungutes Gefühl und war hochsensibilisiert. Da saß eine reine Männergesellschaft, die mir etwas heruntergekommen erschien. Ich begrüßte den Wirt am Tresen und beobachtete gleichzeitig die Gäste. Plötzlich zeigte einer auf mich, indem er vom Stuhl hoch sprang und aufgeregt rief: „Der Autodieb, das ist der Autodieb!“ Der Wirt schloss sofort die Eingangstüre ab und ließ die Rollläden herunter. Damit waren wir eine „geschlossene Gesellschaft“. Ich bekam ein Glas Bier und alle saßen um mich herum. Verschiedene erklärten, dass sie unbedingt sofort „in meiner Autohandlung“ angestellt werden wollten.

Nur langsam begriff ich, dass diese Herren der Überzeugung waren, ich sei der „Big Boss“ einer großen Autodiebesbande. Meine anfängliche Begriffsstutzigkeit wurde sehr schnell durch höchste Konzentration ersetzt. Sie erzählten nun alle von ihren Erfahrungen im Gefängnis, aus dem sie kürzlich entlassen worden waren. Ihre Wortwahl kannte ich aus früheren Begegnungen mit ehemaligen Gefängnisinsassen. Unter diesen hier waren sehr erfahrene „Knastologen“, die als Berufsverbrecher auf eine längere Laufbahn und verschiedene Gefängnisaufenthalte zurückblicken konnten. Auch der Gastwirt zeigte eine große Erfahrung, brachte aber das Gespräch sehr schnell auf eine nüchterne und sachliche Bahn.

Dabei kam heraus, dass alle die in den letzten drei Monaten aus dem Knast entlassen wurden, mich aus Fotografien kannten, die man ihnen im Gefängnis vorgelegt hatte. Ohne dass ich es merkte, hatte man von mir mehrere Fotos geschossen, als ich damals beim Besuch auf der Polizeizentrale versuchte, den Autovermieter aus der Untersuchungshaft frei zu bekommen. Gefangene in ganz Deutschland bekamen diese Fotos vorgelegt und wurden gefragt, ob ich ihnen bekannt sei. Zu meinem Glück konnten alle nur bestätigen, dass sie mich nicht kannten. Für meine Knastologen war es jedoch der Beweis, was für ein großartiger Kerl ich sei.

Jedenfalls, wenn mich irgendeiner persönlich gekannt hätte, wäre auch ich in der Untersuchungshaft gelandet. Eine Verhaftung hätte sich für meine Kanzlei und meinen Ruf vernichtend ausgewirkt. Bei alledem glaubte ich - immer noch einfältig - an die grundsätzliche Ehrlichkeit unserer polizeilichen Obrigkeit, musste aber in der Zukunft noch einige bestürzende Erfahrungen machen, aber mehr darüber später.

Vom Taxifahrer, Diskothekenbesitzer und der italienischen Braut

Eines Tages meldete sich bei mir ein Taxifahrer und erklärte, dass er in Sindelfingen eine Diskothek eröffnen wolle. Er zeigte den bereits abgeschlossenen Mietvertrag über die Räume vor sowie Lieferverträge mit verschiedenen Getränkehandlungen. Meine Mitarbeiter führten ihn in die Grundzüge der Buchhaltung ein und er brachte seine Unterlagen zur Fertigstellung der monatlichen Umsatzsteuervoranmeldung ins Büro.

Es interessierte mich, was dort tatsächlich ablief und als ich einmal spät von einer Besprechung zurückkam, machte ich einen Besuch bei ihm. Der Discobetrieb war voll im Gange, gut besucht und die Lautstärke ließ kein Gespräch zu. Deshalb führte er mich in einen Nebenraum und zeigte mir die Räume einer angrenzenden Gaststätte, welche er auch in Kürze mieten wolle. Dort könne er bereits am späten Nachmittag für Essensgäste öffnen. Etwa vier Stunden vor dem Discobetrieb sollten frühe Besucher noch ein Nachtessen erhalten können.

Als ich 14 Tage später wiederkam, gab es erstaunlicherweise nichts zu essen. Jeder der Anwesenden saß vor seinem Bierglas. Deshalb nahm ich ihn mit zu einem Lebensmittel-Großhändler, den ich kannte und zeigte ihm einige Möglichkeiten, auf einfachste Weise seinen Gästen etwas Essbares anzubieten. Nun engagierte er eine Hausfrau, die bei ihm täglich ein sehr preiswertes, einfaches Essen für Menschen kochte, die offensichtlich keine Heimat hatten. Er war auch damit einverstanden, dass junge Männer aus dem CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) auf Besuch kamen, mit den Anwesenden sprachen und christliche Schriften verteilten. Mein Verhältnis zu ihm war so vertraut, dass er eines Tages mit einem jungen Mädchen zu mir ins Büro kam und sie mir als seine Braut vorstellte.

Die dunkelhaarige, sportliche Schönheit stellte sich als die Tochter eines italienischen Gastarbeiters aus Rom vor. Dieser bekam gleich nach Ende des Zweiten Weltkrieges eine Arbeitsstelle bei der Firma Daimler-Benz in Sindelfingen. Seine damals sechsjährige Tochter besuchte in Deutschland die Schule und war nun 21 Jahre alt. Nebenher betätigte sie sich als Dolmetscherin, da sie perfekt italienisch sprach. Als wir miteinander über die Zukunft redeten, war sie der Meinung, dass diese Diskothek, das „Nachtlokal“ wie sie es bezeichnete, für ihr gemeinsames Leben nicht gut sei. Sie würden miteinander sparen und dann irgendwo am

Stadtrand eine solide Gaststätte mit Hotelbetrieb mieten. Das Mädchen erschien mir sehr aufgeweckt und ich konnte dem Mandanten nur gratulieren.

Fast ein Jahr später kam ich wieder in die Diskothek. Mein Mandant lag auf einer Bank und war offensichtlich krank. Das Lokal wurde von dem Mädchen und ihrem Vater weitergeführt. Sie versicherte mir, dass sie ihren Bräutigam sofort nach Hause bringen werde, denn er habe wahrscheinlich Grippe und sie sei sehr froh, dass ihr Vater für ihn einspringen konnte. Leider hatte ich, als ich wegging, noch immer keinerlei Misstrauen.

Um so mehr überraschte mich drei Wochen später die Begegnung mit demselben Mädchen. An einer Tankstelle in Stuttgart hielt neben mir ein nagelneuer Porsche, eine elegante Dame im Pelzmantel stieg aus. Sie begrüßte mich mit meinem Namen. Ich brauchte einige Zeit, bis ich begriff, dass es sich um die Braut meines Mandanten handelte, denn sie benahm sich wie eine Filmdiva. Nun erzählte sie mir ganz vertrauensselig, dass der Vater ihr einen neuen Porsche und einen Pelzmantel zum Geburtstag geschenkt hätte. Dann brauste sie los. Die Sache ließ mir keine Ruhe. Am Abend versuchte ich, die Diskothek zu besuchen. Da alles geschlossen war, erreichte ich meinen verzweifelten Gastwirt in seiner Wohnung. Er erzählte ganz deprimiert:

Der Vater seiner Braut war eines Abends spät in die Diskothek gekommen und er vermutete, dass dieser ihm irgendetwas ins Getränk gemischt hatte. Ihm war schlecht geworden und er wurde frühzeitig nach Hause gebracht. Andern Tages war er wieder krank. Der Italiener hat dann mit seiner Tochter den Betrieb noch 14 Tage weitergeführt. Abends hätten sie das Geld in die eigene Tasche kassiert. Kein Lieferant bekam Geld, bis diese dann nicht mehr lieferten. Daraufhin war die Braut mit dem Geld seiner abgehobenen Sparbücher und allen Wertsachen spurlos verschwunden. Ich begegnete ihr offensichtlich, als sie den neuen Porsche auftankte, um endgültig nach Rom zu verschwinden. Auch der Vater hatte seine Stelle bei Daimler-Benz aufgegeben. Wir erstatteten Anzeige bei der Polizei. Aber vermutlich hatten beide ihre Namen geändert. Auch die Polizei in Italien konnte sie nicht mehr ausfindig machen. Mein Mandant leistete den Offenbarungseid und wurde wieder Taxifahrer.

Einige Monate später meldeten sich zwei Männer der Kriminalpolizei im Steuerbüro. Auch in diesem Fall wurde ich schwer verdächtigt. Sie

begannen mit mir ein richtiges Verhör. Meine Auskunft, dass ich noch nie Rom besucht hatte und auch keine italienischen Gastarbeiter steuerlich betreute, bezeichneten sie als Schutzbehauptung! Beweisen konnten sie allerdings ihre Beschuldigungen nicht und verließen mich sichtbar verärgert.

Die Rauschgiftsekretärin, ihr Bandenchef und die Kripo

Im Zuge meiner Rechtsbeistandstätigkeit erhielt ich einen Großauftrag über die Buchhaltung und die Finanzverwaltung einer Firma, die etwa 800 Wohnungen zu betreuen hatte. Zu meinen Aufgaben gehörte die Anmahnung von rückständigen Mieten und in schwierigeren Fällen auch die Einleitung von Räumungsklagen. Der Umfang dieses Auftrages erforderte einen speziellen Mitarbeiter. Meine Wahl fiel auf eine gelernte Rechtsanwaltsgehilfin, die mir vom Arbeitsamt empfohlen wurde. Als diese zum ersten Arbeitstag erschien, hätte ich sie fast nicht wieder erkannt. Sie trat auf wie eine Schauspielerin, und alle Mitarbeiter staunten über ihr Erscheinungsbild. Ich hatte sie nur am Morgen kurz begrüßt und war an ihren ersten zwei Arbeitstagen auswärts unterwegs. Am dritten Tag ihrer Tätigkeit aber sah sie so schrecklich grau und krank aus, dass ich mir schon Sorgen machte. Auch am vierten Tag registrierte ich das auffallend elende Aussehen. Nachdem sie aber am späten Vormittag von einer jungen Dame kurz besucht wurde, war sie plötzlich gesund und ich konnte am Nachmittag nur staunen über Ihre rasche Genesung. So ging es weiter, zwei bis drei Tage strotzende Gesundheit, dann nahe am Zusammenbruch.

Maßnahmen auf ärztlichen Rat

Ich besprach dieses seltsame Auf und Ab mit einem befreundeten Arzt. Er vermutete sofort, dass die Frau hochgradig rauschgiftsüchtig sei. Daraufhin gab er mir die Telefonnummer eines Fachmanns für Rauschgiftdelikte bei der Polizei. Was ich von diesem Mann erfuhr, war erschütternd, denn in seiner Kartei war diese junge Dame bereits bekannt, und zwar als hoffnungslos heroinsüchtig im Endstadium. Er bat mich aber, diese Angestellte keineswegs zu entlassen, sondern zu beobachten und ihm laufend alle Neuigkeiten zu berichten. Weiter konnte er mitteilen, dass sie derzeit bei einer Freundin wohne, aber dort ausziehen wolle. Ich

hatte in Büronähe für Mitarbeiter einige kleinere Wohnungen. Eine davon war frei.

In der ersten Nacht nach ihrem Einzug um 1:00 Uhr rief der dortige Hausmeister aufgeregt bei mir an mit der Bitte, sofort zu kommen. So schnell als möglich erschien ich mit meiner Frau dort. Wir erlebten etwas, das wir nicht so schnell vergessen konnten. Die Türe zu der Einzimmer-Wohnung stand offen. Im Eingangsbereich lag ein junger Mann wie schlafend, aber mit offenen Augen. In der Badewanne lag einer und vor der Wanne auch einer. Das ganze Wohnzimmer war voll von jungen Männern, die auf dem Boden lagen, geistesabwesend und mit offenen Augen. Meine Mitarbeiterin, genauso abwesend, umrahmt von zwei Männern im Bett liegend. Ich zählte: 16 Männer im Rauschgiftrausch. Der Hausmeister hatte gleichzeitig auch die Polizei alarmiert. Diese erklärte mir, dass man hier gar nichts machen könne als abzuwarten. Der Rausch werde in den Morgenstunden abklingen und die Beteiligten würden dann wieder verschwinden. So kam es auch. Meine Mitarbeiterin fehlte einen Tag und war dann wieder arbeitsfähig.

Die anwesenden Polizeibeamten waren mir persönlich bekannt. Von ihnen erfuhr ich dann die Anschrift der Eltern meiner Mitarbeiterin. Ich lud sie am Abend zu uns in die Wohnung ein. Ihre Geschichte machte uns sehr traurig. Die begabte Tochter hatte nach dem Abitur bei einem Rechtsanwalt eine Ausbildung zur Fachgehilfin absolviert. Sie schloss sich einer Jugendgruppe an, die sich in unserer Kirche regelmäßig zu Jugend-Stunden traf. Für die Eltern schien anfangs alles in Ordnung, bis die Tochter mit einem jungen Mann erschien, der kurze Zeit darauf mit seinem Motorrad tödlich verunglückte. Die Tochter verhielt sich anschließend sehr ungewöhnlich und über ihren Hausarzt erfuhren die geschockten Eltern von dem Verdacht auf Rauschgifteinwirkung. Ihre Bemühungen zu helfen, quittierte die Tochter mit dem Auszug. Sie gaben mir noch die Anschrift eines weiteren Mädchens, das auch zu dieser Jugendgruppe gehörte.

Evangelische Jugend unter Drogen!

Nach einigem Zögern begann ich, mich aktiv um diese Clique zu bemühen. Meine sämtlichen Mitarbeiter wurden angewiesen, bei ihren Gesprächen mit Mandanten sich nach Rauschgift-Erfahrungen zu erkundigen.

Die daraus resultierenden Aktennotizen wurden zentral gesammelt. Ich selbst erfuhr von der Polizei, dass unsere Kirche zum Treffpunkt Jugendlicher wurde, die als Mutprobe in den Ladengeschäften Schnapsflaschen und andere Alkoholitäten entwendeten, um sie nachts in den Gemeinderäumen miteinander zu leeren.

Meine Empörung über dieses Treiben quittierten meine Bekannten bei der Polizei mit Achselzucken. Sie hatten die strenge Anweisung, nichts dagegen zu unternehmen. Man hatte sie aufgeklärt, dass sie kein Recht hätten, in das Hausrecht des evangelischen Pfarrers einzugreifen. So fuhren sie jede Nacht pflichtgemäß auf Streife am Gemeindezentrum vorbei. Die durch Alkoholeinwirkung oder sonstwie hilflos erscheinenden Jugendlichen wurden für den Rest der Nacht beim Sindelfinger Krankenhaus abgeliefert und von dort im Laufe des kommenden Tages entlassen. Für mein Entsetzen zeigten sie großes Verständnis, blieben aber tatenlos.

Der nächste Motorradunfall, bei dem zwei Jugendliche von der Jugendgruppe unter Rauschgift losgefahren waren und an ihren Verletzungen starben, trieb mich dann zu weiteren Schritten. Meine Erkundigungen über den evangelischen Pfarrer machten uns traurig. Er gehörte der damaligen Friedensbewegung an und predigte Nächstenliebe wie folgt: „Was der Mensch braucht, muss er eben haben“. So hatte er nichts gegen Alkohol einzuwenden und auch nichts gegen leichte Drogen. Von einem Mitarbeiter wurde mir mitgeteilt, dass er auf einer Freizeit verkündigte, der freie Geschlechtsverkehr sei gut, da er die Aggressionen im Menschen abbaue. Nur zufriedene Menschen könnten zukünftige Kriege verhindern. Meine Nachforschungen ergaben, dass viele Jugendliche einen Schlüssel hatten, um jederzeit in die unteren Aufenthaltsräume des Gemeindehauses neben der Kirche zu gelangen. Keiner der Kirchengemeinderäte genoss solch ein Vorrecht!

Eines Tages erschien bei mir ein junger Mann mit langen Haaren, um mich zu warnen. Wenn ich mit Angehörigen seiner Gruppe Streit bekäme, würde es für mich lebensgefährlich. Nachdem ich fragte, woher ich wissen solle, wer zu seiner Gruppe gehöre, zeigte er mir seine linke Hand. Auf dem Handrücken war hinter dem Zeigefinger ein großes D eintätowiert. Ich versprach ihm, dass ich darauf achten würde. Als er weggegangen war, schaute ich nach der Rechtsanwaltsgehilfin. Sie hatte an der linken Hand das große D.

Von Mandanten bekamen wir laufend Telefonanrufe und Mitteilungen über neue Erfahrungen in der Szene. Meinen Mitarbeitern war es an den Abenden gelungen, unauffällig zu beobachten, wohin die rauschgiftsüchtigen Personen meistens gingen. Zwei Adressen waren auffällig. Die erste war die besagte Kirche. Die zweite ein Jugendlokal in einem Nachbardorf. Der Sohn eines Kunden war besonders erfolgreich beim Auskundschaften. Er beobachtete einen Mann, der gegen Geld irgendetwas weiter gab. Er war so nahe dabei, dass er dessen Namen und auch die Karlsruher Autonummer seines schwarzen Porsche mitbekam. Einige Tage später erschien dieser Dealer wieder in einem Lokal in Sindelfingen. Zwei meiner Leute hörten deutlich die Namen seiner Partner und ich erhielt eine genaue Personenbeschreibung.

Polizei missversteht „brave Bürgerpflicht“

Unsere Informationen waren so kompakt, dass ich mich entschloss, Anzeige zu erstatten. Ich erfuhr die Namen der Herren, vom Rauschgiftdezernat in Stuttgart. Nach einer Terminvereinbarung traf ich dort mit meinen Aufschrieben ein. Am Besprechungstisch saßen mir acht Beamte gegenüber. Ich erzählte der Reihe nach, was ich alles erlebt hatte. Die Beamten zeigten sich sehr aufmerksam und überrascht. Dann wollten sie Details wissen. Die meisten Fragen konnte ich zu ihrer Zufriedenheit beantworten. Als ich fertig war, bedankte sich der Ranghöchste und bediente einen Druckknopf, worauf zwei uniformierte Beamte sich rechts und links neben der Türe aufstellten.

Eine ähnliche Art der obrigkeitlichen Begegnung hatte ich vor langer Zeit in Salzburg schon einmal erlebt! Nach einer Pause gab ich keinerlei Antworten mehr. Ich erklärte dem Vorsitzenden frei weg, dass ich selbst mit Rauschgift nichts zu tun habe, ja nicht einmal wisse, wie Rauschgift aussieht. Er bekam einen roten Kopf und fauchte, dass alles, was ich sage, reine Schutzbehauptungen wären. Ein normaler Bürger könne niemals in der Lage sein, mit solchen Unterlagen der Polizei aufzuwarten. Durch meine Darlegungen sei erwiesen, dass ich der Chef einer Rauschgiftbande sei und nun aus dem Geschäft aussteigen wolle. Ich würde mir einbilden, dass ich durch diese Meldung an die Polizei von mir ablenken könne. Aber er werde dafür sorgen, dass ich auf frischer Tat ertappt würde und ich ihm nicht entkommen könnte. Da ich merkte, dass nicht alle am

Tisch seiner Meinung waren, stand ich einfach auf und verließ den Raum, ohne daran gehindert zu werden.

In der folgenden Nacht schlief ich etwas unruhig, denn es kamen mir vielerlei sorgenvolle Gedanken. Unser Schlafzimmer befand sich direkt über der Haustüre. Als ich um Mitternacht ein Geräusch hörte, stand ich leise auf und schaute durch das offene Fenster. Unten, gegenüber der Haustüre, stand ein Liebespaar. Als ich nach drei Stunden wieder erwachte und nachsah, standen sie immer noch da und dies ab sofort jede Nacht. Am Morgen entdeckte ich vor dem Haus ein Auto mit zwei Personen besetzt. Sie kamen als Ablösung und beobachteten jedes Kommen und Gehen genauestens. Als ich einen Kunden besuchte, fuhren sie hinterdrein und standen nach meiner Rückkehr wieder vor unserem Haus. Ich wurde ab sofort total, rund um die Uhr, überwacht. In der Zeitung stand ein Artikel über den großartigen Erfolg der Landespolizei. Sie hätten im Zuge der Rauschgiftfahndung mehrere Personen verhaftet und in Karlsruhe ein größeres Lager von Rauschgift beschlagnahmt. Das Schönste, was ich lesen konnte war, dass sie mehrere Indizien gesammelt hätten gegen den obersten Chef der Rauschgift-Bande, der in Kürze auch zur Strecke gebracht werden würde. Damit war wohl ich gemeint! Ich konnte nur lächeln, hatte ich doch ein absolut ruhiges Gewissen. Aber meine eifrigen Verfolger blieben Tag und Nacht auf meiner Spur – und das über 18 Monate!

Spannende Erlebnisse mit den Fahndern

Ich fragte einen Rechtsanwalt, was ich gegen diesen Unfug tun könnte? Er meinte, die Auftraggeber der Ermittler würden sich erst dann beruhigen, wenn sie selbst merkten, dass sie auf der total falschen Fährte waren. Einige Tage später rief mich ein Schlossermeister, der in der Sindelfinger Altstadt seinen Betrieb hatte an, seine Frau sei krank und ich soll dringend kommen, um die Umsatzsteuererklärung fertig zu machen. Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Er meldete sich noch einmal und sagte: „Kommen Sie Punkt 15:00 Uhr in die Werkstatt, ich werde auf den Knopf drücken.“ Für mich war klar, was er meinte, denn er hatte mir einige Tage vorher sein neues Garagenrolltor vorgeführt, das sich auf Knopfdruck öffnete und schloss. Das war damals eine technische Neuheit.

Pünktlich fuhr ich in die engen Gassen der Altstadt. Eine alte Scheuer war zur Werkstatt ausgebaut. Als er mich anfahren sah, drückte er auf besagten Knopf. Mit meinem PKW landete ich mitten in seiner Werkstatt. Hinter mir schloss sich das Rollltor selbsttätig. Nach etwa einer halben Stunde hatten wir die Steuererklärung fertig und ich wollte den frankierten Umschlag beim Postamt in den Briefkasten werfen. Dort standen die mir bekannten Polizisten und einige Zivil Personen beieinander, mich entsetzt anstarrend. Da der Weg zum Briefkasten durch sie versperrt war, übergab ich dem nächsten Beamten meinen Brief mit der Steuererklärung und sagte: „Ich habe gerade dem Schlossermeister Rieth seine Umsatzsteuererklärung fertig gemacht. Bitte werfen Sie den Umschlag in den Briefkasten.“ Alle kannten diesen ehrlichen Schlossermeister. Eilig fuhr ich zur nächsten Besprechung nach Stuttgart.

Am anderen Morgen kam einer der Polizisten in Zivil zu mir. Im Großraumbüro herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, sodass er keine Sorge haben musste, dass ihn die vor dem Haus postierten Aufpasser bemerken könnten. Er berichtete mir, dass mein Telefongespräch mit dem Schlossermeister abgehört worden war. Ich sei Punkt 15:00 Uhr in die Sindelfinger Altstadt bestellt worden, damit irgendwer auf den Knopf drücken könne. Man hätte Großalarm ausgelöst, um mich auf frischer Tat zu ertappen. Alle kannten diesen Schlossermeister als Ehrenmann. Das „Geheimnis“ des elektrischen Rollltores, mit dessen Hilfe ich trotz polizeilicher Überwachung einfach mit meinem Auto verschwinden konnte, brachte meinen freundlichen Polizeibesucher zu einem herzlichen Lachen. Ich konnte einmal mehr nur den Kopf schütteln, über unsere Ordnungshüter staunen und wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

Am nächsten Tag auf dem Weg nach Stuttgart fuhr ich extra langsam, um meine Verfolger nicht böswillig abzuhängen. In Stuttgart-Vaihingen schaltete die Ampel auf Rot, gerade als ich durch war. Daraufhin parkte ich am rechten Straßenrand und wartete, bis meine Überwacher aufschließen konnten. Mein Termin fand in einem Haus zwischen vielen Trümmern statt. Die Straße war mit Pkws zugeparkt. Gerade als ich ankam, fuhr dort ein Auto weg und ich konnte einparken. Da keine weiteren Parkplätze frei waren, wartete ich mitten auf der Straße, um mich meinen Verfolgern bemerkbar zu machen. Diese aber waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie mich nicht beachtetten und an mir vorbeifuhren.

Nachts hatte ich dann doch Gewissensbisse. Deshalb besuchte ich anderntags unangemeldet die Zentrale der Stuttgarter Kriminalpolizei und versuchte, dort vorzubringen, wie unsinnig es sei, mich ständig mit doppelter Besetzung zu überwachen, anstatt die Leute dort einzusetzen, wo man wirklich etwas finden könnte. Mein Verhandlungspartner aber sagte nur streng: „Wir werden Sie schon noch auf frischer Tat erwischen!“ Nun schlug ich vor, doch einen Mann zu mir ins Büro zu setzen, der wenn ich unterwegs sein musste, einfach mit mir fahren würde. Auf diese Weise könnten sie immer erfahren, wo ich hingehere und was ich bespreche. Er lachte mich aus und meinte spöttisch, dass sie auf meine billigen Tricks nicht hereinfallen würden. Da zog ich eben ab und kümmerte mich in Zukunft nicht weiter um die eifrigen Kripobeamten.

Einige Tage später ging in Stuttgart-Vaihingen wieder die Ampel auf Rot, als ich über die Kreuzung fuhr. Etwas zögerlich stoppte ich dann doch an der nächsten Ecke und beobachtete im Rückspiegel, wie meine Verfolger nach rechts abbogen, anstatt mir zu folgen. Ich fuhr zurück, hinter ihnen her und bemerkte, wie sie ins dortige Freibad gingen. Am folgenden Tag hatte ich wieder in Stuttgart etwas zu erledigen. Ich fuhr ihnen diesmal davon. Als ich auf dem Parkplatz des Freibades beobachtend anhielt, kamen sie tatsächlich wieder. Dies bewies, dass sie ihren Verfolgungsauftrag selbst nicht mehr ernst nahmen.

Täglich abgehört, von Polizeifahndern verfolgt

Es gab eine Periode, in der ich mich an diese Ermittler fast gewöhnt hatte und sie sich ihrerseits anscheinend uninteressiert verhielten. Diese Beobachtung änderte sich durch eine neue Erfahrung schlagartig. Mit einem Spezialisten für Funkgeräte hatte ich seine Jahressteuererklärung zu besprechen. Interessanterweise brachte er dazu einen relativ großen Koffer mit, den er mitten ins Chefzimmer stellte. Er erklärte, dass es sich um ein sehr teures Gerät handle, mit dem er für seine Auftraggeber Messungen von Funkverbindungen und allerlei drahtlosen Verbindungen durchführe. Dieser Koffer sei unersetzlich und die Grundlage für seine wichtige Tätigkeit. Er enthalte auch Messgeräte, mit denen er Funkstörungen auffinden könne. Wegen der Kostspieligkeit seiner Geräte könne er diese nicht in seinem Auto stehen lassen. Er öffnete die Seitenklappe und zeigte mir eine Menge von eingebauten Messuhren. Als er auf einen Knopf drückte, erschrak er sichtlich. Mit seinen Händen bedeutete er mir wortlos, dass wir den Raum und das Haus verlassen sollen. Im Freien erklärte er, sein Messgerät zeige an, dass in meinem Büro sogenannte „Wanzen“ als Abhörgeräte installiert seien. Schweigend ortete er ein eingebautes Mikrofon im Telefon auf meinem Cheschreibtisch und dasselbe auch in jedem Telefon der Besprechungszimmer.

Wir untersuchten noch den Schaltschrank der Telefonanlage im Untergeschoss. Beim Bau des Hauses hatte die Post insgesamt zwölf Telefonanschlüsse installiert. Davon benützten wir drei Amtsleitungen. Sowohl diese, als auch die heimlich eingebauten Mikrofone waren mit den freien Amtsleitungen verbunden. Dies bedeutete, dass alle Gespräche im Büro von der Kriminalpolizei überwacht wurden. Wir kappten sofort alle freien Verbindungen. Dennoch konnte ich auch nachträglich nicht verhindern, dass unsere nach außen gehenden Telefonate über die Telefonzentrale der Post laufend abgehört wurden. Eine Rückfrage bei unseren Mitarbeitern ergab, dass in meiner Abwesenheit ein Wartungsmonteur an der Telefonanlage den routinemäßigen Kundendienst durchgeführt hatte.

Offensichtlich handelte es sich aber um einen getarnten Spezialisten der Kriminalpolizei.

Überwachte Klientenbesuche

Mehrere Klienten, die ich monatlich mindestens einmal besuchte, hatten ihre Betriebe direkt beim Stuttgarter Schillerplatz, oder waren von dort leicht zu Fuß zu erreichen. Die Tiefgarage erwies sich als der ideale Parkplatz. Gleich in den ersten Tagen meiner Überwachung erlebte ich, dass die Aufpasser gleichzeitig mit mir dort ankamen. Die Treppe hoch zur Straße blieben sie mir direkt auf den Fersen, als ich die Hofapotheke aufsuchte. Da man mich dort bestens kannte, wurde ich gleich ins Büro geleitet. In der Türe stehend, verharrete ich noch einen Augenblick, damit meine Verfolger sehen konnten, wohin ich ging. Sie aber stürzten in den Verkaufsraum, überblickten nur die anwesenden Kunden, stürmten an mir vorbei zur gegenüberliegenden Ausgangstüre und verließen eilig den Laden in Richtung Schlossplatz. Unter den vielen Menschen suchten sie vergeblich. Ohne zu wollen, hatte ich sie abgehängt und konnte den Rest des Tages ungestört meiner Arbeit nachgehen.

Beim nächsten Mal in der Tiefgarage verlief es ähnlich. Die Ermittler beeilten sich beide, um mit mir Schritt zu halten. In dem riesigen alten Gebäude am Schillerplatz, wo auf der einen Ecke die Hof-Apotheke eingerichtet ist, befindet sich auf der anderen Seite eine Gaststätte. Genau wie bei der Apotheke hat diese einen Eingang vom Schillerplatz her und zum Schlossplatz hin einen Ausgang. An diesem Tag ergab es sich, dass ein Kellner mit einer dringenden Frage auf mich gewartet hatte, die ich mit ihm sofort hinter der Eingangstüre stehend besprach. Meine Verfolger übersahen mich wieder in ihrer Eile. Sie überblickten schnell die Runde der Gäste an den Tischen und stürmten auch dieses Mal ergebnislos auf der anderen Seite hinaus auf den Schlossplatz. – Ein Kunde hatte mich zu einem Kreditgespräch in die Dresdner Bank-Filiale am Schillerplatz gebeten. Als Treffpunkt vereinbarten wir die Schaltherhalle. Er wartete schon auf mich und wir wurden sofort ins Besprechungszimmer des Bankdirektors geleitet. Wieder war ich für meine Verfolger spurlos verschwunden.

Auch das Justizministerium befindet sich gegenüber dem Schillerdenkmal. Neben dem Eingang steht ständig ein Wachposten. Hinter der

Tür befindet sich ein Sicherungssystem, vor dem sich die Besucher ausweisen müssen. Vom Präsidenten des Justizministeriums hatte ich den Auftrag, seine Einkommensteuererklärung zu erstellen. Vorsorglich hatte er bei der Eingangskontrolle veranlasst, dass ich sofort durchgelassen würde. Ich sah noch, wie meine beiden Beamten hilflos vor den Kontrollleuren standen und abgewiesen wurden. Als ich fertig war, veranlasste der Präsident durch seine Sekretärin, dass mich ein Wachtposten durch einen sonst geschlossenen Ausgang auf der anderen Seite in Richtung Königsstraße hinausgehen ließ. Als ich mich zur Tiefgarage begab, sah ich wie meine beiden Verfolger noch immer vor dem Eingang auf mich warteten. Was sie wohl ihren Vorgesetzten über ihre wiederholten Fahndungsmisserfolge gemeldet haben?!

Der Pächter der Gaststätte „Alte Kanzlei“ pflegte eine Besonderheit. Alle 14 Tage wurden Ochsenschwänze als Spezialität des Hauses gekocht. Die klare Ochsenschwanzsuppe war ein besonderer Leckerbissen, den viele Gäste sehr schätzten. Das nach dem Kochen an den Schwänzen verbliebene Fleisch verspeiste der Chef persönlich mit seinen extra geladenen Gästen in einem festlich geschmückten Raum. Zweimal im Jahr bekam auch ich eine Einladung zu diesem Festessen. Die Frau des Hauses war äußerst freundlich aber kurz angebunden. Wieder einmal erhielt ich mit ihrer fröhlich klingenden Stimme den Anruf: „Die Ochsenschwänze sind fertig. Parken Sie um 12:30 Uhr in der Schillerplatz-Tiefgarage, die Türe ist offen.“ Mein Telefon wurde natürlich wieder abgehört!

An der Abfahrt bemerkte ich erstaunt, dass meine zwei Begleiter anscheinend nicht mitkamen. Umso überraschter war ich, als an der Einfahrt zur Tiefgarage schon zwei mir wohlbekannte Polizisten in Zivil auf mich warteten. Ich fuhr hinunter und drehte eine Runde. Sowohl an dem Fußgängerausgang in Richtung Schlossplatz, als auch am Ausgang in Richtung Rathausplatz standen Kriminalpolizisten, die Ausschau hielten, aber noch keinen Anhaltspunkt zum Eingreifen sahen. Die im Telefongespräch erwähnte Türe war eine Stahltüre, die direkt in das Untergeschoss der Gaststätte führte. Sie war angelehnt und der Zufall wollte es, dass genau davor ein Parkplatz für mich frei war. Ich ging hindurch und schloss die Türe von innen. Aus dem Fenster blickend sah ich, dass auf dem Schiller-Platz ein größeres Polizeiaufgebot wartete. Die etwas ungewöhnliche Einladung der Frau Wirtin zum Ochsenschwanz-Festessen, hatte die Polizei zu ungewöhnlichen Aktivitäten veranlasst. Sie vermutete-

ten aus dem mitgehörten Telefonat, dass etwas nicht mit rechten Dingen zuginge und deshalb rätselhafte Decknamen verwendet würden. Alle warteten auf ihren großen Fang, während ich friedlich mit meinem Gastwirt die Ochsenschwänze verspeiste. Anschließend verließ ich unbemerkt die Gaststätte und besuchte noch einige Mandanten in der näheren Umgebung.

Bei einem größeren Spielwarenladen am Rathausplatz sollte ich umfangreiche Unterlagen abholen, die wir zur Bilanzerstellung brauchten. Dorthin musste ich im Schritt-Tempo über 300 Meter durch die sehr belebte Fußgängerzone in Richtung Rathausplatz fahren. Zum Parken gab es keinerlei Möglichkeit. Wir hatten mit dem Kunden die Uhrzeit meines Eintreffens genau vereinbart. Pünktlich öffnete mir eine Mitarbeiterin ein großes Tor, durch das ich samt Auto verschwand. Wieder blieb meinen Verfolger in ihrem PKW angesichts meines urplötzlichen Verschwindens nur das Nachsehen.

Offenkundig hatten die Polizisten von der vielschichtigen Tätigkeit eines Steuerberaters keine Ahnung. Meine Möglichkeiten zum spurlosen Verschwinden mussten ihnen schier endlos erscheinen. Ich hatte Mandanten im Marquardtbaum, einem riesigen Gebäude am Schlossplatz. Dort befanden sich viele Büros von auswärtigen Betrieben über sechs Stockwerke verteilt. Eine große Treppe, sowie vier Aufzüge führten nach oben. Wenn ich schnell in einem Aufzug verschwand, konnte niemand feststellen, in welchem Stockwerk ich ausgestiegen war. Alle Flure führten aus Sicherheitsgründen auch zu den Nachbargebäuden, die überall Ausgangsmöglichkeiten ins Freie hatten.

Öfters überreichte ich einem Mandanten vor den Augen meiner Aufpasser eine Aktentasche, von denen ich über 50 Stück besaß. Der Inhalt war immer der gleiche, nämlich der Buchhaltungsabschluss eines Monats mit der Umsatzsteuervoranmeldung für das Finanzamt. Aber das konnten diese Herren ja nicht wissen. Vermutlich kamen in der über mich geführten Polizeiakte von erfolgshungrigen Beamten die tollsten Phantasieberichte zusammen, zumindest einige Übertreibungen. Eines Tages stoppte mich auf dem Weg nach Stuttgart einer meiner Mandanten etwa 500 Meter vom Büro entfernt durch Blinken seiner Scheinwerfer. Er hatte es sehr eilig, stieg rasch aus, öffnete meine Autotüre und stellte eine Aktentasche mit seinen Unterlagen auf den Rücksitz. Ob die Fahnder an eine Rauschgiftübergabe dachten?

Einmal hatte ich Termin in einem Rechtsanwaltsbüro. Vom Parkplatz weg folgte mir ein Mann auf den Fersen. Wir erreichten die Kanzlei gleichzeitig. Die Sekretärin führte uns zusammen in ein Wartezimmer, in dem schon ein Klient saß. Wir musterten uns gegenseitig. Der bereits Anwesende erschien mir irgendwie interessant und dabei höchst unsympathisch. Mein unbekannter Verfolger bemerkte diesen schweigenden Gedankenaustausch. Als ich zur Besprechung gerufen wurde, stand er mit mir auf, ging wortlos zum Ausgang und verschwand. Eine Rückfrage bei der Sekretärin ergab, dass dieser Mann hier nicht bekannt sei. Sie war der Meinung, wir würden zusammengehören. Als ich nachher den Rechtsanwalt, fragte, wer der vor mir Wartende sei, erfuhr ich, dass dieser von einem Kollegen beraten würde, weil er sich gegen die Anklage als Rauschgiftdealer verteidigen müsse. Ob man mich jetzt wieder wegen Bekanntschaft mit Dealern verdächtigte?!

Ein Kunde wird verdächtigt

Zu meiner Mandantschaft gehörte ein fleißiger Jäger. Er brachte es fertig, von dem Verkauf von Reh- und Wildschweinfleisch zu leben. Als Jagdpächter unterstand ihm ein größerer Waldbezirk auf der Schwäbischen Alb. Die Reviere um ihn herum hatten reiche Fabrikanten gepachtet, die sehr selten zur Jagd gingen. Er erklärte mir, dass er dank konsequenter Futterangebote auf seinem Jagdgebiet mehr Wild zu jagen hätte, als man gemeinhin erwarten könnte. Auf diese Weise wurde er der Hauptlieferant meiner Gaststättenkunden in Stuttgart. Da er sehr schwer zu erreichen war, hatte ich ihm eine Nachricht in den Briefkasten geworfen, dass ich seine Aktentasche mit den Unterlagen und den fertigen Steuererklärungen endlich loswerden wolle. Eilig wie immer, vereinbarten wir einen Termin vor seinem Haus. Als ich bei ihm vorbeikam, wartete er schon mit laufendem Motor seines Geländewagens auf mich.

Nach Übergabe der Tasche raste er mit quietschenden Reifen los. Ich erledigte meine verschiedenen Termine und kehrte nach Hause zurück. Spät am Abend kam der Jäger überraschend zu mir. Er war erregt und erzählte seine Geschichte. Nach der Übergabe der Aktentasche in Stuttgart fuhr er in sein Jagdgebiet. Am Rande einer Lichtung hatte er eine Holzhütte, die er nur mit seinem Geländewagen und Allradantrieb erreichen konnte. Dort angekommen machte er sich aus trockenem Astholz

vor dem Häuschen ein kleines Feuer, um Kaffee zu kochen. Plötzlich landete auf der Lichtung neben ihm ein Hubschrauber. Mehrere Polizisten bedrohten ihn mit ihren Waffen. Sie durchsuchten alles, insbesondere sein Auto und die Aktentasche, die ich ihm übergeben hatte. Sie löschten sein Feuer und suchten auch in der Asche weiter. Dann flogen sie ohne Erklärung wieder ab. Weil der normale PKW der Kripo, der ihm nachspionierte, auf dem steilen Waldweg nicht folgen konnte, wurde ein Polizeihubschrauber angefordert. Sie suchten vermutlich Rauschgift oder belastendes Material.

Ich machte meinem Mandanten klar, dass er sehr bald eine Hausdurchsuchung zu erwarten hätte. Darauf erhielt ich von ihm ein interessantes Geständnis. Im Hauptberuf betätigte er sich als Jäger, der große Mengen Fleisch verkaufte. Sein Hobby konnte bei einer Durchsuchung seiner Wohnung Schwierigkeiten bringen. Er nahm an möglichst vielen Beerdigungen von verstorbenen Jägern teil. Den Hinterbliebenen signalisierte er dann Interesse für Jagdgewehre. Auf diese Weise sammelte er bereits über 100 solcher Trophäen. Sie wurden sauber geputzt und in seiner Wohnung aufbewahrt. Bei Gelegenheit wollte er sie in London zur Versteigerung bringen. Dort würden reiche Amerikaner Unsummen für solche Waffen bieten. Sein erklärtes Ziel war, sich dann als reicher Mann zur Ruhe zu setzen. Tatsächlich erfolgte am anderen Morgen die vermutete Hausdurchsuchung. Die Beamten interessierten sich gar nicht für die alten Jagdwaffen, sondern suchten „nur“ nach Rauschgift.

Noch ein eigenartiges Erlebnis mit der Polizei

Die nächste komische Begegnung ereignete sich bei einem Architekten, nach der Besprechung über seinen Jahresabschluss. Als wir alle Probleme erörtert hatten, lud er mich noch ein, seinen privaten Neubau auf der Höhe von Stuttgart-Vaihingen zu besichtigen. Auf dem Weg dorthin, erklärte er mir, dass er sich riesig gefreut hätte, im vierten Stock mit seiner Familie dort einzuziehen. Er schwärmte von der herrlichen Aussicht. Seine Pläne waren ihm aber durch die Justiz zunichte gemacht worden. Der Rohbau war fertig, das Dach dicht und die Fenster gerade eingebaut, als die Behörde einen Baustopp verfügte und den weiteren Ausbau damit verhinderte. Das ganze Gebäude wurde beschlagnahmt. Zu seiner Entschädigung gab es mit der Stadt Stuttgart einen Mietvertrag, in dem fest-

gelegt war, dass die Stadt bis auf Weiteres die Miete für das gesamte Mehrfamilienhaus bezahlen würde.

Bei unserer Ankunft an besagtem Haus war eine Baufirma gerade dabei, im UG und Erdgeschoss die Fenster von außen mit Backsteinen zu vermauern. Das Treppenhaus war im unteren Bereich bereits herausgerissen. Mein Begleiter lachte über mein Erstaunen. Wir stiegen über eine Leiter in die oberen Stockwerke, denn er wollte, dass ich unbedingt seine geplante Traumwohnung sehen sollte. So kamen wir in den vierten Stock und ich war begeistert. Vor uns lag das gesamte Stuttgarter Tal. An einem Fenster blieb er stehen und forderte mich auf, mir die nähere Umgebung genauer anzusehen. Unter uns in 300 Meter Entfernung stand ein schönes Einfamilienhaus. Davor ein gepanzertes Fahrzeug und mehrere bewaffnete Polizisten, die um das Haus patrouillierten. Der Architekt erklärte mir, dort wohne der Justizminister und von unserem Standort aus, könnte ein Scharfschütze direkt in die Fenster des bewachten Hauses schießen. Es war die Zeit der Baader-Meinhof-Terroranschläge und entsprechender Vorsichtsmaßnahmen. Als wir das Haus verließen, standen meine beiden Aufpasser wortlos rechts und links neben der Haustüre. Ich erschrak etwas über ihre todernsten Gesichter, mit denen sie mich anstarrten. Gab ich abermals Anlass für weitere Verdächtigungen?

Der Bankraub am Goldberg

Es war morgens kurz nach 9:00 Uhr. Ich sah von meinem Büro aus, wie zwei Polizisten die Straße entlang rannten. Kurz darauf fuhr ein Polizeiauto mit Blaulicht vorüber und wieder zurück. Irgendetwas musste passiert sein. Kurz nach 11:00 Uhr betrat ich unsere Bankfiliale am Goldberg, um Bargeld abzuheben. Der Filialleiter berichtete mir aufgeregt von dem Bankraub am Morgen. Die Sache war noch so frisch, dass er mir sein Herz ausschütten musste. Mit einer Pistole in der Hand hatte der Räuber das Bargeld verlangt. Die Banken waren damals noch nicht so gesichert wie heute. Einen Betrag von etwa 15.000 DM steckte er in die Tasche und verschwand. Ohne Erfolg hatten die Uniformierten das ganze Goldberggebiet abgesucht. Der Mann war spurlos verschwunden und man nahm an, dass er sogar in der nächsten Nähe wohnen könnte. Am Geldschalter fragte ich die Angestellte, wie dieser Mann ausgesehen habe. Er sei hochgewachsen und schlank. Unter seiner Maske steckte ein extrem schmales Gesicht. Spaßeshalber sagte ich: „Dann hat er sicherlich auch gehinkt und sich ganz ruckartig bewegt.“ Sie bestätigte dies und fragte, woher ich diesen Mann kennen würde. Ich erwiderte aber, dass ich dies nur spaßhaft meinte.

Am Nachmittag bei der Bilanzbesprechung in einem Elektrogeschäft erzählte ich von dem Banküberfall am Morgen. Mein Mandant hatte schon einige böse Erfahrungen mit Dieben und Räubern in seinem Ladengeschäft gemacht, so wollte er möglichst alles wissen. Ich berichtete ihm, dass ich mit meiner Frau am Sonntag zuvor bei der Kirchengemeinde am Goldberg an einem bunten Nachmittag teilnahm. Den Höhepunkt des Festes bildete eine Pantomime, bei der mehrere Personen auftraten. Der Hauptdarsteller war ein junger Mann, der eine computergesteuerte Puppe spielte, die sich entsprechend den Befehlen ruckartig über die Bühne bewegte. Es ergab sich zufällig, dass dieser Mann beim anschließenden Kaffeetrinken mir gegenüber am Tisch saß. Nie hatte ich vorher ein so schmales Gesicht gesehen und dieser Künstler bewegte sich

auch beim Kaffeetrinken noch wie die Puppe mit ruckartigen Bewegungen. Als wir weg gingen, bemerkte ich, dass er mit einem Fuß hinkte. Einige Tage später kamen zwei Herren ins Büro, die sich als Kriminalbeamte auswiesen. Sie machten mir den Vorwurf, dass ich meine Beobachtung beim Kirchenfest nicht sofort der Polizei gemeldet hätte und sie jetzt über Umwege, nämlich durch den Bericht des Elektrohändlers, den Bankräuber gefasst hätten. Ich ließ sie durchs Fenster schauen und zeigte ihnen die zwei Beamten der Kriminalpolizei, die dort täglich im Auto saßen und mich überwachten. Auch erzählte ich ihnen von den vielen grundlosen Verdächtigungen, mit denen ich ständig konfrontiert würde.

Der Ältere der Herren meinte, es sei für einen Steuerberater fast unmöglich, der Polizei nicht aufzufallen. Bei den vielen Begegnungen würde ich mit Sicherheit Menschen kennen lernen, die für die Kripo hochinteressant wären. In seinem Notizbuch blätternd fragte er mich, wo ich z. B. an einem gewissen Tag gewesen sei. Ich erklärte ihm, dass ich mich nicht in der Lage sähe, solche Details auswendig zu wissen und zeigte ihm meinen umfangreichen Terminkalender. Auf der linken Seite trugen ich und die Dame in meiner Zentrale alle Termine mit Uhrzeit ein. Den Grund der Besprechung und alles sonst Wichtige war dort zu lesen. Auf der rechten Seite wurde die Durchführung der Aufgaben mit Uhrzeit von Anfang und Ende eingetragen, dazu sämtliche Besonderheiten und auch der nächste Termin sowie Briefe und Anträge, die daraus resultierten. Er staunte über diese genaue und umfangreiche Dokumentation. Etliche Eintragungen und Tage interessierten ihn aber besonders. Beim Abschied versprach er, beim Rauschgiftdezernat diese irrtümlichen Verdächtigungen aufzuklären, um die Beschattung zu beenden. Da diese Fahnder aber zur Abteilung für Diebstahl gehörten, änderte sich an meiner weiteren Dauerüberwachung zunächst gar nichts.

Überfallartige Hausdurchsuchung mit Folgen

Anlässlich eines Besuches beim Finanzamt bat mich der Vorsteher zu einer Besprechung unter vier Augen. Dabei eröffnete er mir, dass er eine Durchsuchung in unserem Hause verhindert hätte. Die Steuerfahndung hatte ihn um seine Stellungnahme und Beurteilung meiner Tätigkeit als Steuerberater gebeten. Er war sichtlich froh, mir nun mitzuteilen, dass diese Sache abgeblasen sei. Seine Beurteilung und eine Anordnung des Finanzpräsidenten, der mich aus Besprechungen gut kannte, hatten dies nun verhindert. Er betonte, er wisse, wie ich alles daran setze, meine Mandanten so zu beraten, dass sie sich im Rahmen der deutschen Steuergesetze bewegen und absolut steuerehrlich seien. Weiter berichtete er, dass die ganze Sache durch die Anzeige eines jungen IBM-Mitarbeiters gekommen sei. Dieser hätte sich mit der Anzeige sehr wichtig getan. Er wollte auch mit entsprechenden Details aufwarten, die er von seiner Ehefrau, die früher bei mir gearbeitet hätte, erfahren konnte. Diese strittigen Fälle waren aber dem Vorsteher des Finanzamtes durch mich schon alle längst bekannt.

Ich bedankte mich sehr und konnte ihm meinerseits von einer sehr komischen Begegnung berichten, die ein Licht auf den Anzeigenerstatter warf. Eine Mitarbeiterin stellte mir eines Tages ihren Bräutigam vor, der sie nach Büroschluss abholte. Ich freute mich über die Bekanntschaft und lud sie beide in das Besprechungszimmer ein. Der Mann verhielt sich sehr unhöflich. Er erklärte, alle Steuerberater seien große Verbrecher. Wir hatten noch nicht einmal Platz genommen, als er mir ganz gehässig eröffnete, er würde mich bei der Steuerfahndung anzeigen und mir mein verbrecherisches Handwerk legen. Rasch verabschiedete ich mich von diesem Besucher und habe ihn nie mehr gesehen. Meine Mitarbeiterin heiratete ihn kurz darauf und schied bei mir aus.

In dem weiteren Gespräch mit dem Finanzamtvorsteher erklärte ich diesem den Arbeitsablauf in unserem Büro. Ich lud ihn ein, mich zu

besuchen und alle betreffenden Akten einzusehen. Für mich war es unvorstellbar, dass man aus irgendwelchen Unterlagen ein gesetzeswidriges Handeln meinerseits hätte entnehmen können.

Kripo und Steuerfahnder schlagen zu

Wenig später lud mich ein Kunde nach Ludwigsburg ein. Er wollte dort den Betrieb eines Konkurrenten kaufen. Der Verkäufer hatte eine Lichtallergie. Deshalb musste diese Besprechung bereits um 7:00 Uhr in früher Morgenstunde stattfinden. Meine Frau erreichte mich bei jenem Kunden telefonisch gegen 9:00 Uhr mit der Nachricht, dass gerade unser ganzes Haus von der Kriminalpolizei durchsucht werde. Kurz nach 10:00 Uhr kam ich zu Hause an. Der anwesende Staatsanwalt zeigte mir seine Papiere und den Durchsuchungsbefehl. Die Wohnung, das Büro und die Lagerräume im Untergeschoss waren bereits ohne Ergebnis durchwühlt und die meisten der zwölf Beamten machten im Freien vor dem Haus eine Zigarettenpause. Ohne Erfolg hatten sie nach Rauschgift, gestohlenen Gegenständen, vielleicht auch Waffen gesucht. Ein Mann forschte im Büro weiter und erschien plötzlich mit einem roten Bogen Papier aus einer offenen Akte. Er forderte zwei seiner Kollegen auf, weiterzusuchen. Sofort war mir klar, dass diese drei Personen der Steuerfahndung angehörten.

Nun eine kurze Erklärung zu den verdächtigen roten Zetteln. Meine Mitarbeiter waren angewiesen, alles schriftlich festzuhalten, was unter Umständen für meine Beratung wichtig sein könnte. Beobachtungen, die streng vertraulich waren, wurden handschriftlich mit schwarzem Kugelschreiber auf dunkelrotem Papier auf der ersten Seite der Hauptakte abgeheftet. Dort konnte man zum Beispiel lesen, dass der Rohgewinn im Verhältnis zum Umsatz zurückgegangen oder irgendwelche Kosten in einem Jahr besonders gestiegen seien. Manchmal auch etwas eher Lustiges, z.B. dass der Wachhund offensichtlich nur teuerste Fleisch- und Wurstwaren bekam und alles auf Geschäftskosten gebucht wurde. So errechneten wir in einem Fall, dass zwei Hunde pro Woche drei Kilo allerbestes Fleisch fraßen.

Ein andermal wurde festgestellt, dass der Kaffeeverbrauch im Büro eines Mandanten außergewöhnlich hoch war: Zwei Sekretärinnen gelang

es, pro Woche zwei Kilo Kaffeepulver zu verbrauchen! Aber man konnte in diesen roten Blättern auch lesen, dass die Buchhalterin offensichtlich etwas vor uns verstecken will, oder dass der Chef mit einer Dame sich besonders gut versteht. Oft war auch die Anweisung enthalten, die aufgeführten Reisespesen besonders zu überprüfen. Ein Mandant, der bekanntermaßen nie unterwegs war, machte für Hotelübernachtungen und Bewirtungen steuerlich abzugsfähige Kosten geltend, die keineswegs zu seinen geschäftlichen Aktivitäten passten. Dies alles konnten die Steuerfahnder für sich verwerten und uns als Mitwisser verdächtigen.

Als die Kriminalpolizei ihre erfolglose Hausdurchsuchung abschließen wollte, kamen die drei Steuerfahnder in Zeitdruck. Sie packten kurzerhand alle Akten, die sie greifen konnten, in drei große Waschkörbe und trugen diese aus dem Haus. Der Staatsanwalt überreichte mir einen handgeschriebenen Zettel, auf dem er die Namen der beschlagnahmten Kundenakten aufführte. Sie fuhren bereits kurz vor 12:00 Uhr los. Wie ich später von einem Mandanten hörte, verspeisten sie noch ein gemeinsames ausgiebiges Mittagessen in seiner Gaststätte. Er berichtete mir, dass sie über den Misserfolg in unserem Haus miteinander heftig diskutierten.

Tags darauf erfuhr ich, dass in der Nacht vor diesem Kripobesuch im „Haus der Konfektion“ in Sindelfingen ein Einbruch stattgefunden hatte. Dabei wurden Gegenstände im Wert von einigen 100.000 DM gestohlen. Die entwendeten Diebesgüter bestanden aus besonders edlen Pelzmänteln für Damen sowie wertvollem Schmuck. Dies erklärte, warum die Fahnder zum Schrecken meiner Frau zuerst in unserem Schlafzimmer alle Schränke gründlich durchsucht hatten und auch besonders nach Schmuck fragten. Da man keine gestohlene Ware und auch kein Rauschgift finden konnte, war die Durchsuchung der Wohnung und des Büros bereits beendet, als ich um 10:00 Uhr heimkam.

Dieses Mal konnte ich mir die falsche Verdächtigung erklären. In der Nacht des Einbruchs hatte ich bei einem Großkunden das Auto mit Akten voll geladen und kehrte erst um 1:00 Uhr nachts zurück. Die Spitzel vor dem Haus beobachteten, wie ich anschließend mein Auto auslud und deshalb noch sehr lange sowohl im Büro als auch nachher in der Wohnung Licht brannte. Diese nächtlichen Aktivitäten brachten sie in Zusammenhang mit dem Einbruch, ganz in unserer Nähe. Trotz des Misserfolges ihrer Aktion verfassten meine amtlichen Schnüffler eine

Anklageschrift mit dem erstaunlichen Umfang von 400 Schreibmaschinenseiten. Alles war aus unseren roten Blättern wirr zusammengestellt.

Vom Verdacht zur Anklage

Kurz darauf bestellte mich das Landgericht Stuttgart zu einer Anhörung. Ein Justizbeamter erklärte als erstes, dass er so etwas Furchtbares mit einer solch umfangreichen Anklage noch nie erlebt hätte. Zwei Stunden lang gäbe er mir Gelegenheit, einem Justizfachmann die vielen Ungeheimtheiten zu erklären. Meine Bemühungen, dem jungen Referendar unsere roten Blätter verständlich zu machen, scheiterten an dessen Unkenntnis in Sachen Steuer. Er verstand nichts von Buchhaltung, auch nichts von einer Bilanz oder einer Steuererklärung. Wir brachen deshalb dieses Gespräch vorzeitig ab.

Durch einen Fachanwalt ließ ich meine Verteidigungsschrift anfertigen und dem Landgericht überreichen. Es wurde dargelegt, wie sinnlos der riesige Umfang der Anklageschrift sei. Auch wurde erklärt, dass die Steuerfahnder offensichtlich nicht viel von dem geltenden Steuerrecht verstanden. Die voluminöse Anklageschrift bestand hauptsächlich aus Kopien meiner Akten, die mit mehr oder weniger sinnvollen Kommentaren der Fahnder versehen worden waren. Hier einige Anklagepunkte:

- Einer meiner Mandanten führte ein umfangreiches Gipsergeschäft, dessen Aufträge sich über den ganzen süddeutschen Raum erstreckten. Da die Baustellen über den Bilanzstichtag am 31. Dezember hinausgingen, mussten die halbfertigen Arbeiten für die Bilanz möglichst korrekt bewertet werden. Wenn diese Bewertung nach dem endgültigen Abschluss des Bauvorhabens berichtigt wurde, konnten wir erst gegen Ende des folgenden Jahres die zwei Jahre zuvor begonnenen Baustellen einigermaßen richtig bewerten und abrechnen. Entsprechend der gültigen Rechtslage wurde nachträglich der Gewinn des Vorjahres in einer berichtigten Bilanz korrigiert. In der Anklageschrift stand nun wörtlich: „In einem Anfall von Reue, hat der Steuerberater die von ihm vorsätzlich falsch ausgefertigte Bilanz berichtigt. Offensichtlich bildete er sich ein, dass er dadurch seiner gerechten Strafe entgehen könne.“

- Als weiteren Beweis für meinen schuldhaften Vorsatz fügten sie eine eidesstattliche Erklärung einer Frau bei, in der geschrieben stand: „Hätte der Steuerberater bei mir angefragt, so hätte ich ihm sagen können, dass die Bewertungen der Bauvorhaben falsch sind. Aber ich weiß aus seinen Beratungsgesprächen, dass er meinen Chef angewiesen hat, in der Buchhaltung immer nur die Hälfte anzugeben. (Unterschrift)“. Meine Rückfrage bei dem Gipsermeister ergab, dass es sich bei der angeführten Frau um seine Putzfrau handelte, die er vor einiger Zeit wegen Diebstahls fristlos entlassen musste.
- Weiterhin wurde ich wegen eines Handelsvertreters angeklagt, der seine Kunden hauptsächlich in der Schweiz besuchte. Um nicht auf die Hotels angewiesen zu sein, wollte er sich in der Schweiz eine Wohnung kaufen. Damals, 1958, bestand noch nicht die Möglichkeit, ohne weiteres dort Grundstücke zu erwerben. Unterstützend musste ich für ihn bei der Devisenabteilung der Landeszentralbank Stuttgart einen formellen Antrag stellen, dass der Kaufpreis in die Schweiz überwiesen werden konnte. Da ein Doppelbesteuerungsabkommen mit der Schweiz noch nicht bestand, vereinbarte ich mit der Auslandsabteilung der Oberfinanzdirektion Stuttgart, dass diese Wohnung in der deutschen Steuererklärung wie ein Einfamilienhaus in Deutschland behandelt würde. Die entsprechenden Unterlagen waren alle in den beschlagnahmten Akten. Die Ankläger befanden nun: „Der Steuerberater hat mit von ihm beschafftem Schwarzgeld (d. h. un versteuertem Geld) für seinen Mandanten in der Schweiz eine Wohnung gekauft, und damit es nicht auffiel, diese Wohnung dann in den Steuererklärungen wie ein Einfamilienhaus zur Steuer erklärt.“
- Anstoß nahmen die Fahnder auch an einem Baggerbetrieb, der Baugruben für Neubauten aushob. Der Mann hatte einen kleinen und einen großen Bagger und drei Lastwagen. Da er sehr bekannt wurde, kamen viele Bauherren aus der Umgebung zu ihm mit ihren Wünschen. Er vereinbarte für den Aushub immer einen Pauschalpreis, den er sich in bar bezahlen ließ, nachdem er die Grube meist an einem Wochenende fertig stellte. Er bedeutete für mich als Steuerberater ein fast unlösbares Problem. Für Büroangelegenheiten fast unfähig, führte er keinerlei Buchhaltung oder Aufschriebe. Alles wurde bar abgewickelt. Mit dem zuständigen Finanzamt vereinbarte

ich eine interessante Regelung. Jeweils am Ende des Jahres bewertete ich alle seine Vermögensgegenstände. Der jährliche Zuwachs, zuzüglich eines Zuschlages für seinen Eigenverbrauch, ergab seinen steuerpflichtigen Jahresgewinn, der mit Einkommensteuer belegt wurde. Entsprechend eines Vergleichs mit dem Betrieb eines anderen Mandanten, in derselben Betriebsgröße und derselben Branche, hatte ich stets im Einvernehmen mit dem Finanzamt durch Schätzung festgelegt, wie viel an Umsatzsteuer und Lohnsteuer zu zahlen war. Zu aller Zufriedenheit wurde dies von mir schon fast zehn Jahre lang so gehandhabt. In der Anklageschrift musste ich jetzt lesen: „Ohne jegliche rechtliche Handhabe schätzte der Steuerberater willkürlich die Höhe des zu versteuernden Einkommens. Um für seinen Mandanten Steuer zu sparen, verminderte er dieses um die geschätzte Umsatzsteuer und Lohnsteuer, die er als Unkosten von den steuerpflichtigen Einnahmen abzog.“ Die Fahnder hatten offensichtlich keine Ahnung, dass dieser Kunde für seine Bareinnahmen an das Finanzamt Umsatzsteuer bezahlen musste, ebenso für seine Mitarbeiter die Lohnsteuer.

- Ein anderer Fall traf einen Spielwarenhändler sehr schmerzlich. Die Bilanz lag am Tag der Steuerfahndung fertig mit Rechnung zur Übergabe an den Mandanten auf meinem Schreibtisch. Sie wurde beschlagnahmt, da eine von mir handgeschriebene Anweisung an die Sachbearbeiterin dabei war, in der ich forderte, noch einmal zu überprüfen, warum in diesem Jahr der Gewinn gegenüber den Vorjahren prozentual niedriger ausgewiesen wurde. In der Anklageschrift stand: „Der Steuerberater hat eine Bilanzabschrift mit sämtlichen Steuererklärungen durch seine Mitarbeiter fertig stellen lassen und beabsichtigte diese dem Finanzamt einzureichen, obwohl er wusste, dass sein Mandant auf seine Anweisung hin durch Kassieren von Schwarzgeld die Steuerbemessungsgrundlagen in erheblichem Umfang vermindert hatte. Nach den Notizen des Steuerberaters handelte es sich um eine Umsatz- und Gewinnminderung in Höhe von ca. 400.000 DM.“ Später kam mein Kunde tobend zu mir und hielt mir vor, dass die Fahnder ihn mit meinem angeblichen Schuldgeständnis konfrontiert hätten. Er solle jetzt noch seinerseits alles gestehen, wenn er straffrei ausgehen wolle. Aber er hatte wirklich nichts zu gestehen, da alles korrekt war.

- Folgenreiche Vorwürfe trafen eine Fabrik für Förderbänder. Mit roter Aktennotiz wurden meine Mitarbeiter angewiesen, auf die Abwicklung einer Reklamation zu achten. Ein schweizerischer Kunde hatte wegen einem technischen Mangel zuerst 30% des vereinbarten Preises abgezogen und später weitere 20 Prozent bezahlt. Den Rest in Höhe von 50.000 DM mussten wir dem Mandanten als verloren ausbuchen. In der Anklageschrift stand: „Der Steuerberater hat für seinen Mandanten in Vaduz eine Briefkastenfirma gegründet, über die er erhebliche Umsätze mit Schweizer Kunden abwickelte.“ Dies alles waren Erfindungen der Beamten. Am Tag darauf wurden bei diesem Fabrikanten Produktionsbetrieb und Privathaus von zwölf Steuerfahndern auf den Kopf gestellt. Er kündigte mir sofort und kommentarlos das Beratungsverhältnis auf. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir ein fast freundschaftliches Verhältnis. Er ließ sich ab sofort durch einen anderen Steuerberater und Fachanwalt für Steuerrecht vertreten. Was daraus folgte, berichte ich am Ende dieses Kapitels.

Die zwispältige Gerichtsverhandlung

Nach Monaten wurde ich endlich zu der Hauptverhandlung beim Landgericht Stuttgart geladen. Gleich zu Beginn betonte der Vorsitzende, dass Rechtsanwälte in der Regel nicht viel von Steuerrecht verstünden. Er wies auf die über 40 Ordner, die in meinem Büro beschlagnahmt worden waren und nun aufgereiht auf dem Verhandlungstisch standen. Trotz der Gegendarstellungen meines Rechtsanwaltes müsse er feststellen, dass ich mit großer Wahrscheinlichkeit eines umfangreichen Steuervergehens schuldig sei. Bei diesem Aktenberg schlage er vor, dass ich endlich ein umfassendes Geständnis ablege, um eine lange und kostspielige Gerichtsverhandlung zu vermeiden. Entgegen den üblichen Gepflogenheiten beim Oberlandesgericht wollte er nicht zuerst meinen Rechtsanwalt hören, sondern meine Meinung oder vielleicht auch gleich ein Geständnis.

Als ich dann unverblümt antwortete, die Verfasser der Anklageschrift seien ausgewachsene Esel, bedrohte er mich mit einer Geldstrafe wegen Beamtenbeleidigung. Die Verfasser dieser Anklage hätten als Beamte der Steuerfahndung auf jeden Fall die „juristische Vermutung“, sich im Steu-

errecht auszukennen. Er räumte zugleich ein, dass es Ausnahmen geben könne.

Der Ordnung halber entschuldigte ich mich und stellte den Antrag, dass einer meiner Lehrer, bei dem ich alle 14 Tage abends Unterricht über die neuen Änderungen der Steuerrechtsprechung nahm, geladen werde, um seine Meinung über die vorliegenden Anschuldigungen abzugeben. Dieser Mann arbeitete als leitender Steuerbeamter bei der Oberfinanzdirektion und konnte sofort erreicht werden. Er betrat bereits nach einer halben Stunde den Sitzungssaal.

Zum Erstaunen aller befasste er sich ohne Zögern mit der Anklageschrift. Er sortierte aus den vielen Schreibmaschinenseiten und den darin enthaltenen Kopien meiner Akten die angeblich strafwürdigen Punkte heraus. Diese las er laut vor und erklärte sie allesamt der Reihe nach für sinnlos. Sein Vortrag endete damit, dass er ausrief, wie peinlich es ihm sei, dass ein anerkannt erstklassiger Steuerberater sich mit so stümperhaften Vorwürfen von offensichtlichen Nichtfachleuten herumschlagen müsse.

Nach einer kurzen Beratungspause erklärte der Vorsitzende, dass er bei dem großen Umfang der belastenden Akten nicht bereit sei, einen Freispruch auszusprechen. Er wolle aber diesen Fall schnellstens erledigen. Deshalb soll die Angelegenheit nicht als Strafverfahren, sondern als Bußgeldverfahren weiter geführt werden. Ich solle aus meiner Erinnerung irgendeinen Vorfall schildern, der in diesen 40 Aktenordnern vielleicht falsch sein könne. Darauf berichtete ich, dass in der letzten Bilanz der Fabrik für Förderbänder der Warenbestand noch nicht richtig ausgewiesen sei. Der Kunde hatte seinen richtigen Bestand nicht rechtzeitig abgegeben und wir mussten die Bilanz mit dem Warenbestand des Vorjahres ausdrucken. Da die in meinem Büro zuständige Sachbearbeiterin gewechselt hatte, wurde die Jahres-Steuererklärung entsprechend ungenau ausgestellt.

Der Steuerbeamte des Finanzamts prüfte aufgrund der Aktenlage dies sofort nach. Er gab die Richtigkeit meiner Angaben bekannt. Dabei stellte sich heraus, dass der vom Kunden nachträglich eingereichte Warenbestand 40.000 DM niedriger war als im Vorjahr. Damit konnte der Sachverständige berichten, dass aufgrund des unbekanntes Warenbestandes mein Mandant 20.000 DM Einkommensteuer zu viel an das Finanzamt bezahlt hatte.

Sichtbar erleichtert machte der Richter daraufhin die Fehlerhaftigkeit einer Bilanz aktenkundig. Er setzte eine Buße von 200 DM fest, zahlbar an das Deutsche Rote Kreuz und ergänzte ausdrücklich, dass ich damit nicht als vorbestraft gelte. Die Angelegenheit war so auf elegante Weise abgeschlossen. Trotz meiner Bemühungen hat das Finanzamt aber die beschlagnahmten Akten nie herausgegeben. Vermutlich wollte man Schadenersatzforderungen meinerseits gegen den Staat verhindern.

Bestürzende Erkenntnisse folgten zehn Jahre später:

Es fällt mir sehr schwer, die Folgen dieser Steuerfahndung zu Ende zu erzählen. Über zwei Jahrzehnte lang hatte ich mich nun ernsthaft bemüht, meine Mandanten zur Steuerehrlichkeit zu erziehen. Kunden, die das geltende Steuerrecht umgehen wollten, hatte ich immer strikt abgelehnt. Die existenzbedrohende Begegnung mit der Steuerfahndung aber veränderte das Verhalten meiner betroffenen Auftraggeber in einer Weise, die ich nicht mehr beeinflussen konnte. Hier die bedauerliche Nachlese:

- Zehn Jahre nach der Fahndungstragödie begegnete ich der Frau des Gipsermeisters wieder. Freudig lud sie mich in ein Cafe ein, um mir noch einmal für meine guten Beratungen zu danken. Ich war damals sehr froh, dass der Gipser sich nicht darüber ärgerte, als die Steuerfahnder seine gesamten Bilanzunterlagen mit sämtlichen Belegen beschlagnahmt hatten und nicht mehr herausgaben. Nun erzählte sie, dass ihr Mann kurze Zeit, nachdem ich meine Steuerberatung aufgegeben hatte, an einem Herzinfarkt verstorben sei. Rückblicken sei sie sehr froh und dankbar, dass er durch die Steuerfahndung in unserem Büro in die Lage versetzt wurde, so gut für sie zu sorgen. Sie lebe nun von den Mieteinnahmen aus vier schuldenfreien Sechsfamilienhäusern, die ihr Mann noch kurz vor seinem Tod fertig gestellt habe. Auf meine überraschte Frage, woher das Geld kam, berichtete sie, dass sie damals bei München viele Wohnblocks durch die „Neue Heimat“ in Auftrag bekommen hatten. In meiner Bilanz wurden 24 Wohnblocks ausgewiesen. Tatsächlich waren es aber 36 Wohnblocks. Durch die Beschlagnahme sämtlicher Akten durch die Steuerfahnder konnte ihr Mann plötzlich sicher gehen, dass dies

niemals herauskommen würde. Mit steuerfreien Einnahmen und 12 zusätzlichen Häusern konnte ihr verstorbener Mann ein riesiges Privatvermögen vererben.

- Auch ein Handelsvertreter war ins Visier meiner Steuerfahnder gekommen. Als später mein Steuerbüro verkauft wurde, machte ich dem Nachfolger noch darauf aufmerksam, dass wir durch Verlust der beschlagnahmten Akten nicht ganz sicher seien, ob sich seither irgendwelche Unregelmäßigkeiten eingeschlichen hätten. Auch dieser clevere Mandant verließ sich darauf, dass durch die Beschlagnahme seiner Unterlagen der Eingang des Geldes aus seinen verschiedenen Vertragsverhältnissen nicht weiter überprüft werden könnte. Deshalb ließ er sich verschiedene Provisionen und Tantiemen auf Schweizer Bankkonten auszahlen und konnte diese steuerfrei vereinnahmen.
- Beide Fälle beunruhigten mich sehr. Unbedingt musste ich jetzt einen damaligen Baggerbetrieb in Leonberg besuchen, dessen Inhaber mir früher große Probleme gemacht hatte. Als Analphabet hatte er keinerlei Buchhaltung geführt. Jetzt erfuhr ich, dass der damalige Mandant nach Bayern verzogen sei. Zwei Bagger und die drei Lastwagen hätten Tochter und der Schwiegersohn übernommen, die am Stadtrand eine Gaststätte führten. Mit großer Freude wurde ich von beiden empfangen und wir erinnerten uns an die alten Tage. Ungeniert erzählten sie, wie der Betrieb ihres Vaters illegal weiterlief. Sie seien in der Umgebung als Geheimtipp bekannt. Gegen pauschale Honorare beschäftigten sie an den Wochenenden Helfer damit, Baugruben auszuheben. Dies sei sehr lukrativ, da sie für ihre Arbeiten bar bezahlt würden und ihr Dieselöl fast umsonst bekämen. Als Stammgäste mit Übernachtung und Frühstück hatten sie zwei Fernfahrer gewonnen, die ständig zwischen dem Hafen in Mannheim und Stuttgart Dieselöl mit Tankwagen transportierten. Diese standen dann nachts in dem etwas abschüssigen Hof der Gaststätte. Durch die Neigung der offiziell leergepumpten Fahrzeuge konnte man das am Boden der Tanks noch verbliebene Dieselöl ablassen. Hier durften sie und spezielle Stammkunden sich kostenlos bedienen. Mein Gewissen jagte mich, die Flucht zu ergreifen. Wäre ich nicht von so vielen negativen Erfahrungen mit der Staatsmacht gezeichnet gewesen, hätte ich sofort Anzeige erstattet. Nach allem Erlebtem aber schwieg ich.

- Durch die Anklageschrift der Steuerfahndung gab es überraschenden Ärger mit der Bilanz eines großen Einzelhändlers. Nachdem seine Akte verschwunden war, hatte dieser zwei Putzfrauen, die jahrelang die Abfälle des Verpackungsmaterials durch einen Schredder zerkleinerten, fristlos entlassen. Angeblich hätten die Beiden versehentlich die gesamten Buchhaltungsunterlagen der letzten fünf Jahre vernichtet. Dieser Kunde war durch die Steuerfahndung inspiriert worden, dass nicht mehr zugängliche Unterlagen sich steuerlich nutzen lassen können. Von einem Architekten erfuhr ich, dass dieser frühere Mandant sich in der Zwischenzeit ein wunderschönes Wohnhaus mit allem Luxus um mehrere Millionen gebaut habe. Er gab mir die genaue Adresse des aufwändigsten und teuersten Hauses, das er je erstellt hatte. Am Eingangstor stand kein Name. Ein Anderer erzählte mir im Vertrauen, dass dieser Spezialist offiziell weiterhin in seinem alten Haus über dem Laden wohne. Als Folge der unprofessionellen Steuerfahndung und der verschwundenen Akten steht heute die schönste Luxusvilla, steuerfrei erstellt, in unserer Stadt.

Das Tollste kommt am Schluss

Viele Jahre gingen ins Land und ich hatte die Hausdurchsuchung mit allem Negativen längst verdrängt. Da grüßte mich unterwegs die Frau des Fabrikanten für Förderbänder. Einige Monate vor der damaligen Fahndung hatte dieser sich bei mir erkundigt, ob es nicht ratsam sei, über eine Briefkastenfirma in Vaduz steuerfreies Schwarzgeld zu machen, mit dem er sein Traumhaus in der Schweiz verwirklichen könne. Auf sein Drängen hin hatte ich ihm eine Veröffentlichung des Finanzamtes gesandt und mitgeteilt, im Falle einer Briefkastenfirma sofort das Beratungsmandat aufzukündigen. Nach der Durchsuchung hatte er seine Verbindung zu mir jäh abgebrochen, wie schon berichtet. Meine Frage zu diesem unerklärlichen Verhalten beantwortete die Frau mit einer ernstgemeinten Entschuldigung und erzählte mir alles ausführlich.

Die Steuerfahnder waren morgens um 7:00 Uhr in ihre Firma und Wohnung gekommen. Zwölf Mann benahmen sich wie die Wilden. Sie rissen alle Schubladen und Schränke auf und durchwühlten die Akten. Die verschiedensten Unterlagen packten sie in ihre Transportkisten. Sie beluden einen Lieferwagen und verschwanden kommentarlos. Nun hat-

ten sie sowohl bei ihrem Mann, dem Inhaber der Firma, als auch bei den Abteilungsleitern sämtliche Adressenverzeichnisse und alle wichtigen Kalender mitgenommen. Die ganze Firma wurde dadurch gehindert, weiterzuarbeiten, denn sämtliche Termine und Kundenadressen fehlten.

Alles Bitten und Erklären führte nur zu gehässigen Anschuldigungen seitens der Fahnder und half nichts. Gegenüber dem sofort eingeschalteten Anwalt erklärten die angeblichen Steuerfachleute, dass sie genügend Beweise für Steuerhinterziehung hätten. Mein Kunde hätte den Großteil seines Umsatzes über eine Briefkastenfirma in Vaduz geleitet und so keine Steuern bezahlt. Die Prüfung durch den Anwalt ergab, dass der Fabrikant tatsächlich eine Bank in Vaduz aufgesucht hatte, um seine Möglichkeiten dort zu erkunden. Ein Fahnder notierte seine Autonummer vor dem Vaduzer Bankgebäude. Daraufhin wurde die rücksichtslose Hausdurchsuchung veranlasst.

Der Fabrikant hatte mir zuvor seine Absicht anvertraut. Auf mein Schreiben hin ließ er den Gedanken fallen. Dieser Brief wurde von den Steuerfahndern sogar in den beschlagnahmten Akten gefunden. Nach allem Erlebten hatte er ernsthaft den Vorsatz gefasst, steuerehrlich zu bleiben. Aber Gelegenheit macht Täter. Eine fällige Lizenzgebühr aus Japan erhielt er nicht wie vereinbart über seine deutsche Bank, sondern eine ganze Million traf ohne sein Zutun bei einem Schweizer Geldinstitut ein, das ihn benachrichtigte. Voller Freude kaufte er sofort für die Hälfte dieser Einnahmen sein Traumhaus in den Schweizer Bergen. Die andere Hälfte hielt er für die 50-prozentige deutsche Einkommensteuer in Reserve. Nachts kam er aus Zürich zurück und am andern Morgen fielen die Steuerfahnder bei ihm ein. Im Glück über das Traumhaus hatte er seine Aktentasche in der Schweiz vergessen und die Steuerfahnder kamen somit nicht in den Besitz der brandneuen Unterlagen. Das forsche Auftreten der Fahnder hinderte ihn auch, dazu irgend eine Aussage zu machen. Er tat dies dann bei seinem Rechtsanwalt und befolgte dessen Rat:

Unter der Bedingung, dass sämtliche Adresslisten und Terminkalender sofort zurückgegeben würden, erklärte sich sein Rechtsanwalt bereit, ein umfassendes Geständnis im Namen seines Mandanten abzulegen. Er erklärte Folgendes: Die Firma in Vaduz wäre tatsächlich kurz vor dem Termin der Steuerfahndung gegründet worden und der Beschuldigte hätte dort bereits einen Betrag von 50.000 DM seines Umsatzes der Einkommensteuer entzogen. Seine Steuerersparnis wäre 50 Prozent dieses Be-

trages. Die Einkommensteuerschuld würde er freiwillig innerhalb von 14 Tagen an die Finanzkasse bezahlen. Des weiteren verpflichtete er sich, eine Geldstrafe in doppelter Höhe, nämlich 50.000 DM zusätzlich zu erbringen. Dies wurde vertraglich mit dem Finanzamt festgelegt. Die Unterlagen der Firma wurden sofort zurückgegeben. Durch das vom Rechtsanwalt erfundene Geständnis und die entsprechenden Zahlungen konnte die Steuerfahndung ihre Vorwürfe ordnungsgemäß abhaken. Als dann kurz darauf weitere Millionenbeträge an Lizenzgebühren in Zürich eingingen, verkaufte der Förderbandhersteller seine Fabrik in Deutschland und zog als reicher Privatier in die Schweiz.

Sein Sohn erschien kurz darauf bei mir und freute sich über den Steuerberater, von dem sein Vater ihm schon so viel erzählt hatte. Die wichtigste Frage an mich war: „Was muss ich in Deutschland an Steuern bezahlen, wenn ich als freischaffender Ingenieur eine Million im Jahr verdiene?“ Die Antwort erstaunte ihn sichtlich: „50 Prozent Einkommensteuer, zuzüglich 25 Prozent Gewerbesteuer, ergibt eine Steuerlast von 75 Prozent.“ Nach einer Pause sagte er: „Ich bin so froh, dass mein Vater unsere Firma verkauft hat. Ich habe Elektronik studiert und wohne mit meiner Familie in Zürich. Meine Kinder gehen dort zur Schule. In unserem Haus lebt ein Freund mit derselben Ausbildung. Wir studieren alles, was auf dem europäischen Markt an elektronischen Geräten und Ersatzteilen angeboten wird. Von Zürich aus bestellen wir Teile und Halbfertigwaren und lagern sie in Marseille. Dort bauen wir aus diesen Teilen Radargeräte und verkaufen sie direkt nach Israel und an die arabischen Länder. Noch nie dachten wir daran, an irgendjemand Steuern zu bezahlen.“ So weit die Ausführungen des Fabrikantensohnes.

Begegnung mit der Unterwelt

Wenige Wochen nach dem Überfall der Steuerfahnder meldete sich ein sehr freundlicher Neukunde per Telefon. Er beabsichtige, hier im Kreis Böblingen ein vornehmes Hotel mit Gaststätte zu kaufen und nannte mir gleich die Adresse. Von anderen Mandanten wusste ich, dass der Erbauer dieses Hauses verstorben und die Nachfolge noch nicht geklärt war. Er bat mich, seine steuerliche Beratung zu übernehmen und ihn bei den Kaufverhandlungen zu begleiten. Ich freute mich auf diesen Auftrag. Die erste Besprechung sollte gleich am späten Nachmittag im Hotel Berlin stattfinden. Dort gab es im Untergeschoss ein Nachtlokal, das erst am Abend um 20:00 Uhr öffnete, wo wir in einem Vorraum ungestört reden könnten.

Als ich das Hotel Berlin betrat, sah ich zwei wohlbekannte Kripobeamte, die sonst ständig vor meinem Büro lauerten. Nun kam ein sportlicher Mann mittleren Alters auf mich zu. Das Bedienungspersonal grüßte ihn mit Namen und zeigte sich sehr beflissen. Er stellte mir eine junge Dame als seine Frau vor, die bei unserer Besprechung schweigend dabei saß. Selten begegnete ich einer so aufgetakelten Frau. Sie trug eine weit ausladende Perücke. Der Mann bestätigte nur, was er mir am Telefon schon kurz gesagt hatte. Die Kripofahnder kamen plötzlich auch in diesen Raum und taten so, als spielten sie Karten. Nun wurden sie zum ersten Mal Zeugen einer Begegnung mit einem Mandanten und spitzten ihre Ohren. Schon nach einer halben Stunde war alles besprochen und wir verabschiedeten uns.

Eine Woche später meldete sich der neue Kunde erneut und fragte, ob ich ihm nicht eine kleine Wohnung vermitteln könne. Er reise immer wieder über Sindelfingen, so sei es für ihn einfacher, wenn er nicht im Hotel übernachten müsse. Zufällig hatte ich ein möbliertes Einzimmer-Apartment in Sindelfingen frei. Er bezahlte überraschenderweise die Miete für das ganze Jahr im Voraus. Da er unbedingt auch eine Garage wollte, vermietete ich ihm eine solche in Böblingen. Bei der Übergabe

fiel mir einiges auf. Schon in größerer Entfernung entdeckte ich einen Monteur an einem Telefonmast neben dem Gebäude. Er hielt unbeweglich Ausschau. Im Hof des Hauses stand ein Liebespaar, das ich gut kannte, denn es hatte des Öfteren nachts vor meinem Haus Wache gestanden. Nicht weit entfernt von der Garage stand das Fahrzeug eines Handwerkers. Die beiden Insassen machten offensichtlich Pause, obwohl es nicht zu der Uhrzeit passte. Ich empfand, sie alle waren Zuschauer bei der Übergabe der Garage. Als ich mich rasch umdrehte, fotografierte uns einer dieser Herren gerade. Ich konnte mir dieses große Interesse überhaupt nicht erklären.

Tags darauf erschien im Büro plötzlich ein Kriminalpolizist. Er war in Eile und wollte von mir einen Zweitschlüssel für jene Garage, die mein neuer Kunde, Herr Binder, gemietet hatte. Da ich keinen besaß, zog er mit der Bemerkung los, dass das Garagentor sofort aufgebrochen werden müsse. Später bevölkerten vier Kriminalpolizisten mein Büro, um mich zu verhören. Sie beobachteten mich sehr aufmerksam. Ich begriff nicht, was sie von mir wollten. Nach einiger Zeit gaben sie auf. Sie informierten mich nun darüber, dass in der vermieteten Garage ein neuer, gestohlener Daimler-Benz-Personenwagen gefunden wurde. Im Kofferraum dieses Fahrzeuges lagen 25 vorbereitete Kraftfahrzeugbriefe für weitere Mercedes-Benz-Fahrzeuge, die wohl noch gestohlen werden sollten. Beim Weggehen unter der Türe sagten sie, dass Herr Binder bis auf Weiteres bei ihnen in Untersuchungshaft verbleiben müsse. Für mich änderte sich dadurch überhaupt nichts. Tag und Nacht waren zwei Wachtposten vor unserem Haus und wenn ich wegfuhr, blieben sie mir auf den Fersen. Irgendwie hatte ich mich daran gewöhnt und machte mir keine besonderen Gedanken mehr darüber.

Meine Verhaftung in London

Kurz nach dem Besuch der Kripo erhielt ich von einer Maschinenbaugesellschaft den Auftrag, mit einem Steuerberater in England Fragen des Doppelbesteuerungsabkommens zwischen Deutschland und Großbritannien zu klären. Meine Frau freute sich, endlich wieder einmal London zu besuchen. Ich war froh, dass sie mir als Dolmetscherin dabei behilflich sein konnte. Bei der üblichen Passkontrolle auf dem Flughafen bemerkte ich, wie der Beamte, nachdem er meinen Pass in Händen hatte, auf einen

Knopf drückte. Im Laufschrift eilten zwei Uniformierte mit ihren Maschinenpistolen herbei. Ich war verhaftet. Wir wurden beide abgeführt. Im Büro teilte man uns mit, dass ich schon lange auf der Fahndungsliste der Interpol geführt werde. In Stuttgart sei vor einigen Tagen ein internationaler Haftbefehl gegen mich erlassen worden. Zum Glück hatte ich die Telefonnummer der Stuttgarter Kripo und man erlaubte mir, dort anzurufen. Der vorsorgliche Haftbefehl war nach dem Besuch der vier Kripobeamten vor einigen Tagen in meinem Büro wieder aufgehoben worden. Weshalb dies alles erfuhr ich nie. Die britische Polizei ließ uns nun gehen und ich konnte den Auftrag in London ungestört durchführen.

Ein verhängnisvolles Geständnis

14 Tage später bekam ich einen Anruf von Frau Binder. Sie wollte mich unbedingt und dringend persönlich sprechen. Meinen Vorschlag, ins Büro zu kommen, lehnte sie ab mit der Begründung, dass sie sich ihrer Kleidung wegen geniere, denn sie käme direkt aus der Untersuchungshaft und sei deshalb nicht salonfähig. Als Treffpunkt schlug sie das in Böblingen bekannte Café Frech vor. Eine halbe Stunde später fuhr ich hin, meine Kripobeamten wie üblich hinterdrein. Wir parkten nebeneinander und ich begrüßte sie freundlich. Gemeinsam betraten wir das Café, das gut besetzt war. An einem kleinen Tisch saß eine junge Frau, die sofort aufstand und mich begrüßte. Ich hätte sie nicht wieder erkannt. Es war Frau Binder, ohne Perücke und ohne Schminke.

Die Bedienung brachte uns Kaffee und Frau Binder schüttete mir unverzüglich ihr Herz aus. Schweigend saß ich da und staunte. Sie berichtete, die Polizei hätte sie vor 14 Tagen überraschend abgeholt. Sie kam nun gerade aus der Untersuchungshaft und hatte als Erstes diese Besprechung vereinbart. Man habe sie in der Haft täglich verhört. Aber zum Glück habe sie auf keine Frage geantwortet. Nicht einmal ja habe sie gesagt, als man sie fragte, ob sie die Frau Binder sei. Nun aus der Haft entlassen war es ihr ein echtes Bedürfnis, mir das Herz auszuschütten. Sie erzählte von ihrer Kindheit, wie sie wohlbehütet bei den Eltern in Böblingen aufgewachsen war. Nach dem Tod der Eltern bewohnte sie das Haus allein. Eines Abends wurde sie von einer Freundin zum Tanzen eingeladen. Dort begegnete ihr Herr Binder, in den sie sich sofort verliebte. Ihr Familienname sei zufälligerweise auch Binder, weshalb sie sich ohne

weiteres als seine Ehefrau ausweisen konnte und mit ihm durch die Lande zog. Der angebliche Ehemann habe aber nur ein einziges Mal ihr Haus betreten, denn er war mit ihr ständig in ganz Deutschland unterwegs. Die von mir gemietete Wohnung war seit einem Jahr sein erster fester Wohnsitz.

Sie sei eine ganz normale Frau, er aber habe von ihr verlangt, dass sie sich immer stark schminkte und eine Perücke trug. Zu meinem Schrecken legte sie dann laut und deutlich eine Generalbeichte über die vergangenen zwei Jahre an der Seite dieses Mannes ab. Sie berichtete über Goldstücke, die aus der Tschechei über Mittelsmänner bezogen wurden. Sogar die Namen dieser Herren waren ihr bekannt. Die Barren hatten allerdings einen Kern aus Blei und sie machten damit ein Riesengeschäft. Ich war fassungslos, denn mir wurde klar, man hatte sie nur aus der Haft entlassen in der Hoffnung, dass sie zu einer Verbindungsperson ginge. Erschreckt schaute ich mich im Café um und blickte in lauter mir bekannte Gesichter. Um uns herum saßen die Herren der Kriminalpolizei und hörten freudig zu, wie sie mir alles offen bekannte. Es war mir nicht möglich, ihre Berichte zu stoppen. In gewisser Weise war sie eine ehrliche Frau, die sich in Herrn Binder verliebt hatte und trotz innerer Not bei allen Verbrechen mitzog. Es klang für mich wie ein Hilfeschrei, aber ich saß ratlos da, als sie detailliert über die Autodiebstähle berichtete und wirklich alles sagte, was sie überhaupt wusste.

Von alledem wie vor den Kopf geschlagen, wusste ich nicht was sagen oder wie helfen. Nach einigen Schweigeminuten erklärte sie mir, wie sehr sie sich freue, wieder in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren. Bei diesem schönen Wetter wolle sie zu Fuß dorthin gehen. Damit nahm sie rasch Abschied und ging. Ich saß noch einige Minuten allein und zerknirscht am Kaffeetisch. Die Frau hatte über eine Stunde lang geredet und ich war entsetzt. Meine amtlichen Begleiter bemerkten meine ehrliche Bestürzung und hielten mir sogar die Türe auf. Ich fuhr langsam, wie geistesabwesend zurück zum Büro, gefolgt von dem Fahrzeug meiner Aufpasser.

Für Minuten unter Mordverdacht

Vor unserem Haus schnitt gerade meine Frau die Pflanzen am Parkplatz zurecht. Ich nahm ihr die Baumschere aus der Hand und schnitt wie ein

Gehetzter unsere Hecke. Dies am hellen Nachmittag, im dunklen Anzug, mit weißem Hemd und Krawatte. Ich musste mich einfach abreagieren. Die Fahnder standen in wenigen Metern schweigend dabei und schauten zu. Die Hecke war hoch und ich schnitt wohl schon eine ganze Stunde, als ein Polizeiwagen mit Blaulicht und Martinshorn in unsere Straße bog. Es folgten zwei Personenwagen. Drei Polizisten in Uniform sprangen aus dem Blaulichtauto. Dem Personenwagen entstiegen Männer, die ich vor einer Stunde im Café noch gesehen hatte. Mit der Heckenschere in der Hand stand ich fragend da, rechts und links meine zwei Aufpasser. Alle staunten sich gegenseitig an. In einiger Entfernung verhandelten danach meine Verfolger erregt mit ihren Kollegen. Die Neuankömmlinge stiegen dann ohne Erklärung in ihre Autos und fuhren ab, auch meine zwei Dauerbewacher. Wir sahen in der folgenden Nacht keine Wachablösung mehr. Nach anderthalb Jahren hatten wir endlich keine Polizeibeobachter mehr vor dem Haus. Welch eine Erleichterung! Aber das ganze aufregende Geschehen war unerklärlich!

Am anderen Morgen erschien der mir längst bekannte Polizist und Mandant, diesmal in Uniform. Er erklärte, dass er jetzt nicht mehr in Zivil kommen müsse. Die Überwachung meiner Person und des Büros sei ab sofort beendet. Frau Binder, die nach der Besprechung mit mir vom Café Frech zu Fuß nach Hause gehen wollte, sei auf ihrem Heimweg direkt vor ihrem Wohnhaus mit einem gestohlenen Lastwagen zu Tode gefahren worden. Der Täter habe das Auto stehen lassen und sei bis jetzt flüchtig.

Damit sei erwiesen, dass einer der Diebesbande mit im Café saß und die ganze Szene beobachtet habe. Die Kripo glaubte irrtümlich, dass ich den Mord veranlasst hätte und kam deshalb mit Blaulicht, um mich zu verhaften. Nach dem Café-Gespräch und der ständigen Begleitung meiner Aufpasser schien erwiesen, dass ich nichts mit dem Mord und auch nichts mit Kriminellen zu tun hatte. Rückblickend kann ich nur danken für diese polizeilichen Leibwächter. Da sie im Café Zeugen der Beichte von Frau Binder waren und anschließend meine Heimfahrt und das Heckenschneiden lückenlos begleiteten, wurden sie zu amtlichen Zeugen meiner Unschuld.

Jahre später erhielt ich einen Anruf von Herrn Binder. Er sei aus dem Gefängnis wieder frei, könne aber seine Frau nicht finden. Als ich ihm erwidern musste, diese sei nur auf dem Friedhof in Böblingen zu besuchen, legte er auf. Von ihm hörte ich nie mehr etwas.

Der Workoholic und die Bibel

In der Bibel steht (vgl. Lukas-Evangelium, Kapitel 16, Vers 13), dass niemand zugleich zwei Herren dienen kann! Viele Menschen stehen aktiv in ihrem Beruf und sind täglich so stark gefordert, dass sie weder Zeit noch Kraft aufbringen, um über Jesus Christus nachzudenken oder sein Wort zu studieren. Dabei sind Frühaufsteher im Vorteil. Am frühen Morgen sind sie am ehesten in der Lage, ihre Bibel zu lesen und zu beten, noch bevor der Alltag sie in Anspruch nimmt.

Ich war zwar konsequenter Frühaufsteher. Aber es lief lange Jahre so: Der Beruf war gleichzeitig mein Hobby, mein Lebenszentrum. Alle Mitarbeiter im Steuerberatungsbüro arbeiteten auf mich zu. Sie erstellten Bilanzen und Steuererklärungen; sobald sie eine Schwierigkeit erkannten, meldeten sie mir diese und in einem gemeinsamen Gespräch wurde das Problem gelöst. Nach der Meinung einer Mitarbeiterin galt ich als „Problemlösungsautomat“. Besonders schwierige Fälle blieben bisweilen einige Tage liegen und beschäftigten mich in den freien Stunden derart, dass meine Gedanken stets gebunden waren.

Oft geschah es, dass meine Frau mir am Morgen den Aidlinger Bibel-lesezettel vorlas und dann traurig feststellen musste, dass ich wieder einmal nicht zugehört hatte. Auch unsere Kinder wussten, dass ich öfters kaum ansprechbar war. Rückschauend erkenne ich, dass der richtige Weg gewesen wäre, konsequent den Sonntag zu heiligen. Zu meinem Unglück fanden steuerliche Weiterbildungskurse vorzugsweise sonntags statt. In den 50er Jahren hatten Freiberufler wie die Arbeiter eine 6-Tage-Woche. In den 60er und 70er Jahren ging es bei mir genauso weiter. Weder für die Familie noch für Gott schien es wirklich Zeit zu geben.

Wenn ich mir den Gegensatz vorstelle, zu den biblischen Zeiten. Johannes und Jesus scharten Nachfolger und Jünger um sich, damit diese das Evangelium ganz in sich aufnahmen. Weiter wird berichtet, dass viele große Männer der Bibel in die Stille und Einsamkeit, oft in die Wüste, gingen und täglich neu zu Gott fanden. Mich hatte Gott durch

alle Kriegswirren im Krankenhaus ergriffen. In unserer Informationsgesellschaft stöhnen auch die Frömmsten vielfach im Computer-, Auto-, Geld- und Medienstress! Gott aber sitzt im Regiment und hat acht auf jeden von uns, wenn wir es zulassen! Mich hat er abgeholt, wo ich war, mitten in meinem beruflichen Marathon.

Zu meinem Klientel gehörte eine Spedition, die von zwei Gesellschaftern betrieben wurde. Diese hatten ein beneidenswert gutes Verhältnis miteinander und bei unseren Besprechungen staunte ich immer wieder über diese Einigkeit. Aber plötzlich kam Streit auf und als Berater war ich mitten drin. Keiner von beiden hatte wirklich recht und ich begriff, dass ich nun gefragt war, das richtige vermittelnde Wort zu sagen. Erst jetzt erkannte ich, dass es in der Beratung von Menschen Situationen gibt, in denen mehr gefragt ist als Fachwissen. Die richtige Bibelstelle am richtigen Ort hätte Wunder wirken können. Aber keine fiel mir ein. Ich erkannte, dass meine einseitige berufliche Ausrichtung mich in diesem Fall hilflos machte. Treffende Bibelstellen zu kennen ist für einen gläubigen Berater lebensnotwendig.

Bei einem großen Mandanten war wieder Betriebsprüfung. Mit dem zuständigen Prüfer gab es schon bei früheren Gelegenheiten heftige Auseinandersetzungen. In meiner Entrüstung über sein unkorrektes Prüfen hatte ich ihn als Schreibtischverbrecher bezeichnet, der mit Hilfe der Staatsgewalt seine menschenfeindliche Veranlagung austobe. Daraufhin musste ich bei seinem Vorgesetzten erscheinen. Sowohl er als auch ich bekamen von dem Prüfungschef einen Verweis. Mir wurde vorgeworfen, dass meine Arbeit immer darauf abziele, den Mandanten durch Gesetzeslücken steuerfrei durchzuschleusen. Dem Prüfer wurde vorgeworfen, dass er durch eine übertrieben negative Auslegung der Sachverhalte und durch sein gehässiges, neidisches Verhalten die Steuerpflichtigen so verärgere, dass ihre zukünftige Steuerehrlichkeit in Frage gestellt würde.

Die Frau des Mandanten rief mich morgens um 7:00 Uhr hilfesuchend an. Ihr Mann habe nach einer schlaflosen Nacht am frühen Morgen seine Pistole eingesteckt mit dem Vorsatz, den Prüfer zu erschießen. Ich fuhr sofort los und erwischte den Betriebsprüfer gerade noch vor der Haustüre meines Kunden. Unter dem Vorwand, dass ich ihn sofort unter vier Augen sprechen müsse, lud ich ihn in ein nahes Hotel zum Frühstück ein. Es gelang mir, ihm den Ernst der Lage so vor Augen zu führen,

dass er die Prüfung unterbrach und diese erst vier Wochen später fortsetzte.

Dann ging ich zu meinem Pistolenbesitzer und fing mehr schlecht als recht an, ihn mit einigen Bibelstellen zu konfrontieren. Da lachte er auf und ich bekam von ihm mehr Bibelstellen zu hören, die zu dieser besonderen Situation passten, als mir jemals eingefallen wären. Am Ende übergab er mir gerne seine Pistole, um sie im Steuerbüro vor Zugriff gesichert aufzubewahren. Wieder einmal war Unheil verhütet worden.

Christliche Aktivitäten - von Sindelfingen bis Washington

Schon von jeher kamen auch gläubige Menschen zu mir in die Beratung. Gespräche halfen ihnen bei vielerlei Problemen und auch mir in meinem persönlichen Glauben. Wichtig blieb, dass meine Frau immer wieder drängte, an den Sonntagen wenigstens die Bibelstunde zu besuchen.

Als Steuerberater betätigte ich mich gerne für christliche Vereine. Bei Neugründungen verblieb ich meist für ein Jahr Mitglied, um mitzuhelfen, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden. Besondere Erfahrungen mit OM (Operation Mobilisation) will ich noch ausführlicher beschreiben. Hier soll nur ein herausragendes Erlebnis geschildert werden. Bei einem Besuch der OM-Missionszentrale in Heilbronn berichtete mir der Leiter sehr erregt, dass in diesem Jahr der schon seit langem geplante Ostereinsatz ausfallen müsse. Verschiedene kirchliche Organisationen hätten sich gegen die klare Evangeliumsbotschaft der OM zur Wehr gesetzt. Damit sei das Treffen von mehreren 100 jungen Menschen sechs Wochen vor Ostern in Darmstadt nun unmöglich gemacht.

Sogleich kamen mir unsere vielen guten Beziehungen zum hiesigen Rathaus in den Sinn. Ohne Zögern überzeugte ich meine Freunde, das OM-Treffen in Sindelfingen abzuhalten. Die Stadtverwaltung stellte verschiedene Turnhallen zur Verfügung, in denen über 300 junge Tagungsgäste übernachten konnten. Für 14 Tage mieteten wir die Stadthalle in Sindelfingen mit einem Kongressaal für über 1000 Gäste an. Als besondere Fügung erlebten wir, dass die dortige Gaststätte gerade zu dieser Zeit zwecks Renovierung geschlossen war. Wir durften die Großküche zur Versorgung unserer jungen Gäste benutzen. Die Vorträge und die sogenannten Einsätze in Sindelfingen und Umgebung erfuhren ihre Krönung durch eine gelungene Abschlussveranstaltung in der überfüllten Halle. Jedermann in der Stadt erhielt eine Einladung zur Evangelisation. Bei diesem Gottesdienst forderte der Redner die Anwesenden auf, nach vorne zu kommen und sein Leben an Jesus Christus zu übergeben. Wer wollte,

konnte anschließend eine Informationsrunde besuchen, bei der ihm der Weg erklärt wurde. Das Ostertreffen brachte reichen Segen in unsere Heimatstadt und auch zu uns.

Die „Christliche Versammlung Sindelfingen“

Zunächst unsere Vorgeschichte: Da leistungsfähige Computer vor über 40 Jahren ihrer Größe wegen nicht durch die Türe eines Hauses passten, bauten wir auf Empfehlung der IBM für unser neues Bürohaus von außen einen größeren Transportschacht an. Durch diesen sollten die riesigen Geräte per Kran in den späteren Computerraum gehievt werden. Die Technik schritt aber so rasant fort, dass zur Zeit unseres Einzuges die neuen, kleiner gewordenen Maschinen ohne Schwierigkeiten durch die Türen transportiert werden konnten. Jetzt war unser 80 qm großer Computerraum samt Schacht überflüssig.

Als wir von der Firma Telefonbau und Normalzeit über zwanzig Telefone an den verschiedenen Arbeitsplätzen einrichten ließen, meldete sich deren Direktor mit dem überraschenden Angebot, den ungenutzten Computerraum im Untergeschoss für seine Firma zwei Jahre lang anzumieten. Als Sonderleistung wollte er neben der Miete den vorhandenen großen Schacht mit einer Zugangstreppe versehen, über die man den Raum vom Parkplatz direkt betreten konnte.

Nach dem Einzug erfuhr ich den besonderen Grund. Von sich aus hatte die Post unser Bürohaus mit zwölf Außenanschlüssen versorgt. Wir benötigten zunächst nur drei Amtsleitungen. Hier konnte unser Mieter sofort über ein Großraumbüro mit neun freien Anschlüssen verfügen (was es damals in Mieträumen kaum gab) und hatte das ideale Baubüro für einen geplanten Neubau der IBM Deutschland in Stuttgart. Besonders freute sich mein Mieter über das WC neben diesem Raum und den Küchenblock in einer Ecke. Man richtete Standleitungen ein zur IBM-Verwaltung in Sindelfingen, zum Planungsbüro, zur IBM-Hauptverwaltung in Stuttgart und zum Materialhauptlager. Hier konnte TN die laufend notwendige Baukoordination für das Großprojekt reibungslos durchführen. Niemand von uns ahnte, wofür diese Räume später dienen sollten.

Der Mieter zog aus und wir hatten einen riesigen Abstellraum, in dem viele Gegenstände und Akten landeten. Liebevoll wurde er deshalb

„Museum“ genannt. Meine Frau jedoch klagte immer wieder, dass in einem so modernen Hause ein Antiquitätenlager nichts verloren hätte. Ganz begeistert brachte sie eines Tages folgende Zeitungsanzeige: „Christliche Versammlung sucht Dreizimmerwohnung oder Ähnliches für Gebetsversammlungen.“ Sie nahm sofort Kontakt auf. Die Christen waren von dem großzügigen Raum hell begeistert und bezeichneten ihn als Gebetserhörung. Sofort mussten wir unser „Museum“ räumen, dankbar, dass sich betende Menschen in unserem Haus versammeln wollten. Am Sonntagmorgen besuchte ich die erste Zusammenkunft unserer christlichen Geschwister und staunte nicht wenig über die etwa 15 älteren Anwesenden. Einer hielt eine sehr gute Bibelstunde. Ich wagte nicht zu fragen, wo denn die jüngeren Leute seien.

Meine größte Überraschung erlebte ich dann am Sonntag nach dem Ostertreffen der Operation Mobilisation. Da saßen nicht nur die älteren Brüder und Schwestern in ihrer dunklen Sonntagskleidung. Die Stuhlreihen besetzten etwa 20 junge Männer mit abenteuerlichstem Erscheinungsbild. Lederjacken und Lederhosen, mit glänzenden Nieten beschlagen, waren ja noch anständig. Die meisten zeigten ihre freien Oberkörper, versehen mit kunstvollen Tätowierungen. Einige glänzten mit Glatze, andere mit Hütchen oder langem Haar, teilweise mit Pomma-de hochgestylt. Entsetzt durchfuhr mich ein Gefühl, die Unterwelt im Haus zu haben. Da aber standen sie auf zum Gebet, falteten die Hände und neigten andächtig ihre Köpfe! Ich staunte noch mehr.

Später erfuhr ich, dass unsere Christliche Versammlung bei der Schlussveranstaltung der Operation Mobilisation teilgenommen hatte. Sie luden wohnsitzlose und rauschgiftsüchtige Besucher zu sich ein und versorgten sie so liebevoll, dass diese blieben. Jeden Sonntag, wenn ich nun zur Gemeinde kam, beobachtete ich angenehm überrascht, wie sich das Erscheinungsbild der jungen Leute änderte. Nach einigen Wochen erschienen alle sauber angezogen und hatten ordentliche Frisuren. Ich erfuhr, dass gerade sie in Jugendhäusern und bei anderen Veranstaltungen die christliche Botschaft freudig weiter sagten. Es kamen immer mehr Jugendliche zu den Gottesdiensten. Im Laufe der Jahre folgten Hochzeitsfeste und viele Taufen. Die Gemeinde wuchs erstaunlich.

Durch den Verkauf unserer Steuerberaterpraxis und den späteren Auszug der Mieter wurden insgesamt 600 qm frei. Im früheren Groß-

raumbüro wird seither jeden Sonntag Gottes Wort verkündigt. Kinder- und Jugendstunden werden im oberen Stockwerk gehalten.

Verein zur Völkerverständigung wird gegründet

Bei einer Abendveranstaltung der Internationalen Fellowship-Bewegung lernten wir 1980 Mister und Mrs. Silverthorn aus Amerika kennen. Dabei erfuhren wir, dass sie über Weihnachten in Deutschland bleiben würden. Deshalb luden wir sie spontan ein, mit uns und unseren Kindern das Fest zu verbringen. Auch andere englischsprechende Gäste waren dabei. Die ganze Familie musizierte und wir sangen unsere altbekannten Weihnachtslieder vor dem Lichterbaum. Ich las die Botschaft aus dem Lukas-Evangelium vor. Nach einem gemütlichen Festessen besichtigten wir das im Hause befindliche, damals noch neue Steuerberatungsbüro. Im Hebräerbrief, Kapitel 13, Vers 2 lesen wir: „Seid gastfrei“ und daneben der bemerkenswerte Zusatz: „Denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ Und das durften wir buchstäblich erleben. Wir hatten liebe Menschen zu Gast, die unser Leben in jeder Hinsicht bereicherten und dachten nicht im Traum daran, was dieser Besuch für Folgen haben würde.

Kurz nach dem Fest rief uns das amerikanische Ehepaar an und lud zu einem Abendessen in die Stuttgarter Kelley-Barracks ein. Wir nahmen freudig an, im Gedanken unsere Englischkenntnisse zu verbessern. Das Restaurant der Kaserne war gefüllt mit buntem Soldatenvolk. Noch heute erinnern wir uns deutlich daran, wie unser Gastgeber mit wehendem Mantel auf den einzigen noch leeren Tisch zusteuerte. Als wir wartend hinter unseren Stühlen standen, sprach er laut und deutlich in aller Öffentlichkeit ein Tischgebet. Es war ein unvergessliches Glaubenszeugnis und es fällt uns seither leichter, in der Öffentlichkeit die Hände zu falten und zu beten.

Während des Essens fragte mich Mr. Silverthorn: „Sind Sie Christ?“ Meine Antwort lautete: „Jesus Christus ist mein Bruder und als Steuerberater weiß ich von riesigen Erbsprüchen im Himmel.“ Die nächste Frage kam augenblicklich: „Hätten Sie und Ihre Frau nicht Lust, im Februar zum National Prayer Breakfast (Gebets-Frühstück) nach Washington DC zu kommen?“ Erstaunt erwiderte ich: „Wir sind keine Politiker, und damit nicht berechtigt an diesem großen Gebetstreffen teilzunehmen.“

Etwas kleinlaut fügte meine Frau hinzu: „Aber Lust zu kommen hätten wir große.“ Unser Gastgeber erzählte dann, dass sein Vater General Silverthorn sen. die Verantwortung für sämtliche Einladungen zu dieser Großveranstaltung habe. Er selbst werde in den nächsten Tagen wegen uns in Amerika anrufen.

Wir hatten die Sache fast vergessen, als nach 14 Tagen im Auftrag des damaligen amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan und seiner Ehefrau Nancy ein Einladungsschreiben in unseren Händen lag. Im Februar 1982 flogen wir zusammen mit 30 deutschen Politikern aus allen Fraktionen nach Washington. Flug und Hotel bezahlte jeder Gast selbst. Im Hotel Hilton wurden wir einquartiert. Am anderen Morgen, nach gründlichen Sicherheitsvorkehrungen, durften wir den riesigen Festsaal betreten. Dreitausend Politiker aus vielen Nationen waren anwesend. Wir saßen an einem runden Zehner-Tisch, nur einige Meter vom Rednerpult entfernt. Als der Präsident auf die Bühne trat, sagte er mit bewegter Stimme: „Vor drei Wochen bin ich vor der Vorderfront dieses Hauses angeschossen worden. Nur durch Gottes Güte wurde ich bewahrt und kann heute hier stehen. Jetzt erst ist mir klar, wie wichtig das Gebet für uns alle ist.“

Im Laufe des Vormittags gaben uns Minister aus verschiedenen US-Staaten zum Teil sehr klare Glaubenszeugnisse. Sie sprachen wie selbstverständlich auch über eigenes Versagen. Wir staunten, wie offen sie in diesem weltlichen Rahmen und vor fremden Menschen aus aller Herren Länder redeten. Mit Wehmut dachten wir an unsere Regierung und hätten gerne ein paar so demütige, führende Politiker mit nach Deutschland genommen. Es folgten Gesangs- und Musikeinlagen. Eine Tanzgruppe taubstummer Kinder gab ihr Bestes. Anschließend wurden wir zu verschiedenen Seminaren in kleinere Gruppen aufgeteilt und hatten die Möglichkeit, interessante Gäste weiter kennen zu lernen.

Meine Frau wurde unter anderem gefragt, was sie von Mister Kohl halte. Keiner der Anwesenden ahnte, dass sie „nur“ Hausfrau war und keine Politikerin. Anschließend durften wir an einer ausgiebigen Besichtigung des Capitols teilnehmen. Wir wurden von einem Freund der Familie Silverthorn geführt. Er war als Kaplan und Seelsorger im Weißen Haus sowie im Capitol angestellt. In der Kapelle wurde ich aufgefordert, ein Gebet zu sprechen.

Anschließend führte uns die Gastgeberin im nahen Haus der International Fellowship an einen festlich gedeckten Tisch. Wir ließen uns mit lauter ausgesuchten Leckerbissen verwöhnen. In der Ecke stand ein Flügel, zu dem uns die Gastgeberin geleitete und vorschlug, das berühmte Luther-Lied miteinander zu singen: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Die Gastgeber waren offensichtlich der Meinung, dass jeder deutsche Christ dieses Lied auswendig singen und spielen kann. Zum Glück waren Noten zur Hand. Meine Frau musste auf dem Flügel spielen und wir sangen auf Deutsch und Englisch das weltbekannte Lutherlied.

Wir besuchten noch Büros der einzelnen Fraktionen, die mit unterirdischen Elektrobahnen untereinander vernetzt waren. Dadurch konnten die Politiker sich bei Bedarf schnell erreichen und ihre Gedanken persönlich austauschen.

Später fand ein extra Damenprogramm statt. Etwa 60 Frauen waren als Gäste im Hause George Bush sen., dem damaligen Vizepräsidenten. Meine Frau erzählt heute noch, wie beeindruckt sie war von Mrs. Bush, einer großen Frau mit weißen Haaren. Sie stand neben ihrem Flügel und sprach herzliche Begrüßungsworte. Einzelne Frauen wurden aufgefordert, für ein bestimmtes Land zu beten. Frau Hänsler (Hänsler-Verlag, Holzgerlingen) zum Beispiel betete in einwandfreiem Englisch für Polen.

Das weitere Programm führte uns mit dem Zug nach Springfield. Dort wurden wir vom Bürgermeister samt berittener Polizei begrüßt und anschließend auf private Quartiere verteilt. Wildfremde Menschen nahmen uns mit Freuden auf und es ergab sich eine herzliche Gemeinschaft mit den amerikanischen Familien. Wie die Träumenden kehrten wir nach dieser erlebnisreichen Woche heim.

Wie viel Unheil mag durch Gebete und solche persönlichen Kontakte unterschiedlichster Menschen aus teils verfeindeten Ländern verhindert worden sein? Erst die Ewigkeit wird einmal offenbaren, was Gott durch diese Fellowship-Bewegung, die von einem einzelnen Mann ins Leben gerufen wurde, alles bewirkt hat. Mit tiefer Überzeugung begründete ich später als Steuerberater für die Fellowship-Bewegung den deutschen „Verein zur Völkerverständigung“, für den ich viele Jahre Buchhaltung und Finanzen erledigte. Eine Besonderheit, die sich für uns zusätzlich ergab, schildere ich einige Kapitel später.

Operation Mobilisation macht mich zum Reeder

In den vorausgehenden Kapiteln schilderte ich die Wunder um das „Millionen-Drama“, das meine Frau und mich so sehr beeindruckte. Jedem erzählten wir, wie ein Großbetrüger nach unseren gemeinsamen Gebeten Millionenbeträge für uns zurückbezahlte. Mancher unserer Freunde konnten das Wort „Wunder“ fast nicht mehr hören.

Besuch in England

Im Sommer darauf fuhren wir mit unseren drei Kindern nach Südengland in Urlaub. Trotz vielem Gepäck nahmen wir noch eine Engländerin mit, die in Sindelfingen Bibelstunden hielt. Mit der Missionsgesellschaft „Licht im Osten“ besuchte sie des öfteren Russland. Dabei schmuggelte sie viele Bibeln in den Ostblock. Sehr gerne besuchte sie immer wieder ihr Heimatland und berichtete in den dortigen Versammlungen über ihre Erlebnisse hinter dem Eisernen Vorhang. Wir machten mit ihr Zwischenstation in London und waren über das Wochenende zu Fünft bei einer Familie am Stadtrand eingeladen. Ihre wie auch die Gastfreundschaft verschiedener Nachbarn erlebten wir als große Überraschung. Gerne erinnern wir uns zurück, wie der Hausherr als Erstes frühmorgens an die Schlafzimmertüre klopfte, und jedem eine Tasse Tee brachte. „Tea in Bed“ gehört seither zu den liebsten Gewohnheiten meiner Frau und mir.

Mit unserem Gastgeber, der sich in der Geschichte und Kultur Englands gut auskannte, besichtigten wir anschließend London. Die geschichtsträchtigen alten Gebäude waren für uns Erwachsene und die Kinder beeindruckend. Was mich aber besonders bewegte, waren die vielen Arbeitslosen, denen wir begegneten. Wir kamen damals aus einem Wirtschaftswunderland in ein Land der wirtschaftlichen Not. Als unser Fremdenführer merkte, wie stark mich dies alles interessierte, fuhr er mit uns zu den Dockanlagen an der Themse. England war über Jahr-

hunderte berühmt durch seinen Schiffsbau. Ich bekam körperliche Schmerzen bei diesem Anblick. Viele km lange Dockanlagen standen leer und rosteten vor sich hin. Riesige Fabriken und Kräne standen verwaist da. Der Gastgeber erklärte, dass die Gewerkschaften so lange höhere Löhne verlangten und gestreikt hätten, bis viele größere Unternehmen pleite gingen. Die Schiffe würden jetzt in Übersee gebaut, in Ländern mit billigeren Arbeitslöhnen. Ich bemerkte, dass ihn diese Entwicklung sehr betrübte.

Natürlich erzählten wir auch dort in der englischen Familie von unserem erlebten Wunder, und wie die Gebete erhört worden waren. Am Sonntagmorgen luden uns die Freunde zum Gottesdienst ein. Die Kirche war ein sehr altes Gebäude, das jahrelang leer stand und kürzlich von den Gemeindemitgliedern selbst liebevoll wieder hergerichtet worden war. Wie staunten wir, als unser Gastgeber, der einen weltlichen Beruf hatte, hier die Predigt hielt. Er forderte mich ohne Vorwarnung auf, ein christliches Zeugnis vor der Gemeinde zu geben und von unserem Wunder zu erzählen. Zum Glück hatte meine Frau nach dem Zweiten Weltkrieg ein College in England besucht und konnte nun als Dolmetscherin bestens fungieren.

Nach dem Gottesdienst gab es noch einen kurzen Imbiss und ein herzliches Abschiednehmen. Da wir unsere Engländerin bei ihren Freunden in London zurückließen, mussten wir aus der riesigen Stadt selbst den Weg nach Westen finden. Wir studierten angestrengt die Autokarte, als der Leiter der Mitternachtsmission in London auf uns zukam und sich anbot, uns zu lotsen und voranzufahren. Er tat uns damit einen wirklichen Engelsdienst, denn die Fahrt durch die Innenstadt von London bis zur Fernstraße betrug etwa 30 km. Unser Reiseziel war die Südküste Englands. In der Nähe der Hafenstadt Plymouth liegt Torquay. Dort durften wir in einem Schloss, mitten im prächtigen Park, vierzehn herrliche Urlaubstage erleben.

Die Engländer begegneten uns sehr zuvorkommend und besonders unsere Kinder waren fasziniert beim Spielen mit den englischen Jugendlichen. Es wurde zum Beispiel ein Tischtennis-Wettbewerb angesetzt und jeder wurde miteinbezogen. Die beiden Besten konnten etwas gewinnen. Auch musste jede Familie etwas vortragen. Zum Glück konnte unsere jüngste, sechsjährige Tochter, ein kurzes englisches Lied. Dessen Text

lautete: "Read your Bible, pray every day!" Sie sang dies ohne Hemmung zu aller Freude vor. Die große Tochter spielte ein Klavierstück von Mozart auswendig und unser Sohn glänzte durch sein gutes Tischtennispiel, sodass wir als Familie unser Soll erfüllt hatten.

Einmal saß ich beim Essen neben einer älteren sehr vornehmen Dame. Wir waren fast fertig, als sie mich bat, den Rest aus einer Schüssel zu nehmen. Sie drängte aber immer weiter, bis ich ihr den Willen tat. Sie war sichtlich empört und ging mir von da an aus dem Weg. Als ich mich bei anderen über das für mich komische Verhalten erkundigte, erfuhr ich etwas über englische Sitten. Wenn jemand bei Tisch den anderen auffordert eine Speise zu nehmen, verlangt es die Höflichkeit, dass dieser die Schlüssel dem Auffordernden zuerst anbietet. Dieser hatte nämlich auf seine Weise deutlich gezeigt, dass er sie haben will! Das heißt, man sagt in England nicht, geben Sie mir dies oder das, sondern man bietet dem Tischnachbarn an, sich zu bedienen. So gab es viele Beobachtungen der Andersartigkeit. Nicht umsonst heißt es: „Andere Länder, andere Sitten!“

Geheimnisvolle Anfragen

Ich war schon wieder über vier Wochen im Stress des Beratungsbüros, als der Anruf eines englisch sprechenden Mannes kam. Zu meiner Überraschung erkannte ich die Stimme unseres hilfreichen Lotsen aus London wieder. Er hatte einen einzigen Satz in Deutsch auswendig gelernt, nämlich: „Jesus Christus braucht einen Steuerberater. Rufen Sie bitte folgende Nummer an“. Es sei dringend, wiederholte er mehrfach.

Ich rief sofort die Telefonnummer an und es meldete sich eine tiefe Stimme: „Hier ist der Fritz“. Ich sagte: „Guten Tag Herr Fritz, der Leiter der Mitternachtsmission London hat mich gerade angerufen und meinte: „Jesus Christus braucht einen Steuerberater“, was soll ich tun?“ Es dauerte eine Weile, bis mein Gesprächspartner erwiderte: „Es kann schon sein, dass Jesus Christus einen Steuerberater braucht. Ich weiß aber wirklich nicht, was Sie tun könnten.“ Ich bat ihn um seine Anschrift und erklärte, dass ich einen Brief schreiben würde, damit er mir sofort Nachricht geben könne, sobald er irgendetwas „über die Steuerprobleme des Herrn Jesus Christus“ erfahre. So schrieb ich wie folgt:

An die Operation Mobilisation

Sehr geehrter Herr Fritz!

Der Leiter der Mitternachtsmission in London hat mich angerufen und mir mitgeteilt, dass der Herr Jesus Christus einen Steuerberater braucht. Sollten Sie Näheres erfahren, geben Sie mir bitte sofort Nachricht.

Mit freundlichen Grüßen

Über diesen komischen Brief musste ich selbst lachen. Aber ich unterzeichnete und gab ihn zur Post. Diese Begebenheit war längst vergessen, als nach etwa vier Wochen ein Amerikaner anrief: „Jesus Christus braucht einen Steuerberater“. Der Mann sprach dann in Englisch weiter. Er sei eben auf dem Flughafen in Stuttgart angekommen und käme mit dem Taxi zu einer Besprechung in mein Büro. Ich gab meiner Frau, die wieder als Dolmetscherin fungierte, die Nachricht, dass wir einen englischsprechenden Gast beim Mittagessen hätten.

Dieser Rechtsanwalt aus Amerika war für die Missionsgesellschaft Operation Mobilisation (OM) tätig. Er erklärte mir, dass er in Deutschland einen Steuerberater suche, mit dem interessanten Auftrag, für seine Missionsgesellschaft ein weiteres Schiff zu kaufen. Die OM war bereits mit einem in London registrierten Schiff namens „Logos“ auf den Weltmeeren unterwegs. Dieses besucht und unterstützt von den angelaufenen Häfen aus Missionsgruppen und Kirchen in allen Kontinenten. Überall wurde zu evangelistischen Vorträgen an Bord eingeladen. Die Arbeit der „Logos“ war so effektiv, dass nun ein zweites größeres Schiff gekauft werden musste.

Nach der Klärung verschiedener Details schlug ich vor, einen gemeinnützigen Verein als Träger zu gründen, um danach in einem politisch neutralen Land eine Reederei anzumelden. Die sollte das Schiff kaufen und an den Verein für Missionstätigkeiten verchartern. Ich brachte ihn zurück zum Flughafen und er startete nach London, wo er mit den dortigen Fachleuten das Projekt besprechen wollte.

Erstes Treffen mit dem deutschen Leiter von OM

Wochen später rief Herr Fritz aus Heilbronn an. Herr Fritz heißt übrigens mit Nachnamen Schuler und war der Leiter der OM in Deutschland. Wir

besprachen die Probleme der Gemeinnützigkeit und trafen uns in Stuttgart, um als Erstes für den Verein einige Fragen bei der Oberfinanzdirektion zu klären. Als er dort seinen Namen, seine Anschrift und seinen Beruf angeben musste, war ich erstaunt. Seine Berufsbezeichnung war „Bettler“. Demütig sagte er, wir leben bei der OM von Spenden, deshalb ist diese Bezeichnung für mich richtig. Als Erstes fragte ich nach der Bedeutung des Namens „Organisation Mobilisation“. Der Gründer George Verwer wählte diesen Namen. Eine Broschüre, die mir Fritz Schuler überreichte, brachte mir nähere Informationen. Hier folgt ein Auszug davon:

„Wie alles begann

Nur wenige Leute sehen in einer älteren Frau, dem Johannes-Evangelium und einem Schuljungen Werkzeuge, die Gott gebrauchen kann, um Millionen Menschen mit der Botschaft von Jesus Christus zu erreichen. Doch durch Gottes Gnade und Kraft wurden diese von ihm benützt. In den Vereinigten Staaten begann eine ältere Frau, für die Schule an ihrem Ort zu beten. Fünfzehn Jahre lang betete sie nicht nur dafür, dass Gott Schüler erretten möge, sondern auch, dass diese das Evangelium an die Enden der Erde bringen möchten. Sie war sicher, dass Gott ihre Gebete erhören würde.

Eines Tages überreichte sie einem Schüler ein Johannes-Evangelium. Drei Jahre später, 1955 kam dieser junge Mann zum Glauben an Jesus Christus. George Verwer, so der Name des einstigen Schülers, wollte sein Glück nicht für sich behalten. Er erzählte an seiner Schule von Jesus und dadurch kamen viele Studenten zum Glauben. Bald darauf erkannten sie, dass im Staat Mexiko nur sehr wenige Menschen von Jesu Erlösertat gehört hatten. Deshalb fuhren sie in den nächsten Ferien vollgepackt mit Traktaten und christlicher Literatur nach Mexiko. Von dort aus wuchs die Arbeit rasant. Es kamen Einsätze in Spanien dazu und inzwischen ist diese Mission unter dem Namen Operation Mobilisation weltweit bekannt. OM hat heute ca. 2800 Mitarbeiter in über achtzig Ländern der Erde.“ – So stand es in der kleinen Schrift.

Im Jahr 1972 begann diese Arbeit auch in Deutschland. Die einfache Botschaft, die von OM weltweit verkündet wird, lautet:

„Jesus liebt dich!“

Dies ist die Botschaft des neuen Testaments. Im Gegensatz zu den Religionen, die man in der Welt findet, zeugt die Bibel von einem Gott, der die Menschen liebt!

Für die Missionsarbeit in Indien wurden Literatur, Medikamente und sonstige Güter gesammelt. Um den Landtransport von Europa nach Indien zu vereinfachen, kaufte man ein Schiff, die „Logos“. Der griechische Name bedeutet: Rede, Wort, Sprache. Aber es ist vor allem das Wort der Bibel gemeint und im Johannes-Evangelium steht diese Bezeichnung für den Sohn Gottes, Jesus. Sehr schnell entdeckte man die großen Möglichkeiten, von den Häfen aus das Evangelium weiterzugeben. Und so kam es, dass das Schiff „Logos“ rund um die Welt eine große Missionstätigkeit entwickelte. Bald darauf wurde ein größeres Schiff nötig und dieses Anliegen brachten alle Freunde der OM im Gebet vor Gott.

Trägerverein für das Missionsschiff

Meine erste Aufgabe war, für die Vereinsgründung Namen von sieben zukünftigen Mitgliedern zusammenzustellen. Sieben ist die Mindestanzahl von Personen, die zur Gründung eines Vereines in Deutschland notwendig sind. Ich war überrascht, als Fritz verschiedene mir gut bekannte Personen benannte, die bereit waren, sich als Mitglied bei diesem Schiffsmissionsverein eintragen zu lassen. Der interessanteste Mann für mich war Friedrich Hänssler, den ich schon vor vielen Jahren als Leiter einer Freizeit des Württembergischen Brüderbundes kennen und schätzen gelernt hatte. Mit der ganzen Familie waren wir damals in Jugoslawien. Die guten Bibelstunden von ihm faszinierten uns alle. Er betrieb in Neuhausen bei Stuttgart einen Verlag für christliche Bücher. Für mich unvergesslich war auch sein Klavierspiel. Er war hochmusikalisch und konnte im Gegensatz zu mir ohne Mühe frei und freudig predigen. Ein Mann, der mit allen Freundschaft schloss und jeden herzliche Nächstenliebe spüren ließ.

Zur Klärung der Vorfragen telefonierte ich reihum. Mit einer sieben Mann starken Truppe trafen wir uns dann bei Notar Bosler, einem Großvetter meiner Frau, zur Vereinsgründung. Wir wählten Friedrich Hänssler zum Vorstand des neu gegründeten Vereins „Gute Bücher für alle e.V.“. Friedrich war sehr aktiv. Neben seiner großen Verlagstätigkeit bekleidete er noch viele Ehrenämter. Schon drei Wochen nach der Vereinsgründung erhielt ich von ihm eine Einladung zur ersten Sitzung. Ich staunte nicht wenig, als wir uns im großen Saal seines Verlages trafen. Über 30 Personen waren anwesend, alles Freunde des Missionswerkes OM. Sogar vom

ersten Missionsschiff, der "Logos", die gerade in Asien in einem Hafen lag, waren der Kapitän und der erste Ingenieur hergefliegen. Aus Hamburg kamen Missionsfreunde, die bei Reedereien angestellt waren und in der Beurteilung von Schiffen bestens Bescheid wussten. Auch Freunde aus England, die sich mit Schiffen auskannten, trafen ein, darunter mehrere Schiffsmakler aus London. Diese schleppten ganze Pakete mit Plänen von Schiffen an, die gerade auf der internationalen Schiffsbörse zum Kauf angeboten wurden.

Die Tische wurden zusammengeschoben und wir studierten stundenlang die riesengroßen Zeichnungen und besprachen Details. Für mich war alles neu und hochinteressant. Ich hatte mir vorher keine Gedanken gemacht, welche technischen Probleme ein Schiff machen kann und fühlte mich schon seekrank bei all den Dingen, die auf mich einstürzten. Als ich dann erfuhr, dass diese Konferenz drei Tage dauern sollte, musste ich passen, denn meine Termine im Steuerberatungsbüro konnte ich nicht verschieben.

Wenige Tage später erhielt ich als Vereinsmitglied, das Protokoll der dreitägigen Sitzung, mit verschiedenen Skizzen über das ideale Schiff. Dazu eine 10seitige Beschreibung und Auflistung aller Eigenschaften und Ausrüstungsgegenstände, die das gesuchte Schiff haben sollte. Im Begleitbrief hieß es, keines der bisher geprüften Angebote sei für den Missionszweck geeignet. Alle Mitglieder von OM wurden wieder aufgefordert, darum zu beten, dass das Richtige gefunden würde.

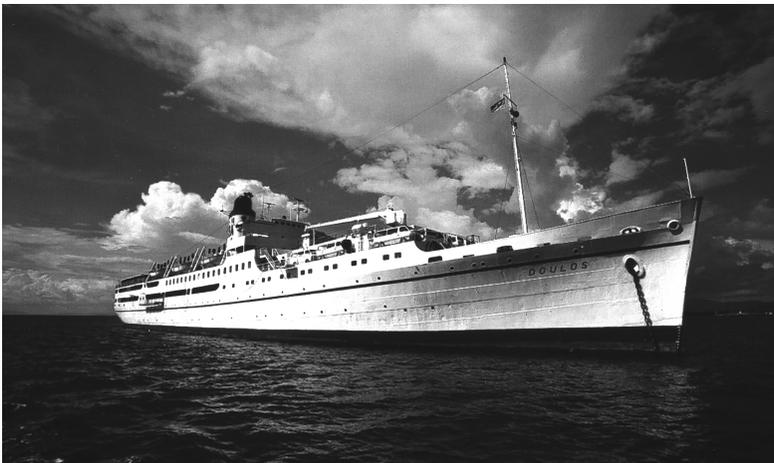
Ein Schiff als Gebetserhörung

Mein Verstand sagte mir, dass es dieses gewünschte Schiff eigentlich auf der ganzen Welt nicht geben könne. Nach mehreren Wochen kam ein Makler aus London mit den Plänen eines einzigen Schiffes. Es war in Genua registriert und gehörte einer italienischen Reederei. Seit zehn Jahren fuhr es einwöchige Rundreisen mit etwas mehr als 300 Gästen im Mittelmeer. Dazu lebten auf dem Schiff bis zu 300 Besatzungsmitglieder, also insgesamt über 600 Menschen. Es sollte altershalber verkauft werden. Wir verglichen stundenlang die Informationen mit unserem Wunschkatalog. Das Staunen wurde immer größer beim Abhaken der Liste. Alle Anwesenden begriffen, dass wir in diesen Stunden ein Wunder

erlebten. Friedrich Hänsler war der Erste, der laut darüber redete und ein Dankgebet anstimmte.

Wir beschlossen, dass Friedrich mit zwei anderen Männern, die aus der Schiffsbranche kamen, nach Genua fahren sollte, um das Schiff zu besichtigen. Nach ihrer Rückkehr war die Begeisterung groß. Das Schiff war zwar alt, aber nach der Beschreibung noch voll seetüchtig und vor allem erfüllte es tatsächlich alles, was wir brauchten. Die Maße des Schiffes betragen 6.670 Bruttoregistertonnen, Länge 130,35 m, Breite 16,54 m.

Im Jahre 1914 lief es in Amerika vom Stapel. Als Frachtschiff verkehrte es zwischen Nord- und Südamerika mit Transporten aller Art. Hauptsächlich fuhr es damals als Bananendampfer. Als diese Fahrten sich nicht mehr rentierten, wurde es von einem amerikanischen Multimillionär zu einem Luxusdampfer umgebaut. Mit diesem machten er und seine Familie mit über 50 Mann Besatzung eine Reise um die Welt. Nachdem das Vehikel für ihn uninteressant geworden war, verkaufte er es an eine europäische Reederei, die es wieder für den Personenverkehr umbaute. Als Kreuzfahrtschiff verkehrte es dann einige Jahre zwischen Norddeutschland und Norwegen mit vielen Passagieren an Bord. Danach kaufte es die Costa-Reederei in Genua und setzte es im Mittelmeer ein.



1977: Kauf des zweiten Schiffs von Operation Mobilisation (OM), die Doulos.

Durch vielfache Umbauten brachte es nun die idealen Voraussetzungen mit für das gewünschte Missionsschiff der OM. Es hatte eine riesige Kapazität an Ladefläche und bot Platz für 600 Fahrgäste. Von Amerika kam gleichzeitig die Mitteilung, dass die Nachricht vom gefundenen Idealschiff eine Spendenlawine ausgelöst habe und das Geld für den Kaufpreis verfügbar sei. Wir waren uns alle einig, dass dieses Schiff sofort gekauft werden müsse.

Mit dem amerikanischen Rechtsanwalt hatte ich geklärt, dass der gemeinnützige Betreiberverein kein Schiff besitzen, sondern es von einer Reederei mit Sitz in einem neutralen Land chartern sollte. Deshalb prüften wir zuerst, ob eine Reederei in der Schweiz sinnvoll wäre, da dieses Land politisch absolut neutral war und damit die Möglichkeit bestünde, alle Häfen der Welt problemlos anzulaufen. Die Schweizer Schiffsbestimmungen schreiben jedoch vor, dass der Kapitän und der erste Offizier Schweizer Bürger sein müssen. Da die Schweiz keine Seefahrernation ist, erschien es unmöglich, dort geeignete Personen zu finden. Eine Rückfrage bei den Londoner Brüdern brachte die Lösung: Die Reederei sollte in Malta gegründet werden. Das politisch neutrale Malta hatte außerdem großzügige Bestimmungen für Reedereien. Dort wurde verlangt, dass für ein Personenschiff der Kapitän und sein erster Offizier sowie ein geprüfter Funker an Bord sein müssten, wenn das Schiff in See stechen würde. Die Mindestanzahl an Seeleuten nach Malteser Rechtsvorschrift war für diese Schiffsgröße nur 30 Mann. Andere Länder verlangten die doppelte Anzahl. Besonders wichtig war für uns, dass jeder als Seemann anerkannt wurde, der nachweislich ein Jahr zur See gefahren war. Ohne weitere Prüfung konnten damit Personen vom Schiff Logos auf dem zu kaufenden Schiff eingesetzt werden.

Nicht nur wir Landratten, sondern auch die Engländer beim Missionswerk in London konnten nur staunen, wie Unmöglichkeiten einfach möglich wurden. Die englischen Brüder bereiteten die Termine für den Kauf in Genua vor und ebenso für die Gründung der Reederei in Malta. Ich wurde beauftragt, den Kaufvertrag für das Schiff abzuschließen und die Reederei in Malta zu gründen. Als Kauftermin wurde der 28. Dezember 1977 in Genua bestimmt. Die Gründung der Reederei sollte einen Tag später in Valetta auf Malta erfolgen. Zusammen mit Fritz Schuler fuhren wir in der Nacht mit dem Zug von Stuttgart nach Genua. Meine Frau war auch dabei, denn der 28. Dezember war unser 23. Hochzeitstag. Sie freu-

te sich riesig über diese außergewöhnliche Hochzeitsreise. In Genua trafen wir den amerikanischen Rechtsanwalt und aus London reiste ein Spezialist für Seerecht an.

Als Erstes besuchten wir das Schiff im Hafen. Dort befanden sich bereits 15 asiatische Christen von der „Logos“, die uns herzlich empfingen. Wir freuten uns nach der langen Bahnfahrt auf ein Frühstück aus der Schiffsküche. Diese war außer Betrieb und wir mussten unseren Kaffee in einem Nebenraum auf einem Spiritusherd warm machen. Die Größe dieses Schiffes begeisterte uns. Andererseits hatte ich den Eindruck, dass hier sehr viel zu putzen und zu reparieren sei. Nicht umsonst hatte die Reederei in Genua das noch seetüchtige Schiff zum Schrottpreis angeboten. Ich sagte mir, wenn Gott so viele Wunder tut, dass wir ein Schiff, welches in Konstruktion und Aufteilung allen Wünschen entspricht, kaufen können, wird er auch alles Weitere regeln und diese Sache zum Erfolg führen.

Gestärkt durch das einfache Frühstück, die ansteckende Freude der 15 asiatischen „Seeleute“ und das gemeinsame Gebet eilten wir zum Abschluss des Kaufvertrages bei der italienischen Bank. Dort wurden wir von zwei Bankdirektoren und dem Geschäftsführer der Reederei sowie einem Dolmetscher erwartet. Die Kaufbedingungen und der Inhalt des Kaufvertrages mussten besprochen werden. Zu unserer Überraschung teilte der Geschäftsführer der Reederei mit, dass die Eigentümer beschlossen hatten, alle Einrichtungsgegenstände auf dem Schiff zu belassen. Sie hatten nämlich erfahren, dass es missionarischen Zwecken dienen sollte. Der beauftragte Geschäftsführer war mit dieser Regelung gar nicht einverstanden. Der Kaufvertrag wurde trotzdem um eine lange Liste erweitert. Schließlich wurden wir uns in allen Punkten einig und wollten unterschreiben.

Der Dolmetscher war gerade weggerufen worden, als zwischen den italienischen Bankleuten und dem Verkaufspartner ein heftiger Streit entstand. Wir verstanden gar nichts und staunten hilflos, wie temperamentvoll Italiener diskutieren konnten. Nach einiger Zeit betrat eine Angestellte der Bank den Raum. Sie verstand Deutsch und ich fragte, welche Schwierigkeiten eigentlich aufgetreten seien. Sie erklärte, dass der Kaufpreis von Amerika in US-Dollar korrekt überwiesen worden sei, aber durch eine Kursdifferenz an der vollen Kaufsumme noch \$ 600

fehlten. Der Geschäftsführer der Reederei wolle aber auf diesen Betrag nicht verzichten, nachdem die ganze Schiffseinrichtung verschenkt worden sei.

Gott hilft beim Kauf

Wieder einmal konnte ich nur staunen über eine wunderbare Führung Gottes: Am Tag vor der Abreise aus Deutschland holte ich bei unserer Hausbank italienische Lire für Genua und englische Pfund für Malta. In der Schalterhalle begegnete mir der Bankdirektor und sagte: „Wenn Sie in den Mittelmeerraum gehen, brauchen Sie auch US-Dollar.“ Zulasten meines Kontos ließ er sich genau 600 US-Dollar geben, die er mir überreichte. Dieses Geldscheinpaket zog ich nun aus der Tasche und legte es auf den Schreibtisch der Bank.

Alle Anwesenden waren sprachlos über die plötzliche Lösung des Problems. Der Kaufvertrag, den ich als zukünftiger Reeder und Käufer des Schiffes unterzeichnete, war rechtsgültig abgeschlossen. Dann eilten wir schnellstens zum Schiff, denn nach internationalem Seerecht musste sofort die offizielle Übergabe erfolgen. Die italienische Fahne wurde eingeholt und unser englischer Rechtsanwalt ließ sofort eine maltesische Flagge hissen, die er aus London mitgebracht hatte. Er erklärte uns, dass nach geltendem Recht ein Schiff ohne Flagge zur Plünderung freigegeben sei. Jetzt erst begriff ich, warum so viele Menschen am Ufer standen und sichtlich enttäuscht weggingen, als die Malteser-Flagge hochgezogen wurde.

Als neuer Eigentümer musste ich das Schiff sofort übernehmen und mit den Verkäufern das gesamte Inventar in sämtlichen Räumen persönlich abnehmen. Drei Stunden waren wir treppauf-treppab unterwegs. Die Liste des Kaufvertrages wurde mit dem tatsächlichen Inventar verglichen und abgehakt. Ich kam mir vor wie ein Marathonläufer. Fix und fertig sank ich nach all dem Rennen mit letzter Kraft auf einen Stuhl. Unsere 15 Seeleute waren schon angetreten und stimmten ein Loblied an. Der Rechtsanwalt aus England sprach mit bewegter Stimme ein Dankgebet.

Am Abend wurden wir Käufer zum Abendessen beim Seniorchef der Reederei und seiner Familie eingeladen. Wie freuten sich alle mit, als meine Frau erzählte, dass wir an diesem denkwürdigen Tag nicht nur den Schiffskauf, sondern auch unseren 23. Hochzeitstag feierten. In unserer

Schiffskabine angekommen konnten wir wieder nur staunen und danken, wie Gott alles so wunderbar vorbereitet und eingefädelt hatte! Etwas Großes war geschehen.

Registrierung in Malta

Am anderen Morgen flogen wir mit einem kleinen Flugzeug nach Malta. Im Büro eines maltesischen Rechtsanwalts konnten wir die vorbereiteten Unterlagen für die Gründung der Reederei in Empfang nehmen. Mit dem Vertrag fuhren wir anschließend zur Schiffsbehörde. Dort wurde ich als Reeder der „Doulos“ (zu Deutsch der „Knecht“) registriert. Dies war also der neue Name des Missionsschiffes.

Wir blieben noch in Valetta und besuchten die Paulsbucht. Hier soll der Apostel Paulus als Schiffsbrüchiger gestrandet sein. Dort wurde er von einer giftigen Schlange gebissen. Wir waren sehr beeindruckt, als wir miteinander die Stelle in der Apostelgeschichte, Kapitel 28, nachlasen. Später erinnerte sich unser englischer Rechtsanwalt, dass es in Valetta eine OM-Gemeinde geben müsse. Er wusste die Straße, aber keine Hausnummer und so marschierten wir die betreffende Straße auf und ab, nach einem Versammlungsgebäude suchend, aber ohne Erfolg. Fritz Schuler meinte: „Diese Omer leben in der Diaspora wie die Christen der Urgemeinde. Vielleicht sehen wir an einem Haus einen Fisch als Zeichen, dass hier eine christliche Gemeinde zusammenkommt“. Und so marschierten wir noch einmal los. Tatsächlich entdeckten wir an einem Fenster einen Fisch aus Pappkarton. Hinter dem Haus stand ein schuppenähnliches Gebäude und als wir näher kamen, hörten wir Kinderstimmen. Wir platzten direkt in eine Kinderstunde. Kurz darauf erschienen die Eltern der Kinder. Die Freude war riesig, als wir uns vorstellten. Sie erzählten uns, dass in den Nachbarhäusern noch mehrere OM-Familien wohnten. Diese waren in früheren Jahren mit OM-Missionsgruppen unterwegs. Einige von ihnen hatten schon auf der „Logos“ gedient. Unsere Begegnung wurde zum Fest. Sie erzählten freudig von ihrer evangelistischen Arbeit auf der Insel. Traurig stimmte uns alle, dass ihr englischer Prediger auf Drängen der katholischen Kirche wegen seiner klaren biblischen Botschaft kürzlich ausgewiesen worden war.

Am anderen Tag besichtigten wir die alten Bauten der Stadt und verschiedene Kirchen. Am Spätnachmittag brachte uns ein kleines Flugzeug

zurück zum Flughafen in Rom. Der amerikanische Rechtsanwalt flog nach New York, der englische Anwalt nach London. Aber die für uns Deutsche geplante Maschine nach Stuttgart hatte am Abend des 31.12.1977 keinen Platz mehr. Dann gab es nach 22:00 Uhr doch noch einen Heimflug. Wir drei, meine Frau, Fritz und ich, waren die einzigen Passagiere in dem riesigen Flugzeug. Die Besatzung brachte Sekt und wir stießen auf das Neue Jahr an. Wenige Minuten vor 24 Uhr landeten wir in Stuttgart-Echterdingen. Die Neujahrglocken begrüßten uns beim Verlassen der Maschine. Zu Hause konnten wir es kaum fassen, wie viel Interessantes wir in so kurzer Zeit erlebt hatten.

Schon 10 Tage später erfuhr ich, dass unser neu erworbenes Schiff den Hafen von Genua bereits verlassen habe. Durch das Mittelmeer über Gibraltar passierte es den Ärmelkanal in Richtung Bremen. Nach der Ankunft wurde dort ein großes Freuden- und Dankfest gefeiert. Die OM hatte Freunde aus ganz Europa in ein großes Zelt eingeladen. Es gab Reden und Gebete und Gott wurde von Herzen gedankt für das Wunder der „Doulos“. Der Vereinsvorstand Friedrich Hänsler wurde als Käufer des Schiffs gefeiert und es folgte eine unvergessliche Bibelstunde. Überrascht bemerkte ich zu Fritz, dass doch ich alle Verträge mit den Rechtsanwälten besprochen und als Käufer unterzeichnet hätte. Auch sei ich als Reeder in Malta registriert. Er lachte: „Wir brauchten dich doch unbedingt wegen deinem dunklen Anzug, dem weißen Hemd und der Krawatte.“ Erst jetzt bemerkte ich, dass Friedrich (wie alle OMer) im Rollkragenpullover auf dem Podium stand. Mir war bewusst, dass ich niemals in der Lage gewesen wäre, eine solch ergreifende Bibelstunde zu halten. Sicher hätte ich mich geweigert, vor so vielen Leuten öffentlich zu reden.

Der Trägerverein wird aktiv

Die erste Versammlung des Vereins „Gute Bücher für alle“ fand in Mosbach statt. Dorthin war das Büro der OM Deutschland in der Zwischenzeit umgezogen. Friedrich hatte mich in seinem Auto mitgenommen, da er den Weg dorthin wusste. Unterwegs hielt er an einer Raststätte, verstaute die Anzugjacke im Kofferraum und zog den üblichen Rollkragenpullover über. Die Sitzung begann mit Gebet und Friedrich machte wie immer eine gute Einleitung mit der Bibel. Es folgten verschiedene Berichte. Wir waren uns einig, dass das Schiff seine Missionsaufgabe

zuerst in Südamerika beginnen sollte. Immer wieder kam Freude auf, dass die OM nun mit einem zweiten Schiff noch mehr Menschen für Jesus Christus erreichen kann. Auch mich ergriff endlich Begeisterung. Es wurde von Gebetserhörungen berichtet. Es war für alle klar, dass Gott gläubiges Gebet erhört und auch heute noch Wunder tut.

Bei alledem plagte mich die nüchterne Überlegung, wie das alte Schiff schnellstens zu reparieren sei und woher das viele Geld für die teuren Reparaturen kommen sollte. Darüber hatte ich eigentlich eine gründliche Aussprache erwartet. Meine Vereinskollegen aber benahmen sich euphorisch und irgendwie ahnungslos. In mir stieg Groll hoch und ich erklärte laut, dass das Schiff in diesem Zustand nicht in See stechen könne, sondern zuerst umfassend überholt werden müsse. Für die Reparaturen des Notwendigsten seien mindestens 100 Freiwillige und etwa eine halbe Million DM notwendig.

In den Gesichtern sah ich blankes Entsetzen. Zugleich fiel mir auf, dass ich für diese Sitzung im falschen Anzug steckte. Meine liebe Frau hatte für die wichtige OM-Sitzung ihrem Mann den Sonntagsanzug hergerichtet. Die anderen saßen alle einheitlich im Rollkragenspullover da. Ich war auch äußerlich ein Fremdkörper. Fritz teilte als Einziger meine Ansicht. Die Spannung wurde noch verstärkt, als er mich mit den Worten: „Der Herr Doktor wird uns alles Notwendige ausführlich erklären“ zum Weiterreden aufforderte. In die explosive Hochspannung hinein berichtete ich über das Gespräch mit dem Schiffssingenieur, der auf der „Doulos“ von Genua nach Bremen mitgefahren war. Er hatte sämtliche Pannen hautnah miterlebt. Positiv konnte ich anmerken, dass kurz vor unserem Kauf ein ganz neuer Antriebsmotor mit 7000 PS eingebaut worden sei. Auch dass die Außenwände des Schiffes beim letzten Werftaufenthalt mit Ultraschall rundum untersucht wurden und alle Stahlplatten, die zu dünn geworden waren, erneuert seien.

Dann musste ich der Wahrheit halber von allem Negativen berichten. Dies ergab eine lange Mängelliste: Auf dem Schiff befanden sich sieben Stromgeneratoren, aber nur deshalb, weil die Vorbesitzer den Schrott unbrauchbar gewordener Geräte nicht ausgebaut hatten. Beim Start in Genua funktionierten immerhin noch zwei Aggregate. Unterwegs auf der Nordsee versagte der Größere von beiden. Man konnte ab sofort bei Nacht nicht mehr kochen und die Klimaanlage musste abgeschaltet wer-

den. Steuerung und Positionslichter benötigten den ganzen Strom. Wenn dieses letzte Aggregat auch ausgefallen wäre, hätte man gerade noch SOS funken können und wir wären mit einem Seenotfall „berühmt“ geworden. Katastrophal war der Seitenruderantrieb durch einen kleinen ölbeheizten Dampfkessel, der noch aus dem Jahre 1914 stammte. Die Steuerungsimpulse wurden elektrisch durchgegeben, aber die ganze elektrische Anlage war in einem desolaten Zustand. Man hatte in den vielen Jahren stets neue Kabelstränge eingezogen mit dem Ergebnis, dass viele Kabel unkoordiniert und nutzlos herumhingen. Es gab Stromkreise mit 12 V, mit 24 V, mit 65 V, mit 110 V und mit 220 V. Das ganze Schiff sollte einheitlich auf 220 V oder 110 Volt umgestellt werden. Dies war eines meiner wichtigsten Anliegen.

Unser erfahrener Kapitän für die Überfahrt kam von Hapag Lloyd. Er hatte seinen Urlaub geopfert. Jetzt nach der Ankunft im Bremer Hafen musste er mit Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus eingeliefert werden. Zu Vieles hatte nicht funktioniert, haarscharf entging man einer Katastrophe. Nur wenig fehlte und er hätte wegen grober Fahrlässigkeit bei Übernahme des Auftrages sein Kapitänspatent verloren.

Ich erläuterte weiter: Um eine Überseereise mit diesem Schiff durchzuführen, reichen niemals 30 Mann. Man benötigt mindestens 100. Bei einem 24-Studentag und dreimal acht Einsatzstunden pro Schicht müssen mindestens dreimal 30 Mann verfügbar sein. Positiv konnte ich abschließen, dass verschiedene christliche Ingenieure mit ihren Mitarbeitern sich bereit erklärt hatten, zwei der älteren Stromaggregate noch einmal zu überholen. Für die Anwesenden waren meine Ausführungen ein Ärgernis. Zu meiner Verwunderung erklärte unser Vorsitzender, die „Doulos“ als Schiff des Herrn stehe unter besonderem Segen und schloss die Sitzung mit der Feststellung: „Die „Doulos“ muss sofort hinaus auf die Weltmeere und Seelen retten“. Alle anderen waren voll einverstanden. Den folgenden Sonntag überlegte ich verzweifelt: War ich zu deutlich, zu engstirnig oder zu ungläubig?

Mein seitheriges Leben bestand doch auch aus vielen Wundern und Bewahrungen. Die Gebete von Großmutter, Eltern und meiner Frau waren nicht vergeblich. Für die „Doulos“ und seine Unternehmungen beteten sehr viele Menschen. Jeden Freitag findet eine OM-Gebetsnacht statt. Die Brüder beten um Bewahrung und Hilfe, dass sie ihren Missionsauftrag unter Gottes Segen und mit seiner Leitung weiter erfüllen kön-

nen. Gott tut ohne Zweifel mit und ohne unser Wissen Wunder. Die Mitglieder des Vereins „Gute Bücher für alle“ hatten etwas erlebt, das sie zu großer Begeisterung und zur Stärkung ihres Glaubens bewegte. Für sie konnte es nicht wahr sein, dass ihr Herr der OM den Kauf eines nicht genügend funktionsfähigen Schiffes zulässt. Nun bin ich kein Schiffsfachmann. Aber ich fragte mich ernstlich, wie es um meine Verantwortung als Reeder dieses Schiffes stand. Deshalb telefonierte ich mit dem Schiffingenieur. Er versicherte mir, dass sie alles tun würden, um zumindest die Stromaggregate bis zur Ausfahrt zu überholen. Alle OM-Mitglieder seien angewiesen, dafür zu beten, dass die „Doulos“ eine bewahrte Überfahrt nach Südamerika habe. Plötzlich war auch ich gestärkt und zuversichtlich.

Im Matthäusevangelium, Kapitel 18, Vers 19 steht geschrieben: „Wenn zwei unter euch eins werden auf Erden, worum sie bitten wollen, so soll es ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“

Gott schickt eine Druckmaschine

Am Montag darauf hatte ich Bilanzbesprechung in einer großen Druckerei. Als wir noch beim Imbiss zusammensaßen, klagte mir der Geschäftsführer, dass sie versehentlich eine falsche Druckmaschine gekauft hätten. Neben ihren Großaufträgen hätten sie Laufkundschaft von Privatleuten, welche Drucksachen in Stückzahlen zwischen 50 bis über 200 Stück bestellten. Die Maschine war aber für Stückzahlen unter 1.000 ungeeignet. Die Lieferfirma wollte das Gerät nicht mehr zurücknehmen, da sie es als Auslaufmodell zum halben Preis um DM 100.000 überlassen hatte.

Kurz entschlossen erzählte ich darauf die Geschichte vom Missionschiff und dass dort eine solche Maschine zum Druck von Einladungen und Traktaten dringend gebraucht würde. Der Geschäftsführer machte mir das Angebot, das neue Gerät um 50.000 DM zu erwerben. Ich telefonierte mit Fritz Schuler und fragte, ob auf der „Doulos“ eine solche Druckmaschine zum Einsatz kommen könnte. Fritz war hell begeistert und ich kaufte diese Maschine auf meine Rechnung. Da sie für die Mission bestimmt war, bekam ich die Zusatzgeräte und mehrere Kubikmeter fertig geschnittenes Druckpapier sogar umsonst und obendrein wurde alles mit dem firmeneigenen Lastwagen kostenlos zur „Doulos“ nach Bremen gefahren.

Von Fritz erfuhr ich noch, dass ein russisches Schiff auf dem Weg von Russland nach Kuba in Seenot geraten war. Von ihm konnten zehn Tonnen Marmelade zum Preis von zehn Pfennig pro Kilogramm auf die „Doulos“ übernommen werden. Ähnliches passierte mit einer Ladung Gefrierfleisch aus Südamerika, das von einem anderen havarierten Schiff zum Preis von nur 50 Pfennig pro Kilogramm übernommen wurde. Freudig erzählte Fritz, dass die großen Kühlräume bis oben hin voll seien. Sollte ich da weiter an Gottes Segen zweifeln?

Die von mir geforderte Großreparatur erfolgte nicht. Das Schiff fuhr mit über 200 Menschen, hauptsächlich Engländer und Deutsche über den Atlantik nach Mexiko. Dann Richtung Süden von einem großen Hafen zum anderen, an der Ostküste Südamerikas entlang. Überall fand eine Bücherausstellung statt und die Menschen wurden auf das Schiff zu Missionsvorträgen eingeladen. Es gab bestens vorbereitete Treffen für Pfarrer, für Ärzte, für Unternehmer, für Lehrlinge und andere Berufsgruppen.

Dank für Durchhilfe trotz vieler Widerwärtigkeiten

Vier Wochen nach dem Auslaufen der „Doulos“ trafen wir uns zur nächsten Sitzung des Vereins „Gute Bücher für alle“ (GBA) in Mosbach. Es wurde ein Dankgottesdienst. Die ersten 14 Tage im Hafen von Mexiko waren ein unerwartetes Missionsereignis. Jeden Tag kamen über 5.000 Menschen zur Buchausstellung. In dem großen Saal auf dem Schiff fanden jeweils am Morgen, am Nachmittag und am Abend christliche Vorträge statt, die mit über 500 Teilnehmern meist überbelegt waren. Bei Landausflügen wurden mehr als 150.000 auf dem Schiff gedruckte Schriften mit der biblischen Botschaft verteilt. Im Laderaum der „Doulos“ und auf Deck waren zehn Ford Transit festgezurt, die man mit dem Schiffs-Ladekran an Land hieven konnte. Ein Autohändler aus Norddeutschland hatte sie uns geschenkt. Mit jedem Fahrzeug konnte man zehn Personen befördern, die im Umkreis von 50 km Vorträge hielten und Literatur verteilten. So waren von der Besatzung, während der Liegezeit im Hafen, ständig 100 Leute mit den Transportern unterwegs, um die Botschaft von Jesus weiterzusagen. Die noch an Bord befindlichen Personen verteilten Traktate und Einladungen in der Stadt und der nächsten Umgebung. Auf dem Schiff können bis zu 600 Mitarbeiter übernachten, sodass in jeder Hafenen-

stadt eine beachtliche Missionstätigkeit entstand. Die Botschaft der OM lautet immer neu: „Jesus liebt dich!“ Ich konnte nur staunen über alles, was ich bei diesem ersten Bericht zu hören bekam.

Die „Doulos“ ist mit Sicherheit ein bemerkenswerter Erfolg in der weltweiten Missionsgeschichte. Alle vier Wochen war eine Zusammenkunft. Ich konnte immer nur für die neuen Wunder danken. Die Sorge, dass ich als verantwortlicher Reeder irgendwann wegen grober Fahrlässigkeit vor einem internationalen Gerichtshof stehen würde, trat in den Hintergrund.

Die ersten Matrosen der „Doulos“ kamen meist aus Europa und wollten zwei Jahre auf dem Schiff bleiben. Es war eine Fügung, dass ich einen jungen Mann aus Stuttgart traf, der aus persönlichen Gründen schon nach einem halben Jahr wieder nach Hause musste. Er zeigte sich rundum begeistert von seinem Missionseinsatz und von allem, was er erlebt und gesehen hatte. Besonders die brüderliche Kameradschaft beeindruckte ihn tief. Ich ließ ihn erzählen und freute mich mit ihm an allem Positiven. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass Gott Dinge, die wir uns vorher nicht vorstellen können, einfach möglich macht.

Daraufhin bat ich ihn dringend, mir wirklich alle Probleme aus diesen sechs Monaten zu schildern. Ich als der Reeder hätte dafür zu sorgen, dass Schwierigkeiten auf der „Doulos“ beseitigt würden. Seine überwältigend positiven Erlebnisse standen aber bei ihm deutlich im Vordergrund. Erst nach einer Denkpause konnte er sich überhaupt an Negatives erinnern. Seine Schilderung folgt nun:

Vor dem Start in Bremen bauten die neu eingesetzten „Matrosen“ in den Lagerräumen viele Regale und stapelten darin Tausende englischer Bücher. Man hatte diese bei einem Zwischenstopp im Londoner Hafen übernommen. Das Schiff kam aber im Golf von Biskaya in einen schweren Sturm. Die Regale brachen plötzlich zusammen und mehrere Personen wurden dadurch verletzt. Eine weitere Katastrophe stellte der Flügel dar, der im großen Speisesaal seinen Platz fand. Aus Unerfahrenheit war dieser nicht genügend befestigt und schoss bei dem Sturm quer durch den großen Speisesaal. Im Hafen von Bilbao wurde ein ungeplanter Zwischenstopp notwendig. Viele verletzte Matrosen wurden ärztlich versorgt und das Schiff wieder in Ordnung gebracht. Ein junger Mann musste im Krankenhaus zurückbleiben.

Die Reise wurde dann mit drei Tagen Verspätung fortgesetzt. Auf hoher See versagte das zweite Stromaggregat. Die Lüftung unter Deck musste bis zur Landung in Mexiko abgeschaltet werden. Nachts gab es auch kein Licht. Der verfügbare Strom wurde für die Positionslichter benötigt und selbstverständlich blieb die Küche kalt. Alle waren froh, als der sichere Hafen in Sicht kam. Ein weiteres Wunder erlebte der Schiffsingenieur an Land. Auf einem Schiffsfriedhof in der Nähe von Mexiko fand er ein notwendiges Ersatzteil für das defekte Stromaggregat. Jetzt konnte die Fahrt entsprechend dem Terminplan fortgesetzt werden.

Im Hafen von Mexiko geschah eine Ungeheuerlichkeit. Die Bücherausstellung wurde eröffnet und über beide Eingänge an der rechten Seite des Schiffes strömten die Besucher an Bord. Es war der erste Tag für die interessierten Menschen. Man hatte vorher viele Einladungen in der Stadt verteilt. Mein Berichterstatter schätzte, dass zwischen 3.000 und 5.000 Personen auf das Schiff kamen. Da der Besucherstrom damals noch nicht geleitet wurde, stauten sich alle Menschen auf der rechten Seite des Schiffes. Der Kapitän schief nach der anstrengenden Fahrt in seiner Koje. Plötzlich bemerkte er, dass etwas nicht stimmte. Die starke Schlagseite des Schiffes veranlasste ihn, im Schlafanzug auf die Brücke zu rennen. Gerade als er den Alarmknopf drücken wollte, packte ihn der erste Offizier und hinderte ihn daran.

Ein herbeigerufener Arzt gab dem geschockten Mann eine Beruhigungsspritze und man brachte ihn rasch ins Krankenhaus. Kaum vorstellbar, welche Folgen es gehabt hätte, wenn das Alarmsignal wirklich ertönt wäre. Dies hätte die ganze Hafenaufsicht alarmiert und wahrscheinlich viel Geld gekostet. Eine Panik unter den vielen Leuten wäre mit Sicherheit zu einer Katastrophe ausgeufert. Der 68-jährige Kapitän ging nach dem Krankenhausaufenthalt endgültig in den Ruhestand. Zum Glück hatte sich in Deutschland rechtzeitig ein junger Kapitän gemeldet, der den Posten 14 Tage später übernehmen konnte. Diese Erfahrung lehrte, die Gäste nur noch über einen Steg in das Schiff zu lassen und mit einer Zählmaschine abzuzählen. Ab dem 2.000. Besucher durften erst weitere Gäste die Doulos betreten, wenn über einen zweiten Steg entsprechend viele Gäste das Schiff verlassen hatten.

Interessant war, wie dieser junge OMer alles sehr positiv schilderte. Die Freude an der Arbeit und auch die Wunder, für die man betete und immer sehr dankbar war, verhinderten, dass diese Geschehnisse zum

Gegenstand einer Beratung in Deutschland wurden. Was er als Missionserfolg miterleben durfte, bedeutete ungleich Größeres, als die Schwierigkeiten, die sich wunderbarerweise immer wieder zum Guten wendeten.

Für mich war es unbegreiflich, dass diese ganzen Vorgänge in der Vereinssitzung nicht einmal erwähnt wurden, auch nicht der folgenschwere Sturm in der Biskaya. Viel Positives wurde berichtet, nämlich, dass ein junger Kapitän den Älteren ablöse, und dass man aus Sicherheitsgründen in der Mitte des Schiffes einen breiten Notausgang schaffen müsse, damit bei einem eventuellen Alarm die Besucher in großer Zahl das Schiff schnellstens verlassen könnten. Dieser zusätzliche Ausgang wurde beim nächsten Werftaufenthalt eingebaut.

Mein Berichterstatter erzählte mir noch ein weiteres Erlebnis. In einem Hafen waren alle 10 Autos unterwegs. Ein Ford Transit mit acht Mann war nicht zurückgekehrt. Die Hafenzzeit war abgelaufen und um Gebühren zu sparen, lag das Schiff außerhalb vor Anker. Zwei Fahrzeuge begaben sich auf Suche. Sie konnten das kaputte Auto finden und zum Glück reparieren. Durch die verspätete Ankunft aber entstanden im nächsten Hafen entsprechende Mehrkosten.

Aus einer früheren Vereinssitzung wusste ich nur, dass die „Doulos“ nach dem Besuch in Sao Paulo zwei Wochen lang eine Pause einlegte, um mit der ganzen Besatzung ein biblisches Schulungsprogramm durchzuführen. Dazu machte man das Schiff in dem dort befindlichen großen Schrotthafen fest. So mussten keine Hafengebühren bezahlt werden. Ich meldete mich zu Wort und meinte, dass die Zeit auf hoher See eigentlich für Weiterbildung der Mannschaft ausreichen müsste. Zu Hause angekommen hatte ich mir dann ausgerechnet, dass auf hoher See bei einer Acht-Stunden-Schicht von 30 Mann, rund um die Uhr 90 Mann ständig im Dienst waren und damit nicht weitergebildet werden konnten. Meine Kritik war deshalb fehl am Platz.

Mein Informant berichtete weiter, dass die Pause im Schrotthafen von Sao Paulo sein größtes Erlebnis gewesen sei. Nicht nur die Weiterbildung in den Bibelstunden, sondern auch die Kameradschaft unter den Beteiligten waren Erfahrungen, die lebenslang für ihn Bedeutung hätten. Gott führt, sodass auch etwas, das wir nach unserem „gesunden Menschenverstand“ kritisieren und für falsch erklären, oft eine bleibende Wirkung hat.

Nun erfuhr ich von diesem Stopp im Schrotthafen auch technische Details. Die „Doulos“ fuhr gerade in die Einfahrt zum Hafen von Sao Paulo, als das Dampfaggregat des uralten Antriebs des Hauptruders endgültig kaputt ging. Mit einem Schlepper musste sie zum Liegeplatz gezogen werden. In den 14 Tagen der Missionstätigkeit in Sao Paulo durchsuchte der Ingenieur des Schiffes den dort befindlichen Schrotthafen gründlich und entdeckte auf einem noch neuen, aber schwer beschädigten Schiff einen kompletten elektrischen Steuerungsantrieb. Es war gerade das Fabrikat und der Typ, den Fachleute schon lange dringend empfohlen hatten. Aus Deutschland kamen noch zwei Schiffingenieure und einige Monteure angeflogen, die ihren Urlaub auf der „Doulos“ verbrachten. Mit weiteren Ersatzteilen aus dem nahe gelegenen Schrotthafen wurde auch eine Generalüberholung von drei weiteren Stromaggregaten durchgeführt. Der Einsatz der freiwilligen Fachleute schaffte damit die Voraussetzung, dass das Schiff für mehrere Jahre seinen Strom zuverlässig produzierte. Ungehindert fuhr die „Doulos“ daraufhin zweimal um Südamerika und konnte ihren Missionsauftrag erfüllen.

Eigentlich hätte man in den Sitzungen am laufenden Band von den Wundern reden können. Denn die technischen Probleme und diese genialen Lösungen, wären nach meiner Meinung Thema Nr. 1 gewesen. Aber das, was mich als Manager interessierte, hatte eben nicht wirkliche Priorität. Man dankte Gott allgemein für die Bewahrungen und für das Wunder, mit einem so großen Schiff Weltmission betreiben zu können. Ich musste lernen, dass technische Probleme nicht ausschlaggebend sind, wenn Gott einen Missionsauftrag gibt.

Die Frage nach sinnvoller Organisation

Ich hatte in der Zwischenzeit begonnen, in Hirrlingen, Kreis Tübingen, ein Freizeitheim für Studenten und Jugendliche aufzubauen. Fritz Schuler kam zu Besuch und auch George Miley. Dieser hatte die Idee, mit den Mitarbeitern der OM bei uns in Hirrlingen (vgl. „Unser Missionshof“) Schulungswochen durchzuführen. Er war so begeistert von unserer Hofanlage, dass er am liebsten die deutsche OM-Abteilung dorthin verlegt hätte. Ein Wochenendtreffen mit elf Amerikanern fand bald statt. Fritz machte uns aber klar, dass Hirrlingen doch nicht der richtige Standort für ein Missionswerk sein könne. Die Verkehrsachse der OM verlaufe von

Wien über Stuttgart in Richtung Brüssel. Mich belastete dies wenig, denn ich hatte im Laufe meines Lebens gelernt, dass Gott immer und überall segnen kann. Stets bleibt es unsere wichtigste Aufgabe, mitzudenken, zu beten und zu warten, um uns nach seinem Willen den besten Weg zeigen zu lassen.

Die Operation Mobilisation war aus den kleinsten Anfängen zu einer großen Missionsgesellschaft herangewachsen. Die Struktur war sehr einfach. Überall wo sich die Möglichkeit ergab, einen Missionsstützpunkt aufzubauen, wurde einfach begonnen. Je nach den Fähigkeiten und Begabungen des Feldleiters, der sich für die jeweilige Aufgabe berufen sah und ihr in irgendeiner Form gewachsen war, entstand eben ein neues Arbeitsgebiet.

Cash-Management, Krisen und Streit um Planung der Mission

Das Büro in Mosbach war für die gesamte Schiffsarbeit der „Doulos“ zuständig. Hier wurden alle Nachrichten zusammengetragen, Bedürfnisse registriert, Notwendiges gekauft, in einem Lagerhaus in Hamburg gesammelt und dann in Schiffscontainern in den nächsten Hafen verschickt. Versandt wurden Lebensmittel, Ersatzteile und auch Bücher für den Verkauf. Es gab ein Bankkonto, auf das die Überschüsse aus dem Verkauf der Bücher überwiesen wurden. Daneben ein Konto für die Zahlung von Lebensmitteln, Treibstoff usw. Es gab damals keine Finanzplanung und keine Einnahme-/Überschussrechnung.

Für den Büchereinkauf war ein Mann in Mosbach zuständig. In Südamerika waren Tausende Bücher von spanischen Verlagen erforderlich. Durch meine Steuerberatertätigkeit war ich gewohnt, mich grundsätzlich zuerst für die Finanzen zu interessieren. Deshalb machte ich den Vorschlag, alle Belege und Unterlagen über Geldbewegungen an mich weiterzugeben, damit eine ordnungsgemäße Buchhaltung für die Schiffstätigkeit erstellt werden konnte. Sechs Monate war das Schiff schon unterwegs und durch die Buchhaltung bekamen wir nun einen klaren Überblick. Es gab viele großzügige Spender. Geld und Lebensmittel kamen aus Amerika. Von dort wurden auch die großen Treibstoffrechnungen bezahlt. Die Spenden aus England wurden für Lebensmittel verbraucht. Die Gaben aus Deutschland waren im Verhältnis zu England und Amerika geringfügig.

Da die OM an ihre Freunde Monatsberichte verschickte, gab ich dort auch eine Adressenliste meiner Steuerberatungsmandanten ab, von denen ich vermutete, dass sie bereit seien, mit größeren Spenden zu helfen. Kurz darauf kamen Anrufe, denn auf den monatlichen Nachrichten war nirgends eine Bankverbindung oder eine Kontonummer angegeben. Ich hatte dies vorher nicht bemerkt. Nun erfuhr ich, dass der Gründer der OM ausdrücklich verboten hatte, die Rundschreiben mit einer Bankverbindung zu versehen. Er vertrat die Meinung, dass ein Missionswerk nicht betteln dürfe. Es stehe unter dem Segen Gottes und solle nicht von menschlicher Gutwilligkeit abhängig sein.

Wie dies in England wohl gehandhabt wurde? Da ich meinen Mandanten von der OM erzählt hatte, war hier eine Spendenwilligkeit entstanden. Die Leute überwiesen das Geld an mich zur Weitergabe. Als dann endlich eine Kontonummer der OM bekannt wurde, konnten die Spenden direkt an OM überwiesen werden. Man führte in der OM getrennte Kassen. Alles Geld, das von der „Doulos“ aus dem Bücherverkauf einging, wurde wieder für den Büchereinkauf verwendet. Der OM-Einkaufsleiter fuhr selbst nach Spanien, um die Verlage zu besuchen und für die Mission geeignete Bücher und Bibeln auszusuchen. Er war ein cleverer Geschäftsmann und studierte alles, was für den Büchertisch nützlich sein konnte.

Dabei entdeckte er, dass Spanien ein Entwicklunghilfeprogramm für Südamerika ins Leben gerufen hatte, um die Ausbildung der Jugend zu fördern. So gab es Schulbücher, die von Spanien nach Südamerika ausgeführt und mit einem Staatszuschuss von 30 Prozent subventioniert wurden. Dazu gehörte auch die christliche Literatur. Er stellte die entsprechenden Anträge, und zeigte mir voll Freude den Geldeingang der spanischen Staatszuschüsse. Die Rechenmaschine in meinem Kopf startete sofort. Der Rabatt beim Einkauf der Bücher lag zwischen 30 und 40 Prozent des Verkaufspreises. Wenn ein Buch um 100 verkauft wurde, so war der Einkauf 60–70. Wenn dann auf die 70 ein Staatszuschuss von 30 Prozent erstattet wurde, so waren dies 30 Prozent aus 70, gleich 21 Prozent des Verkaufspreises. Insgesamt war somit unser Aufwand für einen Verkauf von 100 gleich 49. Wenn wir für 1 Million Bücher verkauften, kostete uns die Anschaffung nur 490.000. Bei Verwendung des gesamten Geldeingangs für den Büchereinkauf müsste damit der Lagerbestand an

Büchern auf dem Schiff rasant steigen. - So wenigstens waren meine rechnerischen Überlegungen.

Das Schiff war um Südamerika herumgefahren. Es passierte den Panama-Kanal und nahm wieder Kurs auf dieselbe Route. Dabei wurden die gleichen Häfen zum zweiten Mal besucht. Da die „Doulos“ schon bekannt war, kamen noch mehr Menschen zu den Veranstaltungen und zur Bücherausstellung auf Deck. Die Verkaufszahlen stiegen gewaltig. Kontakte mit den Missionaren vor Ort und christlichen Gemeinden wurden geknüpft und fragende Menschen an diese verwiesen. Das Schiff fuhr weiter, aber der christliche Same war ausgestreut und brachte Früchte. Viele Berichte zeugten von der guten Arbeit.

Mein ständiges Drängen, eine Lagerbestandsaufnahme auf dem Schiff zu veranlassen hatte Erfolg. Bei der zweiten Durchfahrt durch den Panamakanal, blieb den Beteiligten offenbar Zeit für eine Inventur und ich erhielt eine Riesenliste über Bücher im Lagerbestand des Schiffes mit einem Einkaufswert von über 3 Millionen US-Dollar. Dies bedeutete einen Verkaufswert von etwa 5 Millionen. Beim Trägerverein „Gute Bücher für Alle“ berichtete ich von dem ungeheuren Wert des Bücherbestandes und schlug vor, in der größten Stadt von Südamerika den Verkauf von Büchern in einem dort zu mietenden Buchladen zu betreiben. Dies müsste so viel Ertrag bringen, dass eine Großreparatur des Schiffes finanziert werden könnte. Außerdem wäre der Buchladen ein sehr einträglicher Geschäftszweig für die OM, solange die spanischen Zuschüsse fließen. Jedoch fand mein Vorschlag in der Vereinssitzung kein Echo.

Die erste Schiffsbesatzung, die in zwei Jahren zweimal Südamerika umrundet hatte, wurde nun von anderen Personen abgelöst. Die seitherige Besatzung bestand hauptsächlich aus Deutschen und Engländern. Sie hatten außer ihrer christlichen Einstellung die Fähigkeit, auch mit den technischen Schwierigkeiten des Schiffes fertig zu werden. Zudem waren sie einsatzwillig und hatten auch die Standfähigkeit, in schwierigen Situationen durchzuhalten. Nun war man bestrebt, möglichst viele spanisch sprechende Menschen in die Schiffsmannschaft aufzunehmen, um ein drittes Mal die Häfen in Südamerika zu besuchen. Danach, so beschlossen wir, wäre eine ähnliche Umrundung von Afrika anzustreben.

Für meine Buchhaltung ergaben sich gravierende Änderungen. Der Geldfluss auf das Bücherkonto in Mosbach versiegte und auch der seit-

herige clevere Lehrbucheinkäufer hatte seine zweijährige Tätigkeit beendet. Ersatz war angeblich nicht notwendig, da nun alles von spanisch sprechenden Menschen in der weltweiten OM erledigt würde. Später lud mich Fritz Schuler ein, an einer Feldleitertagung in Brüssel teilzunehmen. Mit Interesse hörte ich mehr über andere Missionsfelder der OM und hoffte, dass auch die zukünftige Planung der Schiffsarbeit Gegenstand dieses Treffens sein würde.

Es wurde gemeinsam gebetet und die Einzelnen berichteten von ihren Missionsfeldern, aber überhaupt nicht von ihren Problemen. Es war ein großes Danken für all das, was Gott weltweit getan hatte. Fast zum Schluss musste auch Fritz einen kurzen Bericht über die OM Deutschland geben. Mich überkam eine gewisse Enttäuschung, weil auch diese Tagung nicht meinen Vorstellungen einer geschäftlichen Besprechung entsprach. Die Nöte, die mich bewegten, wurden wieder nicht tangiert.

Als Letztes kam noch ein Bericht über die Mission in Österreich, der von einem Dolmetscher ins Englische übersetzt wurde. Diesem gab ich ein Zeichen, stieg aufs Podium und sprach ins Mikrofon: „Wir wollen zum Abschluss noch beten.“ Es wurde ganz ruhig im Saal. „Lieber Gott wir danken dir, dass du unsere Gebete erhörst. Wir bitten dich: Hilf dass wir in Zukunft in der OM den Zufall durch Planung ersetzen.“ Ich wiederholte: „Wir wollen den Zufall in Zukunft durch Planung ersetzen! Wir danken dir Herr. Amen!“ Es war totenstill im Raum, als ich vom Podium an meinen Platz zurückging. Man sang aber zum Abschluss noch ein Lied und die Versammlung wurde geschlossen.

Die Teilnehmer diskutierten in Grüppchen und mancher strafende Blick traf mich. Ein Mann erklärte: „Merke dir eines, Planen heißt, den Zufall durch Irrtum zu ersetzen!“ Aber ich war davon überzeugt, dass ich Recht hatte. Denn Irrtum ist etwas für die Unfähigen und nicht für Menschen, mit dem Willen zur Präzision. Ein Feldleiter aus Indien sprach mich an. Er sagte sehr väterlich und demütig: „Gott will, dass wir ihn ständig anrufen und unsere Probleme mit ihm besprechen. Es kann sein, dass wir auch etwas falsch machen. Gott lässt dies zu, damit wir nicht hochmütig werden und Tag und Nacht zu ihm schreien. Gerade wenn es schief geht, erleben wir Jesus, wie er wirklich ist, wie er dem hilft, der ihm vertraut. Es gibt sicher Leute, die rein menschlich alles richtig machen – und dennoch haarscharf daneben liegen! Es gibt auch solche, die etwas wagen und eine ganze Reihe von Fehlern machen. Aber Gott

sitzt im Regiment und er gebraucht sie. Und am Ende kann etwas Großes entstehen. Vieles in der OM hat sich so entwickelt, ohne „professionelle“ Planung von Fachleuten“.

Dieses Bekenntnis bewegt mich bis heute. Denn das Erleben bei der OM beweist, dass Gottes Wege tatsächlich höher sind als unsere, wie es in Jesaja, Kapitel 55, Verse 8-9 steht.

Auf der Heimfahrt von der Tagung sagte Fritz Schuler freudig zu mir: „Du hast eine richtige Sprengbombe in die OM-Sitzung hinein geknallt.“ Einige Zeit später besuchte uns George Miley mit seiner Frau. Ich wartete immer darauf, dass er mich auf mein provokatives Gebet in Brüssel ansprechen würde, aber er war nur freundlich zu mir. Als ich später von einem Mandantenbesuch nach Hause kam, packte meine Frau eifrig unsere Koffer. Sie war ganz begeistert und rief: „Stell dir vor, wir fliegen miteinander nach Rio de Janeiro zur Doulos!“ Ich staunte, denn in drei Tagen sollte es losgehen. George Miley hatte die Flugkarten nach Rio für sich und uns schon besorgt.

Flug nach Rio, mitten ins Geschehen

Er kam zu uns nach Hirrlingen und von da fuhren wir sofort zum Flughafen Zürich, dann im direkten Flug nach Rio de Janeiro. Er sagte, dass wir dringend gebraucht werden, weil wichtige Entscheidungen anstünden. Seine einzige Auskunft war: „Wir müssen beten, beten, beten!“ Nach einem guten Flug kamen wir am Abend auf der „Doulos“ an. Ein kurzes Essen mit den Mitarbeitern, Besprechung des Tagesplanes für den folgenden Tag, dann konnten wir in die für uns vorbereitete Kabine. Todmüde von all den vielen Eindrücken schliefen wir sofort ein.

Gegen Morgen wachte ich sehr früh auf, lauschte auf die Motorgerausche. Ich meinte zu hören, dass nicht ein Stromaggregat, sondern zwei in Betrieb seien und dies im Hafen! Da ich mich auf dem Schiff auskannte, stieg ich in den Maschinenraum. Dort liefen tatsächlich zwei Aggregate. Der Maschinist, ein Deutscher war etwas verzweifelt, denn er hatte am Abend die Nachtwache übernommen. Von Beruf war er gelernter Koch. Er wusste nicht, wie man eine Maschine abstellen kann und erklärte mir, er sei so etwas wie Mädchen für alles und er müsse eben überall einspringen. Nun fragte ich, ob er denn niemand herholen könne, der sich im Maschinenraum auskennen würde. Die Antwort lautete, dass

alle, die sonst hier tätig seien, mit dem Auto bei Missionsvorträgen unterwegs seien. Ich verlangte den Schiffingenieur. Der sei ein Chinese, der sich auf dem Schiff bekehrt habe. Mit Verwunderung hörte ich, dass dieser nie im Maschinenraum sei, sondern bei den christlichen Vorträgen und bei den Einsätzen an Land. Dazu habe er auch die anderen Maschinisten mitgenommen. Ich erfuhr auch, dass in der Küche, in der Bäckerei und in der Schreinerei noch je ein Deutscher sei. Alle anderen aus Deutschland seien in Mexiko nach zweijährigem Einsatz von Bord gegangen.

Zwei unruhige Stunden kämpfte ich mit meiner Entrüstung. Dann ging ich los. Zuerst in die Bäckerei. Erste Frage: „Was sind Sie von Beruf?“ Die Antwort: „Ich bin gelernter Kfz-Mechaniker“ - „Warum sind Sie nicht im Maschinenraum?“ „Der Heilige Geist hat mich hierher geführt“ - „Wo haben Sie das Backen gelernt?“ - „Vor der Abreise habe ich eine Woche lang in einer Bäckerei zugeschaut und viel gelernt“.

Nun eilte ich in die Schreinerei. Ich traf den Mann beim Frühstück und setzte mich zu ihm. Nicht wenig überrascht war ich als er sagte, er habe eine Lehre als Bäcker angefangen, aber er wolle doch später Schreiner werden, das mache ihm mehr Spaß. Wenn er wieder zu Hause sei, wolle er versuchen eine entsprechende Ausbildung zu machen. Die Zeit auf dem Schiff sei für ihn sehr lehrreich gewesen und er glaube, dass er jetzt das Durchhaltevermögen habe, um eine tüchtige Berufslaufbahn als Schreiner einzuschlagen.

Nach dem Frühstück fand ein Gottesdienst statt. Ich staunte, über die vielen jungen Leute, die wunderbar singen konnten. Der Saal war gedrängt voll, obwohl über 200 Leute zum Missionseinsatz auf dem Festland waren. Alles fand in spanischer Sprache statt. Ein gut aussehender junger Mann hielt eine begeisterte Hauptpredigt, die mir von einem Spanier teilweise ins Deutsche übersetzt wurde. Ich wählte mir diesen Mann als Dolmetscher und bedankte mich bei dem Prediger, der mich sofort in seine Kabine zu einer Kaffeerunde einlud. Mit acht südamerikanischen Personen saßen wir in einer kleinen Kajüte. Sie dankten Jesus immer wieder für das Vorrecht, auf dem Schiff sein zu dürfen. Ich beobachtete aber, wie mein Gastgeber, der Prediger, vier gehäufte Kaffeelöffel Nescafé in seine Tasse gab. Die anderen nahmen zum Teil noch mehr.

Das erinnerte mich an drei vom Rauschgift gezeichnete junge Männer, die wir beim Ausbau unseres Missionshofes in Hirrlingen beherr-

bergten. Wir kämpften gemeinsam um das Freiwerden von Drogen. Wenn einer Entziehungsprobleme bekam, gab es Nescafé in hohen Dosen zur Beruhigung. Einmal hörte einer erst nach dem 15. Teelöffel Nescafé auf zu zittern. Erst nach Tagen konnten wir die weit überhöhte Tagesmenge reduzieren. Dieser einst Abhängige ist heute frei und ein verlässlicher Bruder unserer Gemeinde. Er hat eine Familie und gesunde Kinder.

Unseren Schiffsprediger lobte ich und fragte, auf welcher Bibelschule er gelernt habe. Als der Übersetzer diese Frage weiter gab, schauten mich alle entsetzt an und ich begriff, dass hier lauter Analphabeten saßen. Daraufhin bat ich den Dolmetscher, mit mir durch das Schiff zu gehen. Da es überall ziemlich schmutzig war, fragte ich ihn, wo denn die Staubsauger seien. Stolz führte er mich in einen Raum und meinte, dass sie auf dem Schiff viel auf Ordnung hielten. Alle 40 Staubsauger lagen dort auf einem Haufen. Sie waren unbrauchbar und niemand war da, der sie reparieren konnte. Er führte mich zum nächsten Abstellraum am Heck des Schiffes. Dort waren mindestens zwanzig Kubikmeter (!) leere Nescafégläser aufgeschichtet. Auf meine Frage, was sie mit diesen vielen Gläsern vorhätten, antwortete er, dass sie diese einmal sehr gut verkaufen könnten.

Nun wurde mir traurig bewusst, dass das Schiff nach dem Weggang der europäischen Besatzung in Mexiko hauptsächlich spanisch sprechende einstige Rauschgiftsüchtige an Bord genommen hatte. Hier hatten sie auf jeden Fall den Kampf mit ihrer Sucht aufgenommen. Mein Eindruck war, dass die meisten Jesus Christus gefunden hatten und ernsthaft an die Botschaft der Bibel glaubten. Kurz vor dem Mittagessen reichte die Zeit noch, um die Buchausstellung und den Buchverkauf zu besichtigen. Ich staunte über die Leere in den Regalen und mein Dolmetscher erklärte, dass sie alles verkauft hätten und dass auch die Lager leer seien. Ich war umringt von dem Verkaufspersonal und fragte, wer von ihnen der Chef sei. Es wurde mir versichert, dass sie keinen Chef brauchten, denn sie seien alle gleichberechtigt. Ich begriff, dass sie auch alle an den Kassen gleichberechtigt waren, und mit Sicherheit in der Vergangenheit niemand über ihre Tageseinnahmen Rechenschaft geben mussten.

Sie berichteten mir, dass in kürzester Zeit über 600 Südamerikaner auf das Schiff gekommen seien. Alle seien begeisterte Christen, die mit

Freuden ihre Lieder sängen und davon Zeugnis gäben, wie gut sie es auf dem Schiff hätten. Nun folgte die Sitzung mit dem Kapitän, zwei Engländern, George Miley und mir. Es war ein Katastrophenbericht. Die Essensvorräte waren aufgebraucht, die Bücher verkauft, viele Geräte unbrauchbar, nicht bloß die Staubsauger, sondern auch die Küchengeräte und einiges im Maschinenraum.

Schiffsrückführung in letzter Minute und Krisenmanagement

Wir sahen als einzigen Ausweg, die Reise der „Doulos“ so schnell wie möglich abubrechen und nach Europa zurückzukehren. Der Kapitän erklärte, dass er für die Rückreise nur 80 Mann benötige. Der Rest müsse das Schiff so schnell wie möglich verlassen. Die Ölgesellschaft erklärte sich bereit, den Treibstoff für die Rückreise zu liefern, vorausgesetzt, dass die noch offene Rechnung der letzten Lieferung von umgerechnet 40.000 DM sofort bezahlt würde. Es war aber kein Geld zur Verfügung. So füllte ich von mir einen Scheck über diesen Betrag aus und bezahlte damit die Altschulden. Die Öllieferung für die Rückreise kam bereits drei Tage später. George Miley und die zwei Engländer übernahmen die Aufgabe, sofort über 500 Mann der Besatzung zu entlassen. Nur 80 Mann durften auf dem Schiff verbleiben. Den Heimgeschickten wurde erklärt, dass kein Geld mehr da sei, um sie zu verpflegen und dass das Schiff zur Großreparatur in eine Werft müsse.

Meine Frau und ich konnten trotz allem eine dreitägige Reise in die Hauptstadt Brasilia anschließen. Wir bewunderten diese riesige Stadt, die mitten in der Wüste nach Reißbrettzeichnungen geplant und gebaut wurde. Noch mehr staunten wir, als wir Hintergründe über die Finanzierung dieses ehrgeizigen Aufbaus erfuhren. Mammutartige Regierungsgebäude waren mit Marmorfassaden belegt, ebenso Verwaltungsgebäude. Leider fehlten an vielen Bauwerken schon ganze Fassaden. Die Straßen verliefen zwölfspurig. Es gab einen Stadtteil, in dem nur Bäckereien angesiedelt waren. Uns hungrigen Fußgängern fiel es äußerst schwer, irgendetwas Essbares zu finden. Ein anderer Stadtteil bestand nur aus Krankenhäusern, ein anderer aus Metzgereien usw. Die Stadtplaner hatten völlig an gewohnten Realitäten vorbei geplant. Außer Acht blieben die Bedürfnisse von Familien, Touristen, alten Menschen, Fußgängern,

Rollstuhlfahrern und Kindern. Was wir heute als Infrastruktur in einer Stadt bezeichnen, war hier nur teilweise oder am falschen Platz vorhanden. Statt Wohnungen in der Stadt gab es außerhalb Vororte, wo Zehntausende von Menschen in ärmlichsten Hütten hausten.

Als wir zurückkamen, hatte der größte Teil der Besatzung das Schiff bereits verlassen. Die Mannschaft war zusammengeschrumpft auf die benötigten ca. 80 Personen. Auf Kredit um ca. 100.000 DM wurden Treibstoff und Lebensmittel für die Atlantiküberquerung angeliefert. Auch das Trinkwasser wurde auf Kredit beschafft. Kurz nach unserer Rückkehr zum Schiff begann unser Heimflug. Lange bedrückten mich diese Erlebnisse. Einerseits sah ich die Möglichkeiten, die wir mit dem Wert des großen, bezahlten Buchbestandes gehabt hätten. Andererseits machte ich mir Gedanken, was aus all diesen Menschen, die das Schiff so schnell verlassen mussten, wohl geworden ist.

Anlässlich eines Treffens der internationalen Mitarbeiter der Operation Mobilisation bekam ich vom Gründer George Verwer die Antwort. Er berichtete, wie durch die gläubigen jungen Menschen, die damals in Rio de Janeiro das Schiff zu Hunderten verlassen mussten, eine große Missionsbewegung und Erweckung ausgelöst wurde. Gott sitzt im Regiment und entgegen unserem logischen Denken baut er sein Reich. Oft sind es gerade Ereignisse, von denen wir meinen, dass Vieles verkehrt gelaufen sei, die sich am Ende als genau richtig erweisen.

Die Ankunft des Schiffes in Bremen wurde mir telefonisch mitgeteilt. Wieder wurde von Wundern berichtet. Aber die letzten fünf Tage auf See seien besonders hart gewesen. Das Schiff musste mit dem kleinen Stromaggregat auskommen. Alle Lampen und auch die Lüftungen in den unteren Räumen fielen aus. Die Kochkunst beschränkte sich auf Eintopf, da nur noch eine einzige Kochplatte eingeschaltet werden konnte. Alle anderen waren unbrauchbar. Die ganze Mannschaft musste im großen Essraum übernachten und wohnen. Von der Besatzung wurde es als Gebetserhörung betrachtet, dass dieses letzte Stromaggregat die ganze Überfahrt durchgehalten hatte. Bei dessen Versagen wäre die OM mit einem See-Notfall und den verheerenden finanziellen Folgen einer solchen Katastrophe lange beschädigt worden. Ich als Reeder dieses Schiffes wäre in diesem Fall zur Verantwortung gezogen worden.

Bei der nächsten Sitzung des Vereins „Gute Bücher für Alle“ gab es sonderbarerweise keinen Kaffee wie sonst üblich. Die Beteiligten saßen

am leeren Tisch. Der Vorsitzende erklärte mir, unsere Brüder auf dem Schiff hätten so viele Entbehrungen ausgehalten, dass wir aus Solidarität mit der Besatzung auf den üblichen Kaffee verzichten wollten. Ich stand auf und holte mir eine Tasse Kaffee in der Küche. Als ich wieder ins Zimmer kam, war der erste Beschluss schon gefasst. Das Schiff musste sofort wieder in See stechen und die Häfen in Afrika besuchen. Es sei das Schiff des Herrn und müsse unbedingt Seelen retten. Wieder empfand ich den Gegensatz zwischen mir und diesen gläubigen Brüdern, die ja das Beste wollten, aber in der Geschäftspraxis so gar nicht auf meiner Wellenlinie lagen.

Kurz entschlossen begann ich eine lange Rede. Ich schilderte die Zustände auf dem Schiff und versuchte, klar zu machen, dass ein Stromaggregat zum Kaufpreis von etwa 800.000 DM unbedingt eingebaut werden müsse. Mit mindestens 100 freiwilligen Helfern müssten die vielen Kabel auf dem Schiff entfernt und alle Stromleitungen neu verkabelt werden. Der Küchenherd müsse ersetzt werden, dazu sämtliche Staubsauger und Kühlgeräte. Die Außenhaut sei zwar in Ordnung, aber innerhalb des Schiffes seien viele Schweißarbeiten dringend notwendig. Den Verantwortlichen rechnete ich vor, dass ein finanzieller Aufwand von mindestens 1,5 Millionen DM angebracht sei.

Die erste Aufgabe des Vereins sei es nun, möglichst viele Spendengelder aufzutreiben. Handwerklich begabte freiwillige Helfer müssten auf das Schiff nach Bremen gehen. Ich rechnete ihnen vor, dass es mindestens zwei Jahre dauere, um das Schiff auf den technisch notwendigen Stand zu bringen und schloss: „Ihr könnt von mir aus beschließen, was ihr wollt, aber ich weiß, dass es jetzt keine Möglichkeiten und auch keine Wunder mehr gibt, die das erübrigen, was offensichtlich ist.“ Die Sitzung endete nach einer erregten Diskussion ohne weitere Beschlüsse. Fritz Schuler folgte mir auf den Parkplatz und freudig sagte er: „Wir sind heute ein großes Stück weitergekommen.“ Aber ich war aufgebracht und zweifelte am Verstand der Brüder.

Faktische Ohnmacht des Reeders und Steuerberaters

Kurze Zeit später erreichte mich ein Anruf von Dekan Rolf Scheffbuch. Entrüftet hielt er mir vor, dass die OM nun pleite sei, nachdem ich an leitender Stelle tätig wäre. Die evangelische Kirchenleitung in Stuttgart

habe zur Rettung der OM einen Betrag von 40.000 DM überwiesen, obwohl sie selbst zu wenig Geld habe. Am Tage darauf erreichte mich ein zweiter Anruf von einem Geschäftsmann aus Mitteldeutschland. Dieser war noch unfreundlicher. Er nannte mich einen Versager und Taugenichts. Wie könne eine Missionsgesellschaft, die in leitender Stellung einen Steuerberater habe, in solche Not kommen!? Zur Überwindung der ersten Schwierigkeiten habe er nun sofort 100.000 DM überwiesen, obwohl er dieses Geld für einen anderen christlichen Zweck bereithielt. Der Gipfel war ein anonymes Anruf, der so niederschmetternd und beleidigend war, dass ich ihn hier nicht wiedergeben kann.

Zwar verantwortlich als Reeder der „Doulos“ und Mitbegründer des Trägervereines, sah ich persönlich keine Möglichkeit, in das große Glaubenswerk der OM einzugreifen. Die Strukturen erschienen mir in vielen Dingen unverständlich und machten mir Not. Ich verstand zwar einiges von der Organisation eines Fabrikations- und Gewerbebetriebes. Eine Sache, die ich selbst planen und erledigen konnte, soll und darf ich zwar Gott vertrauensvoll im Gebet hinlegen, aber muss ich nicht auch meinen Teil dazu tun?!

Als George Verwer die OM gründete, war er ein junger Mann, der mit vielen Gleichgesinnten Jesus Christus verkündigte und aufgrund der klaren Botschaft einen großen Zulauf hatte. Dadurch konnte er dieses Werk ständig ausdehnen. Er war eine Persönlichkeit, die zweifellos zur Führung dieser Bewegung berufen war. Sein Glaubensleben war für mich faszinierend und doch hat Gott mich anders geschaffen und anders geführt. Wie gut, dass er für jeden von uns einen hohen Plan hat. In der Ewigkeit dürfen wir einmal alles staunend erkennen.

So schwankte ich zwischen Bewunderung und Kritik. Es zeichnete sich klar ab, dass ich von mir aus nichts unternehmen konnte. Der Einzige, der ohne große Worte begriff, was mich bewegte, war der Leiter der Deutschen OM, Fritz Schuler. Demütig muss ich allerdings zugeben, dass die Glaubensstruktur der OM sich sehr bewährt!

Krisensitzung in London, Erschrecken und Tumulte

Überraschend fand in London eine Krisensitzung der OM statt, bei der nur die obersten Leiter der OM mit George Verwer sowie Beratern und Freunden aus London eingeladen waren. Ich lehnte meine Teilnahme ab.

Fritz aber ließ nicht locker und sagte: „Du bist der wichtigste Mann in dieser Sitzung, wenn du nicht dabei bist, hat sie überhaupt keinen Wert.“ Wir trafen uns auf dem Flughafen Stuttgart. Am Gate beim Einchecken stand schon unser Vorsitzender mit zwei Vereinsmitgliedern. Ich war froh, dass wir beide hinten im Flugzeug saßen und die anderen Teilnehmer vorne. So konnten wir unsere Sorgen ungestört austauschen.

Die Lufthansa führte für Geschäftsleute spezielle Flüge ein, die ich beruflich schon früher kennen gelernt hatte. Man startete in Stuttgart gegen 9:00 Uhr und war gegen 11:00 Uhr in London. Der Rückflug startete am selben Tag in London gegen 17:00 Uhr. Es blieben etwa sechs Stunden zur Verfügung. Für Hin- und Rückfahrt zum Besprechungsort mussten ca. zwei Stunden angesetzt werden. Für die geplante Sitzung verblieben noch vier Stunden. Ich beriet dort eine Maschinenfabrik, die in England eine Filiale hatte. Da ich nach dem Doppelbesteuerungsabkommen in der deutschen Bilanz auch die Ergebnisse der englischen Filiale angeben musste, flog ich in der Regel zweimal im Jahr nach London, um mir die entsprechenden Daten in einem dortigen Steuerberaterbüro zu holen.

Wir kamen in London an. Zur Besprechung trafen wir uns in der alten Kirche in einem Vorort von London. Es standen etwa 20 Personen davor, die ihre alten Bekannten in der deutschen Abordnung freudig begrüßten. Ich war unbekannt und zögerte etwas, bezahlte die Taxis und hörte dann, wie innen ein Mann laut redete. Beim Nähertreten begriff ich, dass dort der Gründer der OM, George Verwer predigte. Er wirkte etwas aufgeregt und ich verstand nur einige Bibelstellen. Offensichtlich hielt er eine Bibelstunde. Dabei hatte ich doch eine Krisensitzung erwartet!? Darunter verstand ich die Besprechung der Probleme und zukünftiger Lösungsansätze für die entstandene Finanz- und Schiffskrise.

Mit Schrecken überlegte ich, dass im Anschluss wohl Friedrich Hänsler biblisch weiter machen würde, und wir wieder nicht an die Aufarbeitung der brennenden Probleme kämen. Wir hatten doch nur wenige Stunden Zeit! Leise ging ich weiter nach vorne. George Verwer stand auf einem kleinen Podium und vor ihm auf dem Steinboden waren Holzstühle aufgestellt. Ich betrachtete die Zuhörer. Fast alle erschienen in schwarzem Anzug mit weißem Hemd. Offensichtlich galten für die OM in London andere Bekleidungs Vorschriften als bei uns in Deutschland. In Verzweiflung über diese Art von Krisensitzung betete ich: „Lieber Gott,

wenn ich nur eine kleine Sprengladung zünden könnte, würden sie sich erinnern, wer der Fürst dieser Welt ist, in der sie leben und anfangen, auch über weltliche Gegebenheiten mehr nachzudenken.“ Gott versteht eine Menge Humor, das habe ich schon öfters erlebt.

Plötzlich dreht einer der Engländer den Kopf zu mir, er springt hoch, sodass sein Stuhl krachend auf den Steinboden donnert. Dabei ruft er laut „Eberspächer“ und kommt auf mich zu. Wie auf Kommando springen alle auf, mehrere rufen laut meinen Namen. George Verwer steht entsetzt auf dem Podium, als ihm alle den Rücken zukehren. Nach einiger Zeit erklärt er, dass er persönlich mit dem „Eberspächer“ ein Gespräch unter vier Augen führen wolle.

Welch ein Zufall oder war es eine Fügung? Bei meinen früheren Besuchen in London hatte ich ein Beratungsbüro ausgesucht, wo ich die Fragen zum Doppelbesteuerungsabkommen klären konnte. Der englische Bürochef war mit einer deutschen Frau verheiratet und sprach perfekt deutsch. Er wusste damals nicht, dass auch ich mit OM zu tun habe, und ich wusste nicht, dass er mit anderen Steuerberatern und Rechtsanwälten für den englischen Zweig der OM tätig war. An diesem besonderen Tag waren alle in der Kirche anwesend.

Nachdem ich früher in Brüssel mit meinem Gebet für Planung statt Zufall viele OMer verletzt hatte, betete heute einer der Brüder, dass dieser „Eberspächer“ sich vollends zu Jesus Christus bekehren möge. Darauf hin betete ein anderer Engländer, dass die Anregungen und Wünsche des „Eberspächer“ in der OM doch beherzigt würden und der Führungsstil sich ändern möge. Wie man mir später berichtete, gab es in London etliche Diskussionen über mich als den womöglich gottlosen Reeder der „Doulos“. Hatte dieser es doch in einer großen Sitzung gewagt, unvernünftig an der OM-Leitung Kritik zu üben!

Es war für etliche Anwesende ärgerlich, dass ich nicht in ihre Vorstellung eines OM-Mitarbeiters passte. Dies war augenscheinlich auch der Grund, warum alle auf das Stichwort „Eberspächer“ so aufgesprungen waren und die Bibelstunde unterbrachen. Mein englischer Steuerberaterkollege aber freute sich sichtlich, dass wir anschließend mit George Verwer in der Sakristei eine Privataudienz hatten.

Wes das Herz voll ist, läuft der Mund über, sagt das Sprichwort. Voller Entrüstung über das wirtschaftliche Unverständnis meiner Mitchristen, mit denen ich mich doch so verbunden fühlte, redete ich auf George

Verwer ein. Ich dachte: „Endlich habe ich jetzt den Mann vor mir, der alles ändern kann!“. Mein Dolmetscher und Berufskollege war meiner Meinung als ich sagte: „Sie haben die Verantwortung für über 2.000 Mitarbeiter in der OM und dieses Werk muss dringend umorganisiert werden. Es gibt in der OM keine klaren Führungsstrukturen und keine einheitliche Organisation. Die OM hat keine durchgreifende Planung, keine Buchhaltung und keine ordentliche Geldverwaltung“.

Ich fuhr fort: „Geld ist nicht nur Mammon, sondern Geld ist eine Sache, die dazu da ist, dass man sie zählt, dass man mit ihr plant und dass man sie ausgibt, um seine Ziele zu verwirklichen!“ George Verwer war erregt aufgesprungen. Er ging hinaus in den Kirchensaal und unterbrach den erfahrungsgemäß sehr guten Vortrag von Friedrich Hänsler. Wieder gab es einen Tumult in der Kirche. Die anwesenden Steuerberater und Rechtsanwälte verlangten nun, dass ich durch Dolmetscher meine Gedanken und Vorschläge allen vortragen sollte. Nach der Abstimmung, die zugunsten meiner Argumente ausfiel, verließen George Verwer mit zwei Brüdern die Versammlung.

Ansätze für Neuorganisation – Gott ist im Regiment!

Man rief mich nach vorne und ich referierte mit meinem Dolmetscher über die Neuorganisation. Ich brachte zum Ausdruck, dass die weltweit operierende OM wie ein Industriebetrieb organisiert werden müsse. Eine Art Vertriebsleitung solle für die Planung der Missionsarbeit verantwortlich sein, auch eine Finanzabteilung müsse dringend aufgebaut werden. Eine andere Abteilung solle den Kauf von Literatur weltweit steuern. Ganz wichtig sei eine Personalabteilung, die klare Vorschriften macht, wer was zu tun hat. Grundsätzlich sei es notwendig, in der Zentrale eine Personalkartei zu führen, in welcher persönlicher Werdegang, Ausbildung und insbesondere alle Fertigkeiten und Möglichkeiten jedes Mitarbeiters ersichtlich seien.

Menschen, die keine Schulausbildung haben und nicht lesen und schreiben können, dürften auf keinen Fall eine Führungsposition im Missionswerk einnehmen. Grundsätzlich seien die Engländer, die Amerikaner und die Deutschen durch ihre Tradition und Ausbildung für Führungsaufgaben mehr geeignet als alle anderen. Wichtig sei, dass man nicht Menschen mit aktiver Rauschgifterfahrung oder sonstigen negati-

ven Neigungen in eine führende Position einsetzt. Grundsätzlich müsse die Finanzzentrale in bestimmten Zeiträumen eine Bestandsmeldung über alle weltweiten Geldbeträge erhalten. Buchbestände, auch Mängellisten und Wunschlisten seien anzufertigen und müssten laufend geprüft werden. Ziel müsse sein, dass die OM effektiver wirtschaftete und dass die Schiffe schnellstens auf einen technisch brauchbaren Zustand kämen.

Aus den Zuhörerreihen kamen noch verschiedene Fragen, die ich beantwortete. Nach einem kurzen Händeschütteln mussten wir eilig zum Flughafen. Dort angekommen, meinte unser Vorsitzender: „Du hast ohne Luft zu holen zwei Stunden lang den Heiligen Geist beleidigt, und dazu sind wir extra nach London geflogen!“ Ganz kleinlaut saß ich jetzt neben Fritz im Flugzeug. Der hingegen freute sich: „Heute war ein großer Tag in der OM. Du hast heute die alten Strukturen in die Luft gesprengt. Nun wird sich vieles ändern.“

Drei Wochen später war es soweit. Verschiedene Engländer kamen aus London“. Sie besprachen mit mir ihre Pläne zur Neuorganisation der OM. Auch die Gestaltung und den Kontenplan einer weltweiten Buchhaltung und viele Dinge, die ich in London angeregt hatte, sollten sofort in Angriff genommen werden. Sie sagten mir, dass alle OM-Leute, die mich damals in der Kirche gehört hätten, hinter dieser Umgestaltung stünden. George Verwer sei für die nächsten vier Monate auf einer Missionsreise in Indien. Bis er wiederkomme, müsse alles eingeführt sein und reibungslos funktionieren. Organisation und Planung wurden in den folgenden Wochen immer moderner und besser.

Unser Schiff besuchte anschließend die nordeuropäischen Häfen. Hunderte von freiwilligen Helfern arbeiteten in ihrem Urlaub auf der „Doulos“ und weltweit wurde viel Geld gespendet. In einer norwegischen Werft wurde eine Außenwand des Schiffes vorübergehend entfernt, damit alle sieben Schrottgeneratoren ausgebaut werden konnten. Ein modernes Stromaggregat um ca. 700.000 DM und ein kleineres Hilfsaggregat für Notfälle konnten eingebaut werden. Die Steuerung, die Bäckerei und die Küche wurden endlich modernisiert. Auch die gesamte Elektrik konnte Schritt für Schritt erneuert werden. Nach zweieinhalbjährigen Reparaturen startete ein total renoviertes Schiff zu neuen Zielen. Das Schiffsbüro in Mosbach überwachte alles über Funk, später über Fax. So konnten sachgerechte Fragekataloge zwischen dem Büro in Mos-

bach und dem Schiff wie auch zwischen den einzelnen Missionsfeldern ausgetauscht werden.

Es entstand eine geänderte Führungsstruktur. Alle Vorgänge auf den Missionsfeldern wurden ab sofort hinterfragt. Ein Feldleiter aus dem Osten klagte einmal: „Die Westländer, d.h. die Leute in London und Mosbach verstehen überhaupt nichts von unserer Missionsarbeit. Trotzdem meinen sie, dass sie uns Vorschriften machen könnten!“ Fritz berichtete mir von einem Missionar in Indien, der größere finanzielle Unterstützung anforderte und auch erhielt. Trotz mehrfacher Aufforderung gab dieser keine Rechenschaft über die Verwendung des Geldes. Fritz besuchte ihn deshalb voll Sorge in Indien. Dieser Mann hatte durch Geschenke an Menschen in Not diese in seine Versammlung und zur Bekehrung und Taufe gebracht. Die Bekehrten haben dann wieder viele andere eingeladen. So entstand eine sehr große, lebendige Gemeinde. Der Missionar sagte ganz demütig zu Fritz: „Entschuldige bitte meine Versäumnisse. Die Ernte ist reif und ich habe keine Zeit, mir über eure Fragebogen aus Mosbach Gedanken zu machen“.

Eines bin ich gewiss, Gott hat mich auf seine eigentümliche Weise benutzt, um dem Missionswerk Operation Mobilisation eine neue Struktur zu geben, mit der es erfolgreich weiter arbeiten kann. Es ist für mich interessant zu beobachten, dass 20 Jahre später eine junge Führungsgeneration gekommen ist, die wieder einschneidende Änderungen bringt. Mir bleibt nur das Staunen und Danken darüber, wie Gott segnet und durch uns schwache, fehlerhafte Menschen sein Reich baut.

Krisen, Hoffnungen und Ende meiner Steuerberatung

Mit den Mitarbeitern hatte ich wieder einmal schwerwiegende Besprechungen über die gerade zu bearbeitenden Bilanzen. Wie üblich kamen dazwischen auch telefonische Rückfragen. Als es gegen 11:00 Uhr ruhiger wurde, fiel mir ein, dass ich am frühen Vormittag versprochen hatte, sofort einen Antrag beim Finanzamt zu stellen. Ich nahm das Diktiergerät, konnte mich aber einfach nicht mehr erinnern, was ich mit wem besprochen hatte. In der Bürozentrale bat ich, mir zu sagen, wer der Besucher war und mir seine Akte zu bringen. Aber alles Studieren in den Unterlagen half nicht weiter. Durch eine Mitarbeiterin ließ ich dort anrufen mit dem Hinweis, dass sie die Sache vorbereiten müsse. Dabei sollte sie den Sachverhalt noch einmal erforschen.

Am Nachmittag, als ich gerade für einen Kundenbesuch die Akten zusammenpackte, erreichte mich noch ein Telefongespräch. Wegen der Dringlichkeit des Falles versprach ich, auch diesen Mandanten am Abend noch zu besuchen. Als ich beim ersten Kunden fertig war, saß ich im Auto und wusste nicht mehr, wem ich noch einen Besuch versprochen hatte. Unverrichteter Dinge kehrte ich heim. Am Tag darauf diktierte ich die Rechnung an einen Mandanten für die Bilanz. Die Schreibkraft reklamierte, dass ich diese Rechnung bereits vor zehn Tagen diktiert hatte. Die Nachprüfung bedeutete für mich einen Schock. Der Abschluss mit Rechnung war dem Mandanten längst übergeben worden. Versehentlich waren seine Unterlagen bei mir liegen geblieben. Ich hatte diese einem anderen Sachbearbeiter übergeben, der diese Bilanz samt Steuererklärungen ein zweites Mal ausfertigte.

Trotz aller Anstrengungen vergaß ich weiterhin wichtige Dinge. Nichts mehr konnte ich alleine tun. Ständig hatte ich eine Steuerberaterin bei mir, die sämtliche Telefongespräche festhielt und all mein Tun überwachte. Ein Arztbesuch erbrachte den Befund, dass ich weit über meine Leistungsfähigkeit hinaus gearbeitet hätte. Ich müsse meine Tätigkeit

sofort beenden, wenn ich nicht überraschend auf der Strecke bleiben wolle. Bei allen Untersuchungen konnte man jedoch keine ernsthafte Krankheit feststellen. Eine Schwächung aller Organe zeigte sich aber deutlich. Nach Meinung der Ärzte war es nur noch eine Frage der Zeit, auf welche Art und Weise ich endgültig arbeitsunfähig sein würde.

Vergebliche Hoffnungen

Wie konnte es soweit kommen? Ich empfand den Beruf eines Steuerberaters als Idealberuf. Menschen zu helfen, sie zu beraten und dabei auch noch Geld zu verdienen, was kann es Besseres geben? Ich beschäftigte durch die Treuhändertätigkeiten und mit der Durchführung vieler Buchhaltungen nun insgesamt 36 Mitarbeiter. Normalerweise hätte ich schon bei der halben Größe einen mitverantwortlichen Teilhaber aufnehmen müssen. Mein Büro hatte ich so organisiert, dass vier Gruppen Bilanzen und Steuererklärungen für mittlere und größere Betriebe fertig stellten und dies alles von mir durchgesehen wurde. Zwei Spezialisten arbeiteten ausschließlich mit mir zusammen für die Treuhandangelegenheiten. Die Buchhaltung erledigte eine versierte Frau als Gruppenleiterin mit acht Mitarbeitern. Die Lohnsteuerjahresausgleiche und die kleinen Fälle wurden von zwei ausgebildeten Steuergehilfen mit den Lehrlingen selbständig erledigt. Die Schreibkräfte und weiteren Hilfskräfte musste ich nicht beaufsichtigen. Eine unserer Töchter arbeitete in meinem Büro. Als Gruppenleiterin mit verschiedenen Mitarbeitern war sie eine tragende Säule des Beratungsbetriebes. Sie hatte vorher die Ausbildung zur Steuerfachgehilfin durchlaufen und bildete sich in zusätzlichen Kursen intensiv im Steuerrecht weiter. Dadurch konnte sie einen größeren Mandantenkreis selbständig betreuen.

Lange gehegte Illusionen musste ich korrigieren und lernen, unsere Kinder ihre eigenen Wege gehen zu lassen. Die größten Hoffnungen hatte ich auf unseren Sohn gesetzt. Ich glaubte fest, dass er der geborene Fachanwalt für Steuerrecht würde und hatte die Vorstellung, dass wir einmal miteinander „ganz große Aufträge“ übernehmen würden, welche ich in Ermangelung juristischer Kenntnisse nicht anpacken konnte. Heute ist unser Sohn ein begehrter Rechtsanwalt und betreibt seine eigene Kanzlei mit über 20 Mitarbeitern. Er ist glücklich verheiratet und hat zwei Kinder, die bereits Jura studieren.

Zu unserer großen Freude verlobte sich unsere Tochter. Sie besuchte anschließend die Bibelschule Klostermühle der „Fackelträger“ und heiratete ein Jahr später. Unser Schwiegersohn ist heute in eigener Beratungspraxis als psychologischer Psychotherapeut tätig. Seine Schwerpunkte sind: Patientenbehandlung sowie Dozent und Supervisor in der Ausbildung von Psychologen und Ärzten. Sie sind eine glückliche Familie mit drei erwachsenen Kindern. – Damals wussten wir noch nichts von weiteren auf uns zukommenden Personalproblemen. Zu meiner Überraschung kündigten nach dem Weggang meiner Tochter ihre beiden Teammitarbeiterinnen, da sie ihre geschätzte Chefin zu sehr vermissten.

Auf den Rat der Ärzte versuchte ich nach der alarmierenden Leistungskrise, mir die Arbeit entsprechend einzuteilen. Wieder beteten wir, Gott möge uns den rechten Weg zeigen. Wenn allgemein bekannt geworden wäre, dass ich nicht mehr voll leistungsfähig sei, hätten die anspruchsvolleren Mandanten wohl das Beratungsverhältnis bei mir gekündigt. Es tat weh, alle eigenen Pläne und auch die Hoffnungen auf unsere Kinder aufzugeben. Nur widerwillig studierte ich Anzeigen jüngerer Kollegen, die Steuerbüros kaufen wollten.

Wachsende Ausweglosigkeiten

Verschiedene Interessenten kamen, aber es passte nie zusammen. Wir beteten weiter um den richtigen Weg, ohne jede Vorstellung, wie dieser aussehen könnte. So ging das Jahr 1979 zu Ende. Am ersten Arbeitstag im neuen Jahr meldeten sich die Eltern eines Mitarbeiters. Die Frau weinte. Ihr Sohn hatte die Weihnachtsfeier seines Sportvereines besucht. Die Ärzte waren der Meinung, dass ihm irgendwer Rauschgift gegeben habe. Er musste in eine psychiatrische Klinik eingeliefert werden, voraussichtlich für ein halbes Jahr.

Zwei Tage später saß ein sehr sorgengezeichnetes Ehepaar in meinem Chefzimmer. Ihre Tochter war eine meiner besten Buchhalterinnen. Sie berichteten, dass ihre kleine Enkeltochter über die Feiertage zu ihnen gekommen war. Seit dem Jahreswechsel sei jedoch ihre Mutter nicht mehr aufzufinden. Von den Nachbarn erfuhren sie, die Tochter hätte die Wohnung geräumt und sei mit ihrem amerikanischen Freund nach Amerika ausgewandert.

Mitte Januar kamen die übrigen Mitarbeiter vom Urlaub zurück. Meine Stellvertreterin erklärte freudig, sie sei schwanger und werde Ende März ihren Freund heiraten – und kündigte. Noch am gleichen Tag meldete eine weitere Buchhalterin, sie sei schwanger und wolle zu ihrem Freund nach Bayern ziehen. Kaum hatte ich mich von meinen Schrecken erholt, da kündigte die nächste Buchhalterin fristlos. Sie wolle demnächst mit ihrem ägyptischen Freund, einem Ingenieur bei Daimler-Benz, nach Kairo auswandern.

Im März hatten wir die Bilanzbesprechung für unseren größten Kunden. Mitten in die Diskussion mit den Inhabern stürzte eine Buchhalterin aufgeregt herein und sagte zu mir. „Ich muss Sie sofort sprechen. Ich brauche Sonderurlaub!“ Auf den Hinweis, dass ich in einer Stunde fertig und wir die Sache besprechen könnten, rannte sie fort und knallte die Türe zu. Als meine Kunden weg waren, überreichte mir ihre Kollegin die fristlose Kündigung der langjährigen Buchhalterin. Ihr Mann, ein IBM-Mitarbeiter wurde Hals über Kopf für mindestens fünf Jahre nach Mexiko versetzt. Seine Frau bestieg mit ihm am nächsten Tag das Flugzeug auf Nimmerwiedersehen.

Die nächste Kündigung erhielt ich von meiner besten Schreibkraft. Ich wusste nicht, dass sie in Spanien aufgewachsen war und dort die Schule besucht hatte. Von der Firma IBM erhielt sie nun ein Angebot mit dem dreifachen Gehalt, als zweisprachige Sekretärin eines Exportingenieurs. – Nach einem Autounfall kündigte bald darauf ein Buchhalter. Ebenso ein junger Steuerberater, der von seinem früheren Chef, bei dem er seine Grundausbildung erfahren hatte, als Teilhaber und späterer Nachfolger eingestellt wurde.

Damals stand ich hilflos vor schier unlösbaren Problemen. Zwölf bestens eingearbeitete Mitarbeiter waren innerhalb von sechs Monaten ausgeschieden und ich konnte den Beratungsbetrieb fast nicht mehr aufrechterhalten. Verzweifelt suchte ich nach Ersatz. Eine neue Schreibkraft wechselte noch in der Probezeit zu einem Rechtsanwalt. Eine ebenfalls eingestellte Steuergehilfin erwies sich als unfähig, Bilanzen und Steuererklärungen zu erstellen, da sie vorher nur Buchhaltungen erledigt hatte. Eine weitere Steuerfachgehilfin störte sich an unserem Großraumbüro. Anderen neuen Mitarbeitern erschien die Arbeitsweise zu hektisch und sie kündigten noch in der Probezeit. Ebenso erwies sich die Einstellung eines Steuerberaters als Katastrophe. Mitarbeiter melde-

ten mir, dass er sehr viele Kopien machte, die nachher nirgends mehr gefunden werden konnten. Die Lösung des Rätsels brachten mir zwei Mandanten. Diese erklärten, dass mein Angestellter sich jetzt selbstständig mache und sie gebeten habe, bei mir zu kündigen. Fristlos musste ich ihn entlassen.

Es bestand keine Möglichkeit mehr, die Praxis in der seitherigen Weise fortzuführen. Da blieb nur noch der Verkauf. Aber wer sollte kurzfristig all die entstandenen Beratungsrückstände aufarbeiten können? Ein Mandant besuchte mich unangemeldet mit einem jungen Wirtschaftsprüfer. Dieser zeigte sich sehr aufgeschlossen, als ich meine Probleme andeutete. Er betreibe in Stuttgart mit zwei weiteren Wirtschaftsprüfern ein Büro und schwärmte von seinen vielen guten Mitarbeitern. Mangels Aufträgen sei der Betrieb aber bei weitem nicht ausgelastet. Daraufhin bot ich ihm die Übernahme meiner Praxis an. Er telefonierte mit seinen Kollegen und eine Stunde später kamen diese. Wir berieten kurz, was zu tun sei. Ich bot an, nach Zahlung des Kaufpreises alles zu übergeben und noch ein Jahr lang halbtags mitzuarbeiten, damit der Übergang reibungsloser verlaufe. Der Kauf wurde sofort perfekt, zumal einer der Wirtschaftsprüfer die neueste Rechtsprechung der Finanzgerichte gut kannte. Demnach konnte der Kaufpreis bei einem Notverkauf vom Käufer steuerlich sofort gewinnmindernd abgeschrieben werden. Alles ging reibungslos.

Ich arbeitete nur noch halbtags als Auskunftsperson für meine Nachfolger. Es machte große Freude zu beobachten, wie alles wieder ins Laufen kam. Die Zufriedenheit meiner früheren Mandanten sprach für sich. Bei der Vertragsgestaltung für den Verkauf der Praxis hatte ich ganz vergessen, wie ich unseren Zehnten für Gott leistete. Zehn Prozent meiner Mitarbeiter arbeiteten honorarfrei für christliche Werke. Auch wurden für mancherlei Problemfälle und Notleidende keine Rechnungen geschrieben. Meine Nachfolger zeigten für so etwas wenig Verständnis. Gott sei Dank fand ich auch für diese Spezialmandate rasch geeignete Nachfolger.

Unser Missionshof – im schwäbischen Hirrlingen

Der Einzige, der mir zum Verkauf meines gut gehenden Steuerberatungsbüros gratulierte, war ein Freund aus unserem Bibelhauskreis. Er besuchte mich sofort, nachdem er davon erfahren hatte. Früher betrieb er eine umfangreiche Metallgießerei im Kreis Böblingen. Da seine Verkaufspreise immer mehr von Gießereien aus Polen unterboten wurden, verlor er die meisten seiner Kunden, die er jahrzehntelang zu deren Zufriedenheit bedient hatte. Er musste den Betrieb aufgeben. Ich weiß noch, wie er damals sehr gefasst zu mir sagte: „Nun habe ich endlich ausgiebig Zeit, die Bibel zu lesen, Bibelstunden zu besuchen und zu beten.“ Er sagte weiter zu mir: „Ich habe dich beobachtet und gesehen, welche Mühen du dir mit deiner Arbeit gemacht hast. Mein jahrelanges Gebetsanliegen ist nun in Erfüllung gegangen. Du bist jetzt auf dem Wege, Jesus Christus besser kennen zu lernen und ihm ganz nachzufolgen.“ Dass er recht hatte, konnte ich zwar nachvollziehen, aber mich bedrückte noch so viel Unerledigtes. Es wurde ein längerer Prozess, bis ich dann zum inneren Gleichgewicht fand.

Der ärztliche Befund fiel nicht gerade positiv aus. Neben der Vergesslichkeit litt ich an Durchblutungsstörungen hauptsächlich in den Händen und Beinen. Ich sollte jeglichen Stress vermeiden und mich möglichst viel in frischer Luft bewegen. Ich erinnerte mich an die Zeit im Lazarett, als die Ärzte erklärten, ich bliebe ein Leben lang herzkrank. Darauf hatte ich damals erwidert, dass ich einmal einen Bauernhof betreiben würde, mit Gästen, welche die Bibel lesen, beten und zur Ruhe kommen wollten.

Die Vorstellung, einen „Missionshof“ zu führen, beglückte mich zutiefst. So zog ich mit meiner lieben Frau, die nur wollte, dass ihr Mann wieder gesund wird los, um den idealen Bauernhof zu finden. Unser Weg führte uns durch den süddeutschen Raum bis zum Bodensee, auch bei Nürnberg besichtigten wir einen landwirtschaftlichen Betrieb. Besonders überprüften wir die Umgebung von Tübingen. Auf einige Annoncen kam ein günstiges Angebot aus Hirrlingen, Kreis Tübingen. Meine Frau war

ganz begeistert von der sanften Hügellandschaft und dem mittelalterlichen Schloss, mitten im Ort. Bald sollte ich Hobbylandwirt in diesem schönen Dorf bei Rottenburg am Neckar werden.

Das streng katholische Dorf

Die alte Tradition des Dorfes schrieb vor, dass der Bürgermeister alle Bewohner an Silvester zu einem Jahresrückblick einlud. Man traf sich in der Festhalle bei lauter Blasmusik. Ich traute meinen Ohren nicht, als der Bürgermeister plötzlich sehr ernst verkündete: „Zwei schwere Unglücke haben uns in diesem Jahr getroffen. Zwei Kinder begingen Selbstmord und ein Fremder hat auf unserer Markung Äcker gekauft.“ Schon früher war mir aufgefallen, dass mir manche Menschen aus dem Weg gingen oder wenn ich grüßte, sich sofort wendeten. Einige kamen aber heimlich und boten mir weitere Äcker zum Kauf an. In kürzester Zeit besaß ich mehr Ackerland als ursprünglich geplant. Bei Rückfragen und Erkundigungen erfuhr ich eine nicht übliche Geschichte.

Die Markung Hirrlingen gehörte im Mittelalter zum Erbgut verschiedener Adelliger und wechselte durch Heirat immer wieder den Besitzer. Einige Zeit war es schwedisches Krongut und dann gehörte es wieder zu Österreich. Ständig bewachten es fremde Soldaten, die sich dort in Garnison befanden. Die weitere Umgebung galt als Feindesland. Zuletzt gehörte es einem Fürsten von Ow. Von diesem kaufte dann die Dorfgemeinschaft ihren Ort mitsamt Schloss. Alle Erwachsenen nahmen einen Kredit gegen Bürgschaft auf. Später konnte jeder Bewohner Äcker von der Dorfgemeinschaft erwerben. Das Schloss verblieb der Gemeinde als allgemeines Eigentum. Sie hatten wie in einem Freistaat ihre eigene Verwaltung und sogar ein eigenes Gefängnis unten im Schlosskeller.

Napoleon hatte dieser Freiheit vor 200 Jahren ein Ende bereitet und 20 junge Männer für den Russlandfeldzug mitgenommen. Immer wieder konnte man von den Alten hören, wie furchtbar die Dorfgemeinschaft litt, als nur zwei sterbensranke Soldaten zurückkamen. Aus diesen schweren Erfahrungen resultierte eine enge Dorfgemeinschaft, in der kein Fremder geduldet wurde. Dies ging soweit, dass jeder, der Hirrlingen endgültig verließ enterbt wurde. Damit war auch klar, warum meine Grundstücke immer aus Erbengemeinschaften kamen, die bereits einen Rechtsstreit führten, da einer oder mehrere Beteiligte ins „Ausland“ weg-

zogen. Mein erster Verkäufer wechselte den Wohnsitz, nachdem er das Erbe von seinem Vater übernommen hatte. Er war froh, als er durch den Verkauf an mich alles endgültig aufgeben konnte und sich nicht mehr länger als Ausreißer mit dem Hass der Dorfbewohner auseinandersetzen musste.

Wegen der noch fehlenden landwirtschaftlichen Ausstattung hatte ich im ersten Jahr nur einen Acker mit Erbsen angesät. Als ich im Herbst ernten wollte, hatten junge Leute, nach einer „Stammtischsitzung“ mit ihren Personenwagen alles niedergewalzt. Ich registrierte schadenfreudige Blicke. Später zündeten Unbekannte mit Hilfe von Benzin über zwei Hektar erntereifen Weizen an, der komplett niederbrannte. Viele Dorfbewohner wanderten in den nächsten Tagen zu diesen verbrannten Feldern und diskutierten heftig. Denn diese Äcker hatte ich zwar gekauft, aber sie befanden sich noch in der Pacht von verschiedenen Dorfbewohnern, die nun den Schaden zu beklagen hatten.

Missionshof nach anfänglichen Hindernissen

Im Winter konnten wir ein größeres Grundstück mit einem 400 Jahre alten Bauernhaus und einem Zweifamilienhaus erwerben. Es bot alle Voraussetzungen für eine Hofstelle. Endlich konnten wir unseren „Missionshof“ verwirklichen. Wir freuten uns schon auf die Freizeiten mit Jugendlichen. Der Bürgermeister des Dorfes aber erfuhr kurz vorher von unseren Kaufabsichten. Die Grundbuchakte konnte trotz aller Mühe des Notars im Rathaus nicht gefunden werden. Zum Glück besaß der Verkäufer noch einen alten Grundbuchauszug.

Der erste Eindruck nach dem Kauf bescherte uns ernüchternde Tatsachen. Im alten Bauernhaus lebte eine türkische Familie mit acht Kindern. Die erste Begegnung mit Ali, so hieß der Mieter habe ich gut in Erinnerung. Er schimpfte über den alten verfallenen Bau, bei dem es nicht nur überall hereinregnete, sondern auch durch alle möglichen Löcher und Ritzen zog. Das dahinter stehende, noch relativ neue Zweifamilienhaus belegten zwei junge Familien. Obwohl ich nicht danach fragte, erklärten mir beide schon beim ersten Besuch, dass sie nach dem bestehenden Mietrecht unkündbar seien. Für mich blieb deshalb als Wohnung nur ein kleiner Raum neben der Heizung übrig. Das Wichtigste bedeutete aber der große Garten, in dem ich die landwirtschaftlichen Maschinen abstel-



len konnte. Im Untergeschoss

Bild oben
1986: Landwirtschaftliche
Aktivitäten in Hirrlingen.



Bild links: Die Heimeltern.

Bild rechte Seite: Freizeitheim
in Hirrlingen.



verbrachte ich meine Ruhepausen. Langsam entwickelte ich mich zu einem Einsiedler, da ich nicht ständig zurück zu meiner Frau nach Sindelfingen fahren konnte. Im Gegensatz zu früher empfand ich es als eine große Wohltat, dass mich niemand um Rat fragte und keinerlei Probleme Anderer meinen Seelenfrieden stören konnten. Ich besaß kein Telefon, keinen Fernseher und kein Radio. Ganz langsam aber stetig erholte ich mich.

Im Frühjahr darauf begann ich, alle neu erworbenen Äcker einzusäen. Vermeintlich hatte ich zu wenig Saatgut gekauft, weshalb ich mir sofort etwas beschaffte. Als ich mit der gefüllten Sämaschine wieder hinauskam, traf mich ein großer Schreck. Diese Äcker hatte ich selbst schon eine Woche vorher eingesät. Mein Kurzzeitgedächtnis spielte mir wieder mal einen Streich. Ein kleines Ringbuch wurde angelegt und ich schrieb mir morgens einen Bibelspruch sowie den gesamten Tagesplan auf. Nach jedem Arbeitsabschnitt nahm ich das Merkbuch vor und kontrollierte mein Gedächtnis. So überprüfte ich ständig, was ich erledigen musste, und was schon getan war.

Das Verhältnis zu den Dorfbewohnern verbesserte sich laufend. Sie erzählten sich gegenseitig, ich sei ein Heiliger, denn nach jeder verrichteten Ackerarbeit könne man sehen, wie ich den Motor meines Schleppers abstelle und dann mindestens eine halbe Stunde lang andächtig in meinem Gebetbuch studiere. Manches Mal hätten sie beobachtet, wie ich voll konzentriert mit dem Gebetbuch in der Hand am Ackerrand verharnte.

Sonntags erholte ich mich bei meiner Frau in Sindelfingen. Montags wurde eingekauft. Der Dienstag begann mit dem Gebetsfrühstück bei Freunden in Böblingen. Gegen 10:00 Uhr erschien ich dann bei der ProfilMetall GmbH, die damals in Aidlingen stationiert war. (Siehe Kapitel „Die ProfilMetall GmbH...“, S. 615) Über den Arbeitsverlauf wurde mir berichtet und ich musste den Geldverkehr regeln. Von Dienstagnachmittag bis Samstagabend fühlte ich mich in meiner Einsiedelei glücklich. Meine Frau spornte mich immer wieder an, mir über die Zukunft Gedanken zu machen und insbesondere für unseren weiteren Lebensweg zu beten. Es stand die Frage im Raum, was nun mit dem alten reparaturbedürftigen Bauernhaus und dem Zweifamilienhaus auf unserem Grundstück in Hirrlingen werden soll. Geschützt durch das geltende Mietrecht fühlten sich die Mieter darin sichtbar wohl. Die Vorstellung, hier Jugendfreizeiten zu gestalten, rückte vorerst in weite Ferne.

Wieder einmal erlebten wir eine erstaunliche Antwort auf unsere Gebete. Ende Februar zog es mich, nach einer kurzen Winterpause, wieder nach Hirrlingen. Am alten Bauernhaus stand, von Weitem sichtbar, die Haustüre offen. Von der türkischen Familie lagen nur noch die Abfälle herum. Vor dem Zweifamilienhaus begegnete ich der Frau des oberen Mieters, die mir ihren fristlosen Auszug ankündigte. Sie hatte in Tübingen eine neue Arbeitsstelle gefunden und auch für ihren Mann bot sich von dort aus eine bessere Verbindung zur Arbeit. Schnellstens richteten wir diese Wohnung für uns her und begannen mit dem Planen für Umbau und Renovierung des alten Bauernhauses. Wenige Monate später kündigte dann auch der letzte Mieter.

Wir besaßen jetzt ohne unser eigenes Zutun ein total leergeräumtes Grundstück. Mein Einsiedlerdasein hatte ein Ende. Es begann ein Putzen, Herrichten und Einrichten. Meine Frau als Hauswirtschaftslehrerin kam voll in Aktion. Schnell erarbeiteten wir die Pläne für unser Jugend-Freizeitheim im alten Bauernhaus. Mit einer Baufirma erledigten wir die Rohbaumaßnahmen und die Erneuerung des Daches. Ein junger Hilfsarbeiter, der bei der Firma Profilmittel wegen Rauschgift auffiel und durch die Gefährlichkeit der schnell laufenden Maschinen nicht weiterbeschäftigt werden konnte, wurde zu meiner ersten Hilfskraft für den Innenausbau. Zimmer für 40 Gäste entstanden, und wir begrüßten bald die ersten Besucher. Die Erfahrungen meiner lieben Frau als Hauswirtschaftslehrerin bewährten sich wunderbar beim Einrichten der Häuser und im Umgang mit jungen Menschen.

Jugend bringt Bewegung

In den Jugendstunden unserer Sindelfinger Gemeinde bekehrten sich vier junge Männer. Da sie arbeitslos waren, nahm ich sie mit zu einem Arbeitseinsatz in dem noch herzurichtenden Freizeitheim. Morgens und abends hielten wir eine Andacht und verpflegten uns bestens, dazwischen leisteten wir fleißig Aufbauarbeit. Diese wurde aber immer wieder unterbrochen, da sie zum Teil große Rauschgifterfahrung hatten und wir gemeinsam gegen die auftretenden Entzugserscheinungen kämpfen mussten.

Als Ersatzdroge entdeckten wir Nescafé. Immer wenn einer zu zittern anfang, bekam er eine Portion Nescafé. Wir führten über den Tagesbedarf

jedes Einzelnen genau Buch. Am Abend wurde der gelobt und gefeiert, der am wenigsten verbraucht hatte. Zweien wurde der Aufenthalt in unserem „Männerheim“ zu eng, weshalb sie die Flucht ergriffen und vermutlich zu ihren alten Lebensgewohnheiten zurückkehrten. Die zwei Verbliebenen aber halfen mir bis zur Fertigstellung. Wir lebten fast ein Jahr miteinander, bis auch das alte Bauernhaus mit einer größeren Jugendfreizeit eröffnet werden konnte. Beide Helfer kehrten dann nach Sindelfingen zurück. Frei von Rauschgift wurden sie treue Mitglieder unserer Gemeinde. Heute sind sie verheiratet, arbeiten in einem ordentlichen Beruf und haben Kinder.

Ein Erlebnis bewegt mich immer noch. Als wir abends bei Kerzenlicht mit Bauhelfern zusammensaßen, unterhielten wir uns über die Opfer der Israeliten im alttestamentlichen Tempel. Einer stand plötzlich auf und meinte: „Ich will jetzt Gott das Liebste opfern, das ich habe!“ Bevor wir reagieren konnten, hielt er einen Geldschein in die Kerze und verbrannte ihn. Entsetzt diskutierten wir darüber. Wir erkannten, dass wir Gott aus eigenen Stücken überhaupt kein wohlgefälliges Opfer bringen können. Denn er hat sich selbst durch seinen Sohn am Kreuz für uns geopfert, damit wir im Glauben schon hier zu ihm finden.

Als verschrieener Sektierer im Kreuzfeuer

Hauptsächlich Jugendgruppen besuchten uns an den Wochenenden. Für die Studentenmission im nahe gelegenen Tübingen bedeuteten wir bald eine wichtige Anlaufadresse. In den Sommerferien erlebten wir jedes Jahr eine oder mehrere vierzehntägige Freizeiten, die auch uns geistlich sehr bereicherten. Die Bewohner des Dorfes betrachteten das Kommen und Gehen, das Liedersingen, Bibellesen im Garten und Grillen am offenen Feuer mit einem gewissen Erstaunen. Als dann ein Freizeitleiter zu einem praktischen Einsatz aufrief, warfen unsere Besucher in jeden Briefkasten des Dorfes ein christliches Traktat ein. Dieses forderte zur Lebensübergabe an Jesus Christus auf. Jetzt wurden wir endgültig zu Sektierern abgestempelt. Den Leuten war es ungeheuerlich, dass sie eine fremde Person auf der Straße nach ihrem Glauben fragte.

Weitere Ereignisse veränderten aber die Sachlage grundlegend. Wieder war eine Freizeitgruppe zum Wochenende eingezogen. Sehr spät am Samstagabend wollte einer der Teilnehmer sich noch telefonisch zu Hau-

se melden. Da wir schon schliefen, wanderte er zum öffentlichen Fernsprechhäuschen. Dort entdeckte er neben dem Telefon die Geldtasche seines Vorgängers, in der 700 DM steckten. Um diese dem rechtmäßigen Besitzer zu übergeben, betrat er das gegenüberliegende Gasthaus, in dem noch einige trinkfreudige Bürger lauthals feierten. Er berichtete von seinem Fund. Die Gäste jubilierten über den großzügigen Spender und wollten unbedingt, dass er mit diesem gefundenen Geld zusammen mit ihnen ein großes Fest abhalte. Er aber erklärte zum Erstaunen aller Anwesenden, er sei ein Jünger Jesu und seine Aufgabe wäre nun dafür zu sorgen, dass der rechtmäßige Eigentümer dieses Geld zurückbekomme. Als er nach dem Bürgermeister des Dorfes fragte, zogen alle mit ihm jubelnd, schwankend und grölend vor dessen Wohnung. So wurde die Geldtasche dem überraschten Bürgermeister kurz nach Mitternacht feierlich überreicht. Dieser fand am andern Tag den Eigentümer, der sich bei unserer Freizeitgruppe herzlich bedankte. Offensichtlich hatte auch jemand dem Pfarrer dieses nächtliche Ereignis berichtet. In seiner Sonntagspredigt betonte er, dass ein Gast aus unserem Freizeitheim sich als Jünger Jesu bezeichnet habe und damit und mit seiner Ehrlichkeit ein Beispiel gebe für jeden Christenmenschen. Die Bewohner wählten mich bald darauf in den Gemeinderat und ich konnte vier Jahre lang mitgestalten.

Die Situation wurde jedoch wieder getrübt, als ich anfang, neue Testamente des Gideonbundes zu verschenken. Viele Jüngere lasen in diesen Evangelien mit großem Interesse. Andere aber schimpften und behaupteten, dass durch Jahrhunderte den katholischen Menschen verboten war, in der Bibel zu lesen. Obwohl der Pfarrer öffentlich bekannt gab, dass jeder Katholik das Recht habe, selbst in der Heiligen Schrift zu lesen, wurde ich von diesen weiter beschimpft. Einer erklärte mit geballter Faust vor Allen, dass ich als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt gehörte. Der Pfarrer riet, ich solle schnell katholisch werden.

Offenbar kam ihm ein rettender Gedanke. Er erklärte öffentlich, dass Jesuiten nichts anderes könnten, als ständig von Jesus Christus reden. Die Freundlichkeit, mit der ich seither begrüßt werde, hat bis heute angehalten. Erstmals wurden von der Kirche 20 Bibeln angeschafft und an interessierte Leute ausgeliehen. Auch konnte eine Abordnung des Gideonbundes in der Schule einen Vortrag über den Glauben an Jesus halten und an Fragende ein Neues Testament weitergeben. Für den katholischen

Religionsunterricht in der Schule übergab ich dem Priester auf dessen Bitte über 300 Neue Testamente des Gideonbundes. Auf Anordnung der katholischen Kirchenbehörde fand nun im Gemeindehaus monatlich einmal eine Bibelstunde statt. Dass die insgesamt 5.000 Neue Testamente, die wir in Hirrlingen und Umgebung verschenkt haben, auch gelesen werden, darum beten wir.

Merkwürdige Begegnungen mit Interpol und großer Politik

Als Landwirt in einem kleinen Dorf, war es für mich nach 20-jähriger Pause ein Ereignis, wieder einmal das Zentrum von Stuttgart zu besuchen. Dort betreute ich früher einige für mich sehr wichtige Mandanten in Steuer- und Vermögensfragen. Es zog mich zum Schloss- und Schillerplatz, wo ich damals so viel mit Polizeiüberwachung erlebte. Ich stand fast andächtig vor dem Justizministerium, der benachbarten Hof-Apotheke und der „Alten Kanzlei“, deren Pächter mich oft zum Essen eingeladen hatte. Ich eilte hinüber zum Marquardt-Bau, in dem ich in einigen Büros meine Kunden regelmäßig betreut hatte. Mich stimmte es dankbar und ich freute mich, dass ich jetzt wieder gesund mich an manche hochinteressante Begebenheit erinnern durfte.

Als ich langsam die Königstraße hinabschlenderte und mir die Schaufenster der Ladengeschäfte betrachtete, hatte ich plötzlich das deutliche Gefühl, dass mich jemand beobachtete. Vor einem spiegelnden Schaufenster stehend, beobachtete ich intensiv das Umfeld hinter mir. Meine Aufmerksamkeit wurde von einem Mann auf der anderen Straßenseite gefesselt. Deshalb zog ich langsam Richtung Bahnhof weiter und wieder vor einem Schaufenster stehend, entdeckte ich, dass dieser Mann mir gefolgt war. Etwas schneller lief ich wieder 100 Meter zurück in Richtung Schlossplatz. Bald konnte ich mit Hilfe eines Schaufensters den penetranten Verfolger abermals erkennen. Geschützt durch eine größere Menschenmenge, verschwand ich in einem Café. Bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen redete ich mir ein, dass es nach so vielen Jahren niemand mehr gebe, der an mir hier irgendein Interesse haben könnte. Aber ich hatte mich geirrt.

Etwas später kam der hartnäckig mich verfolgende Herr zur Türe herein und setzte sich mit großer Selbstverständlichkeit an meinen Tisch. Er begrüßte mich höflich und fragte, ob ich mich an ihn erinnern könne. Wahrheitsgetreu antwortete ich, dass ich nun schon seit acht Jahren auf dem Lande lebe und mit niemanden aus meiner früheren Zeit Kontakte

pflge. Nach einer längeren Pause, in der wir uns gegenseitig musterten, meinte er: „Damals beim Chef der Kriminalpolizei saßen wir uns auch gegenüber. Ich saß rechts neben dem Chef, der Sie unbedingt auf frischer Tat des Rauschgifthandels ertappen wollte. Ich war damals schon überzeugt, dass Sie persönlich mit all diesen Dingen nichts zu tun hatten. Sehr froh war ich, als wir nach der Ermordung der Frau des Autodiebes den Fall abschließen konnten und Ihre Unschuld klar erwiesen war. Die Angelegenheit bei der Kriminalpolizei hatte damit ihr Ende gefunden und Ihre Akte bei uns, nämlich bei der Interpol, sollte jetzt auch geschlossen werden.“

Prüfend schaute er mich an. Entgegen seiner Erwartung reagierte ich nicht, da ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, worauf er hinaus wollte. Für mich lagen die peinlichen Verhöre unendlich lange zurück und ich hatte sie fast vergessen. Seine sichtbare Enttäuschung wunderte mich. Aber die dann folgenden Behauptungen überraschten mich erneut.

Wie aus der Luft gegriffen und für mich unbegreiflich, meinte er nun wörtlich: „Jetzt haben Sie es fertig gebracht, dass Ihr Name sowohl dem amerikanischen Präsidenten als auch dem russischen Präsidenten bekannt ist. Für mich ist klar, dass es nun nicht mehr um Rauschgift oder um Autodiebstahl geht. Sie bewegen sich in einer anderen Dimension, nämlich auf höchster politischer Ebene. Sowohl sämtliche Geheimdienste und auch die Interpol haben von beiden Regierungen strengsten Befehl erhalten, jegliche Fahndung gegen Sie einzustellen. Ich kann dies nur mit gutem Gewissen befolgen, wenn Sie mir sagen, was Sie heute mit diesen unter sich verfeindeten Regierungen, eigentlich zu tun haben? “

Ratlos schaute ich den Mann an und langsam erinnerte ich mich, dass damals sein Kollege von der Kriminalpolizei, trotz all meiner schlüssigen Gegenbeweise, mich ständig des Rauschgifthandels überführen wollte. Letzterer bemühte seinen ganzen Polizeiapparat fast andert-halb Jahre lang, um mich Tag und Nacht zu überwachen. Das Ganze war für mich sinnlos und lächerlich. Nun sitzt mir 20 Jahre später sein Kollege von der Interpol gegenüber und behauptet etwas, was ich mir bei abenteuerlichster Fantasie nicht erklären konnte. Ich überlegte mir ernsthaft, ob dieser Mann vielleicht geisteskrank sei?!

Ob er wohl meine Gedanken lesen, oder erahnen konnte? Ich sah, wie er sich noch mehr über mein Schweigen ärgerte. Er stand auf, schaute

mich grimmig an und sagte: „Sie sind immer noch der gleiche wie damals und nicht bereit mit uns zu kooperieren. Jetzt haben Sie es mithilfe der Juden in den Regierungen geschafft, dass Sie niemand mehr überwachen darf. Sie sind bei der Justiz der ganzen Welt immun.“ Ohne sich noch einmal umzudrehen, verließ er das Café und verschwand. Ich konnte mir diese letzte Bemerkung gleich gar nicht erklären. Auf jeden Fall hatte ich den Wunsch, nie mehr in die Fahndung der Interpol und der Kriminalpolizei zu gelangen und mit falschen Anklagen überhäuft zu werden.

Damals hatte ich in der Steuerberatungspraxis zufällig mit Menschen aus der Szene Kontakt bekommen. Beim Rauschgiftdezernat in Stuttgart erstattete ich ahnungslos Anzeige. Alles, was ich in meinem Büro erfahren konnte, habe ich dort offen dargelegt. Dadurch gelang der Polizei ein großer Schlag gegen die Rauschgiftmafia. Anschließend aber wurde auch ich verfolgt. Man vertrat die Meinung, dass nur ein Beteiligter am Rauschgiftgeschäft so viele Details wissen konnte wie ich. Mit gutem Gewissen wollte ich aber helfen, dass junge Menschen nicht weiter geschädigt würden. Was sollten nun diese neuen Behauptungen eines Interpolmannes?

Noch Wochen später gingen mir jene unverständlichen, komischen Bemerkungen des enttäuschten Interpolmitarbeiters durch den Sinn. Hatte er etwas übertrieben, wenn er behauptete, dass mein Name bei den regierenden Präsidenten bekannt sei? Wollte er mich zum Widerspruch und zu einer Aussage provozieren? Aber vielleicht stimmte es auch, dass vonseiten höchster Regierungsstellen irgendetwas zu meinen Gunsten veranlasst worden war. Wochen später fielen mir einige Begebenheiten wieder ein und ich verstand den Zusammenhang.

Die „International Fellowship“

Die Geschichte hatte folgende Bewandnis: Eine der letzten Tätigkeiten in meinem Steuerberatungsbüro war die Gründung des gemeinnützigen christlichen Vereines mit Namen „International Fellowship“. Der Gründer und Vorsitzende dieses Vereins in Deutschland, ein Abgeordneter des württembergischen Landtags, wohnt in Böblingen. Mit ihm trafen wir uns jeden Dienstag früh zum Gebetsfrühstück. Er selbst hatte enge Verbindungen zu den Mitarbeitern des Hauptvereines in Washington. Von

dort bekam der Abgeordnete öfter den Auftrag, afrikanische Regierungen zu besuchen. Seine Aufgabe war, Frieden zwischen verfeindeten Staaten zu stiften.

Wichtiges Anliegen des Vereines war, dass sich die regierenden Politiker, die oft ihre gegenseitigen Beziehungen abgebrochen oder eingefroren hatten, an neutralen Orten persönlich trafen. Dabei konnten erfahrungsgemäß in der geschützten Atmosphäre Missverständnisse ausgeräumt und in vertraulichen Gesprächen oft auch größere politische Spannungen beigelegt werden.

Einmal im Jahr wird in Washington das „Nationale Gebetsfrühstück“ abgehalten. Dazu werden einflussreiche Personen aus aller Welt eingeladen. Das Ziel ist, durch persönliches Begegnen Verstimmungen zwischen den einzelnen Ländern abzubauen. Sich einfach zu treffen wie private Bekannte, ohne Beobachtung durch Presse und Fernsehen, bietet einmalige Chancen die von den meisten Politikern dankbar angenommen werden. Alle Regierungen und Fraktionen werden von der Fellowship angesprochen. Das Hauptziel der Fellowship ist, in Verantwortung vor Gott und Menschen den Weltfrieden zu fördern und alles zu tun, um bestehende Missverständnisse in aller Stille auszuräumen.

Im Februar treffen sich jedes Jahr in Washington D.C. eine Woche lang etwa dreitausend Männer und Frauen, die von einer Kommission der Fellowship ausgewählt werden. Manche bleiben einige Tage länger, wenn sie mit einem der Teilnehmer noch weitere Anliegen zu besprechen haben. (sief Kapitel „Christliche Aktivitäten...“, S. 547) Eine besondere Begebenheit muss ich hier noch einfügen. Ein sehr bekannter Stuttgarter Politiker war nicht eingeladen. Er gab aber öffentlich bekannt, dass auch er zum Gebetsfrühstück reisen wolle. Dadurch bekam das deutsche Fernsehen erstmals von dieser Großveranstaltung Kenntnis. Das Kamerateam hegte die Hoffnung, eine ausführliche Reportage über das internationale Gebetsfrühstück zu erhalten und wurde gleichzeitig mit der Landespolitikergruppe in Marsch gesetzt.

Die nicht geladenen Besucher wurden von den amerikanischen Wachleuten abgewiesen, da sie keine Einladung vorweisen konnten. Das Fernseheteam verlangte jedoch unter Berufung auf die internationale Nachrichtenfreiheit, im Hotel Hilton vorgelassen zu werden. Durch ihr Drängen erhielten sie am nächsten Vormittag endlich einen Aufnahme-termin. Als sie an diesem Tag frühstücken wollten, wurden sie aber von

einem betrunken erscheinenden Amerikaner angepöbelt. Der Gastwirt alarmierte wegen dem Gerangel die Polizei, die das gesamte deutsche Team ohne jegliche weitere Überprüfung bis zum Ende des Gebetsfrühstücks in Untersuchungshaft nahm. Danach konnten sie unverrichteter Dinge und ohne eine Erklärung der Polizei nach Hause fliegen. Ihre beschlagnahmten Geräte erhielten sie von der Polizei einwandfrei zurück, worüber sie sehr froh waren. Dabei erfuhren sie, dass schon früher Journalisten ganz ähnliche Erfahrungen machen mussten. –

Im Fellowship-Verein Deutschland hatte ich die Buchhaltung als Aufgabe übernommen. Mit Spendengeldern wurden entsprechend der Satzung des Vereins die Kosten für Politiker aus ärmeren Ländern getragen, welche zum Gebetsfrühstück nach USA eingeladen wurden. So ergab es sich z.B., dass ich für etwa 20 Personen aus der Sowjetunion Flugkarten von Moskau nach Washington besorgte. Diese waren von den Amerikanern trotz des Eisernen Vorhanges und trotz aller Spannungen eingeladen worden. Erstaunlicherweise erteilten die russischen Behörden die Genehmigung zur Reise, nachdem sie die bezahlten Flugkarten von der Fellowship aus Stuttgart erhielten. Wegen der Hotelunterbringung in Amerika, die auch vom Verein bezahlt wurde, telefonierte ich mehrfach mit der amerikanischen Botschaft.

Von dort erreichte mich kurz darauf ein Anruf mit der Frage, ob ich unter dem Namen unseres politisch neutralen und bei allen Regierungen anerkannten christlichen Vereines auch Flugkarten für sie beschaffen könnte. Der Ordnung halber eröffnete ich für diese neue Geschäftstätigkeit ein separates Konto, auf welches die amerikanische Botschaft mir entsprechende Geldbeträge gutschreiben ließ.

Geheime Treffen trotz „Eisernem Vorhang“

Als Erstes erhielt ich den Auftrag, vier Flugkarten von Moskau nach Frankfurt und zurück zu besorgen. Ich wunderte mich über die Ankunftszeit am Freitagabend und den Rückflug am Sonntag früh. Die Gäste waren praktisch nur am Samstag in der Mainmetropole. Aus der Bestellung ging hervor, dass zwei der Personen hohe Ämter bei der russischen Regierung bekleideten, die anderen waren Wachleute. Kurz darauf musste ich wieder für andere Personen Flugkarten besorgen. Die Umstände waren ähnlich. Dann kam eine Gruppe von insgesamt zwölf

Männern. Wieder waren es Staatsbeamte. Jeder brachte seinen Wachmann mit. Auch sie kamen am Freitag nach Frankfurt und flogen am Sonntag zurück in die Sowjetunion.

Besonders freute ich mich über eine weitere Bestellung für den Flug von zwei Männern aus Moskau nach Stuttgart. Sie blieben eine ganze Woche. Auch meine Frau und ich wurden zu einem Nachtessen mit den Landtagsabgeordneten von Stuttgart eingeladen. Neben mir saß der Vater von Gregor Gysi aus Ostberlin, der mir sehr deutlich und laut erklärte, dass der Kommunismus das einzige Heil für die Menschheit sei. Ich bemerkte, wie sein Begleiter intensiv auf unser Gespräch acht hatte. Als dieser sich dann etwas entfernte, und sich mit anderen in eine Diskussion vertiefte, sagte Herr Gysi sen. leise: „Vergessen Sie bitte alles, was ich Ihnen über den Kommunismus erzählt habe“. Dann erfuhr ich von ihm, dass er Jude und persönlicher Berater des ostdeutschen Regierungschefs Honecker sei. Sein Begleiter habe von der Partei die Aufgabe, ihn zu bespitzeln und müsse über alles, was er rede und tue, einen genauen Bericht bei der Parteizentrale in Ostberlin abliefern. Deshalb kämen auch die in der Regierung Moskaus tätigen Juden immer mit ihren Bewachern an den Wochenenden nach Frankfurt. Nun, meinte er, die Juden der Washingtoner Regierung dagegen würden zu solchen Treffen immer ihre Ehefrauen als Aufpasser mitbringen.

In der Synagoge in Frankfurt, wo sie sich immer schon am Freitagabend trafen, gingen die russischen Wachleute bis in die Eingangshalle mit. Sie hätten kein Interesse an für sie fremdartigen Gebetsritualen der Juden. Die amerikanisch-jüdischen Frauen trafen sich mit den deutschen Frauen in einem abgesonderten Raum und hätten sich viel zu erzählen. Ich erfuhr, dass die russischen und amerikanischen Juden in der Synagoge die Möglichkeit hatten, unter sich eine geheime Konferenz abzuhalten. Am Sabbat (Samstag) würden sich dann alle feierlich auf dem jüdischen Friedhof in Frankfurt treffen. Die Wachleute blieben wieder am Eingang zurück. Damit hätten die jüdischen Teilnehmer wieder Gelegenheit, sich ohne Zeugen auszutauschen.

Seine interessanteste Bemerkung aber war, ich hätte es besonders gut in Westdeutschland. Wegen meinen organisatorischen Aktivitäten im Internationalen Fellowship-Verein hätten alle Geheimdienste die strenge Anweisung, mich nicht zu behindern oder zu bespitzeln. Herr Gysi redete in einwandfreiem Hochdeutsch. Ich fragte mich im Stillen, in welcher

Sprache wohl russische, amerikanische und deutsche Juden miteinander verhandeln. Kurz darauf traf ich auf eine solch gemischte Gruppe. Ich staunte, denn sie unterhielten sich auf Jiddisch und verstanden sich einwandfrei. In ihrer Sprache waren viele deutsch klingende Worte und ganz oft das Wort Dollar.

Der seltsamste und letzte Auftrag, den ich von der amerikanischen Botschaft erhielt, waren etwa 30 Flugkarten für höhere Offiziere der Roten Armee. Sie wurden von einer Abordnung der U.S. Army in Frankfurt erwartet und mit einem Militärflugzeug von dort zu einem „Erholungsurlaub“ in die Rocky Mountains nach Amerika geflogen. Auch eine Besichtigung von New York und Washington stand auf dem Programm. Nach drei Wochen kamen sie wieder zurück nach Moskau. Etwa zwei Monate später fiel der Eiserne Vorhang.

Da wir ja vorher im Kalten Krieg zwischen Amerika und Russland lebten, musste den überwachenden Behörden auffallen, dass mein Büro immer wieder Flugkarten von Moskau nach Deutschland und zurück organisierte. Ansprechpartner für eine Überprüfung waren die europäische Interpol und der russische Geheimdienst. Die hohen Regierungsbeamten, die sich in Frankfurt trotz der politischen Spannungen friedlich und geheim treffen konnten, hatten alle großes Interesse, dass diese Möglichkeit nicht von irgendwelchen Dienststellen weiter untersucht würde. Vermutlich deshalb kam aus höchster Ebene die Anweisung, jegliche Nachforschung und Fahndung gegen mich einzustellen. Wie mussten die Interpol-Beamten in Stuttgart staunen, als meine Akte, die bereits als erledigt galt, erneut aktuell wurde, aber auf ganz andere Weise.

Deutschland wurde wieder vereinigt. Ein neues Zeitalter deutscher Geschichte begann! Persönlich bin ich von der Tatsache überzeugt, dass in der Weltpolitik engagierte Juden an der Einheit Deutschlands entscheidend mitgewirkt haben.

Der ungewollte Mercedes 300 E

Unsere Autos waren für mich eigentlich immer eine Art „Zeitsparmaschine“, die funktionieren musste und keine besondere Zuwendung meinerseits erhielt. Als Landwirt betrieb ich zwei Schlepper, die mit Dieselöl getankt wurden. So schien es mir am einfachsten, wenn auch mein PKW mit Dieselöl fahren würde. Mein seitheriges Fahrzeug kam in die Jahre. Ein Autohändler erklärte sich bereit, trotz der zu dieser Zeit langen Lieferzeit, mir innerhalb von zwei Monaten das gewünschte Auto zu beschaffen. Besonders freute mich sein angebotener Sonderrabatt von 20 Prozent, da er mit diesem Verkauf eine höhere Gewinnstufe für sich erreichte. In der üblichen Eile unterzeichnete ich den Kaufvertrag, zu dem er mir ganz besonders gratulierte.

Zwei Monate später konnte ich das Fahrzeug bei der Daimler-Benz AG in Sindelfingen abholen. Der Start bedeutete eine Überraschung, denn dieser Mercedes verfügte über eine ungewöhnlich starke Beschleunigung. Die zweite Überraschung erlebte ich an der Tankstelle. Der Dieselstutzen an der Zapfsäule passte nicht in die Tanköffnung. Der Bedienstete, der meine Bemühungen beobachtete, kam angerannt und erklärte mich für verrückt: „Man kann doch nicht einen Mercedes 300 E mit Diesel tanken!“

Sofort fuhr ich mit dem neuen PKW zu dem Autoverkäufer. Meiner etwas unfreundlichen Reklamation begegnete er in aller Ruhe und machte mir klar, dass so ein langsames Dieselauto nach seiner Meinung nicht zu meiner Person passen würde. Da er mich lange kannte, hätte er einen Teil seines Sonderrabatts für mich geopfert und mir das derzeit beste, modernste Fahrzeug verkauft. Mein grenzenloses Vertrauen, das ich ihm zeigte, habe ihn sehr geehrt, denn er habe wohl bemerkt, wie ich ohne zu prüfen den Kaufvertrag unterzeichnete. Ich hatte in der Eile übersehen, dass die aufgeführte Typenbezeichnung nicht 200 D lautete, sondern wie er es sich vorstellte 300 E. Er meinte weiter, wie ich ihm bei Abschluss des Kaufvertrages vertraute, so solle ich ihm doch bitte weiter vertrauen.

Nach seiner großen Erfahrung sei dieses Fahrzeug für mich das einzig Richtige. Daraufhin erklärte er sich bereit, nach einer 14-tägigen Probezeit das Fahrzeug umzutauschen, wenn ich immer noch nicht einverstanden wäre.

Am folgenden Tag besuchte ich den Rektor einer Berufsschule. Alle verfügbaren Parkplätze waren belegt. Nach der Besprechung bestieg ich mein Fahrzeug, das in einer Ecke des Schulhofes abgestellt war. Ich dachte nicht mehr daran, dass dort direkt rechts neben meinem neuen PKW ein Papierkorb am Boden festgeschraubt stand. Als ich die Lenkung ganz links einschlug und rückwärts rausfuhr, spürte ich einen Widerstand. Mit Schrecken stellte ich fest, an dem gerade einen Tag alten Auto, das ich doch tauschen wollte, hatte ich den rechten Kotflügel verbogen.

Ganz kleinlaut begab ich mich zu einem Mandanten, von dem ich wusste, dass er auch die kompliziertesten Blechschäden ausbessern konnte. Die gelassene Ruhe, mit der er diese Bescherung begutachtete, berührte mich seltsam. Der Schaden war für ihn ungewöhnlich und erstaunlich. Zwischen der unbeschädigten Radöffnung und der Türöffnung hatte der Papierkorb eine tadellose Rundung eingedrückt. Der Lack war unbeschädigt geblieben. Die fachmännische Auskunft lautete, dass er diesen Schaden nicht einfach ausbeulen könne, denn das gedehnte Blech könne man nicht ohne Weiteres zurückbiegen. Die richtige Abhilfe wäre ein neuer Kotflügel.

Es hatte ihm schon Jahre zuvor Spaß gemacht, meine christliche Einstellung aufs Korn zu nehmen und wir konnten auf manche Diskussion zurückblicken. Einer unserer gemeinsamen Bekannten, ein Arzt, begnügte sich aus christlichen Gründen mit einem Kleinwagen. Wir wussten beide, dass er sich das ersparte Geld genau ausrechnete und monatlich einem befreundeten Missionar in Afrika zukommen ließ. Jetzt fragte der Kfz.-Mann mich etwas spitz, wie ich überhaupt dazukäme, mir das modernste Auto der Firma Daimler-Benz zu leisten? Es machte ihm großes Vergnügen zu hören, dass ich eigentlich einen Diesel kaufen wollte, und dass der Autohändler es anders geregelt hatte.

Zu meinem Erstaunen sagte er nach einer Denkpause überzeugt, dass der Gott, an den ich glaube, im Regiment sitzt und keinen Fehler macht. Sicherlich sei dies das richtige Fahrzeug für mich und nach dem ich es so beschädigt hätte, sei es nicht mehr möglich, dieses zu tauschen. Die Beschädigung an dem Fahrzeug bedeute nur einen Schönheitsfehler und

dieser beeinträchtigt in keiner Weise die Nutzung. Im übrigen wisse ich wohl nicht, dass z.B. die Juden, wenn sie in einem schönen Haus wohnen wollten, immer darauf bedacht waren, irgendwo bewusst einen Baufehler zu belassen. Er zeigte wieder sein spaßhaftes Gesicht, indem er meinte, dass dies wohl sein müsse, damit Gott nicht eifersüchtig und der Besitzer nicht großenwahnsinnig werde. Auf jeden Fall würde mir das beschädigte Auto helfen, klein und demütig zu bleiben. Zum Schluss gab er mir den weisen Rat, mich an den Gegebenheiten zu freuen, wie sie sind, und nichts zu reparieren.

Einen Tag später wollte ich mit dem neuen Auto zu einer Tagung der Steuerberater in Frankfurt fahren. Der Vortragsbeginn am Nachmittag gab mir noch die Möglichkeit im Vorbeifahren einen Besuch abzustatten. Mein Weg führte durch die total verdreckte Straße eines Neubaugebietes. Nicht nur die Räder blieben im Schlamm fast stecken, auch ein Baufahrzeug sorgte für kräftige Lehmspritzer.

Da keine Zeit zur Reinigung blieb, parkte ich mein Fahrzeug wie es war im Garagenbau des großen Hotels zwischen lauter Superfahrzeugen der Steuerberaterkollegen. Die Veranstaltung endete am Tag darauf mit einem gemeinsamen Mittagessen. Die mir bekannten Kollegen sollten aber nicht mein dreckiges Auto sehen. Deshalb verzichtete ich auf das Essen und begab mich schnellstens in die Großgarage. Ich staunte nicht wenig, denn dort stand mein beschmutzter Mercedes allein an seinem Platz. An der Ausfahrt wurde ich durch ein Polizeiaufgebot gestoppt und erfuhr, dass in der Nacht eine Diebesbande über 40 Pkws der Superklasse gestohlen hatte. Mein ganz neues, dreckiges und beschädigtes Fahrzeug war offensichtlich für die Diebe uninteressant.

Noch über fünf Jahre diente mir dieses Fahrzeug. Meine Frau erinnerte mich immer wieder an den noch nicht reparierten Kotflügel. Die Antwort lautete regelmäßig: „Der verbogene Kotflügel macht mich demütiger und er ist eine zuverlässige Diebstahlversicherung!“

Die ProfilMetall GmbH und der Neubau in Hirrlingen

Zu meinen Steuerberatungskunden gehörte ein Fabrikationsbetrieb mit über 300 Mitarbeitern, der anfangs mit großem Erfolg Stahlwalzmaschinen herstellte. Der Inhaber und Geschäftsführer des Unternehmens, ein erstklassiger Techniker, verfügte nicht über den notwendigen kaufmännischen Durchblick. So kam es, dass wir jedes Jahr bei der Besprechung der Jahresbilanz uns in erhebliche Diskussionen verwickelten. Trotz seines anfänglich großen Erfolges prophezeite ich immer wieder, dass wegen seiner falschen Kalkulation die Firma in Konkurs gehen werde. Er ärgerte sich zwar stets über meine Schwarzmalerei, aber er hatte nichts dagegen, dass ich vorsorglich für ihn mit einem entsprechenden Treuhandvertrag eine Auffangfirma gründete. Später, nach dem von mir befürchteten Untergang seiner Maschinenfabrik, sollte diese Profile walzen können. Also gründete ich 1975 die ProfilMetall GmbH.

Ich hatte klare Vorstellungen, wie man mit den sehr verschiedenen Versuchsmaschinen, auf welchen der Firmeninhaber zu Studienzwecken bereits kleinere Profilieraufträge durchführte, später eine größere Produktion aufziehen könnte. Es waren vier Maschinen, die in Frage kamen. Für diese fertigte ich mir Aufzeichnungen über notwendige Werkzeuge und Produktionsmöglichkeiten. Ebenso notierte ich mir die Namen der Kunden, für die in kleinem Umfang bereits produziert wurde.

Eines Tages, als ich auf dem Amtsgericht etwas erledigen musste, erfuhr ich, dass gegen die Maschinenfabrik meines Mandanten ein Konkursantrag vorliege. Der Sachbearbeiter stöhnte, da er im Augenblick ungewöhnlich stark belastet wäre und diesen Auftrag erst in der kommenden Woche durchführen könne. Für mich war es das Signal, sofort aktiv zu werden. Die von mir benötigten Maschinen befanden sich im Besitz der Bank. Dort konnte ich noch vor Konkurseröffnung verbindliche Kaufverträge abschließen. Ich pfändete die in der Firma befindlichen Zusatzgeräte und Werkzeuge für diese Maschinen und auch das gesamte Rohmaterial für noch laufende Aufträge, die darauf produziert werden sollten.

Als einige Tage später der Konkurs die Firma lahm legte, hatte ich bereits eine Halle gemietet, in die ich alle in meinem Besitz befindlichen Maschinen und Ausrüstungen sofort abtransportieren ließ. Aus den Mitarbeitern der Firma konnte ich vier Fachleute anstellen, die mit den Maschinen und den zu fertigenden Aufträgen bestens vertraut waren. So begann die Produktion der Firma ProfilMetall GmbH, treuhänderisch auf meine Rechnung, in einer gemieteten Halle in Aidlingen, Kreis Böblingen.

Mit den vier übernommenen Mitarbeitern vereinbarte ich eine Gewinnbeteiligung für jeden mit zehn Prozent neben ihrem tariflichen Lohn. Der Erfolg war offensichtlich, denn diese vier setzten sich voll ein. Mit Hilfe eines Bankkredits, für den ich die persönliche Haftung übernahm, kaufte ich Rohmaterial für einige 100.000 DM. Unsere Kunden waren mit unseren Leistungen sehr zufrieden, die Aufträge und die Umsätze stiegen ständig. Bald wurden weitere vier Arbeiter eingestellt. Als das erste Jahr vorüber war, freuten wir uns gemeinsam über einen unerwartet hohen Betriebsgewinn.

Da in der Zwischenzeit der Fabrikant seinen Konkurs abgewickelt hatte, vereinbarte ich vertragsgemäß einen Notariatstermin, um diese Auffangfirma auf ihn und seinen Sohn zu übertragen. Der Notar verlas wie üblich vor der Unterschrift den Vertragstext, als der Sohn meines Auftraggebers sich weigerte, zu unterschreiben. Er erklärte seinem Vater, dass sie es doch nicht nötig hätten, sich weiterhin mit Arbeitern herumzustreiten. Der Notar unterbrach daraufhin die Verhandlung für eine Stunde. Aber es blieb auch danach bei dieser ausdrücklichen Weigerung. Dadurch wurde ich ungewollt und unerwartet vom Treuhänder zum rechtmäßigen Eigentümer eines kleinen Produktionsbetriebes, nämlich der Firma Profilmetall GmbH. Außer mit der Hobbylandwirtschaft und dem Ausbau des alten Bauernhauses für Jugendfreizeiten kämpfte ich weiter mit meinem Kurzzeitgedächtnis (siehe Kapitel „Unser Missionshof“, S. 595). Einmal wöchentlich besuchte ich die neu gegründete Profilmetall GmbH in Aidlingen und ließ mir von den dortigen Mitarbeitern alle Besonderheiten berichten und erledigte den Zahlungsverkehr.

Aus Beteiligten werden Betrüger

Fast drei Jahre dauerte es, bis ich mich wieder voll leistungsfähig fühlte. Bei einem Überraschungsbesuch in der Firma sah ich von Weitem einen

alten Bekannten, den ich aus der Steuerberatung her gut kannte. Er war Schrotthändler. Damals kam er verzweifelt Hilfe suchend in mein Büro. Da er keinerlei Buchhaltung führte und auch keine schriftlichen Aufzeichnungen hatte, wurde er von einem Betriebsprüfer für die Steuerveranlagung geschätzt. Mit einem unverhältnismäßig hohen Zeitaufwand konnte ich damals eine Halbierung seiner Steuerschuld für ihn erreichen. Als ich dann meine Rechnung stellte, musste ich mehrfach die Zahlung anmahnen. Ich erhielt dann Besuch von einem seiner Kameraden, der mir klarmachte, dass mein Auftraggeber arm und zahlungsunfähig sei. Ich begriff, dass ich einem gemeinen Betrüger geholfen hatte und verzichtete auf die Hälfte meiner Forderung, um Streit zu vermeiden.

Sofort erinnerte ich mich an diese negativen Erlebnisse, als ich das Gesicht des Schrotthändlers wieder erkannte. Vom Auto aus beobachtete ich, wie ein Mitarbeiter im Hof der Firma sich bar auszahlen ließ und das Geld im Kofferraum seines Wagens verstaute. Mir war klar, dass hier illegal Schrott verkauft wurde und veranlasste sofort eine Betriebsversammlung. Der Angestellte musste das kassierte Bargeld auf den Tisch legen. Es waren über 7.000 DM. Zu meiner Enttäuschung bemerkte ich, dass die anderen nicht über die Tatsache des Diebstahls böse waren, sondern sie ärgerten sich, weil sie nichts davon wussten und der Empfänger offensichtlich alles allein kassieren wollte.

Nach der Entlassung dieses Mannes prüfte ich ab sofort die gesamten Mengenabrechnungen über die verbrauchten Materialien genauer. Es zeigten sich erhebliche Differenzen zwischen Materialverbrauch und ausgelieferten Fertigprodukten. Schmerzlich wurde mir bewusst, dass meine vier „Teilhaber“, die neben ihrem Gehalt zusätzlich zehn Prozent des Reingewinns kassierten, nicht nur in erheblichem Umfang Schrott, sondern auch noch heimlich Fertigprodukte verkauften. Die gemeinsam manipulierte Arbeitszeiterfassung ermöglichte für jeden eine zusätzliche Auszahlung von nicht geleisteten Überstunden. Ich verhielt mich ruhig, damit ich die Lieferungen an unsere Kunden nicht gefährdete. Aber ich kümmerte mich ab sofort selbst in erheblichem Maße um die Firma. Für mich erschien es fast unbegreiflich, dass wir trotz aller Betrügereien, die ich nun aufdeckte, noch ein gutes Betriebsergebnis erwirtschaftet hatten. Trotz der erdrückenden Beweislage machte ich keine Strafanzeige, aber stellte zusätzlich zwei Meister ein, die wie erwartet mit der alten Mannschaft nicht harmonierten.

Da die neuen Meister grundsätzlich alles kontrollierten, konnten keine Nebengeschäfte mehr abgewickelt werden. Nach und nach gelang die Trennung von den alten Mitarbeitern. Der Firmengewinn stieg spürbar. Etwa ein Jahr später begegnete ich einem der entlassenen Meister, mit dem ich die ProfilMetall GmbH gegründet hatte, Gott sei Dank - ohne Groll. In dem nun folgenden interessanten Gespräch meinte er, ich selbst hätte den Arbeitern und Angestellten durch mein Verhalten vorgemacht, dass die ProfilMetall GmbH zu mehr nützlich sei, als nur zur ehrlichen Arbeit. Schon in den ersten Monaten hätte ich mit fremden Arbeitern in der Firma zwei Lieferwagen repariert und umgebaut. Diese Fahrzeuge seien für Schmuggelzwecke hergerichtet worden.

Bibeln für Russland

Wir hätten überall doppelte Böden und Hohlräume eingebaut, um irgendwelche Dinge illegal nach Russland zu transportieren. Fremde Männer hätten von der Geschäftsleitung der Profilmetall Papiere bekommen, in denen ihnen bescheinigt wurde, dass sie mit den firmeneigenen Fahrzeugen in ihrem Urlaub nach Russland fahren durften. Diese Schmuggler seien auch heute noch illegal für mich tätig. Meine Erklärung, dass ich die Fahrzeuge für das Missionswerk „Licht im Osten“ hergerichtet hatte und diese Schmuggler Bibeln nach Russland brachten, quittierte er mit Lachen. Er meinte, in der Bibel stünde: „Seid untertan der Obrigkeit“. Und wenn eine Regierung die Bibeln verbiete, dürfe man sie auch nicht in ein Land hinein schmuggeln. Ich erklärte ihm, dass in der Bibel auch stehe, und zwar bei Markus 16,15: „Gehet hin in alle Welt und verkündigt das Evangelium“ und man muss Gott mehr gehorchen, als den Menschen. In Gedanken versunken verschwand der frühere Mitarbeiter.

Geschenke vom Staat

Dankbar bin ich für eine besonders gnädige Fügung in meinem Leben. Gerade als ich mich entschloss, Vollzeit in die Firma einzusteigen und damit keine Zeit mehr für die Landwirtschaft hatte, beschloss die deutsche Regierung wegen Agrarüberproduktion ein Stilllegungsprogramm einzurichten. Dadurch erhielt ich die Möglichkeit, mit geringem eigenem Arbeitsaufwand, „Landschaftspflege“ auf unseren Äckern zu be-

treiben. Die sogenannte Stilllegungsprämie erbrachte mehr Reingewinn bei weniger Zeitaufwand aus meiner landwirtschaftlichen Tätigkeit. Als dann einer meiner größten Äcker in das geplante Gewerbegebiet fiel, wurde mir klar, dass der zukünftige Standort der ProfilMetall GmbH in Hirrlingen, meinem neuen Wohnort, sein müsse. Damit kein Zweifel aufkommen konnte, wurden mir die seither in Aidlingen gemieteten Gewerberäume mit 500 Quadratmetern Nutzfläche wegen Eigenbedarf gekündigt.

Der angefragte Architekt zeichnete den Plan für eine ca. 1.200 Quadratmeter große Halle. Eine Spezialfirma für Großhallenbau unterbot sämtliche Konkurrenten mit dem Vorschlag, doppelt so groß zu bauen. Der Firmeninhaber selbst hatte vor Abgabe des Angebotes den Bauplatz eingehend besichtigt. Mein neuer Bauplan für eine Produktionshalle samt Büroräumen, mit einer gesamten Grundfläche von 2.500 Quadratmetern wurde genehmigt und schien mir schon übertrieben großzügig. Ich erteilte dieser Firma den Zuschlag. Bei einer abendlichen Besprechung mit dem Bauunternehmer stöhnte dieser, es sei die kleinste Halle, die er in den letzten zehn Jahren in Auftrag genommen habe. Daraufhin fragte ich spaßhaft, was es wohl koste, wenn man den Bau einfach verdoppeln würde. Der Unternehmer erklärte, dass die Kosten für die Baustellenausrüstung und die sonstigen anfallenden Allgemeinkosten bei einer Verdoppelung die gleichen seien. Er habe im Augenblick keinen direkten Anschlussauftrag. Deshalb wäre er froh, wenn seine Mitarbeiter noch sechs Wochen länger an dieser Baustelle arbeiten könnten. Bis zum nächsten Großauftrag müsse er seine Männer sowieso bezahlen. Nun geschah das Unglaubliche. Der Hallenbauspezialist bot mir eine Verdoppelung des geplanten Bauvolumens zu den reinen Materialkosten an. Das verdoppelte Bauvorhaben führte zu einem Mehrpreis von nur 40 Prozent der ursprünglichen Auftragssumme. Ohne zu zögern, erhielt er von mir den Auftrag für die Überbauung von 5.000 Quadratmetern. Wie sich später herausstellte, war dieser Bauunternehmer ein Bibelleser, der für seine Mitarbeiter wie ein Familienvater sorgte.

Umzug nach Hirrlingen

Im Dezember 1990 war es soweit, dass ich mit der ProfilMetall GmbH von Aidlingen nach Hirrlingen umzog. Für meine acht Mitarbeiter

bedeutete es eine gewisse Herausforderung, sich auf der zehnfachen Betriebsfläche einzurichten. Als unsere Produktion bereits wieder voll lief, wurden wir immer von Außenstehenden gefragt, wann denn endlich die ganze Firma Profilmetal in die neuen Räume einziehen würde. Ich machte mir keine besonderen Sorgen, denn der bisherige Gewinn reichte, um die Baukosten abzudecken und die einzige Unbekannte waren die höheren Heizkosten für diese viel zu große Halle.

Ein wichtiges Erlebnis bleibt mir für immer in Erinnerung. Bei einem Gaststättenbesuch in Hirrlingen beschimpften mich einige ältere Bewohner. Ihre Kirche in Hirrlingen sei durch viele Jahrhunderte hindurch das Wahrzeichen ihres Dorfes gewesen. Sie bezeichneten es als Unrecht, dass die Baubehörde mir erlaubt hätte, hier ein größeres Gebäude als die Kirche zu errichten. Die Vorwürfe endeten in der Feststellung eines Jüngeren, ein ehrlicher Bürger sei überhaupt nicht in der Lage, eine solch große Fabrik zu bauen. Es sei nun erwiesen, dass es sich bei mir um einen ganz großen Betrüger handeln müsse. Daraufhin wurde ich von einem anderen in Schutz genommen.

Dieser berichtete von der ersten Begegnung mit mir. Es war kurz nach dem Einzug, als meine acht Mitarbeiter mit mir zusammen alles auf- und einräumten. Da er mich noch nicht kannte, nahm er mich auf die Seite und fragte neugierig „Was für einen Stundenlohn bekommst du von dem Eberspächer, dass du so fleißig für ihn arbeitest?“ Als er diese Geschichte berichtete, lachten alle lauthals. Ein anderer meinte abschließend: „Wenn jemand selbst so fleißig Hand anlegt, kann er kein Gauner sein!“

Zu große Raumplanung, Fertigungsfehler und Reklamation – Zufälle oder Fügungen?

Sicherlich hätte ich irgendwann einmal Vorwürfe bekommen für die Fehlplanung, mit meiner kleinen Firma in ein fast 10mal so großes Gebäude umzuziehen. Aber wieder erlebten wir wunderbare Fügungen!

Zuerst die Vorgeschichte. Es begann ein halbes Jahr vor unserem Umzug, noch in den alten Räumen. Auf einer unserer Maschinen produzierten wir ein breites Aluminium-Profil, das zur Verkleidung von Hauswänden bei der Altbausanierung Verwendung fand. Es war für uns ein seltenes Profil. Als wir es am Tage vor dem Abtransport durch die Maschinen laufen ließen, war es am Ende schräg abgeschnitten. Trotz allen Bemühungen gelang es nicht, einen sauberen, geraden Schnitt fertig zu bringen. Wie sich später herausstellte, war am Abstanzgerät eine

Öldruckleitung verstopft. Deshalb bekam der Druckzylinder nicht genügend Öl. Wir hatten keine Zeit mehr, den Fehler zu suchen, denn der Lastzug für den Abtransport wartete schon draußen. Deshalb blieb uns nichts anderes übrig, als die nicht ordnungsgemäßen Profile zu verpacken und abzuschicken.

Wie erwartet kam ein Einschreibebrief unseres Auftraggebers mit der Reklamation und Ankündigung, dass zwei Herren der Geschäftsleitung persönlich zu einer Besprechung in unsere Firma kämen. Die Sache schien für uns sehr ernst, denn sie hatten angekündigt, dass wir für die Kosten der neuen Fassade für ein ganzes Haus aufkommen müssten, da kein beschichtetes Aluminiumrohmaterial mit dem gleichen Farbton aufgetrieben werden konnte. Die zwei Angekündigten kamen mit sehr ernsten Gesichtern in mein Chefzimmer, wo ich sie als Erstes zu einer Tasse Kaffee einlud. An der Wand hing der Bauplan unserer neuen Firma und auf dem Schreibtisch lag ein Stoß mit Detailplänen. Sehr froh war ich, dass sie noch vor dem Kaffeetrinken einen Rundgang durch unsere Firma machen wollten.

Bei dieser Besichtigung hellten sich ihre ernsten Mienen etwas auf. Offensichtlich beeindruckte sie unsere Ordnung und technischen Fähigkeiten, die sie wohlwollend zur Kenntnis nahmen. Für mich unbegreiflich, zeigten sie sich anschließend sichtlich erleichtert. Dann wollten sie Details über den Neubau wissen und sie brachten ihre Verwunderung zum Ausdruck, dass ich von den 500 Quadratmetern Firmenfläche in ein Gebäude mit 5000 Quadratmetern einziehen wollte. Mehrfach schauten sie sich bedeutungsvoll an. Sie verloren seltsamerweise kein Wort über die schwerwiegende Reklamation, wegen der sie doch eigentlich gekommen waren. Statt dessen äußerten sie den Wunsch, den bereits fertigen Rohbau zu besichtigen. Deshalb fuhren wir miteinander zur Baustelle. Nach dem anschließenden Mittagessen in der Dorfgaststätte brachen sie in Richtung Zürich auf. Wir hatten vorher viel über dieses Problem gebetet. Trotzdem schien es mir unbegreiflich, dass ich wegen der ungenauen, fehlerhaften Lieferung nicht einmal die Andeutung eines Verweises erhalten hatte, geschweige denn eine Schadensersatzforderung.

Über ein halbes Jahr war vergangen. Wir produzierten bereits in unserer neuen Halle, als ich von diesem Kunden eine persönliche Einladung bekam. Ich sollte den Konzern bei Zürich besuchen und mich dort

beim Generaldirektor melden. Staunend stand ich vor einem sehr großen Komplex mit verschiedenartigen, riesigen Fabrikgebäuden. Mein Auto parkte ich außerhalb des Firmengeländes und meldete mich zu Fuß beim Pförtner. Dieser erklärte mir misstrauisch, dass die Besucher des Herrn Generaldirektors alle mit ihrem Chauffeur vorfahren würden. Als ich mein Einladungsschreiben vorzeigte, verhielt er sich etwas komisch und meinte, dass der Herr Generaldirektor 25.000 Beschäftigte unter sich hätte und es sich bei meinem Schreiben vermutlich um einen Irrtum handeln müsse.

Nach seinem Telefonanruf kam aber sofort ein eleganter Herr vorgefahren und brachte mich ins Direktionsgebäude. Durch verschiedene Vorzimmer wurde ich zum Generaldirektor geleitet. Dieser schaute mich groß an und meinte etwas brummig: „Sie sind also Herr Dr. Eberspächer. Bitte nehmen Sie hier am Besprechungstisch Platz!“ Indem er sich zu seinem Chefschreibtisch zurück begab, sagte er laut und leidenschaftlich: „Ich will mit Profilieren überhaupt nichts mehr zu tun haben!“ Damit ließ er mich ohne weitere Erklärung am Besprechungstisch sitzen und arbeitete ungerührt an seinem Schreibtisch weiter. Langsam fragte ich mich: „Weshalb hat man mich überhaupt hierher eingeladen – oder habe ich alles falsch verstanden!?“

Eine Fabrikausrüstung, kostenlos!

Nach etwa einer halben Stunde meldete sich der Chef der Profilierabteilung. Mit ihm fuhr ich zu einer größeren Fabrikationshalle. Unter vielem anderen standen dort verschiedene Profiliermaschinen, auf denen Profile für Hausfassaden gewalzt wurden. Die Aufstellung war für diese Produktion zu eng und es herrschte eine auffällige Unordnung. Anschließend wurde ich mit dem Leiter der Kalkulationsabteilung bekannt gemacht. Dieser teilte mir mit, dass die „hohe Geschäftsleitung“ die Profilverstellung schnellstmöglich aufgeben wolle. Deshalb fragte er mich, ob ich willens und in der Lage sei, die ganze Produktion in unseren Neubau zu übernehmen. Als ich dies bejahte, bot er mir an, den gesamten Maschinenpark mit allen Geräten und Einrichtungen, dem Warenlager und den halbfertigen Aufträgen auf Lastwagen zu verladen und in unsere Produktionsräume nach Hirrlingen zu transportieren. Dort würde alles von einer Spezialfirma montiert. Die gesamte Ausrüstung, der Transport und

die Aufstellung der Maschinen in unserer Produktionshalle wäre für mich kostenlos.

Die Schweizer stellten auf ihre Kosten auch noch für drei Wochen einen erfahrenen Meister zur Verfügung, der meine Leute einlernte. Als neue Herausforderung musste ich diese Produktion mit 20 neu eingestellten Mitarbeitern rasch in Gang bringen. Die Leistungen sollten auf der Basis der produzierten Laufmeter abgerechnet werden. Ich kannte aus unserer seitherigen Produktion die Kalkulationsgrundlagen. Deshalb einigten wir uns schnell über den notwendigen Preis und alle übrigen Bedingungen.

Kurz darauf wurden über 40 Lastzüge bei uns abgeladen und eine technisch versierte Umzugsfirma montierte nach den Plänen der Auftraggeber die Maschinen in unsere Fabrikationshalle. Bereits eine Woche später konnten wir die ersten Profile sauber verpackt ausliefern. Alle freuten sich, sowohl unser Schweizer Auftraggeber als auch unsere neuen Mitarbeiter über diesen Erfolg. Der Auftrag entwickelte sich weiter positiv und jahrelang beschäftigte die ProfilMetall GmbH in dieser Abteilung bis zu 25 Mitarbeiter. Von der zu groß geratenen Industriehalle wurden ca. 2.000 Quadratmeter mit der Schweizer Hausfassaden-Profilproduktion belegt. Unsere Gewinne stiegen erheblich und ich war Gott von ganzem Herzen dankbar für seine Führung und die Aufwärtsentwicklung unserer Firma.

Wochenendarbeit – ein Problem

Wir hatten in der Firma alles bestens organisiert, damit wir unsere Produktionsaufträge in der vereinbarten 37-Stundenwoche bewältigen konnten. (Vier Tage zu je acht Stunden, freitags fünf Stunden). Öfters aber wollte ein Auftraggeber kurzfristig eine größere Lieferung erhalten, die wir nicht im Voraus fertigen konnten, da die Abmessungen des Produktes stark wechselten. Nur wenige Mitarbeiter waren bereit, unter der Woche am Abend länger zu arbeiten.

Sie rechneten uns vor, dass sie wegen der Progression der gesetzlichen Abzüge für die Überstunden unterbezahlt seien. Auch mein Angebot, am Freitagnachmittag und Samstag mehr zu arbeiten, wurde strikt abgelehnt. Der Sportverein in unserem Dorf organisierte die „Nachbarschaftshilfe“. Unsere tüchtigen Mitarbeiter behaupteten, dass sie beim „Häuslesbauen“ für ihre Freunde am Freitagmittag, Samstag und Sonntag mehr verdienten als während der ganzen Woche in unserer Firma.

Als dann ein Kunde überraschend donnerstags kam und unbedingt bis Montag eine größere Lieferung verlangte, erklärten sich nach heftiger Auseinandersetzung drei Mitarbeiter bereit, Freitag und Samstag zu arbeiten. Freitag früh hatte ich plötzlich das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte und als ich durch die Firma ging, bemerkte ich nicht wie erwartet böse Blicke, sondern mich traf eine zunächst unerklärliche Schadenfreude.

Ein Telefonanruf hinderte mich, Punkt 11:00 Uhr beim Produktionsbeginn dabei zu sein. So konnte ich die Katastrophe nur im Nachhinein zur Kenntnis nehmen. Die Mitarbeiter hatten das Stanzwerkzeug eingebaut, ohne dieses gründlich zu ölen. Wie heimlich geplant, zerriss dieses nach kurzer Laufzeit und machte die Wochenendarbeit unmöglich. Die Herstellung des neuen Werkzeuges dauerte über drei Tage.

Die offensichtliche Sabotage wurde auch im Dorfgasthaus diskutiert. Der befreundete Wirt gab mir den Wink, dass jeden Freitagnachmittag ein großes Treffen der Arbeitslosen aus der Umgebung bei ihm stattfindet.

Er glaube, dass darunter auch für mich geeignete Mitarbeiter zu finden seien. Vier der Anwesenden konnte ich gewinnen, mit mir die Firma zu besichtigen. Das Ergebnis waren vier Arbeitsverträge. Die Neuen waren bereit, ab Montag gegen einen Stundenlohn von DM 19 zu arbeiten.

Spät am Abend erreichte mich ein weiterer Anruf des Gastwirts. Ich eilte schnell dorthin und erlebte eine heftige Diskussion. Man bewies mir anhand von umfangreichen Zahlenaufstellungen, dass meine vier neuen Mitarbeiter, wenn sie bei mir arbeiteten, tatsächlich netto nur zwei DM pro Stunde verdienen würden. Ihren jetzigen Stundenlohn, das Arbeitslosengeld erhielten sie ganz ohne Arbeitseinsatz. Alle vier kündigten daraufhin unseren Arbeitsvertrag, unter dem Beifall vieler Zeugen.

Als im Nachbardorf eine ganze Feriensiedlung mit Russlanddeutschen aus Kasachstan belegt wurde, traf ich vier junge Männer, denen ich sofort Arbeit anbot. Sie sprachen mich als „Herr Chef“ an und freuten sich über die gute Arbeitsmöglichkeit. Sie zeigten sich sehr arbeitswillig, fleißig und praktisch und erhielten dadurch auch das Lob der altbewährten Mitarbeiter. Alles verlief wochenlang gut, bis einer mit einer schweren Erkältung hustete und schnupfte. Er hatte offensichtlich hohes Fieber. Ich brachte ihn zum Arzt und dann nach Hause.

Zwei Wochen später bat mich ein anderer Russlanddeutscher, dass ich ihn auch zum Arzt und nach Hause bringe. Er war gesund, aber hatte begriffen, dass sein kranker Kamerad seinen Lohn ohne Arbeit in Form von Krankengeld erhielt. Er fiel daraufhin ständig durch Arbeitsverweigerung auf und wurde entlassen. Wieder 14 Tage später wollten auch die noch Verbliebenen gekündigt werden. Denn ihr arbeitsloser Kamerad erhielt nun ohne Gegenleistung Arbeitslosengeld. Auch sie erschienen nicht mehr zur Arbeit. Das letzte Lebenszeichen von diesen Mitarbeitern aus Kasachstan erhielt ich von einem Kripobeamten. Er wollte Näheres über diese vier jungen Leute erfahren. Sie wurden des Einbruchdiebstahls verdächtigt. Zwei von ihnen saßen bereits in Untersuchungshaft.

Der Zehnte – eine entscheidende Wende

Die Erträge der Profilmittel GmbH stiegen, wofür ich dankbar war. Am Jahresende konnten wir an das Missionswerk „Licht im Osten“ 250.000 DM für den Kauf russischer Bibeln spenden. Im Folgejahr, als aus England ein günstiges Angebot kam, ließ ich von dort einen Lastzug voller Bibeln kommen. Sauber verpackt auf Paletten standen sie in der Fabrikhalle. Unsere Tochter Daniela knüpfte Verbindungen und die kostbare Literatur wurde innerhalb eines Jahres mit kleinen Lieferungen über Bulgarien nach Russland geschmuggelt (vgl. Kapitel „Die Profilmittel GmbH und der Neubau in Hirrling“, S. 615).

Den verbliebenen Gewinn investierte ich in größere Profileranlagen. Dies ermöglichte neue Großaufträge für die Produktion. Ich erinnere mich an eine Diskussion mit unserer Tochter. Sie ging davon aus, dass uns nun auch wegen des großzügigen Bibelkaufes so viel Segen im Geschäft zufloss und meinte: „Wir müssen in Zukunft unseren Zehnten richtig vorausplanen. Die nächsten DM 100.000 geben wir auch an kleinere Missionsgesellschaften.“ Darauf erwiderte ich, dass ich mich vor dem unendlich heiligen Gott fürchte. Ich könne ihm nicht den Zehnten meines Gewinns bezahlen und dabei im Stillen von ihm eine Gegenleistung verlangen. Oder mit ihm ein vorgeplantes Beteiligungsgeschäft begründen, in dem ich ihm quasi vorschreibe, was er zu tun habe.

In der Zwischenzeit fühlte ich mich oft müde und war sehr froh, dass sich Daniela im Betrieb voll engagierte. Unser Schwiegersohn ließ sich zum Maschinenbauingenieur ausbilden. Beide lebten sich gut in der Firma ein. Mir wurde klar, dass nun die Zeit gekommen war, diese an die nächste Generation weiterzugeben. Da wir uns sehr gut verstanden, machte ich mir nie Gedanken darüber, dass ein Generationenwechsel irgendwelche Probleme bringen könnte. Sehr schmerzlich empfand ich, als der Notar bei Daniela's Bestellung zum Geschäftsführer erklärte, wichtigste Aufgabe sei es nun, alles zu modernisieren. Ganz energisch

forderte er sie nach Unterzeichnung der Verträge auf, sich gegen ihren Vater unter allen Umständen durchzusetzen.

Einem erfahrenen christlichen Unternehmer in unserem Bibelkreis klagte ich dieses Erlebnis. Er tröstete mich damit, dass die Jungen immer ihren eigenen Weg finden müssten, auch unter großen Schwierigkeiten. Dann gratulierte er mir, denn er habe schon oft gebetet, dass ich meine Firma abgeben könne. Solange die Kraft noch reiche, sei es wichtiger sich mit Gottes Wort intensiv zu beschäftigen. Innerlich gab ich ihm recht, sah aber noch keinen klaren Weg vor mir.

Meine Bruchoperation und der lebendige Glaube

Beim Lesen der Bibel beeindruckte mich immer wieder das Wort aus dem 1. Johannesbrief, Kapitel 5, Vers 4: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ In mir wuchs der Wunsch, die Johannes-Briefe einmal in aller Ruhe zu studieren. Rückschauend wunderte es mich, dass ich oft an die Johannes-Briefe dachte, aber nie konsequent Zeit fand, diese im Zusammenhang auf mich wirken zu lassen, z.B. unter der Anleitung eines Kommentars. Immer wieder erinnerte ich mich an die Aidlinger Schwester und ihren damaligen Ausruf: „Sie lesen in der falschen Bibel!“ (Vgl. Kapitel „Die Steuerberaterbibel und mein schwerer Irrtum“, S. 405)

Gott sitzt im Regiment und er hat mich nicht vergessen.

Als mir unser Hausarzt überraschend mitteilte, dass ich für mindestens zehn Tage das „teuerste Hotel von Sindelfingen“ aufsuchen müsse, um einen Leistenbruch operieren zu lassen, begriff ich sofort zwei Dinge. Mit dem Hotel meinte er das Sindelfinger Krankenhaus. Zum weiteren kam jetzt eine Gelegenheit zum Bibelstudium. Auf meinen Nachttisch im Krankenhaus legte ich eine dicke Luther-Bibel und den Kommentar über die Johannes-Briefe.

Erinnerungen an die Erlebnisse bei Kriegsende im Robert-Bosch-Krankenhaus wurden wieder wach. Damals las ich auch die Bibel. Aber die Welt hatte sich seither wesentlich verändert. Zu jener Zeit umgaben mich Schwestern aus christlichen Mutterhäusern, für welche Bibellesen das tägliche Brot war. Hier aber betrachteten mich die Schwestern mit einem erstaunten Entsetzen. Offensichtlich wurde über mich schon gesprochen. Zu zweit brachten sie das Nachtessen, um mich eingehender zu beobachten. Dabei ließen sie die Türe offen stehen, damit drei jüngere Schwestern auch noch hereinschauen konnten. Ich kam mir jetzt doch wie ein antiquiertes Ausstellungsstück vor.

Nach dem Essen erhielt ich unvermittelt Besuch von einem jüngeren Arzt. Er fragte interessiert, ob ich Christ sei. Ich erwiderte, dass ich an Jesus Christus glaube und mir vorgenommen hätte, die Johannes-Briefe hier in Ruhe zu studieren. Zu meinem Erstaunen erzählte er dann, er hätte beim Nachtessen von mir gehört und wolle sich gerne mit mir unterhalten. Vorher müsse er aber noch seine Krankenakten an den Nachfolger übergeben, denn er habe 14 Tage Urlaub. Erst kurz vor 20:00 Uhr fand er Zeit dazu. Ich berichtete ihm, was mir die Bibel bedeutet und erzählte ihm manche Führungen aus meinem Leben. Er hatte sich in den letzten Tagen, durch andere Patienten angeregt, schon Gedanken gemacht, dass er auch die Bibel lesen sollte, die ungelesen zu Hause in seinem Bücherschrank stand. Ich empfahl ihm das Johannes-Evangelium und die Psalmen als Startlektüre. Er versprach, seinen Urlaub zum Bibelstudium zu benützen. So gingen wir auseinander. Noch öfters habe ich für ihn gebetet.

Nach der Operation besuchte mich meine Frau in der Aufwachstation. Anschließend wurde ich ins Zimmer geschoben. Sie fütterte mich liebevoll. Als sie gerade gegangen war, stand plötzlich eine Schwester mit Arzneitablett an meinem Bett. Schweigend betrachtete sie erst mich, dann meinen Nachttisch mit der Bibel. Ihre Augen gingen eine Weile hin und her. Ihr Gesicht wurde immer spöttischer. Noch nie hatte ich solange in ein derart spöttisches Gesicht gesehen. Sie sagte schließlich: „Da Sie frisch operiert sind, bekommen Sie eine Schlaftablette.“ Ich antwortete: „In meiner Bibel steht, dass Gott die Seinen im Schlaf reich beschenkt.“ Mit erschrockenen, ja entsetzten Augen schaute sie mich wieder an. Ich ärgerte mich. Sicherlich würde sie nun ihren Kolleginnen berichten, dass dieser Christ vermutlich geisteskrank sei.

Der Albtraum

Nachts hatte ich dann einen ungewöhnlichen Traum. Sehr viele dunkel bekleidete Steuerberater mit Aktenkoffern gingen eilig zu einem Vortrag in Stuttgart. Als auch ich den Saal betrat, diskutieren sie heftig. Ich wunderte mich über die ungewöhnlich streitgeladene Atmosphäre.

Der Vorsitzende ging ans Podium, schwang die Glocke und verkündete: „Es nützt uns nichts, wenn wir uns über den Inhalt der Bibel streiten, denn wir haben neben unseren vielen Steuergesetzen, die wir ja studie-

ren müssen, absolut keine Zeit die Bibel zu lesen. Heute aber haben wir einen Kollegen unter uns, der die Bibel genau kennt. Ich bitte deshalb Herrn Eberspächer, deren Botschaft in einem Satz zusammenzufassen.“ Alle Augen waren gespannt auf mich gerichtet. Es herrschte lautlose Stille. Die Botschaft der Bibel in einem Satz!! Ich wollte reden, aber konnte nicht. Der Angstschweiß tropfte mir von der Stirn. Ich sah, wie unter mir der Boden ganz nass wurde. In höchster Not wachte ich auf. Fürchterlich frierend und schweißgebadet lag ich im Bett!

Ich klingelte der Nachtschwester. Unter großen Schmerzen wurde ich frisch gebettet. Langsam wurde mein Körper wieder warm und ich zermartete mein Gehirn: „Die Botschaft der Bibel in einem Satz?“ Auf dem Nachttisch lag meine Lutherübersetzung. Am liebsten hätte ich geblättert und gesucht, aber jede Bewegung verursachte mir Schmerzen. So lag ich starr und besann mich. Viele Jahre hatte ich doch das Wort Gottes gelesen, aber wie nur sollte ich diese Fülle in einem Satz wiedergeben können? Andere Dinge konnte ich doch auch kurz und bündig ausdrücken.

Am Nachmittag besuchte mich meine liebe Frau und ich wunderte mich später, dass ich sie nicht um Rat gefragt hatte. Sie hätte mir sicher eine Antwort geben können. Plötzlich ging mir die richtige Antwort durch den Kopf. Im Johannesevangelium, Kapitel 3, Vers 16 steht: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ Als ich meiner Frau später den Traum erzählte, gab auch sie sofort dieselbe Auskunft und erwähnte noch, ich sei an jenem Nachmittag nur geistesabwesend und nachdenklich in meinem Bett gelegen. Sie sorgte sich bereits, ob ich durch die Narkose einen Schaden erlitten hätte.

Die Lösung

Mich durchströmte ein gewaltiges Glücksgefühl. „Die an ihn glauben, haben das ewige Leben!“ (Vgl. 1. Johannes-Brief, Kapitel 5, Verse 1, 10-12) Und ich durfte zu denen gehören, die glauben! Ich faltete meine Hände und dankte Gott mit großer Freude. Ich betete für meine Familie, für die Freunde und alle die ich kannte, auch für Politiker und Regierungen. Nie im Leben habe ich so lange gebetet. Plötzlich sagte eine leise Stimme: „Sie bekommen Ihre Schlaftablette.“

Vor mir stand wieder die Schwester, die mich am Abend vorher so spöttisch angeblickt hatte. Dieses Mal waren Tränen in ihren Augen. Davon war ich überrascht und sagte spontan: „Ich weiß, dass Gott mich liebt.“ Sie ging zur Türe und blieb wie am Tag zuvor dort stehen. Wieder ärgerte ich mich. Zu dieser Frau, die vielleicht irgendwelche Not plagte, hätte ich sagen müssen: „Gott liebt Sie!“ Ich faltete meine Hände, um für sie zu beten, aber die Tablette riss mich in den Schlaf.

Der nächste Traum war fast gleich wie in der vorherigen Nacht. Aber die Steuerberaterkollegen beteten diesmal offensichtlich. Es war andächtig still, als ich den Raum betrat. Der Vorsitzende sagte: „Wir danken unserem Kollegen, der uns gestern die Botschaft der Bibel in einem Satz gesagt hat. Heute wird er über seine Lieblingsbibelstelle zu uns reden. Er hat hiermit das Wort.“

Wieder erwachte ich schweißgebadet und musste frisch gebettet werden. Erst am Abend fand ich meine Lieblingsbibelstelle wieder, Psalm 119, Vers 105: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Wege.“ Im landwirtschaftlichen Lehrjahr auf der Schwäbischen Alb hatte ich früher hautnah erlebt, was ein Licht auf dunklem Weg bedeutet. Unser Vieh war ausgebrochen und wir mussten in dunkelster Nacht mit Öllaternen, die immer nur den nächsten Schritt vorausleuchteten, losziehen. Der Weg ging durch wildes Gelände und wir erlebten manche Ängste, bis wir das Vieh wieder in die eingezäunten Weiden gebracht hatten.

Bald darauf konnte ich das Krankenhaus verlassen. Neu erkannte ich, welch ein Vorrecht und Geschenk es ist, glauben zu können und von Gott angenommen zu sein.

Innerer Kampf um meinen rechten Glauben

Einige Wochen später besuchte ich einen Vortrag im Albrecht-Bengel-Haus, Tübingen. Ein junger Mann aus dem theologischen Seminar sprach. Der Vortrag war sehr gut, aber ich hatte eine schlaflose Nacht. Mir schien, dass dieser Mann irgendwie anders glaubte als ich. Bohrende Zweifel wuchsen, ob ich richtig glaube. Am Morgen betrachtete ich mich vor dem Spiegel und überlegte: „Man kann an einem Menschen vieles feststellen, sein Gewicht, seine Länge, seinen Blutdruck. Endlos

viele Dinge können die Ärzte messen. Aber es gibt kein Messgerät, das mir sagt, wie groß der Glaube ist und ob ich überhaupt das Richtige glaube.“

Am folgenden Sonntag in der Aidlinger Bibelstunde kreiste in mir nur eine Frage: „Wie weiß ich, ob ich glaube?“ Der Vortragende dort redete vom lebendigen Glauben, den wir brauchten. Wieder war ich sehr verunsichert. In unserem Hauskreis in Sindelfingen, wo sehr viele kluge Leute zusammenkamen, stellte ich meine Frage laut: „Was ist lebendiger Glaube?“ Die Antwort meiner Freunde klang ganz einfach: „Entweder man glaubt oder man glaubt nicht an Jesus Christus. Es gebe da keine Nuancen.“ Ich aber blieb mit meinen Zweifeln zurück und wurde zunehmend unruhiger. Meine Frau wusste um mein Problem und sagte: „Ich weiß, dass du glaubst, und Gott weiß es auch.“ Ich aber fand noch immer keine Ruhe.

Es war wieder an einem Sonntag, einige Wochen später. Meine Frau wollte mich am Morgen unbedingt zur Kirche mitnehmen, damit ich etwas Neues höre und mich nicht ständig um mich selbst drehte. Ich weigerte mich und fiel auf meine Knie nieder, als sie fortging, und betete: „Lieber Gott, gib mir doch den richtigen Glauben und schenke, dass ich weiß, dass ich glaube.“ Nur diesen einen Satz wusste ich zu beten. Nach einer langen Pause setzte ich mich auf den Stuhl. Ich saß hilflos da – sollte ich nun diesen Satz ähnlich wie tibetische Mönche gebetsmühlenartig wiederholen, damit Gott besser erhören könne!? Aber ich hatte keine Ahnung, dass dies bereits die Gebetserhörung bedeutete, als plötzlich das Telefon klingelte.

Ein Freund aus dem Hausbibelkreis war am Telefon: „Ich habe mir bei einem Sturz zwei Rippen gebrochen und kann nicht Autofahren. Bitte bringe mich heute Nachmittag in die Bibelstunde nach Aidlingen. Dir tut es auch einmal gut, wenn du die Stunde live erlebst und nicht nur auf dem Tonband anhörst.“

Die Darlegungen der Rednerin bewegten mich nicht besonders. Als wir miteinander heimfuhren, erzählte mein Freund begeistert von der Bibelstunde. Ich war überrascht, was er alles noch wusste. Vor seinem Haus angekommen, saßen wir im Auto und redeten weiter. Wir merkten nicht, wie der Tag verging. Die Bibelstunde war um 15:30 Uhr zu Ende und wir saßen noch abends um 21:00 Uhr vor seinem Haus im Auto.

Ähnliches wiederholte sich am folgenden Sonntag. Wir gingen in seine Wohnung und unterhielten uns anschließend. Als er zu mir sagte: „Du wunderst dich sicher, dass mir die Bibelstunden so viel bedeuten. Aber ich habe Hunger und Durst nach Jesus Christus und mein Glaube wird immer größer.“ Mir, als gelerntem Landwirt bedeuteten die Erfahrungen mit Pflanzen und Tieren sehr viel. Wenn etwas Hunger und Durst hatte und wuchs, war dies der Beweis, dass es lebte.

Heute kann auch ich mit Freuden bezeugen: „Ich habe Hunger und Durst nach Jesus Christus. Mein Leben hat sich dadurch gänzlich verändert.“ Gemeinsam mit meiner lieben Frau besuchten wir vier Mal die Aidlinger Sommer- Bibelkurse und unser Glaube wurde gestärkt.

Generationenwechsel, Krise und Rettung bei ProfilMetall

Durch die Mitwirkung unseres Schwiegersohnes im Unternehmen betreten wir Neuland. Neben dem computergestützten Konstruieren neuer Profile begannen wir, einen modernen Werkzeugbau einzurichten. Daniela bemühte sich, den Vertrieb leistungsfähiger zu organisieren. Sie fand einen jungen Mann, den mein Schwiegersohn von seiner Ausbildung her kannte. Dieser hatte sich schon seit Jahren erfolgreich in einer größeren Firma betätigt und brachte deshalb Erfahrung im Verkauf mit. Er hatte einen christlichen Hintergrund, was mich besonders freute. Obwohl ich die Firma aus steuerrechtlichen Gründen noch nicht formal übergeben konnte, musste ich kürzer treten.

Meine Leistungsfähigkeit hatte altersbedingt nachgelassen. Um so mehr freute ich mich an den Kindern, denn sie arbeiteten beide mit Eifer. Ich übergab ihnen schon viele Vollmachten, damit sie sich unter meiner Leitung einarbeiten konnten. Über die Andersartigkeit der neuen Generation hatte ich mir bisher keine Gedanken gemacht. Aber Generationenprobleme blieben nicht aus. Obwohl ich betete und auch sie beteten, gab es Missverständnisse und Probleme. Nicht nur mit mir hatten sie erhebliche Schwierigkeiten. Auch mit seither zufriedenen Stammkunden ergaben sich bisher ungewohnte Auseinandersetzungen.

Der erste harte Schlag traf uns durch den Anruf eines langjährigen Kunden. Seine monatlichen Lieferungen bezahlte er immer sofort mit einem Skontoabzug von 3 Prozent. Dieses Mal konnte er ausnahmsweise erst nach sechs Wochen bezahlen. Da er am Telefon jammerte, erlaubte ich ihm trotzdem die 3 Prozent abzuziehen. Es freute ihn gewaltig und ich rechnete mir aus, dass wir unseren Gewinn bei diesem Produkt trotzdem erhöht hatten, da wir durch unseren technischen Fortschritt bereits schneller produzieren konnten. Daniela beschäftigte sich so eifrig mit ihren Problemen, dass es mir nicht gelang, sie rechtzeitig über diesen Vorfall zu unterrichten. Als sie die verspätete Zahlung mit Skontoabzug

bemerkte, telefonierte sie mit diesem Kunden. Verärgert suchte er einen neuen Lieferanten. Schmerzlich nahm ich zur Kenntnis, dass wir zehn Prozent unseres Umsatzes und den bis dahin problemlossten Auftrag verloren hatten.

Nach meinem Krankenhausaufenthalt gab es Schwierigkeiten mit einem weiteren Großabnehmer, der 20 Prozent unseres Umsatzes brachte. Zu meiner Überraschung bezeichnete mich der dortige Einkaufschef empört als Betrüger. Nachforschungen ergaben einen nicht alltäglichen Sachverhalt. Wir verarbeiteten für die Profile Stahl von der Firma Krupp in Essen. Beim Abschluss des Liefervertrages vor einigen Jahren hatten wir auf Wunsch des Kunden festgelegt, dass sich unser jeweiliger Lieferpreis aus dem durchschnittlichen Stahl-Einkaufspreis, zuzüglich unserer Kosten aufbaut. Dieser bezog damals 50 % seines Bedarfes zum gleichen Preis von einer anderen Firma, was die Richtigkeit unserer Kalkulation bewies.

Die Firma Krupp lieferte damals Rohmaterial in großen Mengen nach Russland. Politische Schwierigkeiten stoppten diese Lieferungen. Bei



1994: Die Familie Eberspächer mit drei Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln.

Krupp ergaben sich erhebliche Probleme mit der entstandenen Überproduktion. Wir erhielten einmalig das günstige Angebot, unseren gesamten Bedarf für die nächsten sechs Monate gegen einen um 15 Prozent verringerten Sonderpreis auf einmal abzunehmen. Kurz bevor ich ins Krankenhaus musste, hatte ich diesen Einkaufsvertrag noch abgeschlossen.

Unser neu eingestellter Verkäufer, der von seinem Vorgänger nicht genügend informiert war, ließ gegenüber der Einkäuferin dieses Kunden durchblicken, dass er mit der neuen Preissituation Schwierigkeiten hätte. Die Einkäuferin war selbstverständlich sofort der Meinung, dass er verpflichtet sei, diesen Sonderrabatt voll weiter zu geben. Mit ihrem Erfolg konnte sie bei ihrem Chef besonders glänzen. Dieser sah die Chance gekommen, seinen Marktanteil gegenüber der Konkurrenz zu erhöhen. Das Unglück dabei war, dass er von der Einmaligkeit unseres niedrigen Einkaufspreises nichts wusste. Er ließ sofort eine neue Preisliste drucken die er in ganz Europa verschickte und brachte damit das gesamte Preisgefüge in der Branche dauerhaft durcheinander.

Nach sechs Monaten musste Krupp den Stahlpreis wieder normal berechnen. Unser Kunde glaubte trotzdem, dass er selbstverständlich weiter den niedrigen Preis erhalten könne. Dies mussten wir ihm verweigern. Er kündigte den Liefervertrag mit uns und versuchte seine Situation durch billige Einkäufe in Osteuropa zu retten. Da aber die dortige Qualität nicht stimmte, handelte er sich nur Nachteile ein. Wir aber hatten einen großen Auftrag verloren.

Kurz darauf zerbrach das Vertragsverhältnis mit unserem größten Kunden in Belgien. Wir hatten eine langjährige Weihnachtsgeschenkaktion an leitende Mitarbeiter gestrichen. Die entstandene Irritation machte sich ein Mitbewerber zunutze. Kurz darauf erhielten wir aus Belgien die Mitteilung, dass man im Zuge der Globalisierung das von uns seither gelieferte Produkt nun billiger in China einkaufen könne. Wir hatten weitere dreißig Prozent unseres seitherigen Umsatzes verloren. Innerhalb weniger Monate waren wir insgesamt 60 Prozent unseres Auftragsvolumens los. Von unseren 50 Mitarbeitern konnten wir höchstens 20 Personen richtig beschäftigen. Aus Mangel an Aufträgen und nach großen finanziellen Verlusten mussten wir fast die Hälfte unserer Mitarbeiter entlassen. Die hohen Gewinne, von denen wir einmal den Zehnten gegeben hatten, waren nur noch traurige Erinnerung.



1997: Produktionshalle der PROFILMETALL GmbH in Hirrlingen.

An die geplante Firmenübergabe war nicht mehr zu denken. Wir kämpften um das Überleben und ich stellte mich auf den Untergang der Firma ein. Unsere Bankschulden vergrößerten sich jeden Monat. Als ich schließlich die erbrechtlichen Probleme geklärt hatte und die Firma doch noch übergeben konnte, hatten wir erhebliche Bankschulden. Sie waren so hoch wie damals der Gewinn, von dem wir einmal großzügig den Zehnten geben konnten.

Wir fragten uns: „Haben wir denn nicht den Zehnten gegeben? Wir hatten einen Lastzug mit russischen Bibeln in England gekauft. In unserer Firma standen sie kubikmeterweise. Unsere Tochter hat es organisiert, dass die Bibeln über Bulgarien nach Russland geschmuggelt wurden.“ Wir dachten an die Bibelstelle in Maleachi, Kapitel 3,10. Dort steht: „Bringt aber den Zehnten in voller Höhe in mein Vorratshaus, auf dass in meinem Hause Speise sei, und prüft mich hiermit, ob ich euch dann nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herab schütten die Fülle.“ Wir erkannten: „Unser Gott ist unendlich heilig und wir können ihn nicht festlegen: Ich gebe dir, und du gibst mir. Gott sitzt im Regiment! Er führt uns auch, wenn wir Konkurs gehen müssen.“ Ich plante bereits die

Liquidation der ProfilMetall GmbH, als meine Tochter mir eines Morgens einen Berater vorstellte, der uns helfen wollte. Durch seine Fragen bei der Betriebsbesichtigung begriff ich, dass er über sehr große Erfahrung verfügte. Deshalb lud ich ihn zum Essen ein, um unter vier Augen alle Probleme zu besprechen. Mitten im Reden bemerkte ich, wie er vor dem Essen seine Hände faltete und betete.

Es stellte sich heraus, dass er von einem Verein für christliche Geschäftsleute hierher geschickt wurde. Da uns das Geld fehlte, hatten Tochter und Schwiegersohn auf ihre Monatsgehälter verzichtet. Sie waren bei dem christlichen Verein „Sportler ruft Sportler“ aufgefallen, weil von ihnen nicht mehr die gewohnten Spenden eingingen. Unsere Not wurde dort bekannt und fremde Menschen beteten für uns. Danach schickten sie diesen gläubigen Berater zu uns. Er konnte sich zwischen mich und unsere Kinder schalten und löste das Generationenproblem mit großer Geduld.

Ja, Gott sitzt im Regiment! Wie dankbar sind wir auch für diese Führung. Das Wunder ist geschehen, unsere Firma hat sich wieder erholt und wir konnten sie vollends an die Kinder übergeben. Staunenswertes zum Hintergrund des Geschehens erfuhr ich erst Jahre später. Unser Berater, der mit so großer Sachkenntnis helfen konnte, hatte diesen für ihn un-



1997: 70. Geburtstag mit dem Profilmetall-Team.

typischen Auftrag nur übernommen, weil er sich gut erinnerte, dass unsere Firma bei seinem vor Jahren notleidenden Verlagskunden in die Bresche gesprungen war. Dieser konnte damals die in England bestellten russischen Bibeln praktisch nicht verkaufen, als die ProfilMetall GmbH den Gesamtbestand für 500.000 DM gegen sofortige Bezahlung übernahm. Damit war ohne unser Wissen diesem Verlag zum Überleben verholfen worden.

Rückschauend kann ich feststellen: Die Firmenübergabe an die nächste Generation wurde ein voller Erfolg. Unsere „Jungen“ erhielten nach und nach ihre Aufträge von Geschäftspartnern ihres Alters. Sie machten technisch Jahr für Jahr große Fortschritte und konnten auf dem international härter werdenden Markt konkurrenzfähig bleiben.

Schlaganfall – knapp überlebt!

Bei einer routinemäßigen Bankbesprechung, sah ich plötzlich alles wie durch einen Nebelschleier. Erschreckt setzte ich mich auf die nächste Parkbank. Da es nicht besser wurde, suchte ich sofort den Augenarzt auf. Ohne mich weiter zu untersuchen, erklärte dieser: „Sie stehen kurz vor einem Schlaganfall. Ich telefoniere nach einem Krankenwagen. Sie müssen sofort ins Krankenhaus“. Ich sagte: „Melden Sie mich bei der Notaufnahme im Krankenhaus Sindelfingen an. Mein Auto steht vor dem Haus“.

Und so fuhr ich gegen seinen heftigen Protest, so schnell ich konnte los. Dort wurde ich bereits erwartet und landete in der Röhre eines Computertomographen. Als die Maschine abgeschaltet war, hörte ich wie der Arzt mit seinem Kollegen telefonierte: „Kommen Sie schnell. Ich habe hier einen dringenden Notfall mit einem Blutgerinnsel im Sehzentrum. Wir müssen sofort das Blut verdünnen“. Er ließ mich nicht mehr aufstehen. Wenn ich nicht still liege und das Blutgerinnsel weiter wandere, gebe es für mich keine Hoffnung mehr. So lag ich in meinen Kleidern sechs Stunden lang im Vorzimmer. Mit Infusionen wurde mein Blut verdünnt. Langsam wurde ich ruhiger und dachte an Frau und Kinder. Ich betete und wollte weiterleben.

Verschiedene Ärzte kamen, um nach mir zu sehen. Einer meinte zu seinem Kollegen: „Den haben wir gerade noch erwischt“. Der andere erwiderte: „Manches Mal geschieht eben noch ein Wunder“. Später wurde ich nochmals in die Röhre gesteckt. Der Arzt konnte freudig bestätigen, dass sich das Blutgerinnsel aufgelöst habe. Zur Sicherheit musste ich noch eine Woche im Krankenhaus bleiben. Morgens und abends bekam ich Infusionen.

Neben mir lag ein schwer zuckerkranker Millionär, der sich für etwas Besseres hielt. Er versuchte, die Ärzte rüde zu kommandieren und wusste alles besser. Seine Medikamente nahm er unregelmäßig, obwohl ihn dies

in Lebensgefahr brachte. Von Jesus Christus wollte er gar nichts wissen, sondern brüllte und tobte nur.

Am Entlassungstag besuchte mich der Chefarzt und betonte, er sei noch nie einem Schlaganfallpatienten begegnet, der so reibungslos überlebt hätte. Wieder konnte ich nur danken.

Senioren geben Bibeln weiter

Unsere Dienste zur Verbreitung der Heiligen Schrift ergaben sich unversehens und quasi nebenbei. Nachdem ich 1985 begann, Gott aus meinen Einkünften den Zehnten zu geben, eröffnete sich überraschend eine günstige Einkaufsquelle für russische Bibeln. Mehrere Tausend Exemplare wurden über Umwege hinter den Eisernen Vorhang geschmuggelt, wie in Kapitel „Die Profilmittel GmbH ...“, S. 615 berichtet.

Auch in unserem Dorf im Kreis Tübingen konnten wir nach erhaltener Genehmigung durch den katholischen Priester viele Neue Testamente des „Gideonbundes“ weiter geben, einige Gideons und ich durften sogar in der Volksschule reden und Zeugnis geben (Vgl. Kapitel „Unser Missionshof – im schwäbischen Hirrlingen, S. 595).

Zurück in unserem Sindelfinger Heim bot uns 2003 die amerikanische Arthur S. DeMoss-Stiftung an, Restbestände ihres Verlages in deutscher Sprache gegen Zahlung der Frachtkosten nach Deutschland zu übernehmen. Nach zwei Monaten kamen zwei Schiffscontainer mit 28 amerikanischen Paletten an. 90.000 Bücher mit dem Titel „Kraft zum Leben“. Viele tausend Johannesevangelien und Neue Testamente mit Psalmen sowie Anleitungen zum christlichen Glaubensleben wurden in unserer großen Garage verstaut. Durch Aidlinger Schwestern und Freunde der Mission konnte innerhalb eines Jahres fast alles an suchende Menschen verschenkt werden. Rückmeldungen zeigen, dass die Bücher vielen zum Segen wurden. Auch dazu könnten wir von wunderbaren Fügungen berichten

An türkisch sprechende Mitbürger konnten wir auch Testamente in ihrer Muttersprache weitergeben. Viele zeigten sich dankbar dafür.

Rückschau und Vorschau

Nun habe ich mir viele Erinnerungen von der Seele geschrieben, die über Jahrzehnte verdrängt wurden. Noch heute bewegt mich, dass so viele Menschen im Zweiten Weltkrieg gewaltsam sterben mussten.

Besonders dankbar erinnere ich mich an den Jesuitenpfarrer Barth. Damals als die Juden 1948 begannen in ihr Land zurückkehren, prägte er mir fest ein: „Jesus Christus kommt bald. Du gehörst vielleicht schon zu der Generation, die das erleben wird.“ Wie verheißen, konnten die Juden nach 2.000 Jahren der Zerstreuung ihren Staat Israel gründen. Seitdem bemühe ich mich, biblische Prophetien besser zu verstehen. Je älter ich werde, desto mehr staune ich, was sich alles an endzeitlichen Voraussagen der Bibel erfüllt.

Bibellesende Menschen erkennen, dass Gottes Wort als Ganzes gilt und die einzig beständige Wahrheit ist. Deshalb dürfen wir getrost in die Zukunft sehen, denn Jesus ist und bleibt unsere einzige Hoffnung. Lasst uns so leben, als käme er jeden Augenblick in Macht und Herrlichkeit wieder, um sein Friedensreich auf Erden aufzurichten.

Pfarrer Dr. Rolf Sons, Studienleiter im Albrecht-Bengel Haus, Tübingen, formulierte einmal: „Das Leben eines Christen ist immer voller Wunder und Überraschungen, voller aufregender Führungen und unerwarteter Segnungen .Das Wunder ist für Christen nicht die Ausnahme, sondern der schlichte Normalfall. Warum ist das so? Ganz einfach, weil Jesus Christus kein theoretisches Prinzip ist und auch kein abstraktes Ideal, sondern der lebendige und gegenwärtige Herr. Sein Gnadengeschenk: Unser Leben darf mit ihm verbunden sein.

Er meldet sich zu Wort, indem er mit uns redet, manchmal auch durch äußere Ereignisse. Er lässt uns Vorhaben gelingen, deren Erfolg wir uns niemals erträumten und manchmal zeigt er uns durch Rückschläge, dass wir noch eine ganze Menge zu lernen haben. Um es auf den Punkt zu bringen: Es ist das große Wunder, dass Jesus Christus, der Herr,

unser Leben in seinen großen Plan von Ewigkeit her eingefügt und trotz allem, was dagegen sprechen mag, mit uns fehlerhaften Menschen zu seinem Ziel kommt.“

Ausgewählte Kontaktadressen für suchende Menschen

1. <http://www.diakonissenmutterhaus-aidlingen.net>

Diakonissenmutterhaus: Bibelstunden und -kurse, Freizeiten für jedermann; Bibelschule, FSJ, Berufskolleg, Hauswirtschaftsschule in Aidlingen, Krankenpflegeschule in Kirchheim/Teck

Darmsheimer Steige 1
71134 Aidlingen
Telefon 07034-6480

Freizeit- und Begegnungsstätte „Michelsberg“
Oberböhringen
73337 Bad Überkingen
Telefon 07331-95260

Freizeithaus „Tannenhöhe“
Obere Waldstraße 59
78048 Villingen-Schwenningen
Telefon 07721-89200

Freizeithaus „Tannfried“
Bruderhalde 4 - 6
79822 Titisee-Neustadt
Telefon 07652-91010

www.auftanken.de (tägliche Botschaft des Bibellesezettels)
www.bibel.com (Bibellesezettel, -archive und Bibeln online)

2. www.d.om.org Operation Mobilisation – Deutschland
Alte Neckarelzer Str. 2
74821 Mosbach
Telefon 06261-9470

3. Christliche Fachkräfte International
Wächterstraße 3
D-70182 Stuttgart
Telefon: 0711-21066-0
e-mail: cfi-stuttgart@t-online.de

4. www.dctb.de Deutscher Christlicher Techniker-Bund e.V.
Postfach 1122
70807 Korntal-Münchingen
Tel. 0711 / 8380828

5. www.cpv-online.org Christliche Polizeivereinigung e.V.
Goethestraße 29
72474 Winterlingen

6. www.cvde.de Christliche Vereinigung Deutscher Eisenbahner
Im Löken 60
D-44339 Dortmund
Referat Öffentlichkeitsarbeit Tel.: 07628 - 942-4786

7. <http://zedakah.de/> Liebeswerk Israel Zedakah
Haus Bethel Maisenbach
Talstr. 100, D-75378 Bad Liebenzell
Tel. 07084-9276-0, Fax -47
e-mail: zedakah.maisenbach@t-online.de

8. Rettungsarche Möttlingen
Christliches Erholungsheim,
1-2x täglich biblische Predigt, Seelsorgegespräche
Barthstraße 38
75378 Bad Liebenzell-Möttlingen
Telefon 07052 – 92990, Fax -32

9. Haus Birkengrund

Evangelisches Freizeit- und Erholungsheim

Schweizerische Glaubensmission

Neusatzer Straße 27

75335 Dobel (bei Bad Herrenalb)

Telefon 07083-3146, Fax 7830

10. Websites:

www.aem.de (Arbeitsgemeinschaft Evangelikaler Missionen)

www.bibelschulen.de (Konferenz Bibeltreuer Ausbildungsstätten)

www.gideonbund.de (Bibelmission)

www.Hauszellengemeinde.de (Hilfen für Hauskreise)

www.hilfe-fuer-brueder.de (in der Mission)

www.ivcg.de (Internationale Vereinigung Christlicher Geschäftsleute)

www.Losung.de (Freeware für biblische Losungen in vielen Sprachen)

www.rmj.de (Ring Missionarischer Jugendbewegungen e. V./Christliche Arbeitsvermittlung)